Adam und Eva.

Adam und Eva.

Eine Idylle

in sieben Gesängen

von

Moritz Hartmann.

H. 1914.541

Leipzig,

Friedr. Ludw. Herbig.

1851.

Kgl. Univ.-Bibl.
Berlin

Inhalt.

Seite

Erſter Geſang.

Die Schöpfung 1

Zweiter Geſang.

Das Paradies 41

Dritter Geſang.

Das Paradies und die Schlange 67

Vierter Geſang.

Der Baum der Erkenntniß 93

Fünfter Geſang.

Der Baum des Lebens 105

Sechſter Geſang.

Und er ſoll dein Herr ſein 145

Siebenter Geſang.

Aus dem Paradieſe ins Leben 163

Erſter Geſang.

Die Schöpfung.

Glücklich in solcher Zeit, und dreimal glücklich ist jeder,
Dem ein Winkel gehört, dahin er vermag sich zu flüchten:
Sei's ein Winkel, versteckt und vergessen im lieblichen Thalgrund,
Fern dem Geräusche der Welt und nahe dem Rauschen der Quelle,
Nahe dem Brausen des Hains und nahe dem Liede der Lerche,
Wo er bald mit der Quelle, dem Hain und der Lerche sich Eins fühlt —
Sei's ein Winkel in eigener Brust, ein Tuskulum das stets
Mit ihm ziehet und flieht — ja glücklicher ist er zu preisen.

Denn die Natur, ſie hat trotz Lerchen und Hainen und Quellen,
Trotz Katarakten und See'n und Blumen und Leuchten der Gletſcher
Nichts ſo Schönes gemacht, als ſich findet in jeglichem Herzen,
Wenn nur ſelbſt es verſteht den eingeborenen Reichthum.
Forſche nur Jeder genau und geh' er nur aus auf Entdeckung,
Und er wird, deß bin ich gewiß, überraſcht und erſtaunt ſein
Ueber den mächtigen Schatz von Schönheit und ſteter Erquickung,
Welchen er unfruchtbar im eigenen Buſen verſcharrt trägt,
Seit er wandelt im Thal der ſchmählich verleumdeten Erde.
Glücklich iſt der Poet; er ſieht die traurigſten Zeiten
Lagernd hinter dem Roſengebüſch im roſigſten Schimmer.
Wenn's da draußen auch ſtürmt, vor Froſt ſich ſchütteln die Andern,

Flieht er in's Roſengebüſch der hold ihn täuſchenden Dichtung,
So wie ich ſelber mich jetzt auch flüchte zur holden Idylle.

Nennt ihn fühllos nicht und zeiht ihn nimmer der Ichſucht,
Sagt nicht, daß er ſich feig entziehe den Leiden der Menſchheit.
Ach, er fühlt ſie wie ihr und ſtärker vielleicht noch und herber;
Doch es verletzt das Gefühl der Schönheit ihm, wenn er ſieht, wie
Ueberall Willkür herrſcht und kleine gemeine Verfolgung,
Wie ein jegliches Recht mit Füßen getreten, verhöhnt wird,
Das geſchrieb'ne ſowohl, als das, ſo mit uns geboren;
Wie die Lüge gewinnt ihr Spiel und Orgien feiert,
Und ſich im Siege berauſcht, dem niedrigen Krämer vergleichbar,

Der ſich freut, daß ſo klug er auf dem Markte betrogen.
Solche Zeit iſt der häßliche Tag der Geſchichte — da iſt ſie,
Wie es der Dichter ſingt, der Gottheit lebendiges Kleid nicht,
Dünger allein iſt ſie dann den Frühlingsſaaten der Zukunft.

Daß ſich da der Poet abwendet mit Ekel, verzeiht es,
Gütig verzeiht, daß er ſich in's eigene Innre zurückzieht,
Wo die ſchönere Welt er ſucht für ſich und die Andern.
Nicht in die Einſamkeit iſt fürwahr er geflohen mit Zagen,
Wenn zum Schönen er flieht, ſo floh er zur Menſchheit, und ihr dann
Doppelt gehört er an, ſobald er ſich ſelber gehört nur.
Wer in erbärmlicher Zeit ſein Beſtes bewahrt, der errettet,

Was er vermag, ein Stück vom Ganzen der ganzen Geſammtheit.
Nennt ihr einſam denn, nennt ihr von verſteinertem Herzen,
Nutzlos und unfruchtbar den Seher und Klausner von Patmos?
Einſam nicht und kalt in ſeiner olympiſchen Höhe,
Fremd dem menſchlichen Drang, war nicht der Alte von Weimar,
Trotz dem geläufig gewordenen Wort, trotz Börne, dem Edlen.

Fern wohl ſteht der Poet in ſeiner geweihten Umfriedung;
Doch er kennet die Zeit, und ſchaut und deutet die Zukunft,
Weiß, daß der flüchtige Tag, und ſei er noch ſo erbärmlich,
Nur die dunkele Thür zu beſſeren, ſtrahlenden Zeiten.
Wenn er auch klagt und beweint die einzelnen Opfer, die fallen,

Stets doch heiteren Blicks hinſchweift er über das Ganze,
Und die Götter gerettet hinträgt er über das Schlachtfeld.
Jegliches Lied, das friedlichſte ſelbſt, iſt der Hymnus der Freiheit,
Denn was wäre ſie ſonſt, die Freiheit, wenn nicht das Schöne?
Und, womit ſich ſelbſt der Poet aus Niedergedrücktheit
Und aus Trauer befreit, damit auch Andre befreit er.

Und ſo müde des Zorns und müde des häßlichen Aergers
Flieg' ich freudig zurück auf roſig idylliſchem Flügel,
Schnell zurück in das Land, das waldige, das mich geboren,
Und zurück in die Zeit der erſten und glücklichen Jugend,
Wiedererzählend genau und getreu, was da mir erzählt ward

Von glaubwürdigem Mund, die Geſchichte von Adam und Eva.
Denn nichts Anderes iſt fürwahr das Singen und Dichten,
Als die Erinnerung blos aus glücklichen Tagen der Kindheit,
Da wir wirklich gefühlt mit wahrhaft fühlendem Herzen,
Da wir gehört und geſeh'n mit wirklichen Ohren und Augen,
Wenig beirrt durch Trug und Dunſt von Innen und Außen.

Als der wilde Komet, das Kind des franzöſiſchen Chaos,
Corſika's Sohn, die Erde durchzog als Ruthe der Fürſten,
Und die Throne gebebt auf ihren verfaulten Geſtellen,
Manche Krone geſtürzt, wie im Sturm ein roſtiger Thurmknopf —
Welcher Winkel der Welt empfand nicht die große Erſchütt'rung?

Böhmen, das waldige auch, das hinter den Bergen versteckt träumt,
Heut noch in Mährchen gehüllt, wie das Shakspearische Böhmen
Hinter dem riesigen Kamm, dem nächtigen Fichtelgebirge,
Hinter den Bergen von Erz und dem Rest vom Herzynischen Walde,
Abseits, fremd und fern der welthistorischen Heerstraß', —
Böhmen kostete doch von des Kriegsgotts Plagen und Drangsal;
Zwar von Schlachten erbebt' noch nicht das Land der Hussiten,
Doch ein schreckliches Wort war: russische Einquartirung.
Freilich erschien des Rurik Sohn als Freund und Allirter;
Dennoch flehten zu Gott mit Inbrunst Städter und Landmann:
Herr, o wende den Freund von uns, schick' lieber die Feinde!
Dennoch bebte der Mann, der Vater für Kinder und Gattin,

Für das Gut, das Arbeit erwarb, der ſorgliche Hauswirth,
Und was Mühe erſpart, ward gleich wie Todte, vergraben.
Denn die Koſaken, ſie ſind, man weiß, Communiſten wie Cabet,
Und der Könige Freund iſt Freund nicht immer dem Volke.

Sorge um Habe und Gut und Leben, wo immer ſie nahte,
Angſt um Sitte und Zucht war der Heermacht feindlicher Vortrab,
Und der Beraubten Geſchrei und manche erſchreckende Sage
Von abſcheulicher That war ihr anmeldender Herold.
Wieſenthal, das beſcheidene Dorf am Rande des Waldes,
Wo den Fremdling zuerſt die Sprache der beſſ'ren Geſittung
Traulichen Tones begrüßt an der Schwelle, die Sprache der Deutſchen,
Wieſenthal, das beſcheidene Dorf, erwartete zitternd

Eben den ungebetenen Gaſt. Nur wenige Meilen
Stand er entfernt, zu Fuß und zu Roß, Koſaken, Baſchkiren,
Und man raunte ſich ſchon in's Ohr: ſie kommen, ſie kommen!
Muthige Jungen erkletterten keck die höchſten der Ulmen,
Um in die Ferne zu ſpäh'n entgegen der ſtaubigen Straße,
Unten das Volk, das harrende, frug: was ſiehſt du? was ſiehſt Du?
„Nichts", und Jubelgeſchrei empfing die fröhliche Antwort.
Nicht ſobalde getroſt, wie's Volk, war Thomas, der Alte,
Er, der Reichſte des Orts, zugleich der Klügſte und Beſte,
Er, der Herr von Feld und Wald, der Pächter, zugleich auch
Halber Beſitzer von ſehr ausgiebigem Hammer- und Bergwerk,
Ging in Gedanken vertieft und oft einhaltenden Schrittes
Auf und nieder zu Hauſ' in ſeiner geräumigen Stube,

Faßte bald Jenes an, bald Dies, dann warf er es wieder
Weit von ſich und ſtrich mit der Hand die gefaltete Stirne.
Oftmals blieb er ſtehn vor des Kaiſers geſchmeicheltem Bildniß,
Das von bemaleter Wand halb ſchief am ſeidenen Band hing,
(Haben mußt' er es wohl, als Pächter ärariſchen Gutes,
Denn, mein Gott, was hätte der würdige Hütteninſpektor
Sonſt für Gloſſen gemacht von Unterthanen und Treue,
Wenn er kam, zu holen den Zins, zu ſchließen die Rechnung,
Und zu ſehen zugleich, was man ihm ſelbſt in die Hand drückt.)
Vorwurfsvoll anſah er das Bild und wandelte weiter,
Auf und ab, bis wieder er vor dem glänzenden Glasſchrank
Stehn blieb, merklich zerſtreut, und ohne zu ſehen doch anſah

All' die Dinge, ſo dort ſich reihten in lieblicher Ordnung:
Manches ſchöne Beſteck von Silber, getriebener Arbeit,
Meſſer und Gabel gravirt und verziert mit erhabenen Blumen,
Wie es die Väter geliebt, auch manchmal freilich geſchmacklos,
Ueberreich, in der Art der beſonderen Rococo-Mode —
Mancher alternde Kelch, ſchon etwas verbogen und formlos
Von zu oftem Gebrauch und mißverſtandenem Putzen,
Aber von ſanfterem Glanz, wie ſilberne Haare des Alters,
Innen noch, wie ein Reſt von Jugend, die ſchwache Vergoldung.
Zwiſchen dem Kelch und Beſteck ſo manches Familien-Erbſtück:
Biſambüchschen in Filagrän, der Himmel nur weiß es,
Wie und wann dereinſt ſie in die Familie kamen,
Wem ſie gehört vormals, wär' noch vielleicht zu erkunden,

Da ſie zierlich verſeh'n ſind mit altadligen Wappen;
Andere Büchschen noch, mit künſtlichen Schrauben zu ſchließen,
Sind ſie beſtimmt, im ſilbernen Schooß Dukaten zu bergen.
Freilich ſtehn ſie leer, doch nahm indeſſen ihr Amt an,
Welche daneben ſich breit macht, dort die blecherne Sparbüchs',
Die ein klaffendes Maul, ein länglich viereckiges aufſperrt,
Stets zu empfangen bereit, und niemals willig zu geben,
So das richtige Bild vom ſammelnden filzigen Geizhals.
Denn noch unter dem Maul, gleichwie ein tückiſches Fallthor,
Klappt die Zunge zuſammen, ſobald ſie die Beute verſchlungen.
Ueber dem Silbergeſchirr, am ſchlängelnd geſchweifeten Schrankbrett,
Nahe dem Glaſe der Thür an kupfernen Nägelchen hängt noch.

Breit und gedehnt in Gold, ein venetianiſches Kettchen,
Das am dünneren End' die bauchige goldene Uhr hält.
Sie repetirt, doch iſt nicht zu ſeh'n. Mit gewichtiger Schwere
Ruht ſie verborgen im Schoos der porzellanenen Vaſe,
Deren Blumen vom Klang melodiſch ſcheinen zu beben,
Stets, wenn geheimnißvoll und gedämpft in der Tiefe die Uhr ſchlägt.
Um die Vaſe ringsum, wie um die würdige Mutter
Drängen die Taſſen ſich dicht, und Kaffeeſchalen und Kannen,
Blumig und bunt, wie ſie. Beſchädigt iſt manche. Was thut das?
Was ſie durch Wunden verlieren, gewinnen ſie wieder an Würde.

„All' den lieblichen Tand muß man in Sicherheit bringen

Vor dem unſauberen Gaſt, den uns der Kaiſer in's Haus ſchickt.
Lieber würd' ich an Geld mich zehnfach ſchädigen laſſen,
Als daß all' das Zeug, dran hundert Erinn'rungen haften,
Ich mir ließe entweih'n durch die ſchmutzigen Hände der Räuber.
Solches denkſt du wohl auch, mein ehrlicher Thomas. So ſprich doch."
Alſo ſprach aus dem Winkel heraus die ſchöne Matrone,
Die dort ſtrickend ſaß im ſanft umarmenden Lehnſtuhl.
Lächelnd mit ihrem Blick verfolgte ſie ihren Gemahl, wie
Er in Gedanken verſenkt und ernſt die Stube durchſchritten.
Freudig betrachtete ſie, wie rüſtig, und würdig und ſchön noch
Er dahinging, trotz den vorgeſchrittenen Jahren,
Wie das edle Geſicht, durch's Alter noch edler geworden,
Wie das verſtändige Aug', das einſt ſo friſch in die Welt ſah,

Durch die Falten bekam der Weisheit milderen Ausdruck,
Wie das bleichende Haar noch lockig und voll auf den Hals fiel
Und von der Bürde der Zeit der Nacken nur sachte gebeugt war.
Denn es liebt's noch in spätester Frist das Weib, die Matrone,
Ob der getroffenen Wahl sich zu freu'n und sich selbst zu beloben.
„Nun, so sprich, was meinst du davon", sprach wieder die Alte.
Aber er hörte sie nicht. Es diente die plötzliche Rede
Ihn zu ermuntern nur aus seiner hinbrütenden Starrheit,
Daß er wieder den Weg, den unterbrochenen, aufnahm,
Auf und abging, bis vor der Uhr von Neuem er stehn blieb.

Auf dem Wandpostament von schwarzem und köstlichem Holze

Stand ſie glänzend und ſtolz, gleich prächtiger Kirchenfaçade,
Aus der Epoche der Kunſt, die man benannt Renaiſſance.
Denn es ſtützten den Bau Arkaden von ſchimmernden Säulen,
Theils von gelblichem Erz, doch mehrere von Alabaſter:
Einfaches Architrav, die Capitäler belaſtet
Durch die verſchiedenen Schnörkelei'n und durch allerlei Schnitzwerk —
Und dazwiſchen gefügt Statuetten antiker Bedeutung,
Während im Hintergrund als Genius ſchwebte der Pendel.
Und die Uhr und das Zifferblatt — welch' üppiger Anblick!
Wahrlich, man glaubte zu ſehn des Ptolomäiſchen Weiſen
Unheimliches Gemach mit Inſtrumenten und Zahlen,
Maaßen und Zirkeln, wo er berechnet die himmliſche Ordnung,
Und den Gang der Zeit, und der Erdgeborenen Schickſal.

Nichts zu bewundern wär' an der Zahlen gewöhnlichem Dutzend,
Aber da waren auch noch die Zeiger der kleinsten Sekunde,
Zahlen auf Zahlen gehäuft, ob eine die andre gebäre,
Und ringsum im Kreis die zodiakischen Schaaren,
Großes und kleines Gethier, und Wassermann, Zwilling und Jungfrau,
Alles in Farben gemalt, bald grell in feurigen Tinten,
Zierlich und lieblich bald, je wie es der Gegenstand fordert.
Und bei jeglichem Bild in uraltgothischer Schrift stand
Deutlich der Monat genannt, auf welchen es übet den Einfluß.
Und die Gesellschaft der Zwölf durchkrochen noch andere Thiere
Hin und zurück, zum Beispiel: Schwan und Schlange und Arktus,
Und ein feuriges Roß, dem über dem Haupte ein Stern schwebt.
Daß der Mond, der treue Trabant der Erde, nicht fehlte,

Solches verſteht ſich von ſelbſt. Er drehte ſich ſtill um die Achſe.
Halb nur war er von Gold, die andere Hälfte war dunkel.
Wenn die Uhr dann ſchlug, o welch' beſonderes Schauſpiel!
Alles das Zeug daran kam plötzlich in wilde Bewegung,
Daß man geglaubt, es kehre zurück das ſchreckliche Chaos,
Und in's Tauhu-Wo-Wauhu verſinkt das künſtliche Weltall;
Denn im Vertrauen geſagt, ſehr war ſie verdorben, die Kunſtuhr.
Und dann welches Gemiſch und Gewirr der verſchiedenſten Töne,
Daß man frug: brüllt etwa der Leu? klagt traurig die Jungfrau?
Hauchet der Schwan ſein Abſchiedslied? Blökt mäckernd der Steinbock?
Oder erfindet der Skorpion ein giftiges Liedchen?
Ach, ihre Zeit war vorbei, ſowie vorüber die Zeit iſt
Jener berühmteren Uhr am Prager Altſtädter Rathhaus,

Wo trotz allem Bemüh'n nicht mehr die Apostel erscheinen,
Auch der Judas nicht, der doch am längsten herauskam,
Um den Beutel mit Geld den neidischen Christen zu zeigen,
Und die Sonn' und der Mond im ehernen Himmel verrosten:
Nur der Tod nickt manchmal noch und zeiget die Hippe.
Ja, es ist die Zeit der Künstlichkeiten vorüber,
Und kein Meister glaubt, es lohne der Müh' sie zu flicken.

Aber es hatte wohl nicht so tiefe Gedanken der Alte;
Kaum nur sah er die Uhr, und zerstreut bemerkt er gewiß nicht,
Daß sie auf Winter gezeigt, weil draußen der holdeste Lenz war.
Nein, ihn plagten gewiß ganz andre Gedanken und Sorgen.
Plötzlich wandt' er sich um und sprach zur Matrone im Lehnstuhl,

Etwas heftiger wohl als sonst, im Tone des Vorwurfs:
Nein, o Weib, so kann und soll und darf es nicht werden,
Und es ist Zeit, fürwahr, an Mittel und Wege zu denken,
Morgen schon sind sie da, ich habe bestimmteste Nachricht,
Und dieß Haus, als das größte im Ort, wird am reichsten bedacht sein.
Soll das theuere Kind, die holdaufblühende Knospe,
Unsere Eva, soll sie denn miterleben den Unfug,
Soll sie mit ansehn die Scenen der rohesten Wildheit,
Denen schon morgen das Dorf wird werden der traurige Schauplatz?
Flecken- und makellos ist noch die Seele des Kindes,
Wie die Lilie rein und glänzend, und frisch wie die Rose;
Ihre Gedanken, sie sind noch unentweihte Gedanken,
Und kein giftiger Wind warf seinen beschmutzenden Staub drauf.

Was die Mutter Natur durch Jahre ſo liebend gepflegt hat,
Ach! wie behende verdirbt's ein einziger böſer Moment nur.
Denk' ich daran, daß ſolch' ein Menſch mit gewohnter Gemeinheit
Sie nur berührt, und ſäh' ich's einmal, ich wäre des Wahnſinns!
Fort muß Eva, und bald! Es rief es der Alte mit Nachdruck.

Aber wohin und wie? ſo fragte erſchrocken die Mutter,
Und ſie erhob ſich bleich aus ihrem umarmenden Lehnſtuhl,
Nicht nur war ſie erſchreckt vom Gedanken an baldige Trennung
Von dem theueren Kind — was ſie viel mehr noch erſchreckte,
War, was ſchnell ſie erkannt, daß der Alte verſtändig nnd wahr ſprach.
„Aber wohin, da der Feind ſchon Stadt und Land überſchwemmt hat,

Wir, wir können nicht mit, uns hält zu Hauſe die Wirthſchaft,
Die jetzt mehr als je noch bedarf der wachſamen Augen,
Und ſo kommt das Kind aus Gefahren in größ're Gefahren."
Alſo ſprach die Alte beſorgt, — er zuckte die Achſel.
Selber noch wußt' er es nicht, wie, wo zu finden den Ausweg,
Eins nur wußt' er beſtimmt, daß Hilfe und baldige noth that.

Während das ſorgende Paar ſich alſo betrachtete rathlos,
Klang mit einmal laut von herzlichem Lachen der Hausflur,
Und das klang ſo hold, ſo aus aufrichtigem Herzen,
Daß troß Sorg' und Verdruß mitlächeln mußten die Alten.
Und es entſpann auf dem Flur mit Lachen ſich folgende Zwieſprach:

„O, wie furchtbar leer, o Adam, iſt wieder die Jagdtaſch',
Mager und abgehärmt, ſowie dein engliſcher Windhund,
Unglückſeliger Schütz', nur dir zum Aerger aus Bosheit
Gab die Mutter Natur dem Hirſche die flüchtigen Läufe,
Und dem Vogel zur Flucht den himmelaufſtrebenden Fittig.
Wär', o Adam, auf dich die Vorrathskammer gewieſen,
Bliebe ſie öd', o Adam, und leer, wie die traurige Jagdtaſch'."

„Lache nicht, Eva," verſetzte darauf die andere Stimme,
Wenig gekränkt durch den Spott, doch ernſt mit männlichem Wohllaut:
„Sag' ich die Urſach' dir, warum ſo mager die Taſche,
Lachſt du gewiß nicht mehr, denn gut iſt dein Herz und gefühlvoll."

„Nun, ſo erfinde nur ſchnell dein Jägerlatein und entſchuld'ge,

Wie es der Brauch bei Jägern von je, dein schmähliches Unglück."
So fuhr Eva fort und ließ sich im Lachen nicht stören.

„Heut', sprach Adam darauf, war ich von Freunden geladen,
Mitzugehn auf's Feld und Frühlingslerchen zu schießen;
Nebellos und klar war schon sehr frühe der Morgen,
Rein, krystallen die Luft, voll Heiterkeit lachte die Sonne,
Laut vom Lerchengesang wiederhallte der leuchtende Himmel,
Jeder Lufthauch schien ein Lied im Schooße zu tragen.
Günstig und hoffnungsvoll wird solch' ein Morgen dem Jäger.
Und so zogen wir aus zusammen und sangen im Chore.
Erst im offenen Feld zerstreuten wir uns, und ein Jeder

Ging mit der Büchs' in der Hand dahin, vorsichtig und einsam.
Und so ging auch ich. O Kind, wie ward mir zu Muthe!
Unter den Füßen mir die dunkelen Schollen der Erde,
Noch vom Frühlingsgrün der freundlichen Hülle bedeckt nicht,
Aber doch lebensvoll schien jede sich schon zu bewegen,
Schwellend vom wachsenden Keim und künftigen nährenden Früchten.
Düfte nur hauchten empor, als wär' eine einzige Blume
Unsere Erde, und uns ihr Kelch die duftige Wiege.
Ferne vom anderen Rand des Baches ertönte des Landmanns
Stimme mit Kraft und klar, antreibend die Stiere der Pflugschaar.
Neben ihm mit gemessenem Schritt und gleicher Bewegung
Ging ausstreuend das Korn mit strotzender Schürze der Sämann,

Murmelnd das ſegnende Lied, nach deſſen Takten
er ausſtreut.
Silbern dampfte der Bach und ſchlug an die Kie-
ſel melodiſch,
Und an jeglichem Halm wiederglänzte im Thaue die
Sonne.
Aus den Zweigen hervor neugierig drangen die
Knospen,
Fragend, ob ihr Kind, die zarte, empfindliche
Blüthe
Ohne Beſorgniß dem Wind, dem Wetter ſie dürfen
vertrauen.
Aber die ſieht noch nicht des Lenzes verläßlichſten
Boten,
Sieht die Schwalbe noch nicht, und zieht ſich zu-
rück in die Hülle,
Die ſie warm verdeckt, wie das Kind die Gewande
der Mutter.
Und in der Luft, o welche Muſik, welch' wirbeln-
des Leben,
Ueberall aus dem Gefild' ſtieg auf die ſingende
Lerche,
Daß man nicht wußte fürwahr, ob ſie die Lieder
emporträgt,

Ob ſie ſelbſt nicht wird vom eigenen Sange getragen,
Sie, die Seele der Luft, die redende Zunge des Frühlings.
Bald verſchwand ſie im Blau, als ob ſie der Himmel enthoben,
Sein geliebteſtes Kind, und ſie im Buſen verborgen.
Mich überkam das Gefühl, das immer und immer im Frühling
Mich überfällt und drängt, ich weiß nicht, wie es zu nennen, —
Freudig und ſchmerzlich zugleich. Als ob ich etwas vergebens
Suchte im mächtigen All', ſo traurig iſt mir zu Muthe,
Und doch heiter auch, als hätt' ich es endlich gefunden.
Eins mit der Welt empfind' ich mich dann und will ſie umarmen,
In die Fremde entfliehn und doch die Freunde nicht laſſen,
Die ich, wie es mir ſcheint, dann herzlicher liebe und treuer.

Flügel wünſch' ich mir da, um in den Himmel zu dringen,
Und von der Höhe herab im wirbelnden Liede die Seele
Auszuſchütten, und mich und die Kinder der Menſchen zu ſegnen.
Ach, ich ſpreche nur Worte und Worte — ich weiß es doch ſelbſt nicht,
Was ich wünſche — vielleicht nur wünſch' ich zu ſein wie die Lerche.
Eva, ſiehſt du — und ſie, die vielleicht ein Gleiches empfindet,
Gleiches Gefühl und Liebe, vielleicht noch tiefer und ſtärker,
Da ſie's ſinget im Lied, wofür mir mangelt der Ausdruck;
Sie, voll Glück und Tönen, erfüllt von Leben und Frühling,
Sollt' ich tödten? — Dazu, beim Himmel, ich hatte das Herz nicht.
Unter den Baum in's Gras warf ich mich ſelbſt und die Büchſe,
Und ein jeglicher Schuß der Gefährten durchſchnitt mir die Seele.

Schweigen folgte darauf, denn Eva lachte nicht wieder.
In der Stube darin die Alten, ſie hörten die Worte.
Jetzt, da Adam ſchwieg, rief freudig der Vater und plötzlich:
Weib, die Hilfe iſt da, das Mittel, ich hab' es gefunden.
Was? ſo ſprich — die Mutter fragt's, er erwiederte nicht mehr;
Denn ſchon riß er die Thür weit auf und winkte dem Jüngling,
Dem das Mädchen die Hände ergriff, als wollte Vergebung
Sie erflehn von ihm für jenes voreilige Lachen.
Auf des Vaters Wink eintrat zur Stube der Jüngling,
Schüttelte jenem die Hand und dann der lächelnden Hausfrau.

Herrlich war er zu ſehn, der Jüngling. Zwiſchen den Alten
Stand er kräftig da, gleich einer der blühendſten Eichen.

Achtzehn Jahr kaum alt, doch prangend in voller Geſundheit,
Blickte der künftige Mann ſchon deutlich aus jeder Bewegung.
Luſtig ſaß ihm der Hut, der grüne, auf wallenden Locken,
Die ſehr dunkelbraun umſchatten die blühenden Wangen.
Kurz nur war der beſchnurte Rock von einfachem Tuche,
Kaum daß das Knie er berührt, doch war er trefflich geeignet,
Seine ſchlanke Geſtalt im ſchönſten Lichte zu zeigen,
Die gewölbete Bruſt, die kräftigen Schultern, die ſchmale
Mitte, welche ſich leicht und ungezwungen bewegte.
Um den Hals nur loſe geknüpft ſchlang ſanft ſich das Tuch, von
Welchem die Schleife zu ſehn nur war, da der Kragen des Hemdes
Weiß es bedeckt, und den Hals, den etwas bräunlichen, ſehn ließ.
Auf der Weſte von Sammt erglänzte ein ſtählernes Kettlein

Bis zu den Knien herauf erhoben ſich faltige Stiefel.
Kräftig ſah das Geſicht und geſund. An ſtrotzender Röthe
Mangelt es zwar, doch ſprachen das Braun der gerundeten Wangen.
Und der Naſe Schwung und die roſig blühenden Lippen,
Und der ſichere Blick von Kraft in männlicher Fülle.
Schwer zu beſtimmen war's, von welcher Farbe die Augen,
Ob ſie blau, ob ſchwarz — die langen und ſchattigen Wimpern
Deckten ſie allzuſehr. Zumeiſt erſchienen als ſchwarz ſie;
Aber als blaue befand ſie die lange, genaue Betrachtung.
Ueber der Lippe zeigte ſich ſchwarz der beſcheidene Anflug
Flaumigen Bart's, der aber verſprach die üppigſte Zukunft.

Alſo ſtand vor dem Alten er da. Der legte die Hand ihm

Auf die Schulter und ſah ihm lang nachdenklich ins Antlitz.
Endlich ſprach er ſo mit gewichtiger Stimme und langſam:
Adam, du weißt, ich habe dich nie gemahnt an Vergangnes,
Nie, was ich dir gethan, nach der Weiſe gewöhnlicher Menſchen,
Hab' ich dir vorgeſagt und vorgerechnet, und niemals
Haſt du's gefühlt, daß du ein angenommenes Kind biſt.
Als ich ins Haus dich nahm, da Vater und Mutter dir ſtarben,
Lobt' ich mich ſelber nicht ob jener erwieſenen Wohlthat;
Was ich that, mir war's nur ſchreiendſte Schuldigkeit — und iſt's
Heiligſte Pflicht denn nicht, dem Nebenmenſchen zu helfen,
Wie erſt, wenn er wie du, ein hilflos verlaſſenes Kind iſt?
Wenn hier Wohlthat iſt, du warſt es, der ſie erwieſen:

Lange versagte der Herr uns den Segen, den höchsten, der Ehe,
Einsam gingen, betrübt wir traurigem Alter entgegen.
Nutzlos schien uns jeder Erwerb und jegliche Arbeit,
Sollte doch ihre Frucht nicht erfreun ein theueres Wesen.
Und zu erkalten begann die Liebe, die erst uns vereinte,
Still und verdrießlich ging einher Eins neben dem Andern,
Und an der Thüre schon lag bös lauernd häusliche Zwietracht;
Denn es fehlte das Band, das stets sich erneuende, welches
Immer mit frischerer Kraft zwei menschliche Herzen umschließet,
Und der Mittelpunkt ist, um den die Gefühle sich sammeln.
Du — du brachtest ins Haus die Liebe, das Leben, die Jugend,
Und dein Kindergeschrei verscheuchte die schädlichen Geister.
Als uns dann noch beschenkte der Herr mit der lieblichen Spätfrucht,

Mit des eigenen Kind's beglückendem Daſein erfreute,
Da auch fühlteſt du nicht, daß du uns fremder, als Eva.
Ward uns ein theueres Kind, ward dir eine Schweſter — du weißt es.

Ja, ich weiß es, ſo rief darauf der kräftige Jüngling.
Eingeprägt bleibt's mir im innerſten Herzen, o Vater,
Unverlöſchlich und tief. Und was für mich du gethan haſt,
Nenn' es, wie du es willſt, nenn's Schuldigkeit, Wohlthat, Almoſen,
Nenn' es Pflicht — mir gilt es gleich — ich weiß nur das Eine,
Daß ich euch nenne als Vater und Mutter, und daß ich
Freudig zu Allem bereit, was je für die Eltern ein Sohn that.

Und der Alte darauf: dich erinnern nur, daß du mein Sohn biſt,

Wollt' ich und fordere von dir, daß nun die Pflicht du erfüllest
Gegen das Kind, deine Schweſter, der Augenblick iſt gekommen.
Du wirſt Mann! (Ein Mann! mit Stolz wiederholt es der Jüngling)
Offen ſprech' ich zu dir und will meine Angſt dir vertrauen,
Sicher, daß ich das Wort an keinen Knaben verſchwende.
Darum kurz. Du wirſt mich verſteh'n. Kein Flecken und Makel
Haftet an Geiſt und Gemüth des theueren lieblichen Kindes,
Wie ihr Leib iſt reich ihre Seele an Schönheit und Anmuth,
Schuldlos iſt ſie und rein, eine Blüthe unter den Menſchen.
Aber leicht wird befleckt dem fünfzehnjährigen Kinde,
Wenn es Häßliches ſieht, Fantaſie und Herz und Gedanken;
Denn zu empfänglich iſt die Jugend für jeglichen Eindruck,

Und der weißeſte Schnee iſt's, der am leichtſten befleckt wird.
Morgen kommen ſie an, von deren erſchreckendem Unfug
Tauſend Sagen voraus erzählen, erregend den Abſcheu.
So den unſchuldigen Blick des Kindes will ich bewahren,
Und da Stadt und Land bereits vom Feinde bedeckt ſind,
Hab' ich beſchloſſen, dich mit unſerer Eva zu ſenden
Tief in den Wald, entfernt von den lärmenden Pfaden der Menſchen.
Wenige Stunden von hier, wo ſonſt die Meiler der Köhler
Rauchten, jenſeits der Schlucht, wenn man entgegen dem Waldbach
Geht, nicht fern dem Eingang des unbetretenen Urwalds,
Wo aus der Nacht der Tannen ſich hebt ein einſames Kloſter —
Dort, du weißt es, beſitz' ich ein ausgedehnteres Waldſtück,

Ausgereutet halb und verbrannt zu nützlichen Kohlen,
Die ich vor Jahren schon verbraucht in Hütten und Hämmern,
Dort auf freundlicher Höh', in der Ecke der sonnigen Halde,
Hab' in vergangener Zeit ich gebaut ein Haus für den Heger,
Der die Meiler bewacht. Jetzt liegt es verfallen und einsam.
Leichte Müh' baut's wieder auf und machet es wohnlich;
Küche und Boden enthält's und zwei geräumige Stuben.
Heute noch send' ich dahin, es einzurichten, die Knechte,
Was dann fehlt, wirst du mit fleißiger Arbeit ersetzen;
Denn dahin wirst du ziehn mit Eva, dem theueren Kinde,
Dort verbleiben, bis fort sind die ungebetenen Gäste.
Dir vertrau' ich sie an, du wirst sie treulich beschützen.

Eben trat das Mädchen herein. Der kräftige Jüngling
Faßte mit Macht ihre Hand und rief: beim Himmel, das werd' ich!
Schützen will ich ſie mit allen Kräften der Seele,
Und mit all' der Kraft, die meine Glieder belebet,
Hüten mit allem Verſtand, mit allen Gefühlen des Herzens,
Hüten und ſchützen ſie mit dem letzten Tropfen des Blutes.

Du hältſt Wort! der Vater ſprach's. Die Mutter zerdrückte
Eine Thräne im Aug'. Verwundert blickte die Jungfrau.

Zweiter Gesang.

Das Paradies.

Morgen war's. Es zog der Knecht das Pferd aus dem Stalle,
Denn es ſtand ſchon der Wagen bepackt mit hundert Geräthen,
Als da ſind Bettſtellen und Tiſch' und Kaſten und Stühle.
Auch den Spiegel hat nicht leichtſinnig Eva vergeſſen.
Kleinigkeiten, auch Kaffeemaſchinen ſammt Zuthat,
Löffel groß und klein, und Teller und Schüſſel und Töpfe,
Und zuletzt warf Adam dazu einen Bündel mit Büchern,
Den überſetzten Homer und Plutarch und Schiller und Goethe,
Und die Geſchichte vom ſchrecklichen Blinden aus Böhmen, von Ziska,

Und von Johannes Huß, dem muthigen Kirchenverbeſſrer,
Welchen der Sigismund, der deutſche Kaiſer, verrathen,
Und das Kirchenconcil verbrannt als Ketzer in Conſtanz.
Denn es liebt der an Leib und Seele ſo kräftige Jüngling
Noch von der Schulzeit her in ſinnigen Stunden die Bücher,
Und er dachte ſich's aus, in den Einſamkeiten des Waldes
Mit der Schaar ſeiner Helden bekannt zu machen die Jungfrau.
Die ſprang luſtig umher indeß und freute der Habe
Sich, die unbeſchränkt ſie ſollte verwalten als Hausfrau.
Lieblich gekleidet war und fertig zur Reiſe die Jungfrau.
Ihr vom Arme herab hing luſtig am Bande der Strohhut,
Der da deutlich genug abſtechen mußte vom Haare,
Das, es ſei zum Ruhm ihr geſagt, mehr dunkel als blond war,

Und in Flechten und lang und breit den Rücken hinabfiel.
Gleich der frischesten Frucht, umgeben von glänzenden Blüthen,
Steckte der lächelnde Kopf in der blühenden Krause des Halstuchs,
Welches zierlich umschlang und faltig Schulter und Busen.
Kurz nur war, nach der Sitte des Lands, das bläuliche Röckchen,
Aber am Rande gesäumt von dunkleren sammetnen Streifen.
Nicht verbarg es mit Neid die niedlichen Knöchel der Jungfrau,
Und den länglichen Fuß, der schmal im gestöckelten Schuh stak.
Fertig! rief der Knecht, als das Pferd an den Wagen gespannt war,
Und der heitere Blick von Kind und Vater und Mutter
Wurde plötzlich betrübt; es weinten die weiblichen Augen,
Während Adam sich Manches zu schaffen noch machte am Wagen

Und der Alte ſich ſtill mit halbgezwungenem Lächeln
Umſah, und in der Luft ließ ſchallen die Peitſche des Knechtes.
Endlich kam der Jüngling herbei; aus den Armen der Mutter
Hob er Eva hinauf, wo ihr bereitet der Sitz war
Vorn im Karr'n, aus Heu und Stroh, ſehr weich und gemächlich.
Auch für ihn war noch Platz, doch wollte er lieber daneben
Gehn auf dem holprigen Pfad, um nachzuhelfen, wo's Noth that.
Vater und Mutter drückt' er die Hand, und küßte ſie beide,
Ohn' ein Wort dann winkt' er dem Knecht, es knallte die Peitſche,
Und es ſetzte der Zug ſich langſam in ſachte Bewegung.
Traurig mäckerte noch die Ziege, die hinter dem Karren
Ging, an den Korb gebunden, und mit den Reiſenden fortzog.
Aber es trennten ſich nicht ſo leicht der Vater, die Mutter,

Lange noch gingen ſie mit zu beiden Seiten. Der Alte
Schwieg. Doch hatte die ſorgliche Hausfrau Manches zu ſagen:
Seid nur unbeſorgt, ich will euch im Wald nicht vergeſſen,
Wöchentlich ſoll ein Knecht euch Nachricht bringen von Allem,
Was ſich ereignet im Dorf — auch ſollt ihr immer mit Jedem,
Was die Wirthſchaft braucht im Ueberfluſſe verſorgt ſein.
Reichlich wird euch mit Milch die Ziege verſehen zum Frühſtück,
Sie iſt gut und geſund — fürwahr ein treffliches Thier iſt's,
Kaum drei Jahre nur alt — die Butter ſchick' ich euch ſelber,
Sollt' ich ſie kaufen auch in der Stadt — ſie iſt jetzt ſo ſelten.
Was die Jahrszeit bringt, ihr ſollt es haben vom Erſten.
Mit dem Kaffee, mein Kind — ich ſchicke dir immer gebrannten, —

Gehe recht ſparſam um, und gieb nur acht auf das Feuer,
Daß kein Unglück geſcheh' — das Haus iſt aus trockenem Holze —
Alſo gab ſie dem ſcheidenden Kind vorſorgliche Lehren,
Bis an den Bach der langſame Zug war gekommen und plötzlich
Rechts und links gezwungen, Halt zu machen, die Alten
Schnell noch drückten die Hand den ſcheidenden Kindern. Der Wagen
Rollte durch's ſeichte Bett — flink ſpringend von Steine zu Steine
Folgte ihm Adam nach, die Jungfrau wandte ſich lächelnd.
Traurig ſtand das alternde Paar und blickte mit naſſen
Augen den Theueren nach, bis hinter dem Hügel ſie ſchwanden.
Schweigend gingen zum Haus ſie zurück, als endlich die Mutter
Schüchtern begann: ob nicht der Entſchluß voreilig gefaßt war!

Kinder ſind ſie ja doch, und ſo allein und verlaſſen! —
Und iſt's gewagt denn nicht, wenn ich Alles und Jedes erwäge,
Jüngling und Mädchen allein in dieſem gefährlichen Alter! —
Aber da rief der Vater erzürnt: was Weibergedanken!
Kenn' ich denn Adam nicht, die treueſte männliche Seele,
Ohne Makel und Fehl?! — Wie ruhig vertrau' ich das Kind ihm.
Lächelnd fügt er hinzu: er wird ſie treulich beſchützen,
Will es der Herr auf längere Zeit, gern will ich vertrau'n ihm
Seinem ſicheren Schutz was mir auf Erden das Liebſte.

Holperig ging über Stock und Stein indeſſen der Wagen,
Hügel hinauf und hinab entgegen dem rauſchenden Walde,

Bis als einziger Weg das Bett des vertrockneten Wildbachs
Uebrig blieb, das steil und gerad den Berg sich hinaufzog.
Oftmals mußten der Knecht und Adam stützen den Wagen,
Daß am ausgeschwemmten Gestein er krachend nicht umfiel.
Eva zog es zuletzt auch vor, zu Fuße zu wandern,
Und das blökende Thier, die Ziege, am Stricke zu führen.

Laßt sie ziehn. Ich benutze die Zeit, die helfende Muse,
Wie es doch immer der Brauch in hexametrischen Rythmen,
Anzurufen, was ich bis jetzt nachlässig versäumt hab'.
Auch, befürcht' ich, büßen es schon die gesungenen Verse.
Aber welche Gestalt und incarnirten Gedanken
Wähl' ich mir aus, o sagt, daß der Plan des Poeten sich kundgiebt?

Ruf' ich dich vielleicht, du Tochter des Pfarrers von Grünau?
Nein! es iſt jetzt beliebt mit Lächeln nur dich zu betrachten,
O Luiſe Voß, du ſittſam beſcheidene Jungfrau!
Dich, Dorothea? Erſchreckt kehrt ſich von dir meine Kraft ab,
Wahrlich, du biſt zu ſchön, zu hoch, zu groß und zu weiſe.
Klüger iſt's, gar nicht an dich zu mahnen den Leſer,
Lieber helf' ich mir wieder, wie ſtets ich gewohnt mir zu helfen,
Schöpfe aus eigener Bruſt, beſchwörend herauf die Erinn'rung.
Dich ernenn' ich hiemit zu meiner helfenden Muſe,
Nanny, liebliches Kind, du glückliche kindiſche Liebe.
Kaum acht Jahr! wie feſt und feurig hab' ich geliebt ſie,
Sie kaum ſieben, und ach! wie treu ſie mich wieder geliebt hat!
Und ſie war noch ſo klein, und doch ſo neckiſch und ſchlank ſchon,

Und die Urſach' auch zu Eiferſucht, Hader und Zank oft.
Einſt, es war, ich denk' es wie heut', ein lenziger Sonntag,
War ſie geladen zum Spiel von Nachbars Kindern, wo ich doch
Nimmer erſcheinen gekonnt, da ich am ſelbigen Morgen
Einem der Jungen die Fauſt um Nanny's willen in's Aug' ſchlug;
Denn er machte ſich ſtets gar ſehr zu ſchaffen um Nanny.
Sollt' ich allein ſie laſſen dahin? — Unmöglich! Wie ſehr auch
Sie darauf ſich gefreut. Ich lockte mit liſtigen Reden
Sie auf unſeren Hof in die Scheune und ſchlug dann das Thor zu,
Drehte den Schlüſſel im Schloß und ſteckt' ihn ein, und behende
Lief ich fort in den Wald, um nicht mich erweichen zu laſſen
Vom Geſchrei, vom Weinen, das bald ſich hinter mir anhub.

Aber es liefen herbei die dummen erwachſenen Menſchen,
Die bei Gott kein Recht und nimmer Verſtändniß beſitzen,
Sich in die Kinderwelt und ihre Verwicklung zu miſchen.
Schreiend liefen ſie hin und her und ſuchten den Schlüſſel,
Fragten und fluchten und wußten nicht was und erbrachen die Scheune,
Wo ſie thränenbenetzt das Mädchen fanden und ſtaunten.
„Nun, ſo komm doch heraus.“ Sie aber ſchüttelte weinend
Ihr blondlockiges Haupt und ſchluchzte, und ſagte: ich darf nicht,
Und ich geh nicht hinaus, bis er es wieder erlaubt hat.
„Warum haſt du geſchrie'n, du Trine, und alles erſchreckt ſo?“
Das geht Niemand an. Ich weinte, weil er mich einſperrt,
Nicht damit ihr kommt und aufmacht, wenn er's erlaubt nicht.

Alſo du, ſei Muſe mir, unſchuldiges Weſen,
Daß ich treu und wahr mit Farben der einfachen Kindheit
Male das Leben von zwei unſchuldigen Kindern — doch halt da!

Angekommen indeß am Ziel ſind Adam und Eva.
Noch ein herzhafter Zug des Pferdes — auf ebener Halde,
Wenige Schritte nur noch — und erreicht iſt die einſame Hütte.
Und ſie blicken um ſich. Schön liegt die einſame Hütte.
Mit dem Rücken gelehnt an würdige Fichten und Tannen.
Breitet vor ihr ſich aus ein grünender Platz, wie ein Hofraum,
Welcher umſchloſſen iſt rings von duftigen wachſenden Mauern.
Von der Halde hinab, die bedeckt von Blumen und Gräſern,
Und ſich ſenket gemach von der Hütte aus als ein Abhang,

Sieht man weit und breit in dunkle verwachſene Thäler,
Ueber die Berge dahin, die ſich heben und ſenken wie Wogen.
Nah' aus den Tannen empor erhebt ſich das Kloſter der Mönche,
Still und ernſt mit dem Thurm, der ſelber bemooſt wie ein Baum iſt.
Fern gen Abend zu, abſtechend vom anderen Walde
Schließt den Geſichtskreis ab der düſtere ſchwärzere Urwald,
Den kein Beil noch entweiht und deſſen dichtes Geheimniß
Noch kein menſchlicher Pfad durchdrang, kein Köhler gelichtet.

Abgepackt iſt alles Geräth — ſchon wendet zur Abfahrt
Pferd und Wagen der Knecht — fort zieht er beladen mit Grüßen.
Adam und Eva ſehen ſich an — in gewaltiges Lachen

Brechen ſie beide dann aus ob ihrer beſonderen Lage.
Und ſie faſſen ſich an bei den Händen und drehn ſich und tanzen
Ueber den graſigen Platz, und nennen ſich Hausherr und Hausfrau.
Doch der Hausherr kommt pflichtmäßig zuerſt zur Beſinnung;
Vieles iſt noch zu thun, um einzurichten den Haushalt.
Und ſie gehen hinein und ordnen Alles und ſtellen
Jedes auf ſeinen Platz, und ſchmücken die Stuben, die Küche.
Eva's Stube zuerſt — ſie hatte die ſchönere Ausſicht
Auf den grünenden Platz und auf die jüngeren Wälder,
Wo im dichten Gebüſch Singvögel niſteten, während
Auf der andern Seit' vor Adam's Fenſter der alte
Wald ſich erhob, ſtill, ernſt, eintönig durchrauſchet vom Sturzbach.

Eva hatte dafür nicht fern die ſilberne Quelle,
Deren Bächlein im Moos zog glänzende ſchlängelnde Gleiſe.
Aber ſie hatten nicht Zeit, ſich lange zu freuen der Ausſicht,
Denn es ſollten noch heut' um's Bett die weißen Gardinen
Werden geſpannt und gelegt mit Geſchmack in längliche Falten.
Lang und ſchwer war die Müh', doch war ſie auch lohnend; denn zierlich
Fiel der Vorhang herab als Zelt von der hölzernen Decke,
Und umgab das jungfräuliche Bett mit heimlicher Dämmrung.
Dann auf dem Kaſtenbret ward Glas und Taſſe geordnet,
Und der Spiegel gehängt in die Ecke zwiſchen die Fenſter.
Aber traurig ſtand die Blumenvaſe, die leere.
Eva betrachtete ſie nachdenklichen Blickes; da nahm ſie
Ihr aus der Hand der Jüngling und lief hinaus auf die Lichtung.

Wenige Blumen nur bringet uns dar der Frühling im Walde,
Aber was er bot, der Jüngling ließ ſich's entgehn nicht.
Dort in der Sonne ſtand breitblättrig die Blume des Maien,
Hier im Schatten geſtreckt die vielgeſtaltige Orchis,
Sie, der Protheus des Hain's, die überall heimiſche Blume;
Kurz und dick erhob aus dem Moos ſich der würdige Crocus,
Weiß und in zarteſtes Blau ſtand die Anemone gekleidet,
Grün und ſchimmernd neigt Schneeglöckchen das zitternde Köpfchen.
Dann am Rande des Bachs dazu noch pflückt er des Farrnkrauts.
All' das wand er zum Strauß und füllte die Vaſe mit Waſſer.
Jubelnd kam er zurück und jubelnd wurd' er empfangen
Und mit Feierlichkeit der Strauß geſtellt in das Fenſter.
Fertig waren ſie bald mit der anderen Zelle; kein Vorhang

Deckte das Bett, das nicht viel mehr als ein ſchwellender Strohſack;
An der kahleren Wand, am Nagel ſchwebte die Büchſe,
Aus dem Winkel hervor erglänzten die Axt und der Spaten,
Allerlei Werkzeug noch daneben im ledernen Beutel.
Auf dem Tiſche zerſtreut chaotiſch lagen die Bücher.

Es iſt gut, ſprach Adam dann, als auch in der Küche
Alles geordnet war, im Schranke die Teller und Töpfe,
Und das Blechgeſchirr am geſpannten leinenen Band hing —
Es iſt gut für heut', wir haben vollendet das Tagwerk,
Nützlicher iſt's mit erneuerter Kraft zu gehn an die Arbeit
Nach genoſſener Ruh', als fortzufahren, wenn müde
Schon die Glieder ſind, nnd nur halb ihre Dienſte verrichten.
Wenig lohnet ſich ähnliche Müh' und iſt ſchlechter als Nichtsthun;

Denn es ſchadet mehr, als er nützt, ſolch' gieriger Eifer.
Vieles noch bleibet zu thun — die Löcher der alternden Wände
Sind zu ſtopfen mit Moos, das zerriſſene Dach iſt zu flicken,
Daß uns Regen und Wind nicht dringen in Kammer und Küche.
Auch der Stall, der kleine, bedarf noch mancher Verbeſſ'rung,
Daß ſich die Ziege darin auch wohl befinde und fühle,
Wie wir, die ſie ernährt, uns gern ihr dankbar bezeugen.
Denn es beweiſe der Menſch beſonders dem gütigen Hausthier,
Daß er nicht ſein Tyrann, und daß er es wiſſe zu ſchätzen.
Froh empfindet's das Thier und iſt dem Erkenntlichen dankbar.
Aber es ſei auf Morgen vertagt, ſchon ſinket die Sonne.

Alſo ſprechend ging er hinaus der kräftige Jüngling.

Und gelehnt an den Baum beſah er die ruhende Gegend.
Stille war's; nur hie und da noch hackte der Specht und
Zwitſcherte träumend ein Vöglein im unvollendeten Neſte,
Lauter erbrauſte der Bach, doch ohne die Stille zu ſtören.
Auch die Glocke, die jetzt herüberbebte vom Kloſter,
Schien zur Ruhe nur, zu Frieden und Schlummer zu laden.
Fern im Oſt umhüllte den Wald ein ſchattiger Nebel,
Während gen Untergang die Wipfel im Golde noch glänzten.
Adam ſeufzte bewegt — es war kein Seufzer des Schmerzes,
Auch das volle Gemüth, das glückliche, liebet den Seufzer.
Schweigend ſah er ſich um, ob nicht bei ihm war die Jungfrau;
Doch ſie war in der Hütte geblieben. Es klang jetzt heraus der
Schlag von Stahl und dem Feuerſtein —. bald wirbelte Rauch auf

Aus dem Kamin, und bald auch aus der erleuchteten Küche
Fiel ein feuriger Schein heraus auf die dämmernde Halde,
Und es lächelte vor sich hin der kräftige Jüngling.
Aber auch sie trat bald aus der Hütte, gelockt vom Gesange,
Der sehr ernst und schwer wie Töne der Orgel heraufzog
Aus dem düsteren Thal und näher und näher der Lichtung
Und harmonisch gemischt mit dem Brausen des Bachs und der Bäume,
Und dem Murmeln des Quells, der heller am Abend ertönte.
Leise nur schlich sie herbei und lehnte sich furchtsam an Adam.
Also standen sie da und harrten des Sängers, der immer
Näher und näher kam herauf den einsamen Fußpfad,
Der an der Halde vorbei hinführt zum Kloster der Mönche.

Auch war der Sänger ein Mönch, der aus dem Thale zurückkam,
Eine hohe Gestalt, die höher noch schien in der Kutte
Und der Kapuze, die ihm das Haupt umschattend bedeckte.
Wie er die beiden ersah, den Jüngling mit muthigem Blicke,
Und das jungfräuliche Kind mit frommgefalteten Händen,
Und auf dem Heerde der Hütte das traulich prasselnde Feuer,
Und von der Sonne umsäumt die Fenster der wohnlichen Stube,
Blieb er stehn überrascht; dann aber mit freundlichem Lächeln
Grüßte das blasse Gesicht, das edle — dann wandelt' er weiter.
Pater Camillus ist's, der gute, so lispelt der Jüngling,
Aber es schwieg zur Andacht gestimmt die liebliche Jungfrau,
Und sie horchte dem Sang des weiterschreitenden Paters,
Welcher traurig erklang also durch das Dunkel der Bäume:

Heut' ich aus der Zelle ſchaute,
Sah ich, wie ein blaues Vöglein
An die Wand ſein Neſtlein baute.

Klümplein Erde, Federn, Halme
Trug's herbei und ſang zur Arbeit
Fromme Lieder, ſüße Pſalme.

Und ich hielt mich ſorglich ſtille,
Denn das Vöglein nicht zu ſtören
Bei der Arbeit, war mein Wille.

Und ich dachte, wie am Morgen
Ich ihm Nahrung wollte reichen,
Und für ſeine Armuth ſorgen.

Dachte ſchon mit ihm zu leben
Froh vereint, wenn ich es lockte
Zu des Fenſters Gitterſtäben.

Aber fühlen meine Blicke
Mußt' es, denn es floh von dannen,
Und es kehrte nicht zurücke.

Und ich mußte ſelbſt mich fragen:
Sind ſo bös der Menſchen Augen,
Daß ein Vöglein ſie verjagen?

Kann die Liebe ſelbſt nicht lindern
Ihre böſen Zauberkräfte,
Und des Vögleins Angſt vermindern?

Und doch iſt's das Aug', das ſaget,
Welches böſ' und gute Trachten
Unſre Seele in ſich traget?

Darum floh das Vöglein eben;
Denn der Herr hat ihm die Ahnung
Künft'gen Unheils beigegeben.

Liebend hätt' ich es gepfleget,
Als der Einſamkeit Genoſſen
Mondenlang vielleicht geheget.

Aber endlich aufgegangen
Wär' in mir der böſe Wille,
Und ich hätt' es doch gefangen.

Und in einen düſtern Bauer
Hätt' ich's eingeſperrt deſpotiſch
Und verdammt zu ew'ger Trauer.

Wohl dir, daß du fortgeflogen,
Vöglein, in die grünen Wälder,
Denn ich hätte dich betrogen.

Dritter Gesang.

Das Paradies und die Schlange.

Täglich ging er vorbei an der Halde der Pater Camillus,
Morgens hinunter ins Thal und Abends zurück in das Kloſter;
Denn er war der Arzt und Helfer und Rather der Gegend,
Und in die Hütte, die er betrat, kam Heilung und Tröſtung.
Und er war nicht ein Mönch von jener verächtlichen Gattung,
Die mit Lüſten verbringt den Arbeitstag und den Faſttag,
Die nach Außen ſich zeigt mit zelotiſch heuchelndem Antlitz,
Und im Inneren lacht ob der fetten Pfründe der Dummheit;

Auch nicht war ein Pfaff er von jenem noch ſchlechtern Geſchlechte,
Welches die Einſamkeit mit Stolz erfüllt und mit Hochmuth,
Das ſich allein nur verehrt, und verachtend ſich ab von der Welt kehrt,
Kalt wie Bonzen und ſchroff und ledig der Bande der Liebe.
Nein, denn Mitleid ſprach ſein ganzes, ſchönes Geſicht aus,
Mitleid, das Kind der Liebe, die Mutter der edelſten Thaten,
Mitleid, das zum Tod für die arme und leidende Menſchheit
Jenen Dulder am Kreuz, den Helden der Schlachten begeiſtert,
Mitleid, der ſchmerzliche Ruf, der klagend von Herzen zu Herzen
Aller der edelſten zieht, die Weltgeſchichte durchhallend. —
Dieſes Mitleid ſprach des Mönches ganzes Geſicht aus.
Täglich kam er vorbei, und immer und lange verweilt er

Vor der Hütte des Paar's, das nun hier heimiſch geworden,
Eva, das liebliche Kind, und Adam, der kräftige Jüngling.
Lächelnd ſah er zu, wie ſie mit mancherlei Arbeit
Nützlich und ſchön die Stunden des Tags zu füllen verſtanden.
Schon nach weniger Zeit, wie hatte die einſame Lichtung
Sich verändert ſo ganz und gar an Geſtalt und Charakter;
Sonſt ſo düſter und ſchwarz, — jetzt glich ſie den lachendſten Fluren.
Kaum zehn Schritte vom Haus in gemeſſenem länglichem Viereck
Und in Beete getheilt, war aufgerodet der Boden,
Und die Schollen zerhackt und gereinigt von Steinen und Wurzeln.
Alſo gab's ein fruchtbar' Feld, das ſinnig umzäunt von
Rankendem Roſengeſträuch, und ſchon von den ſproſſenden Saaten
Hie und da war bedeckt, wie von einem grünenden Teppich;

Zwiſchen den Beeten lief ein ſchmaler, gewundener Pfad hin,
Deſſen Rand erſt zieren noch ſoll mit Blumen der Sommer.
Jetzt noch ſind ſie verſteckt im Boden als Samen und Zwiebel,
Aber das mächtige Licht und Eva's fleißige Kanne
Zwinget ſie bald, empor zu heben das Haupt in die Lüfte.
Adam befahl bei der Arbeit, die liebliche Jungfrau gehorchte,
Und ſie gehorchte ſo gern, die gute Sie hatte erkannt bald,
Wie zweckmäßig und gut war Alles, was er verlangte.
Und ſein Befehl nahm nie den herriſch gebietenden Ton an,
Was ſie immer gethan, er empfing es mit freundlichem Danke.
War es ſchlecht, ſo gab er ihr lächelnd beſſere Lehre,
Etwas heiterer Spott gab beiden herzlich zu lachen.
Manchmal ſtanden ſie auch, gelehnt auf Spaten und Hacke,

Und beriethen ſich ernſt, wie Dieſes und Jenes zu machen,
Und es folgte auch gern der Jüngling dem Rathe der Jungfrau.
Dann, wenn die Arbeit gethan und Haus und Garten beſorgt war,
Lagen ſie hingeſtreckt im Schatten der liſpelnden Bäume.
Um das Mädchen herum dann ſprang Amalthea, die Ziege,
Denn ſo hat ſie Adam getauft nach dem mythiſchen Thiere,
Welches das Füllhorn trug und Zeus, den ſäugenden, nährte.
Dann auch gewöhnlich im Buch las Adam, der kräftige Jüngling,
Und aufmerkſam horchte die Jungfrau den tönenden Worten,
Welche einfach und ſchlicht von großen Menſchen erzählten,
Oder der reichen Natur erhabene Wunder erklärten.
Was ſie ſchwerer verſtand, die einfache liebliche Jungfrau,

Setzte ihr mit Geduld auseinander ihr würdiger Meister,
Und war freudig erregt, wie sie all das Große und Schöne
Endlich ganz begriff und unterschied von Gemeinem,
Und wie die Schaar der Helden und Weisen und Lehrer der Menschheit,
Die er begeistert verehrt, auch ihr bald theuer und lieb ward.
Oftmals doch, man muß es gesteh'n, ging Manches vorüber
Flüchtig und ungehört am Ohre der lieblichen Jungfrau.
Da betrachtete sie, verwundert, mit glänzenden Augen,
Wie das Antlitz sich des Jünglings im Feuer der Rede
Rother und röther gefärbt, begeistert ihm sprühten die Blicke,
Und das Wort, ein reißender Strom, melodisch vom Mund floß.
Ach, wie war er schön in solchen begeisterten Stunden,
Und wie ernst und stolz, ehrwürdig fast für die Jungfrau.

Daß in der Fern' oft ſtand und lauſchte der Pater Camillus, —
Nicht mehr ſtört' es die zwei, ſie hatten daran ſich gewöhnt ſchon;
Kam er doch jeglichen Tag zweimal an der Hütte vorüber
Immer mit freundlichem Gruß, oft haltend und lauſchend mit Lächeln.
Aber ſein Lächeln war ſo voll wohlwollender Güte,
Daß er der Jungfrau zuletzt, da er ihr Anfangs ein Geiſt ſchien,
Wie er mit blaſſem Geſicht in der Ferne vorüberſchwebte,
Als ein liebender Freund erſchien und als gütiger Schutzgeiſt.
Hatte ihr Adam doch erzählt ſeine Lebensgeſchichte,
Und die lautete ſo im Munde des kräftigen Jünglings:

Pater Camill war unten im Thal vor Jahren und Jahren,
Als Du geboren noch nicht, ein Arzt und Helfer der Armen;

Ein beſcheidenes Haus, umgeben von Bäumen und Blumen,
Nannt' er ſein und lebte ſtill dem edlen Berufe.
Heut' noch erzählet man dort, wie er in den Tagen der Seuche
Raſtlos von Haus zu Haus getragen die nöthige Hilfe,
Keine Mühe geſcheut und keine Gefahren nnd Opfer,
Bis er das Uebel beſiegt. Er war der Engel der Gegend.
Aber nicht nur dem Leib war er ein Arzt und ein Helfer,
Lehrer war er zugleich dem armen unwiſſenden Landmann,
Der ſtumpfſinnig gemacht, nur gewohnt an dumpfen Gehorſam,
Seines menſchlichen Rechts, der menſchlichen Würde vergeſſen,
Nur ein Werkzeug iſt in den Händen ſeiner Despoten
Alſo war er der Arzt, der jetzige Pater Camillus,
Von den Mächt'gen gehaßt, geliebt von den Armen und Schwachen,
Alſo lebte er fort und ließ ſich nicht ſtören in ſeinem
Angefangenen Werk trotz Plagen und mancher Verfolgung.

Da erbebte die Welt von jener gewalt'gen Bewegung
Des franzöſiſchen Volk's — es durchblitzten die herrlichen Worte
„Freiheit und Gleichheit" das Land bis in den verborgenſten Winkel.
Unüberwindlich ergriff der Drang nach Freiheit die Edlen,
Die ſchon am Horizont ſah'n tagen die goldene Zukunft.
Sehen mußte man ſich und ſprechen, vereinen zum Guten,
Und „nach Paris," dem flammenden Heerd', „nach Paris" war die Loſung.
Auch der Helfer des Dorfs zog fort mit der freudigen Hoffnung,
Wiederzukehren und bald, als Befreier und Arzt für die Leiden,
Welche tödtlicher ſind, als Wunde und jegliche Krankheit.
Doch ein Jahr verging und zwei — er kehrte nicht wieder.
Alſo er wollte wohl ſein, ſo fragte die liebliche Jungfrau,

Wie der Brutus war, und Tell, und verſchiedene Griechen,
Und der Danton auch, den ſie enthauptet in Frankreich,
Viele andere noch, von denen Du oft mir erzählt haſt,
Welche edel und gut für die Menſchheit litten und ſtrebten?
Freilich, verſetzte darauf mit Lächeln der kräftige Jüngling.
Wer auch könnte mit Ruh', gleichgültigen Herzens es anſehn,
Wie im Schweiße des Angeſichts die Völker ſich abmüh'n,
Während Wenige ſich von ihren Arbeiten mäſten,
Und ſie dafür betrügen und ſtumpf und knechtiſch erhalten.
Edel nenn' ich ſie nicht, die ſich dagegen empören,
Pflicht nur iſt's und Gebot, das Gebäude der Lüge zu ſtürzen.
Sieh', ich habe mich auch dereinſt zu ähnlichen Zwecken
Auf der Schule ſchon mit etlichen Freunden verſchworen,

Umzuſtürzen den Staat und die Tyrannen zu züchtigen.
Darum wurde ich auch aus der Schule geſtoßen vom Rektor
Und nach Hauſe gejagt. Du haſt mich damals, o Eva,
Und auch ſpäter noch oft darüber verhöhnt und verſpottet.
Aber es ſchlang ihren Arm um den Jüngling die liebliche Jungfrau:
Ach verzeih', wie that ich Dir Unrecht, Du theuerer Bruder;
Denn ich habe geglaubt, ein dummer Streich ſei die Urſach'.
Vieles haſt Du mir zu verzeih'n und mancherlei Unrecht,
Die ich Dich hier im Wald erſt ganz erkenne, o Adam.
Stille! ſo ſprach er darauf, und drückte innig an's Herz ſie,
Weiter erzähl' ich Dir jetzt die Geſchichte des Pater Camillus.
Jahr verging auf Jahr — er war verſchollen. Im Thale

Dachte man ſein mit Dank und ſprach von ihm mit Bedauern,
Wie von einem man ſpricht, den man für immer verloren.
Auch war die Hoffnung dahin, ihn wiederzuſehn als Befreier,
Denn das franzöſiſche Volk, das erſt ſich erhoben für Freiheit,
War im Laufe der Zeit der Knechtſchaft wieder erlegen.
Da erſchien er plötzlich im Thal, doch traurig und düſter,
Schweigſam, in ſich gekehrt mit abgezehretem Antlitz,
So wie einer blickt, dem verblichen die theuerſte Hoffnung.
Faſt befürchtete man, er wäre verfallen dem Wahnſinn.
Nicht mehr zog er ein in die alte verlaſſene Wohnung,
Die die Bewohner des Thals ſeit Jahren gepflegt und erhalten,
Sondern zog ſich zurück in die Einſamkeiten des Kloſters,
Ließ einkleiden ſich bald, und nannte ſich Pater Camillus.

Aber es konnte ſein Geiſt, der edle nicht ruh'n und begnügen
Sich mit der geiſtlichen Zucht, wie die anderen Mönche. Bald trat er
Auf die Kanzel und ſprach zum Volke begeiſterte Worte,
Worte erfüllt von Troſt u. Muth und ſteter Erquickung.
Nie wie damals beſucht war je die Kloſterkapelle.
Doch zu lehrreich waren, zu licht die gepredigten Worte,
Viel zu gefährlich erſchien, zu frei er den Mönchen und Herren,
Und dem Pater Camill nach Kurzem verſchloß man die Kanzel.
Alſo kehrte er wieder zurück, zum Heile der Kranken,
Wieder zum alten Beruf, und alſo ſiehſt du ihn täglig
Niederſteigen in's Thal, um Hülfe zu bringen den Armen.

So mit trautem Geſpräch und Arbeit und mancher Erzählung
Gingen den Kindern vorbei im Walde die Tage, die Wochen.

Schon war der Frühling entfloh'n, er wich dem ſtärkeren Sommer,
Alles Gezweig erſcholl vom fröhlichen Sange der Vögel,
Von dem wilden Gegirr der Tauben, vom Schlage des Kukuks
Von dem Hacken des Spechts, von des Auerhahnes Gelächter;
Ueberall aus dem Moos vordrangen die Kräuter und Blumen,
Und die Bäume umwand mit rankenden Armen der Epheu.
Auch das einſame Haus, die Hütte der lieblichen Kinder
War bedeckt und verſteckt vom hochaufſtrebenden Schlingkraut,
Das im Schooße verbarg ſo manches Neſt voll Gezwitſcher.
Selber glich es faſt, das Haus, einem mächtigen Neſte,
Grün und verſteckt wie es war und ſchwer zu ſcheiden vom Walde.
Ja gefährlich erſchien's am End' für Fenſter und Thüre,

Wie das wuchernde Kraut ſich bemühte ſie zu vermauern.
Aber der Jüngling band die übermüthigen Ranken
Rechts an die Pfoſten und links — da ſtanden ſie, grünende Säulen.
Auch der Garten am Haus hub an, gewaltig zu treiben,
Grün und wuchernd ſtand das Kraut, das Geſträuch und die Blume.
Gerne ſaßen davor die Kinder und freuten ſich herzlich
Ueber das eigene Werk. Doch fehlte die Bank vor der Hütte,
Um von dort in gemächlicher Ruh zu beſchauen den Garten.

Eines Tages darum — ſchwül lag auf den Wipfeln die Sonne —
Nahm der Jüngling die Axt und ſchritt hinein in die Waldung,
Wo ein krankender Stamm mit verſtändigem Auge erwählt war,

Um daraus die Bank in den Schatten der Hütte zu zimmern.
Eva verweilte daheim und befreite den Garten vom Unkraut.
Mächtig erklang die Axt durch den Wald, es bebte der arme
Stamm in Todes-Angſt durch Wurzel und Zweige und Wipfel,
Und es war, als ob durch das Herz ihm ein klagender Ton zog;
Doch war's nur der Wiederhall des tödtlichen Eiſens.
Kräftig und kräftiger ſtets hob Adam die Arme und ſang ſich
Laut ein luſtiges Lied und hieb ſo fort nach dem Takte,
Bis von der Schwüle des Tags, dem Lied und der Hitze der Arbeit
Wild erreget das Blut ihm heiß durchwallte die Adern.
Wie alſo faſt berauſcht und fröhlich und glücklich er forthieb,
Da — was war's, was den Lärm durchdrang? eine rufende Stimme? —

Adam, horch! — was war's? — eine Hilfe rufende Stimme —
Und von der Hütte kam's, und von Eva, der theueren Schweſter.
Schnell, wie der Hirſch durch den Wald, hinrennt der kräftige Jüngling.
Liegen ließ er den Hut, doch ſchwingt er die Axt in den Händen —
Schneller und ſchneller fort — nicht hält ihn die ſteigende Höhe,
Nicht das gleitende Moos, nicht Dornen und Sträucher und Büſche.
„Adam! Adam!“ ruft's, und „Adam“, ihm wieder entgegen —
Seht, er ſpringet und fliegt, es fliegen die Locken, die dunkeln,
Alles flieget an ihm, von der Stirn rinnt eiſig der Angſtſchweiß —
Endlich iſt es erreicht, ſchon iſt er am Eingang der Lichtung,
Und er ſieht — einen kurzen Moment nur ſteht er verſteinert
Vor Ueberraſchung — er ſieht das Kind, ſieht Eva ſich winden

Im umſchlingenden Arm eines fremden Mann's, eines Ruſſen,
Tracht und Geſtalt verriethen's, es war ein Führer der Ruſſen.
Wie es Sage und Lied aus den Zeiten der Helden beſchreiben,
Schnell, wie Achill und muthig und ſtark, wie Theſeus, der Halbgott,
Fliegt aus dem Dunkel des Walds, gleich zündendem Blitz aus der Wolke,
Rennt mit geſchwungener Axt hin über die Halde der Jüngling,
Faßt mit der Linken den Mann und ringt und wirft ihn zu Boden,
Hebt mit der Rechten das Beil, und ſchwingt es zum tödtlichen Streiche,
Und ein Schrei der Angſt entſteiget der Kehle des Opfers,
Deſſen Bruſt das Knie des zornigen Feindes zerdrückt faſt,
Deſſen Haupt aus dem Staub umſonſt ſich ſucht zu erheben.
Zitternd ſiehet das Kind, ſieht Eva das ſchreckliche Schauſpiel.

Eben ſinket das Beil, da ruft ſie bittend: Erbarmen!
Und „Erbarmen“ ſo ruft mit flehender Stimme der Fremde.
Aber mit funkelndem Blick ſchreit Adam: Was ſoll das Erbarmen!
Laſſ' ich ihn ziehn, ſo kehrt er zurück mit ſeinen Genoſſen,
Und wie ſchütz' ich dich dann vor wilder und böſer Verfolgung.
Nein, ich tödt' ihn; gerecht iſt die Strafe, gerecht iſt die Nothwehr.
Aber die Jungfrau bat: O laß ihn ſchwören, daß nimmer
Wieder er kehrt und nimmer uns ſtöret die Ruhe, den Frieden.
Sinken die Axt ließ Adam darauf. So ſchwöre denn, rief er.
Schwöre! bat mit ängſtlichem Ton die liebliche Jungfrau.
Aber es weigerte ſich der Fremde, mit hämiſchem Fluchen
Fing zu ringen er an mit Adam, und griff nach dem Schwerte;

Doch der hielt ihn mit krampfiger Hand an den Boden gekettet,
Wohl, so rief er, ich tödte ihn doch, den Verruchten, Verſtockten.
Wieder erhob er das Beil, da hinter dem Jüngling erſcholl es
Ernſt und gebietend: Halt! — und vor die Staunenden trat jetzt
Plötzlich und ruhigen Schritts der blaſſe Pater Camillus.
Und zu Adam ſprach er ſo: Nicht will ich mit Blute
Theuerer Sohn, deinen Sinn und deine Gedanken befleckt ſehn,
Auch im gerechteſten Kampf vergoſſen — es läſſet doch Flecken.
Und zu dem Fremden gewandt ausrief er: ſchwöre, Verſtockter,
Welchem die Großmuth ſchenkt den Reſt des ſündigen Lebens,
Schwöre, mit anderen nicht und allein nie wiederzukehren,
Und in das ſtille Aſyl nicht mehr zu dringen der Reinen.

Und dem Jüngling winkt er, frei zu laſſen den Fremden.
Der erhob ſich mit Trotz und ſchwieg. Der Pater Camillus
Faßt ihn am Arm und führt ihn bei Seite nur wenige Schritte,
Dann begann er zu ihm in fremden Lauten zu ſprechen,
Welche die Kinder nicht verſtanden, doch lauſchten ſie beide,
Und es erbebte in Andacht ihr Herz bei den Worten des Paters.
Denn ſie ertönten ſo mild, jedoch gewaltig zugleich auch.
Sanft wie das Liſpeln im Laub, dann wieder ergrollend wie Donner
Zog der zitternde Ton durch den lauſchenden, hallenden Wald hin.
Wie er ſtand und ſprach, die magere Hand aus der Kutte
Weit hervorgeſtreckt mit der ſtrengen Geberde der Drohung
Und der Mahnung zugleich — wie ſein verblichenes Antlitz

Mählig im Feuer des Worts erglühete röther und röther,
Und die hohe Geſtalt ſchien höher und höher zu wachſen,
Wahrlich, da ſah er aus, wie ein Prophet und Apoſtel.
Oft mit liebendem Blick hindeutete er auf die Kinder,
Die dort ſchweigſam und ernſt zuſah'n dem beſonderen Schauſpiel.
Eva war es zu Muth, als wäre ſie Sonntags zur Predigt.
Auch der Fremdling ſtand zerknirſcht und beſtürzt vor dem Mönche,
Langſam zerrann' ſein Trotz, wie Eis, vor dem Feuer der Rede,
Und er neigte das Haupt und faltete ſchweigend die Hände.
Endlich legt' er die Rechte bewegt in die Rechte des Paters
Und „ich ſchwöre," ſprach er dazu mit zitternder Lippe.
Dann mit abgewandtem Geſicht erdrückt von Beſchämung,

Ging er langſamen Schritts hin über die Haide dem Wald zu,
Wo er bald im Dunkel verſchwand der Fichten und Tannen.
Wie erwacht aus quälendem Traum aufſeufzte die Jungfrau.
Lächelnd wandte zu ihr ſich der Mönch und drückte an's Herz ſie,
Schüttelte Adam die Hand und folgte der rufenden Glocke,
Die zum Abendgebet herübertönte vom Kloſter.
Aufgeregt und beſiegt von ſüßen und herben Gefühlen,
Die ſie ſelbſt nicht verſtand und die ſie bis heute nicht kannte,
Sank mit thränendem Blick in die Arme dem Jüngling die Jungfrau.

Vierter Gesang.

Der Baum der Erkenntniß.

Seit dem Tage des Kampfs mit dem eingedrungenen Fremdling
Schlich tiefsinnig umher und voll von Gedanken die Jungfrau.
Ihr in Geist und Gemüth auftauchten verschiedene Fragen,
Aber sie suchte umsonst nach einer genügenden Antwort,
Und es fehlt ihr der Muth, darüber zu sprechen mit Adam,
Dem sie doch sonst nicht gerne verschwieg das geheimste Geheimniß.
„Was denn wollte von mir, der Armen, der schreckliche Fremdling?“
Immer fragte sie sich's auf Neue und immer vergebens.

Doch sie verweilte nicht gern und nicht lang bei der schlimmen Erinnrung;
Schnell stets war sie verdrängt von einem schöneren Bilde.
Adam sah sie, wie mit geschwungenem Beil er daherlief
Wie er mit männlicher Kraft siegreich den Feind in den Staub warf,
Wie er geglüht und das Aug' ihm geleuchtet im herrlichen Feuer.
Jetzt erst sah sie es ein, daß er so schön war, der Jüngling.
Freilich war nun dahin das hold-unschuldige Zutraun
Und ihr Herz empfand nicht mehr die kindliche Neigung.
Aber es ward das Verlorne ersetzt — sie fühlte es lebhaft,
Voll und reichlich ersetzt — wie soll sie es nennen? — durch Achtung.
Eva liebliches Herz dahin ist die friedliche Kindheit!
Achtung? — was weiß ein Kind von der schweren gewichtigen Achtung?!

Boden der ſchöneren Blüthe nur iſt ſie im lenzigen Herzen.
Garten und Blumen vergaß ſie — Amalthea, die Ziege,
Mäckerte vorwurfsvoll und hungernd hinaus ihre Klage,
Auch die Taube, das Kind des Walds, ſeit Wochen gewöhnt ſchon,
Jeglichen Tag von der Schulter des Mädchens zu holen das Frühſtück,
Streifte mit Girren umher und ſah ſich ſchmerzlich vergeſſen,
Und floh endlich davon — ein Bild der fliehenden Kindheit.
Und durchſtrich ſie den Wald am Arme des kräftigen Jünglings,
Horchte ſie auf das Wort, das er ſprach — ihr ſchien es wie Weisheit,
Jetzt erſt merkend, daß ſie zu ihm mit Mühe hinaufſah.
Schon ſeit Tagen erkannte er wohl, der verſtändige Jüngling,
Daß ein unausgeſprochenes Wort ſie beengte und quälte,

Daß ſie immer beginnen gewollt und immer doch einhielt.
Alſo ſprach er zu ihr, als ſie ſaßen am rauſchenden Quelle:
Eva, theueres Kind, ſo ſag' es mir offen, was drückt dich?
Nicht bin ich es gewohnt, daß je du verſchloſſen zurückhältſt,
Was auch immer dich quält, vor mir, dem liebenden Bruder.
Und ſo ſprach ſie darauf mit niedergeſchlagenem Blicke:
Ganz recht haſt du geſehn — was ſoll ich es länger verhehlen,
Ja, es bedrückt mir gewichtige Schuld gegen dich das Gewiſſen,
Der du gut und klug mir beiſtehſt und mich beſchützeſt.
Hab' ich doch hier erſt recht dich erkannt im einſamen Walde,
Wo ich in jedem Moment erkenne, wie gütig dein Herz iſt,
Wie verſtändig du biſt, und welch ein Muth dich belebet.

Sieh', im Dorfe daheim — wir waren ſo ſelten zuſammen,
Als zur Schule du gingſt, war ich ein lallendes Kind noch,
Als du wiedergekehrt, da warſt du entweder im Felde,
Oder im Walde, entfernt bei den Köhlern und Hämmern des Vaters,
Spät meiſt kamſt du nach Haus. Oft ſchlief ich ſchon, wenn ich wachte,
Sahſt du wenig dich um nach dem kleinen, verzogenen Mädchen.
Nein, ich bin auch jetzt nicht gerecht — du kümmerteſt eben
Dich ſo viel um mich, als ſolch ein Kind es verdienet,
Brachteſt du doch mir oft aus dem Walde die herrlichſten Blumen,
Und aus der Stadt nicht ſelten das ſchönſte und luſtigſte Spielzeug,
Sonntags ſpielteſt du oft mit mir und halfſt mir auch manchmal
Ueber die Aufgaben weg im Rücken des zornigen Lehrers.

Aber ich war gegen dich sehr schlecht, undankbar schon damals,
Und das ist's, was ich zu gestehn und zu beichten dir habe.
Aber es sprach mit Lächeln darauf der verständige Jüngling:
Ich absolvire hiermit dich von allen den kindischen Sünden,
Und ich erlasse dir gern auch deiner Verbrechen Erzählung,
Sage mir nur, daß jetzt du mich liebst und freudig verzeih' ich
Ohne Gebet und Buße und Reu' das frühere Unrecht,
Nein, so sprach sie darauf, und schüttelte sinnend und traurig
Das braunlockige Haupt und sagte: ich muß es erzählen.
Adam, du kennst die häßliche Magd — (verzeih mir die Sünde,
Herr, es ist die einzige Seele, die hassen ich könnte.)
Die allwöchentlich kommt in's Haus, uns gewöhnlich am Waschtag
Und in der Wirthschaft hilft, auch öfter an anderen Tagen —

Sieh', die war es zuerſt, die mir die ſchlechten Gedanken
Eingeflößt gegen dich, die häßliche Hexe! — Des Winters,
Ging ich am Abend oft in die Stube, wo ſich das Geſinde
Pflegt zu verſammeln und ſitzend gereiht um den wärmenden Ofen
Singt manch rührendes Lied zum Surren und Schnurren des Spinnrads,
Und wo Knecht und Magd ſich erzählen die ſchaurigen Sagen.
Sieh', da nahm gar oft mich die Alte, die Hexe, bei Seite
Und da ſprach ſie von dir und meinte, es wäre verdrießlich,
Daß du im Haus, der doch ein angenommenes Kind nur,
Daß du mir ein Unglück und ein Schaden in Zukunft,
Daß im Grunde nur ich im Haus zu gebieten das Recht hab'.
Und daß du im Vergleich mit mir nur ſeieſt das Stiefkind,

Welches immer in's Haus Verderben nur bringet und Unheil.
Alſo ſprach ſie zu mir und ich — o verzeihe, Geliebter,
Habe der Worte gedacht, und habe mich oft in Gedanken
Ueberhoben und mich als etwas Beſſres geachtet.
Ach, ich erkenn' es ja klar, wie ich ſo wenig und klein bin,
Und ſo ſchlecht neben dir, mein theuerer Bruder und Lehrer.
Naſſen und flehenden Blicks aufſah die liebliche Jungfrau,
Harrend mit bebender Angſt und blaſſen Wangen des Urtheils.
Doch er ergriff die zitternde Hand und drückte ſie zärtlich,
Und es verſetzte darauf mit Rührung der Jüngling und ſagte:
Gieb dich zur Ruh, du treues Gemüth und trockne die Thränen,
Heiter und friſch vom Aug', verſcheuche die Wolke des Vorwurfs.
Glaub', daß in meinem Gemüth auch nicht ein Schatten zurückbleibt.

Oft ſchon hab' ich erkannt und öfter noch hört' ich es ſagen:
Arg und ſchlecht iſt die Welt und liebt es, in reine Gemüther
Samen des Böſen zu ſtreu'n und Neid zu wecken und Mißgunſt,
Und was Liebe vereint zu entzwei'n durch Reden und Thaten.
Aber es prallet die Macht des Böſen doch ab von den Herzen,
Welche nicht willig ſind, in ſich aufzunehmen die Gifte,
Und ſie gehen hervor aus der Probe nur reiner und ſtärker.
Denn, wenn auch es gelingt der Welt, in junge Gemüther,
Die ohne Wache und Schutz, ſich aufthun leicht der Verführung,
Etwas irdiſchen Staub in ſchwachen Momenten zu miſchen,
Kommt doch ſpäter hinzu die Erkenntniß — ihr heiliges Feuer
Schmilzt das Häßliche weg und ſcheidet vom Golde die Schlacken,

Und der Flecken der Seele war nur der Hauch auf dem Spiegel.
Und ſo war es mit dir. Erſtarkt durch frühe Erkenntniß
Gehſt du nun fürder dahin die Pfade des Lebens und haſt nicht
Mehr zu ſcheu'n, was dir einflüſtert und raunt die Verderbniß.
Darum gieb dich zur Ruh', und wiſche vom Auge die Thränen,
Sei, was immer du warſt, die heitere liebende Seele,
Und überſchätze mich nicht, und thue dir ſelber nicht Unrecht.

Alſo ſprachen ſie oft verſtändige, herzliche Worte.

Fünfter Gesang.

Der Baum des Lebens.

Und so saßen sie oft. Und Eva hatte vergessen
Jenen bewegtesten Tag. Ihr Gemüth war wieder so ruhvoll,
Wieder so klar als sonst, doch glücklicher, reicher, als jemals.
Und es verstrich mit spielender Arbeit ein Tag um den andern.
Oftmals kam der Knecht und brachte verschiedene Zeitung,
Aber fürwahr sie klang den Kindern schon wie die Kunde
Einer entfernten Welt. Sie fragten nach Vater und Mutter,
Und es bekümmerte sie nur wenig das Treiben der Andern.

Ob ſeit ewiger Zeit ſie im Walde ſchon lebten, ob ewig
Sie im Wald zu bleiben beſtimmt, war's ihnen zu Muthe,
Und wenn der Knecht von der Hoffnung ſprach der baldigen Heimkehr,
Drückte die Jungfrau ſich an Adam's Seite und fragte,
Ob's denn beſſer nicht wär', es kämen die Eltern zum Walde,
Um ſich mit ihnen zu freu'n in der glücklichen einſamen Hütte,
Statt mit Rußland ſich und mit andern häßlichen Dingen
Und mit all' den Plagen der Welt ſich im Dorfe zu quälen.
Adam ſchien's, ſeinem Lächeln zum Trotz, daß Recht hat die Jungfrau —
Und ſo lebten ſie fort, als wär' nicht zu denken an Rückkehr.

Einſt — Hochſommer ſchon war's, heiß brannte hernieder die Sonne —

Machte ſich Adam auf, um, wie er dem Vater verſprochen,
Zu durchſtreifen den Strich des Walds, der jenem gehörte,
Und mit verſtändigem Blick zu bezeichnen die alternden Stämme,
Welche der fällenden Axt der Herbſt, der nahende, preisgab.
Eva wanderte mit, denn ungern blieb ſie allein jetzt.
Luſtig ging es dahin, bergauf, bergunter, — es klangen
Ihre Geſänge hinaus um die Wette mit Vogel und Wildbach
Rollend ſtimmte mit ein das Echo in Felſen und Höhlen.
Eva pflückte am Weg viel Blumen und duftige Reiſer,
Kränze flocht ſie daraus um den Hut des ſingenden Jünglings
Und ſich ſelber ins Haar; das ſtand ihr ſo keck und ſo zierlich.
Bald war dahin und vergeſſen das Ziel der luſtigen Wandrung,
Immer nur weiter und fort im Schatten der ſchweigenden Hallen,

Ueber das ſchlüpfrige Moos, durch Büſche und Hecken und Dickicht,
Mit behenderem Sprung über manches rauſchende Bächlein
Ging's trotz Stein und Geröll und weiter immer und weiter.
Lauter pochte das Herz und heißer erglühten die Wangen,
Aus überſtrömender Bruſt ſtieg auf der jauchzende Jubel,
Wanderluſt, die wilde, ergriff ſie, der Drang in die Ferne —
Sehnen und Muskeln waren geſpannt und wurden nicht matter,
Bis ſie die Höhe erreicht, die weit in die Länder hinausblickt,
Ernſt und hoch und kahl gleich einem rieſigen Mönchshaupt.

—

Hochaufathmend machten ſie Halt. O herrlicher Anblick!
Weit und breit erſtreckte der Wald ſich und unabſehbar,

Wie das unendliche Meer. Es hob und senkte die Woge
Sich, wie die wachsende Fluth überdeckt die Berge, die Thäler.
Und es glichen im Thal die einsamen Hütten den Barken,
Die von der Höh' der Wellen gestürzt in den strömenden Abgrund,
Fern am äußersten Rand des Horizontes erhoben
Einzelne Berge sich, wie verlassne, verödete Inseln.
Aus den Wipfeln der Bäume des Wald's stieg neblicher Duft auf,
Welcher mit Zittern verschmolz zu rosigem Schleiergewebe,
Und vom schlummernden Wald abwehrte die Blicke der Sonne.

Lange standen sie da, gelehnt an den modernden Baumstamm,
Welcher, der Rinde beraubt, die Arme, die nackten, emporhob,
Und noch als Leiche im Strahl erglänzte des brennenden Sommers.

Adam legte den Arm um den Hals der sinnenden Jungfrau
Und er sprach mit der andern Hand hindeutend zur Ferne:
Siehst du dort die Berge, bedeckt vom bläulichen Schleier,
Die aus dem Walde empor sich heben als einzelne Kuppen?
Trümmer und Reste nur sind's und Zeugen der großen Umwälzung,
Welche dem leuchtenden Punkt des All's, der Erde sich nennet,
In urältester Zeit die Feuertaufe gegeben.
Denn es waren die Höh'n, die jetzt als freundliche Kuppen
Blicken in's freundliche Thal, einst tobende wilde Vulkane,
Welche den Wall von Granit durchbrachen mit schmelzenden Flammen,
Und die Kuppel gethürmt mit Macht auf den thonigen Schiefer,
Und die Wände geformt aus mächtigen Säulen von Porphyr,
Und geschmückt mit Trachyt, den lieblich Krystalle durchschimmern.

Aber es ſagte darauf mit zweifelnder Miene die Jungfrau:
Wie, der freundliche Berg, der die ſchöne gerundete Form hat,
Eher als Dom mir erſcheint, denn als ein Haufen von Erdreich,
Wäre dereinſt ein tobender Feuerſpeier geweſen?
Und es erwiederte drauf, verſenkt in tiefe Gedanken, der Jüngling:
Alle die alten Vulkane, ſie ſind die ſchönſten der Berge,
Mehr als Zufall liegt und bedeutender Sinn in dem Zufall.
Welcher Sinn, ſo fragte ſie drauf, er aber verſetzte:
Nicht verſteheſt du das, doch denk' an den Pater Camillus.
Alſo ahn' ich es wohl, erwiederte lächelnd die Jungfrau.
Schweigend ſah in Sinnen vertieft zur Ferne der Jüngling.
Dann mit Scherzen ſo fuhr er fort: Sieh, Eva, nicht ahnſt du,

Daß in jenem Gebirge vor dir ein Spiegel der ganzen
Erde ſich dehnt, daß du ſchauſt im Kleinen ihr ganzes Gebäude,
Daß du ſieheſt vor dir das Gebirg von Guanaxuato.
Staunend ſah ſie ihn an und wollte das Wort wiederholen,
Aber umſonſt. Es fragte ihr Blick — er erwiederte ernſthaft:
Ja, wie dieß iſt geformt das Gebirg im fernen Columbien,
Denn das Haus der Erd' iſt gebaut nach gleichen Geſetzen,
Unabhängig vom Himmelsſtrich, von Kälte und Wärme.
Ueberall ſteht der Baſalt mit dem Zwillingsbruder gepaart da,
Ueberall prallt Dolomit und Porphyr als felſige Wand ab,
Ueberall wölbt der Trachyt die glaſigen Glocken und Dome,
Denn es ſchaffet die Kraft gleichmäßig im Innern der Erde;

Wie die Adern das Blut, durchglühen sie Ströme von Flammen,
Tobend von Pole zu Pol, ununterbrochen, gewaltig.
Wenn die südlichste Flur erbebet vom mächtigen Erdstoß,
Brandet erschrocken das Meer am Skandinavischen Ufer,
Zittert der schlummernde See, den Eise der Alpen bedecken,
Stockt und verbirgt sich der heilsame Quell in diesem Gebirge.
Denn ein einiges Leben belebt und bewegt und erwärmet die
Erde, die wieder uns, ihre Kinder, belebt und erwärmet,
Wie eine Mutter. Sie ist gleich uns ein lebendes Wesen.
Eva horchte erstaunt, neu waren ihr Worte und Ausdruck,
Wenig verstand sie nur, doch horchte sie gerne, und anders
Schien ihr plötzlich die Welt. Ihr war's, als sei sie umgeben,

Wo ſie immer hinſah, von verſtändigen, lebenden Weſen.
Adam, der da ſtand begeiſtert und glühend, erſchien ihr
Wie ein Zauberer, der das geheimſte Geheimniß der Schöpfung
Kennt und mit mächtigem Wort es entrollt vor den Blicken der Menſchen.
Schweigend folgte ſie ihm, als er vom Berge hinabſtieg.
Wieder ging es dahin durch die kühlen und ſchattigen Thäler,
Schweigſam erſt und ſtille und ernſt; bald aber erwachte
In der Nähe des murmelnden Bach's, der Wieſen durchſchlängelt,
Wieder der muntere Geiſt in Eva und ihrem Gefährten.
Und ſie ſprach: Seitdem ich es weiß, daß auch lebet die Erde,
Iſt mir zu Muth, als ob der Stein, das Blättchen, der Grashalm
Mich mit verſtändigem Aug' anſäh' und zu ſprechen begehrte.

Und der Jüngling darauf: ſo war's ſchon öfter als Kind mir,
Und ich will dir geſtehn jetzt eine kindiſche Thorheit.
Als ich zum erſtenmal in den Büchern las, daß die Wilden
Beten zu Sonn' und Mond, zu Sternen, und Bäumen und Blumen,
Wohl gefiel mir die Art, zu verehren die waltende Gottheit,
Denn es ſchienen mir Pflanzen und Stern' ihr lieblichſter Ausdruck
Und des belebenden Hauchs überzeugendſte Offenbarung.
Alſo ſtahl ich als Kind oft hinaus in den brauſenden Wald mich,
Wo einen mächtigen Baum ich verehrte mit gläubiger Andacht.
Vor ihm betete ich und brachte ihm mancherlei Opfer,
Meiſt eine köſtliche Frucht, die ich von der Mutter bekommen.
Oftmals war's ein Stern und manchmal war es der Quell auch,

Denn es wechſelte oft die Gottheit meiner Verehrung,
Je nachdem ich in weiter Natur wo Schönes entdeckte,
Das mir groß und göttlich erſchien. So trieb ich es lange.
Eva lachte und ſprach: o Adam, wie iſt es ſo ſchade
Daß du nicht damals ſchon, wo jetzt wir ſtehen, das Plätzchen
Kannteſt. Sieh', wie ernſt und ſtimmend zu heiliger Andacht
Iſt es hier, als wär's ein alter und würdiger Tempel.
Adam blickte um ſich, dann rief er mit Eins überraſcht aus:
Eva, wo geriethen wir hin, wir ſind im Reviere,
Welches, mit Recht oder Unrecht auch, man nennet den Urwald.
Jubelnd ſprang das liebliche Kind über Stämm' und Gebüſche:
Endlich! rief ſie erfreut, ſo ſeh' ich ihn endlich den Urwald.
Was hat nicht das düſtere Wort mir düſtre Gedanken

Immer gemacht. Ich dachte mir ſchaurige, traurige Wildniß,
Und hier iſt es ſo ſchön, wenn auch ſehr ſchweigſam und ernſthaft.
Wie von Baum zu Baum ſich ſchlingen und winden die Pflanzen,
Wie ſie von Wipfel zu Wipfel erbau'n die ſchwankende Brücke,
Wie ſie den fernſten Stamm mit dem fernſten Stamme verbinden,
Und zum leichten Gezelt umwandeln die würdige Waldung.
Sieh', wie ſich über mir aufwölbt ein ſtolzes Triumphthor,
Aus Guirlanden gewebt von weißen und goldenen Blüthen,
Sieh', wie dort die Pflanze umſchlingt den alternden Baumſtamm,
Kaum daß er ſich aufrecht noch erhält auf eigenen Füßen;
Aber es ſtützt ihn mit liebendem Arm der gütige Epheu,
Wenn er den Frühling noch ſieht, ihm hat er allein es zu danken.

Ach, da lieget dahingeſtreckt ein modernder Leichnam,
Unnütz war und umſonſt die Hilfe der gütigen Stütze,
Nicht mehr konnte ſie ihn, den Greis, dem Leben erhalten.
Aber getreu auch fiel ſie mit ihm und umſchlinget den Todten,
Wie im Schmerze das Kind umarmt den geſtorbenen Vater.
Und es füget der Jüngling hinzu: doch ſieh', aus dem Herzen
Des erſtorbenen Stamms ſchon hebet ſich neues und friſches
Leben; aus Faſern und Mark ſchon dringet der kräftige Sprößling,
Welcher dereinſt durch den Stamm in den Grund einbohret die Wurzel,
Wo der Verſtorbene ſtand, in die Lüfte erhebet die Krone.
Seit Jahrhunderten treibt es ſo fort in beſtändigem Wechſel,
Leben entſteht aus dem Tod und Tod iſt des Ganzen Verjüngung.

Und der Enkel erblüht aus der Gruft des verwesenden Ahnherrn.
Selbst was klein dir erscheint, und von nur geringer Bedeutung,
Dieses Erstorbenen Kleid, gewebt aus Moosen und Flechten,
Eine eigene Welt ist's, schön wie die große und kunstvoll, —
Ist doch jegliches Moos des Waldes verkleinertes Abbild.
Aber dieweil er sprach, hat sich geschwungen die Jungfrau
Auf die Schaukel, die sich aus Epheu und anderen Winden
Flocht und schlang von Bäumen zu Baum mit Glocken und Kelchen.
Jubelnd begrüßte sie ihn aus der Luft und rief ihn, sich auch doch
Aufzuschwingen und mit ihr gleich dem Vogel zu fliegen.
Lächelnd trat er heran, es war ein freundlicher Anblick,
Wie im Schatten des Wald's auf dem Seile von Blättern und Blumen

Mit dem vergnügten Geſicht ſanftſchwebend das liebliche Kind faß.
Und er ſprach, an die Schaukel gelehnt: du glückliches Mädchen,
Immer erfreueſt du dich mit der gegenwärtigen Freude,
Immer biſt du vergnügt mit dem, was der ſchöne Moment beut.
Aber mich traget der Geiſt ſtets fort vom Kleinen zum Großen,
Immer fliegt er dahin aus dem Engen in's Weite mit Sehnſucht.
Eva ſagte darauf: iſt's denn nicht herrlich und ſchön hier?
Wahrlich, mir iſt's, als fing ich erſt an, mich zu freuen des Lebens,
Und ich wäre betrübt, wenn du nicht Gleiches empfändeſt.
Er antwortete drauf: Verkenne mich nicht, o Geliebte,
Weil mich nicht die Natur zur lauten Freude begeiſtert,
Sondern den Sinn mir erfüllt mit ſtillem und denkendem Ernſte,

Und die Freude, das Glück ſich geſtalten zu tieferer Andacht.
Wo du kindlich dich freuſt, betracht' ich mit ſchweigendem Staunen
All' die Wunder der Welt, an die der Wald mich erinnert,
Der ein Theilchen nur iſt der großen gewaltigen Schöpfung,
Denn es iſt ein Netz von Leben aus Thieren und Pflanzen
Um die Erde gewebt, daß ſie deckt nach gleichen Geſetzen,
Und ſich dehnet von Pol zu Pol um die kreiſenden Gürtel.
Unzerreißbar iſt's. Wie ſehr die Fröſte des Nordens zerren und nagen daran, doch hebt aus der ſchneeigen Decke
Glühend die Blume empor ihr Haupt und lächelt der Sonne.
Und es wächſt das lebendige Netz an Fülle und Stärke
Wie es ſich nahet der Kraft des ſenkrecht ſtrömenden Lichtes,
Des belebenden. Dort im glühenden, ſprühenden Süden

Wächst die Fülle des Keims, der Säfte, der Massen und Farben,
Dort auch dehnt sich weit ein Urwald, aber, o Mädchen,
Zehnfach und mehrfach so weit, wie unser gewaltiges Deutschland.
Denn Jahrtausende haben sich dort mit der tropischen Sonne
Ihn zu bauen vereint und undurchdringlich zu machen.
Unbezwinglich stehn die Mauern aus Kräutern und Bäumen.
Sein Geheimniß durchdringt nur die Schaar der mächtigen Ströme,
Und der Wanderer, der, ein Argonaute des Wissens,
Kühn im schwankenden Kahn auf ihrem Gerolle daherfährt,
Sieht des Morgens hervor aus dem Dickicht treten den Tapyr
Und den Tieger, der dort mit Sprüngen von Wipfel zu Wipfel
Seine Opfer verfolgt bedeckt von weißen Lianen,
Und den Leu', der des wallenden Schmucks der Mähne beraubt ist,

Während rings in der Fluth um des Forschers schwankendem Fahrzeug
Des Krokodils bepanzerter Leib aufwühlet die Wellen
Und mit wiegendem Haupt die riesige Schlange dahinschwimmt.
Also zeigt sich die Kraft gleichmäßig der Sonne des Südens
In der Pflanzen Gewalt, wie in der Thiere Gestaltung,
In der Fasern Saft, wie im Blute der lebenden Wesen.
Dort, wo aus brennendem Sand sich erheben die „wachsenden Quellen,"
Welche von Stacheln umringt, gleich wie von drohenden Schwertern;
Dort auch wandelt der Elephant im Schatten der Palmen,
Die zum Himmel hinauf erstrecken die strahlenden Fächer.
Dort ist heimisch von je der Drachenbaum, der gewalt'ge,
Der beredte Geschichtserzähler vom Alter der Schöpfung.

Schrecklicher Name, — ſo rief das kindiſche Mädchen. — Es iſt wohl
Jener gewaltige Baum ein Vetter der nordiſchen Eiche,
Die, wie die Sage erzählt, dereinſt auch Drachen beherbergt.
Laut auflachte darauf der kräftige Jüngling und ſagte:
Nein, der Drachenbaum iſt ein Vetter von unſerem Spargel.
Lachend ſprang das Mädchen herab aus der wiegenden Schaukel,
Lachend rief ſie noch aus: welch' ein unwiſſendes Ding doch
Immer ein Mädchen bleibt, es hält den Spargel für Eichen.
Aber ſie fügte mit Ernſt hinzu: doch erkenn' ich, Geliebter,
Wem da fremd die Natur, bleibt ewig ein Fremdling im Leben.
Und er ſprach: Du haſt es geſagt und innig empfind' ich's,
Ja, es ruhet in ihr das einzige wirkliche Leben.

Alſo gingen ſie hin und immer weiter und weiter,
Viel des Schönen verbarg, des Wunderbaren, der Wald noch;
Nichts entging dem forſchenden Blick, dem heitren, der Wandrer.
Hier ein gefallener Baum, der den Blumen zum Beete geworden,
Dort ein Anderer, der vermorſcht ſich zu Staube verwandelt,
Wurde vom murmelnden Quell der mooſigen Felſen durchſickert,
Weiter ſtand als dichtes Gebüſch das wallende Farrnkraut.
Adam pflückte ein Blatt und gab es der frohen Gefährtin,
Siehe, ſprach er dazu, wie zierlich die Ränder gezackt ſind!
Wo dieß Kraut den Wandrer begrüßt auf den Höhen der Anden,
In Columbia's Welt, der neuen und wunderbedeckten,
Iſt ein Zeichen es ihm, daß er eben beſchritten die Schwelle,

Jener herrlichſten Flur, wo ewiger Frühling zu Hauſe,
Wo zugleich mit Frucht und Knospen und Blüthen der Baum prangt,
Jene heilige Flur, wo ſich den Blicken der Menſchen
Ganz, nicht in Stücken wie uns, und prächt'ger der Himmel entrollet,
Wo er ſtrahlender ſcheint und näher dem Erdenbewohner,
Und ſeine Weiten durchzieht des Schiffes erhabenes Sternbild,
Und das mächtige Kreuz im See der Berge ſich ſpiegelt.

Alſo ſprachen und wanderten ſie. Unſelige Kinder,
Sie bemerkten es nicht, - umgeben, bedeckt von dem Dickicht,
Daß die Sonne ſchon ſank und daß im Oſten die Wolken
Drohend und düſter geballt, ſich zuſammengezogen, und daß der

Säuſelnde Wind, der Bote des Sturms, ſchon bewegte die Wipfel.
Erſt als in Nacht ſich zu wandeln begann das zitternde Zwielicht,
Das ſie umgab, das Laub aufrauſchte und tiefer der Wind zog,
Dort und hier aufwirbelnd die Gruft eines einſtigen Frühlings —
Erſt als dickere Tropfen mit Macht durchhallten das Laubdach,
Sahen ſie auf, wie aus Träumen erwacht, und dachten der Heimkehr.
Schnell hat Eva ihr Röckchen geſchürzt — ſchon gingen ſie vorwärts.
Aber wohin? ſo fragten beſorgt ſie nach wenigen Schritten,
Und ſie erinnerten ſich, daß ſie die Wege nicht kannten,
Und daß zu weit ſie gedrungen hinein in den düſteren Urwald.
Adam ſah ringsum. Nichts ſah er, als Bäume bei Bäumen,
Welche die Dämmerung ſchon zuſammengeſchoben zu Mauern,

Nichts als dunkles Gestrüpp' und nie betretene Pfade.
Was im sonnigen Licht so freundlich erschienen und heimlich,
Jetzt anstarrte sie Alles mit schreckend verändertem Antlitz,
Vorwärts! rief er doch aus und schwenkte den Hut in den Lüften,
Vorwärts! es gilt nur vorzudringen zu menschlichen Stätten,
Ehe der Regen noch mächtiger fällt, und eh' das Gewitter
Ueber uns tobt. Es rollt schon näher und näher der Donner.
Weiter ging's durch's Gebüsch, doch deckte den Wald schon die Nacht zu.
Wilder erbrauf'te der Sturm, er pfiff durch Dornen und Büsche,
Sauste in Wipfeln und Zweig, und fern laut krachten und stürzten
Mancher vermodernde Stamm, und manche noch grünende Krone.
Zischend zuckte der Blitz und zerschlitzte die zitternden Himmel,

Polternd rollte durch kochende Wolken der grollende Donner,
Murrend brummte durch Schlucht, Kluft, Bucht der wühlende Sturzbach.
Schon erschüttert vom Wind ergoß sich der Strom aus den Zweigen,
Und durchnäßte den schlüpfrigen Pfad der eilenden Wandrer,
Schon durchschnitt ihren Weg der plötzlich geborene Wildbach,
Der von den Bergen herab sich stürzte mit Steinen und Stämmen.
Adam erhob mit kräftigem Arm die liebliche Jungfrau,
Drückte sie fest an die Brust und stieg in die schäumenden Fluthen,
Aber sie brandeten hoch bis zum Gürtel, dem kräftigen Jüngling,
Da erhob er die theuere Last hoch auf in die Lüfte,
Zitternd schlang doch lächelnd sie ihm um den Nacken die Hände,
Und sie hielt ihn umfaßt, bis er wieder an's Ufer sie setzte.

Dann vom Leibe ſich zog er den Rock und hüllte die Jungfrau
Warm und ſorgſam ein, um ſie vor dem Regen zu ſchützen,
Welcher nur mächtiger ſtets und wilder vom Himmel herabfiel;
Dann vom Halſe ſich band er das Tuch und ſchlang's um den Hals ihr.
Lächeln mußte das Kind und ſie ſcherzten ob dieſer Verkleidung.
Und ſo gingen ſie hin ſtets weiter und ſpottend des Unfalls.
Aber es wurde zuletzt doch ſchweigſam die liebliche Jungfrau.
Tückiſch hatten der Dorn, das Geſtein ihr zernagt und zerriſſen
Und durchlöchert ſchon ganz das vom Regen erweichete Schuhwerk,
Hier und dort blieb hängen ein Stück von Schuhen und Strümpfen,
Und es wandelte faſt auf entblößeten Füßen die Jungfrau,
Und der Dorn, er ſtach, es ſtießen die ſpitzigen Steine.

Adam merkte es bald an manchem verhaltenen Seufzer,
Und er ſprach kein Wort und faßte ſie wieder behende
In die Arme und trug ſie fort, das verzärtelte Kindlein,
Vorſichtig durch das Geſtrüpp', daß nicht ſie ſtechen die Dornen,
Sorglich und hoch in der Luft durch jeglichen tobenden Wildbach.
Aber es wüthete fort der Sturm — es ſtürzte der Regen
Unaufhörlich herab, es rollte der Donner, und Nacht lag
Dick und ſchwarz auf dem Wald, und oftmals mußte der Jüngling
Halten, bis wieder der Blitz aus dem Dickicht zeigte den Ausweg.
Endlich ruhte er aus an der Wand der zackigen Felsſchlucht,
Denn es hatte ſein Aug' beim Blitzen erſpähet die Höhle,
Die ein gewaltiger Stein als ſchützendes Dach überwölbte.

Tief aufathmend ſetzte er da die liebliche Laſt ab.
Trocken noch war der Platz und rein und behaglich den Wandrern,
Denn es vermochte nicht Sturm hier einzudringen, nicht Regen.
Und ſo ſaßen ſie da erholend vom mühſamen Weg ſich,
Und betrachteten ſtill und geborgen das herrliche Schauſpiel,
Wie aus ſchwarzem Gewölk' der Blitz in Zacken herabfuhr,
Und in bläuliches Licht eintauchte die ſchwankenden Bäume.

Da erſcholl ein Geheul hervor aus der Tiefe der Waldſchlucht.
Zuckend fuhr der Jüngling auf — es fragte die Jungfrau:
Welch' ein Geheul iſt das? Warum, o Adam, erſchrickſt du?
Sind es Wölfe vielleicht? — Es ſagte abwehrend der Jüngling:
Thorheit! verſchwunden iſt längſt aus der Gegend der letzte der Wölfe.

Adam, — ſprach ſie darauf, — wär' dies das Geheul eines Hundes,
Wäreſt du nicht ſo erſchreckt. Auch heißt es, daß immer im Urwald
Wölfe noch ſind, o Adam, und ich erinnere jetzt mich,
Was der Knecht uns erzählt, daß, wie er noch Schmuggler geweſen,
Er von Soldaten verfolgt, ſich einſt in den Urwald geflüchtet,
Und dort Wölfe geſehn. — Es ſprach der kräftige Jüngling:
Thorheit iſt's; ſie ſind ſeit funzig Jahren verſchwunden,
Und was man ſich erzählt, ſind leere erdichtete Sagen.
Aber um dich zu beruhigen, will ich am Eingang der Höhle
Feuer anzünden, das ſcheucht den erdichteten Wolf und den wahren.
Feuer? allein woher? ſo fragte mit Zittern die Jungfrau.
Freilich, ſprach er darauf, mit beſorgteren Blicken — es fehlen

Stahl und Stein. Er ging in die Tiefe der Höhle und kam bald
Wieder zurück mit trockenem Holz, das dort er gefunden,
Sprechend: wir machen es ſo, wie die armen Nomaden Kamtſchatka's.
Und er begann mit eifriger Kraft die Hölzer zu reiben,
Heiß bald trat auf die Stirne der Schweiß, bald fiel er in Tropfen.
Eva ſtand indeß am Eingang der Höhle und ſtarrte
Vorgebeugeten Leib's hinaus in das Dunkel, und horchte
Furchtſam auf das Geheul, das kam ſtets näher und näher.
Da! — was leuchtet dort durch die Nacht, wie glühende Kohlen,
Starr erſt, ohne Bewegung und dann wie ſpringendes Irrlicht?
Augen waren es, ach! die leuchtenden Augen des Wolfes.
Ein durchdringender Schrei entſtieg dem Buſen der Jungfrau.

Hilf! es iſt ein Wolf! ſie rief es mit ſterbender Stimme,
Und vor Schrecken erſtarrt anlehnte ſie ſich an die Felswand.
Aber es warf der Jüngling von ſich behende die Hölzer,
Eilte hervor und drängte zurück in die Höhle die Jungfrau,
Dann vor den Eingang ſtellt er ſich hin des Kampfes gewärtig,
Breit und feſt — aufſchürzt er ſchnell an den Armen die Aermel,
Wirft den Hut vom Kopf und ſtreicht hinter's Ohr ſich die Locken,
Ballet die Fäuſte und ſtramm und grad' ausſtreckt er die Arme.
Alſo ſtand er. Es ſuchte ſein Aug' den feindlichen Unhold.
„Wenn es nicht mehrere ſind, mit Einem beſteh' ich den Kampf noch!“
Murmelt er vor ſich hin und näher erglänzen die Kohlen,
Und ſie kommen heran — aufſteigt ein wüthendes Heulen —

In der Höhle liegt auf den Knien und betet die Jungfrau.

Aber es hält das Thier nur wenige Schritte von Adam,
Mißt seinen Feind und murrt. Lang dauerten diese Sekunden,
Schon dem Jüngling zu lang; schon rafft er sich kräftig zusammen,
Und will selber den Kampf mit dem mächtigen Feinde beginnen.
Aber da springt ihn an mit gewaltigem Sprunge das Unthier,
Rasch weicht Adam zur Seit' und neben ihm stürzet das Thier hin,
Weit und lang die Glieder gestreckt vom wüthenden Falle,
Nur der Arm ist geschlitzt von den Zähnen des Thieres dem Jüngling.
Aber er fühlet es nicht, und wirft mit der Schnelle des Blitzes
Sich auf den Feind und drückt, bevor er sich wieder erhebet,

Ihm auf den Rücken das Knie und krallt in den knochichen Nacken
Kräftig die Hände ihm ein und in das borſtige Rückgrad,
Und ſo preßt er und hält er ihn feſt an den Boden gekettet.
Heulend krümmt ſichs unter der Wucht und ſucht zu befrei'n ſich.
Aber mächtiger ſtets bewältigt der kräftige Arm ihn
Eva läuft mit zitternder Angſt um die Gruppe der Kämpfer,
Betend und weinend zugleich und klagend und rufend nach Hilfe.
Selber möchte ſie helfen ihm gern die liebliche Jungfrau,
Aber ſie weiß nicht, wie? und will vor Jammer verzagen.
Gieb, ſo ſpricht der Jüngling, gieb aus der Taſche des Rockes,
Den du trägſt, in die rechte Hand mir das Meſſer und ſchnell wird
Dir verſchwinden die Angſt und gründlich beendet der Kampf ſein.

Aber sie hörte nicht mehr — sie lief hinaus aus der Höhle,
Hilfe! ruft, so mächtig sie kann, die liebliche Jungfrau.
Hilfe; und Hilfe! ertönt's, allein es vertönt in dem Schwalle
In dem Lärmen des Bach's, der nieder sich stürzt in die Schluchten,
In dem Brausen des Wald's, im Toben des rollenden Donners.
Dennoch rufet sie stets und noch mit erloschener Stimme,
Und sie rufet es noch und ringet verzweifelnd die Hände,
Da auf's Neue das Heulen erschallt von der Höhle herüber,
Und sie rufet es noch, als schon mit Lachen der Jüngling
Neben ihr steht und zum Scherz auch „Hilfe!" rufet und „Hilfe!"
Schreiend stürzt sie auf ihn und weint vor Lust und vor Freude,
Und sie umschlinget ihn fest und ruft: gerettet, gerettet!

Ja, ſo ſpricht er darauf und küßt die thränenden Augen
Ja, du Theure, ich bin und du biſt glücklich gerettet.
Ein wohlthätiger Blitz hat gezeigt mir den felſigen Abgrund,
Welcher zu Füßen uns gähnt, durchtobt vom ſchäumenden Wildbach,
Und ſo zerrt' an den Rand ich den Wolf, und warf ihn hinunter.
Selig mög' er ruh'n, er wird nicht wieder erſtehen.
Mit zerſchmettertem Leib' ankam er gewiß in der Tiefe,
Und es hat ſchon die Fluth ihm gegeben ein würdig Begräbniß.
Schweigend lehnte das Mädchen ihr Haupt an die Schulter des Jünglings,
Ach! ſie war von der Angſt erſchöpft und der plötzlichen Freude,
Faltete andachtsvoll die Hände und folgt' ihm zur Höhle.
Ruhe hier aus, ſo ſprach er beſorgt und mit zärtlicher Stimme,

Bald iſt vertobt die Wuth des Sturmes, es ſinket der Regen
Nur noch leiſe herab, und ferne vergrollet der Donner,
Bald wird leuchten der Mond und uns nach Hauſe geleiten.

Aber noch während er ſprach, erſchollen hallende Stimmen
Aus dem Walde heraus und riefen: Adam und Eva.
„Hier! und Halloh!“ rief ihnen entgegen der kräftige Jüngling,
Und das Echo erſcholl wiederholend aus Höhlen und Klüften.
Näher kam es heran, ſchon färbte vom Lichte der Fackeln
Sich die dunkele Schlucht, und die harrenden Wandrer erkannten
Bald den Pater Camill, der aus der Tiefe heraufſtieg.
Und ihm folgte die Schaar der Laienbrüder und Knechte.

Unglückselige Kinder! — so rief er, wo seid ihr geblieben?
Welch' unendliche Angst um euretwillen erlitt ich,
Seit ich am Abende spät euch vermißt, und verlassen das Haus fand,
Während über dem Wald das tolle Gewitter gedonnert
Also both die Brüder ich auf und die Knechte des Klosters,
Und so zieh'n wir herum seit Stunden im Walde vergebens,

Aber während er sprach, erkannt' er beim Scheine der Fackel
Eva's blasses Gesicht und Adams Wunde am Arme,
Welche vom Blute noch trof. Er fragte die Beiden erschrocken,
Und das Mädchen erzählt das Abentheuer mit Schluchzen.
Staunend blickte der Mönch und gerührt auf den kräftigen Jüngling.
Aber er sprach kein Wort; er zog sein ärztliches Werkzeug

Aus dem Talar und verband die blutende Wunde mit Sorgfalt,
Eva hielt ihm dazu die leuchtende Fackel. Indessen
Hieben des Pater Camill Begleiter viel Aeste und Zweige
Ab von Baum und Gesträuch und bauten daraus eine Bahre.
Drüber wurde gelegt eine Kutte, die liebliche Jungfrau
Drauf gesetzt, und von den Laienbrüdern und Knechten
Unter Holloh und Gesang auf die Schultern gehoben und fortging's.
Adam und Pater Camill, der gütige, gingen zur Seite,

Leuchtend trat der Mond aus den Wolken, es folgten allmälig
Sterne auf Sterne — im Wald nur fielen noch einzelne Tropfen
Von den Bäumen melodisch herab — sanft wehte der Nachtwind,
Und in den Bergen erscholl das Lied der fröhlichen Wandrer.

Sechster Gesang.

Und er soll dein Herr sein.

Vor der Hütte im Wald, auf der grünenden freundlichen Lichtung,
Iſt es noch ſchweigſamer jetzt — die Arbeit ruhet im Garten, —
Weder die Axt noch der Hammer ertönt, ſie liegen im Winkel,
Eingeſtellt iſt jeglicher Bau, kein Holz wird gezimmert, —
Zwiſchen den Blumen im Beet treibt ſchon ſehr leiſe das Unkraut.
Denn es ruht in der Binde der Arm des kräftigen Jünglings,
Und es hat ihm verboten der Mönch jedwede Bewegung.
Alſo hinter dem Tiſch in Eva's reinlicher Stube

Sitzt er, die Stirne gestützt in die Hand und lies't in den Büchern.
Manchmal liest er auch laut die verständlichen schöneren Stellen
Daß dem lieblichen Kind die Zeit nicht werde zu lange.
Eva wandelt geschäftig einher und pfleget des Kranken;
Jeglichen Morgen besucht sie der Pater Camillus, der gute,
Um zu sehen und neu zu verbinden die heilende Wunde,
Und ist erfreut, wie schnell die kräftigen Muskeln sich schließen.
Kurz, so sagte er einst, wird nur die Narbe noch sprechen
Von dem bestandenen Kampf; mich aber gemahnet sie jetzt schon
Daß man in manchem Land die schätzet als edelste Rosse,
Welche den Biß des Wolfs an der Seit' aufweisen als Zeichen
Des bestandenen Kampfs, der muthigen Kraft und der Schnelle.

Oft, wenn früh aus dem Thal der gütige Pater zurückkam,
Kehrte er wieder hier ein und sprach verständige Worte
Mit dem Jüngling und manch' sehr herzliches Wort mit der Jungfrau;
Oder er saß auf der Bank in der Ecke und schweigend und lächelnd
Sah er der Wirthschaft zu, dem Treiben der lieblichen Kinder,
Wie der Jüngling mit Ernst bald dies, bald jenes bestellte,
Wie die Jungfrau gern und treu dem Befehle gehorchte,
Wie sie mit Sorgfalt that, was die heilende Wunde verlangte,
Und mit ihm empfand den Schmerz, den der Jüngling verhehlte..
Unbefangen vergaßen sie oft den betrachtenden Zeugen,
Und vertrieben die Zeit mit Spielen und kindischen Scherzen.

Aber es war ein Vierter noch da in der stillen Gesellschaft.

Ein unheimlicher Gaſt, doch jetzt gefahrlos und ſchweigſam:
Nahe der Thüre ſtand auf geſpreizten Beinen der Schrecken
Jener ſtürmiſchen Nacht — es ſtand die Hülle des Wolfs dort.
Denn es fand ihn der Knecht des Kloſters am anderen Morgen
Todt und zerſchellt vom gewaltigen Sturz und vom tobenden Wildbach
Liegend auf felſigem Riff, wo die ſchäumende Welle ihn ausſpie.
Kunſtvoll ſtopfte ihn aus der Waidmann, und im Triumphe
Brachten die Knechte dem Jünglinge ihn — die Beute dem Sieger.
Alſo ſtand er da an der Thür, ein ſchweigender Wächter,
Starr und ſteif. Noch ſah in den Borſten des Nackens und Rückgrads
Man die Spur, wo im Kampf ihn gepackt der kräftige Jüngling.
Nicht mehr blickte das Aug wie glühende Kohlen, unſchädlich,

Schuldlos ſah er darein. Selbſt Amalthea, die Ziege,
Sprang furchtlos um ihn und blöckte ihn an ohne Schrecken.
Eva erfüllte allein noch manchmal mit Grauen ſein Anblick

Alſo war in der Hütte des Waldes die ſtille Geſellſchaft,
Alſo zogen dahin auf leiſeren Schwingen die Tage
Unverändert und frei von jedem betrübenden Kummer.
War auch Eva, das Kind, nachdenklich und ſtiller als jemals,
Schien ſie doch heiter und froh und glücklich im Innern der Seele,
Und es ſchwieg, kopfſchüttelnd zwar, der verſtändige Jüngling,
Und es ſchwieg, mit Lächeln jedoch, der Pater Camillus.
Aber einſt, als Pater Camill, der gute, nach Haus ging,

Sprach die Jungfrau alſo mit öfters ſtockender Zunge:
Freilich, er iſt ſo gut und edel, der freundliche Pater,
Nützlich iſt es gewiß, ihn anzuhören, und wohl thut
Auch das flüchtigſte Wort von ihm dem Geiſt und der Seele,
Beſſer empfindet und glaubt man ſich in ſeiner Geſellſchaft,
Und es ſcheinet die Luft um ihn viel reiner und klarer,
Und dich hegt und pflegt er ſo treu mit liebender Sorgfalt, —
Dennoch muß ich es dir, o Adam, offen bekennen,
Lieber bin ich allein mit dir in der einſamen Stube,
Denn es ſcheinet mir oft, als hätte ſonſt Niemand auf Erden,
Niemand, als ich das Recht mit dir zu ſein und zu ſprechen,
Und vor allem das Recht, dich zu pflegen in jeglichem Leide.
Nenne es kindiſch nicht, was ich dir gerne geſtehe.

Sieh', wie an jenem Tag, dem herrlichen Tage im Urwald,
Welcher mir' herrlich iſt trotz allen den folgenden Schrecken,
Wie in jenem Moment, als du mich durch Hecken und Büſche,
Durch den brauſenden Bach mich trugſt mit kräftigen Armen,
Ich am Halſe dir hing, dein Herz, das pochende, hörte,
Alſo mit dir allein und deinem Herzen ſo nahe,
Sei es in Sturm und Gefahr, möcht' immer ich bleiben und immer.
Aber es iſt mir zu Muth, wenn Pater Camillus bei dir iſt,
Wenn ihr euch mit Ernſt von wichtigen Dingen beſprechet,
Ach, als wär' ich dir fremd und du hätteſt meiner vergeſſen.
Und, es verzeih' mir's Gott, der Pater Camillus verdrießt mich.

Da antwortete Adam darauf mit erhobenem Finger,
Lächelnd zwar und ſanft, doch auch mit dem Tone des Vorwurfs:

Welch' ein grauſames Wort! Denn mußt du nicht fürchten, dem Freunde
Böſes Unrecht zu thun, und dem Arzt, und dem liebenden Helfer?
Sei mir gut, doch ſei auch gerecht gegen Andre, o Schweſter.
Aber es legte die Stirn in Falten die liebliche Jungfrau,
Schwieg einen kurzen Moment, dann ſagte ſie etwas verdrießlich:
Schweſter! ſo nennſt du mich ſtets und fühlſt du es nimmer, o Adam,
Was ich ſchon lange gefühlt, wie dieſer Name mir weh thut;
Schweſter! — Ich war es dir nie, und niemals warſt du mir Bruder.
Und ſie ſetzte ſich hin auf die Bank und ſchlang um den Nacken
Ihm den Arm und ſah ihm ins Aug' und ſagte mit Rührung:
Ach, ich weiß nicht warum, o Adam, mich kränket der Name,
Und mir iſt es ſo oft, als gäb' es ſchönere, beſſ're,

Welche, o Adam, von dir viel holder und lieblicher klängen.
Lange ſchon nenn' ich Bruder dich nicht; denn ich fühle ſeit lange,
Etwas giebt's, das enger umſchlingt, als der Bund der Geſchwiſter,
Und durch das innigſte Band, das es giebt, bin mit dir ich verbunden.
Sagen kann ich es nicht, doch, wenn du Schweſter mich nenneſt,
Ruft es immer in mir: das iſt nicht der paſſende Name.
Fühleſt du, Adam, nicht auch, daß irgend etwas uns fehlet?
Staunend blickte der Jüngling ſie an. So hat er noch niemals
Eva geſeh'n, ſo ernſt und den Blick voll zarteſter Rührung
Mächtig begann zu pochen ſein Herz, doch ſagte er ruhig:
Ja, ſo iſt's, auch mir iſt zu Muth und öfter ſo bange,
Als ob uns in der That was Schönes, Beglückendes fehlte,

Aber auch ich kann nennen es nicht. Mir ſcheint's ein Geheimniß.
Schweigend ſaß in Sinnen verſenkt die liebliche Jungfrau,
Stützte die Stirn in die Hand, dann rief ſie mit einmal: ich weiß es!
Nun, ſo ſag' es, verſetzt' er darauf, mit ſichtbarer Neugier.
Ernſt hub an und ſprach mit belehrender Miene die Jungfrau:
Adam, erinnerſt du dich des ſchwarzen, gewaltigen Koffers,
Welcher ſo lang und breit, mit eiſernen Klammern beſchlagen,
Ewig verſchloſſen ſteht zu Haus in der hinterſten Stube?
Hör'! im Frühling oft aufſchloß ihn die theuere Mutter,
Rief mich herbei und ich half auspacken den ſchwellenden Inhalt,
Und ausbreiten, daß nicht er verdumpfe im ſtäten Gefängniß.
Denn es war nichts Anderes ja, als verſchiedene Leinwand,

Tiſchzeug allerlei Art, kunſtvoll mit Blumen durchwoben,
Oder auch mit dem Bild der berühmteſten Schlöſſer und Städte, —
Einfache auch für den täglichen Brauch — dann verſchiedenes Bettzeug,
Und Handtücher in Fülle, und Servietten in Menge,
Dann von Strümpfen ein Berg, gewebte, geſtrickte, durchbrochne,
Endlich noch ohne Zahl die ungeſchnittene Leinwand,
Wie man ſie braucht zu feinerer und zu gewöhnlicher Wäſche.
Fragt' ich die Mutter ſodann: Wozu der gewaltige Vorrath?
Sah ſie bei Seit' und begann von anderen Dingen zu ſprechen,
Oder ſie gab mit lächelndem Blick ausweichende Antwort,
Oder verlor die Geduld, wenn mir nicht die Antwort genügte.
Aber ging ſie hinaus, dann flüſterte ſchnell mir die Magd zu:
Merkſt du es nicht? Ausſtattung iſt's deiner künftigen Heirath!

Siehſt du, Adam, daran hab' ich nun mich plötzlich erinnert.
Heirath iſt, wie's ſcheint, die Beſtimmung jeglichen Mädchens,
Und auch meine. Warum hat ſonſt die Mutter geſammelt?
Und, was beiden uns fehlt, das iſt ja eben die Heirath.
Alſo ſprach ſie und ſah dem Jüngling fragend in's Antlitz,
Aber er ſtutzte und ſchwieg, und machte gewaltige Augen,
Stützte die Hand in die Seit', und ſagte verwundert vor ſich hin:
Hab' ich doch immer gehört, und muß es nun ſelber erfahren,
Daß das Herz eines Mädchens, und ſchon in früheſter Jugend,
An Gedanken ſich wagt, die zagend ſelber der Mann denkt,
Und daß auch das ſchüchternſte Herz der ſchüchternſten Jungfrau
Früher erkennt ſolche Dinge, als ſelbſt der verwegenſte Jüngling.

Doch es verſetzte darauf gekränkt die liebliche Jungfrau:
Andres erwartete ich, als die philoſophiſche Antwort;
Und ſie erhob ſich und ging verdrießlich und ſchnell aus der Stube.
Seufzen hörte er ſie und ſchluchzen durch's offene Fenſter,
Und er ſchritt ihr nach, erſchrocken, der kräftige Jüngling.

Wieder zum erſten Mal ſeit dem Tag der bekämpften Gefahren
Trat er hinaus in den Wald; es kam ihm lieblich entgegen
Luft und Duft, es hob ſich das überwallende Herz ihm,
Und im tiefſten gerührt empfand er das Glück der Errettung.
Jetzt zum erſten Mal, mit einem Gefühle von Wehmuth,
Thränenden Auges beſah er die Welt und erkannte die Freuden,

Die ſie bietet und giebt dem ſchönen empfindenden Daſein.

Alſo ging er zu auf die Bank im Garten, wo weinend Eva ſaß, und drückte gerührt und glücklich an's Herz ſie.

Ja, ſo ſprach er, es ſei nur eins unſer Leben in Zukunft.

Und ſie hing an ihm mit feſten, verſchlungenen Armen.

Siebenter Gesang.

Aus dem Paradiese in's Leben.

Ach, der Knecht war geſtern da, und brachte die Nachricht;
Fort iſt der Feind, es ſtehet nur noch im Dorfe der Nachtrab,
Morgen ſchon, oder vielleicht noch heute wird kommen der Vater,
Aus der Hütte im Wald die Kinder nach Hauſe zu holen,
Alles iſt ſchon gepackt und es ſitzen mit Trauern die Beiden,
Adam und Eva am Pfad, der vom Thale zum Kloſter zurückführt,
Um vom theueren Freund vom Pater Camillus, dem guten,
Wenn er am Abende ſpät zurückkehrt, Abſchied zu nehmen.

Ach, ſo müſſen auch wir nun Abſchied nehmen von ihnen,
Die, ich hoff' es, auch Dir, nicht kritiſch empfinden-der Leſer,
Lieb geworden, wie ſie, geſteh' ich es offen, mir ſelber
Theuer geworden und lieb, dieweil ich ihr Leben beſchrieben.
Scheiden und meiden betrübt, beſonders den liebenden Dichter,
Wenn er trennen ſich muß von ſeinem beſungenen Helden.
Und das Lied nichts andres iſt, als treue Erinn'rung,
Liebliches Echo nur und Mahnung verfloſſener Tage.
Dies auch hat mich wieder zurück zum Dorfe gezaubert,
Hat mir wieder geweckt die walddurchduftete Kindheit,
Hat mich glücklich gemacht, wie ich ſchon einmal geweſen,
Hat mich wieder gemahnt, wie reich und ſchön die Natur ſei,
Und daß in ihr, wie Adam es ſagt, das einzige Leben.

Und ich füge hinzu auch Auferstehung für Todte,
Für den Gepeinigten Ruh', und für den Kranken Genesung.
Ach, wie sehr ich's empfand, als ich diese wahrhaft'ge Geschichte
Dir „ o Leser beschrieb! und mit Ueberzeugung empfind' ich:
Schmücket dereinst ein Kranz, ein verdienter das harrende Haupt mir,
(Ach, ich brauche ihn bald zu ähnlichen Zwecken, wie Cäsar.)
Dir verdank' ich's, o Dorf, und Dir, o glückliche Wiege,
Die im Schatten des Baums, im Rauschen des Baches gestanden,
Unter dem goldenen Netz aus Lerchenliedern gewoben,
Ueber dem duftenden Grund, der voll von Keimen und Saaten,
Nahe dem dämmernden Wald, dem Haus des prophetischen Kukuks.
Mag, was immer er will, von den Städtern Plato behaupten,
Doch mit den Jüngern zog er hinaus zum freien Gestade,

Wenn er für's Schöne ihr Herz, für's Große empfänglicher wollte
Und bereiten den Geiſt für beſſere, höhere Welten.
Ich — ich feire das Dorf, wo nicht verkleidet das Leben
Leiden und Freuden geſchminkt, und heuchelnd nimmer einhergehn,
Wo harmoniſch das Herz mit Bäumen und Blumen und Saat wächſt,
Wo der Lenz und der Herbſt von Leben nur ſagen und Leben.

Helden des Lieds ſind natürliche Kinder des ſchaffenden Dichters,
Aehnlich ſind ſie ihm ſtets an Gedanken, Gefühl und Empfindung,
Darum mögen auch jetzt die ſtill dort ſitzen am Fußpfad,
Adam und Eva, bewegt und gerührt ſein von gleichen Gedanken,
Da aus der Einſamkeit, dem duftigen Schooße des Waldes,
Sie auch rufet zurück zum Treiben der Menſchen das Schickſal.

Schweigend und Hand in Hand, ſo ſitzen ſie da, die Geliebten.
Herbſtlich ſchon iſt der Wald durchweht, doch ſinket die Sonne
Prächtiger, ſchöner als je in farbenreicherer Fülle,
Lieblicher iſt der Wald und ruhevoller und ſtiller
Tieferer Andacht voll, als da die Strahlen des Sommers
Heiß und hell ihn gefärbt, es blicket das einſame Laubholz
Golden und roth hervor aus des Tannwalds dunklerem Grunde;
Denn es giebt die Natur dem Tod ſelbſt freundliche Farben,
Und ihr Lächeln im Herbſt iſt wie das Lächeln des Abſchieds,
Welches die Thränen verbirgt und ſich in Einem Momente
Alles genoſſenen Glücks und aller gewähreten Freuden
Dankbar erinnert und freut — ſie gewährt und genießet noch einmal.
Ueber die beiden dahin mit geſchäftigen rufenden Stimmen

Zogen die Vögel, geſchaart und bereit zur ſüdlichen Reiſe;
Dort und da gab ſeufzend ein Neſt die klagende Antwort,
Und harmoniſch vereint mit dem Abſchiedsgruße der Wandrer
Säuſelte tönend herab das Blatt von den Zweigen der Buche,
Strich der tiefere Ton des Windes durch Wipfel und Sträucher.
Horchend ſaßen ſie da und Eva mit thränenden Augen.
Sie überſchaute gerührt die ſtrahlendurchzogene Lichtung
Und das einſame Haus und den Garten, den liebend gepflegten;
Ach, wie wird er verwildern, wie bald vom Winter bedeckt ſein,
Wie vom Bahrtuch, welcher noch jetzt ſo glühte und blühte.
Sterben werden dahin und verwelken die leuchtenden Blumen,
Wie jetzt leiſe verliſcht in der Hütte das Feuer des Heerdes.

Endlich brachen hervor die lange verhaltenen Thränen.
Weinend sank sie ans Herz und schluchzend dem sinnenden Jüngling.
Und der sprach nur das Wort: o weine nicht theueres Mädchen!
Und er küßte sie sanft auf die weiße, unschuldige Stirne.

Und es kam den Fußpfad herauf der Pater Camillus,
Vor den Kindern blieb er steh'n und legte die Hände
Ihnen aufs Haupt und drückte bewegt an das Herz sie und sagte;
Lebet denn wohl, ihr theuren Kinder, ich dank' euch, ich dank euch
Für das Glück, daß ihr in die trauernde Oede mir brachtet,
Für das Leben, mit dem ihr die Einsamkeiten belebtet.
Ihr, ihr war't mir ein Gruß aus beſſren verlorenen Welten,
Und ein Troſt den nagenden Zweifeln an Menſchen und Leben,

Und ein holder Beweis, daß ewig das Gute und Schöne
Und aus eigener Kraft stets neu und frisch wird geboren.
Euerem Leben, versteckt in den Einsamkeiten des Waldes,
Sah von ferne ich zu, wie am Gartenthore der Bettler
Stehet und staunt ob all der Pracht, die jenseits des Gitters.

Schweigend senkte der Mönch sein Antlitz; die Wange erblaßte,
Und sie fühlten die Hand auf ihrem Haupte erzittern.
Traurig umschlangen sie ihn mit den Armen und nannten ihn Vater.
Aber er lächelte mild. Die Strahlen der sinkenden Sonne
Färbten sein blasses Gesicht. Es legte sich Frieden und Stille
Rings auf den Wald. Er faßte die Hände von Adam und Eva,
Drückte sie fest an die Brust, und sprach mit erhobener Stimme:

Lebet wohl! Ihr kehret zurück zum Treiben der Menſchen,
Wo der trennende Haß verweilt im Gewande des Schickſals,
Und als Weltgeſetz regiert die verkleidete Lüge,
Und die Herzen verfälſcht die heuchelnde, ſchmeichelnde Selbſtſucht,
Wo die Dreie vereint zerreißen die theuerſten Bande.
Aber nichts vermag euch zu trennen, Euch, die Vereinten,
Wenn Ihr dort im Gedräng', wie hier im einſamen Walde
Euere Welt Euch baut nach der Offenbarung des Herzens.
Schnell im Schooß der Natur hat ſich die Blume entfaltet,
Wuchs und gedieh in Euch die Blume der Jugend, die Liebe.
Möge das heilige Feuer in Euch ſo innig und ſtark ſein,
Daß noch in ſpäteſter Zeit und noch im froſtigen Alter
Ihr Euch freudig vereint um die glimmenden wärmenden Kohlen,

Und Ihr getroſt hingeht die gewundenen Pfade des Lebens.

Alſo ſprach er gerührt; da erſcholl es: Amen! im Walde,

Und ſie ſahen ſich um, dort ſtand der theuere Vater

Segnend ſtreckte er aus ſeine Hand und lächelte: Amen.

Genf, im December 1849.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Erzählungen eines Unstäten.

Erster Band.

Erzählungen eines Unstäten.

Von

Moriz Hartmann.

Erster Band.

Berlin.
Verlag von Franz Duncker.
(G. Besser's Verlagshandlung.)
1858.

Kgl. Univ.-Bibl.
Berlin

Le mie prigioni.

(Anſtatt einer Vorrede.)

Der geneigte Leſer wird ſchon nach Durchleſung der beiden erſten Bücher dieſer Erzählungen erkennen, daß die Aufzeichnung derſelben unter verſchiedenen Abſichten begonnen, weitergeführt und beſchloſſen worden, daß der Verfaſſer, mit einem Worte, im Verlauf der Arbeit den urſprünglichen Plan geändert hat. Für ſolches Aus-der-Rolle-fallen iſt ein Schriftſteller ſeinem Publikum Rechenſchaft ſchuldig.

Der urſprüngliche Titel „Reiſememoiren", unter dem dieſe Skizzen zum größten Theile in der Kölniſchen Zeitung erſchienen ſind, deutete es genugſam an, daß ich mannigfaltige, perſönliche Erlebniſſe aus verſchiedenen Epochen und Gegenden habe liefern wollen. Vom Schickſal, wie ein abgeriſſenes Blatt, durch die verſchiedenartigſten Länder und Verhältniſſe umhergetrieben, glaubte ich mich mit dreißig Jahren

alt genug, um zu memoirenhaften Aufzeichnungen berechtigt zu sein; um so mehr berechtigt, als ich nicht eine persönliche Entwicklungsgeschichte, die Niemand interessirt, sondern Ereignisse und Begebenheiten, die an sich interessant schienen, habe geben wollen. Aber bald mußte ich mich überzeugen, daß auch dieses ohne Indiskretion nicht möglich war. Hätte ich das nicht selbst eingesehen, manche ängstliche, aus der Ferne kommende Bitte, doch ja Dieses und Jenes zu verschweigen, hätte mich darauf aufmerksam machen müssen. Gewisses Literatenthum unserer Zeit hat Freunde und Bekannte eines Schriftstellers leider zu solcher Aengstlichkeit berechtigt und ich war durch diese Bitten weniger beleidigt als gekränkt. Schon nach der Abfassung des ersten Buches sah ich es ein, daß ich Ton und Form ändern und manchen interessanten Stoff, den mir Erinnerung lieferte, aufgeben müsse, und ich ging so allmählich in die rein novellistische Weise über, bei der alle Gefahr der Bloßstellung lebender Personen vermieden wurde.

Dieser Gefahr wäre ich schwerlich entgangen, hätte ich die Aufzeichnungen unter denselben Verhältnissen fortgesetzt, unter denen ich sie angefangen; denn angefangen habe ich sie in einer Lage, in der ich mir selbst als todt und begraben habe erscheinen können,

abgelöst von allen alten Banden, getrennt durch unübersteigliche Hindernisse von Allem, was mich an die Vergangengeit knüpfte — ein lebendig begrabener, stiller Mann. Ich war aus dem Vaterlande verbannt und als Verbannter im Zellengefängnisse eines fremden Staates. Also war ich durch viele Dante'sche Höllenkreise von meiner Welt geschieden. Aber es giebt keinen Ort, der so geeignet wäre, alte Erinnerungen um sich zu sammeln, sich mit einem gewissen Behagen in die Vergangenheit zu ergehen, wie ein pensylvanisches Zellengefängniß, und ich finde nicht, daß Dante Recht hat, und „die Erinnerung glücklicher Zeiten in Elend" ist nicht der größte Schmerz, sondern ein Trost und eine Art von Weiterleben im Jenseits — ein Weiterleben, das sein Fegefeuer, seine Hölle, wie sein Paradies hat.

Herrn Minister Maupas danke ich diese Erfahrung. Louis Napoleon glaubte nach dem Staatsstreiche sich mit der wohlunterrichteten Polizeipräfektur nicht begnügen zu können und schuf sich ein Polizeiministerium. Aber das blutjunge und unerfahrene Polizeiministerium tappte um so mehr im Dunklen, als die altehrwürdige Präfektur auf den mit größerer Würde ausgestatteten Neuling eifersüchtig war und ihm alle Kanäle abschnitt, die seine Allwissenheit

nähren ſollten. Das neue Polizeiminiſterium hatte nichts zu ſchaffen; in ſeinen weiten Räumen war es öde; menſchenſcheu und des Müßiggangs müde ſchlichen ſeine zahlloſen Beamten in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle umher. Sie ſahen aus wie Schatten, die ziel- und zwecklos an den Ufern des Styx umherirren und die Erlöſung erwarten; ſie fühlten ſich verdammt zu der unausſtehlichen Qual, die Dante vergeſſen hat, zu der Qual des Ueberflüſſigſeins. Es war ein Miniſterium beſoldeter, aber überzähliger Beamten. An Maupas war es, ſie zu erlöſen, und wir waren die ſchwarzen Schafe, die er zum Erlöſungsopfer auswählte. Er erfand eine Verſchwörung, und in der Nacht des 3. Februars 1853 wurde die große Polizeirazzia vorgenommen und die myſteriöſen Räume von Mazas verſchlangen zweiundſechszig Unſchuldige.

Ich ſchlief den Schlaf der Gerechten, als mit der erſten Morgendämmerung ſämmtliche Diener des Hotels mit bleichen Geſichtern in die Stube ſtürzten, gefolgt von zwei Unbekannten mit Phyſiognomien von Monſeigneurs. Monſeigneur aber heißt in Frankreich ein Dietrich oder Diebesſchlüſſel, und der Ausdruck ſtammt aus jener guten alten Zeit, da die großen Herren anſtatt der Diebe in die Häuſer der armen

Bauern brachen. — Ich wollte mich erheben, aber die beiden Geheimnißvollen erſuchten mich im Bette zu bleiben, bis eine gewiſſe dritte Perſon, der Polizeikommiſſär, ankomme. Sie ſetzten ſich an den Kamin, ließen ein Feuer anzünden und prüften mit durchdringenden Blicken jedes Möbel. Endlich kam der Polizeikommiſſär, ein Mann mit einem behaglichen Hausvatergeſichte, der ſich vor mein Bett ſtellte und mit der Miene eines Komödienfürſten, der ſeinen Stern zeigt, den Rock aufknöpfte und ſeine trikolore Schärpe ſehen ließ. Darauf, wie auf ein gegebenes Zeichen, warfen ſich die beiden Monſeigneurs auf meine Bücher, und nachdem ſie alle Titel geprüft, unterſuchten ſie ihr Inneres, ob nicht Papiere darin ſteckten; dann vertheilten ſie ſich in Stuben und Cabinet und ſchleppten alle möglichen Papiere auf einen Haufen zuſammen, die der Kommiſſär muſterte und aus denen er ſämmtliche Briefe, die ein neueres Datum trugen, ausſuchte und zuſammenlegte. Dann ſuchte man in allen Winkeln und Verſtecken nach Waffen, und da man nichts fand als einen Life preserver, erſuchte mich der Kommiſſär, mich ſchleunigſt anzukleiden und ihm zu folgen — denn er verhafte mich im Namen des Geſetzes. Auf dieſes Wort fingen die Diener, die an der Thür horchten, ein lautes

Geheul an, das ſich in Schluchzen und Klagen verwandelte, als ich in der Mitte der Poliziſten durch ihre Reihen ſchritt. Wie ich ſpäter erfuhr, hatte einer der Kellner, ein edler Sohn der Auvergner Berge, die heroiſche Idee, ſofort eine Revolution zu machen und mich noch auf der Treppe der Polizeigewalt zu entreißen; aber ein beſonnener Walter Fürſt, wahrſcheinlich ein Gothaer, hielt ihn von dem gewagten Unternehmen ab und rieth zu paſſivem Widerſtand. Vor der Thüre erwartete uns ein großer, ſchwarzer, geſchloſſener Wagen, der beſtimmt ſchien, ganze geſetzgebende Verſammlungen aufzunehmen. In der **Rue Faubourg Montmartre** verließ uns der Kommiſſär ſammt dem Wagen und übergab mich den beiden Agenten. Dieſe erſuchten mich, nun ſelbſt einen Wagen zu miethen, da der Weg nach Mazas ſehr lang und ſie ſehr müde ſeien, da ſie die ganze Nacht gearbeitet hätten. Ich konnte aber ihrem Wunſche nicht willfahren; ich wollte meine Freiheit ſo lange als möglich genießen und noch etwas von der friſchen Morgenluft einathmen. Denn wer konnte mir ſagen, für wie lange Zeit ich der Gefangenſchaft, welchem Schickſal überhaupt ich entgegen ging? Wir lebten in der Zeit der Transportationen und die Juſtiz war ſo reformirt, daß ſelbſt das unſchuldigſte

Gewiſſen ſich nichts zu prophezeihen wagte. So wanderten wir denn zu Fuße die Boulevards entlang. Paris iſt am frühen Morgen nicht lieblich anzuſehen; es gleicht da einer alten Kokette, die man vor der Toilette überraſcht, ehe ſie ihr Roth aufgelegt. Dennoch ſchien es mir in dieſem Augenblicke unendlich ſchön, und im Vorgefühl des engen Gefängniſſes unendlich groß und weit, wie eine Welt. „Zu meiner Rechten Michael, zu meiner Linken Gabriel“ zog ich frohen Muthes weiter und hörte kaum auf die Vorwürfe meiner beiden Schutzengel, die mich des Undankes anklagten. Sie hatten mich ja ausſchlafen laſſen, während ſie einundſechszig Andere aus dem ſüßeſten Schlafe und manche von dieſen aus den Armen der Gattin, oder Geliebten geriſſen haben. So ſprechend freuten ſie ſich in der Erinnerung über die verſchiedenen, ſonderbaren, erſtaunten, erſchrockenen oder ergrimmten Geſichter, die ſie in dieſer Nacht zu ſehen bekamen und ich dachte: auch dieſer Stand hat ſeine Freuden. Und ich dachte ferner, daß die banalen Entſchuldigungen wie: „Wir thun nur unſere Pflicht, gewiß mit ſchwerem Herzen“ ꝛc. nur leere Phraſen ſeien. — Auf der Höhe der Marais angekommen, wurden meine Begleiter ſchweigſamer; ſie ſchienen mich ganz zu vergeſſen und ſahen auf-

merkſam, mit echteſtem Späherblicke nach rechts und links. Das Trottoir war noch nicht ſehr belebt; nur hie und da ſtanden oder ſaßen einzelne Individuen, die mehr oder weniger überwacht und nichts weniger als geſetzmäßig ausſahen. Bei unſerem Herannahen ging mancher von dieſen auf die Seite und aus unſerm Wege. Manchem ſah ich es an, daß er mich als einen Verhafteten erkannte und mich mit einem gewiſſen, wenn auch nicht theilnehmenden Intereſſe betrachtete, während auf den untern Boulevards keiner der Vorübergehenden errieth, daß ich mich in einer ausnahmsweiſen und nicht beneidenswerthen Lage befand. Jetzt ging ich durch ein Publikum, das für Dergleichen ein geübtes Auge hatte und meine Begleiter zu würdigen verſtand. Auch dieſe ihrerſeits kannten ſo manches Geſicht, das uns von der Seite anſah, und ſie warfen ſich von Zeit zu Zeit einen Blick oder auch ein unverſtändliches Wort zu. Vor einer Weinkneipe ſtand ein Jüngling mit ſehr verwegenem Geſichte, die brule-gueule im Munde, die Kappe auf der Seite. Als wir herankamen, ſchlug er die Arme in einander, wie Napoleon, und ſah uns unverwandten Auges an. „Der iſt bald reif," ſagte lachend der Eine meiner Begleiter und der andere rieb ſich die Hände. „Was wollen

Sie damit ſagen?“ fragte ich. — „Nun,“ antwortete er, froh wie ein Landmann bei der Ausſicht auf eine gute Ernte, „nächſtens haben wir nur zu ſchütteln und dieſer Knabe fällt uns von ſelbſt in den Rachen. Aber,“ fügte er nachdenklich hinzu, „er hat une Forte Sorbonne.“ — Sorbonne heißt in der Diebesſprache der Kopf, der Geiſt — gewiß ein Kompliment für die Pariſer Univerſität. Ich habe nie gehört, daß unſere Prager Diebe den Geiſt Carolina genannt haben; nicht einmal Ferdinandeum, und das Ferdinandeum heißt doch zugleich das Jeſuitenkloſter.

Endlich auf dem Platze der Baſtille — wozu hat man ſie niedergeriſſen? — wozu hat man die Juliſäule errichtet? — ſo viel Arbeit um ein Leichentuch! — Endlich tauchten die ſchwarzen Mauern des Gefängniſſes von Mazas empor. Ich ging graden Weges auf das Thor los, aber meine Begleiter machten mich auf eine Kneipe aufmerkſam, die unweit vom Thore liegt, und fragten mich, ob ich nicht noch ein Frühſtück einnehmen wollte. Auf meine verneinende Antwort gaben ſie mir den Wunſch zu erkennen, daß ſie ſich ſelbſt gern an einem petit verre erquicken wollten. So treue Begleiter verdienten einen kleinen Lohn und ich trat mit ihnen ein. Niemals werde ich das teufliſche Gelächter vergeſſen,

mit dem uns das Weib hinter dem Schenktiſche empfing: „Aha!“ rief ſie, „habt ihr den Vogel im Neſte erwiſcht!“ Und das in Gegenwart des gefangenen Vogels. Lachend ſchenkte ſie den Cognac ein, und die Beiden, froh einer ſolchen Würdigung, von Seiten des ſchönen und zarten Geſchlechtes, fingen aufs Neue an, von der rude besogne dieſer Nacht wie von großen Thaten zu erzählen.

Zehn Schritte führten aus der Kneipe ins Gefängniß. Ein eiſernes Gitter öffnete ſich raſſelnd; meine Begleiter nahmen ernſte und unterwürfige Amtsmienen an und führten mich, rechts vom Eingang, in die Stube des Greffiers, der ſo früh ſchon mit der Feder in der Hand da ſaß und ſehr verſchlafen und verdrießlich ausſah. Es war mir als ſollte ich ihn für ſeine Bemühung um Verzeihung bitten. Man ſtellte mich unters Maaß, man fragte mich nach Namen, Stand, Wohnung, Charakter und beſchrieb mich ſo genau, als ſollte mir ein Paß nach Nukahiwa ausgeſtellt werden. Die Polizeiagenten entfernten ſich und es nahm mich ein Gefangenwärter in Empfang. Er öffnete eine Eiſenthüre und ſchob mich durch. Ich ſtand in einer weiten Halle, in welcher mehre uniformirte Gefangenwärter auf und ab gingen. Einer derſelben führte mich durch die

Halle, rief eine Nummer und es kam ein anderer College, der vor ſich hinmurmelte: „Noch Einer! aber das iſt ja ein wahrer 2. Dezember!“ Dieſer Reflexionsmenſch führte mich ſchweigend durch einen der langen Strahlen des in Sternform gebauten Gefängniſſes. Rechts und links reihten ſich dreifach übereinander die unzähligen ſtummen Thüren der Zellen und längs der Thüren liefen lange Gallerien mit Eiſengittern hin. Ueber eine Treppe gelangte ich auf die erſte Gallerie, wo mein Begleiter wieder eine Nummer rief. Es kam einer der Gefangenwärter, die ewig und regelmäßig, wie Uhrpendel, vor den Zellenthüren auf und ab gehen, nahm mich in Empfang, ſteckte einen gewaltigen Schlüſſel in ein gewaltiges Schloß — es raſſelte, es krachte, die Thüre gähnte auf — ich ſtand in der ſtillen, einſamen, kahlen Zelle. Der Wärter unterſuchte mich oberflächlich, fragte ob ich nicht ſchneidende Inſtrumente bei mir hätte, fügte hinzu, das ſei nur für die Form und ging. Wieder krachte das Schloß und ich war allein.

Da ſtand ich, und blickte um mich und ſah Nichts; denn die Zelle in ihrer Leerheit und Kahlheit war wie aus Nichts gebaut. Das kleine Bett mit dem kleinen Tiſchchen und dem Strohſeſſel ver-

ſchwanden in Eins mit dieſem Nichts. Die Zelle war drei Schritte breit, ſechs Schritte lang und außerordentlich hoch, ſo hoch, daß das kleine Fenſterchen mit Gitter und Blende, nah an der Decke, wie ein ferner, beinahe ausgebrannter Stern letzter Größe erſchien — wie der Zeidak, an dem der Araber ein gutes Auge prüft.

Müde und unausgeſchlafen warf ich mich auf das Bett und ſetzte bald den Schlaf fort, aus dem ich ſo unangenehm geweckt worden war, und als ich erwachte, ſah ich zwei fremde Geſichter, die mich mit Verwunderung anſahen. Es war der Gefängnißdirektor mit einem andern, wie es ſchien höhern Beamten. Sie fragten mich höflich, ob ich nicht irgend etwas zu ſagen, zu bemerken, zu verlangen hätte? Ich dankte und fragte wieder, wann ich verhört werden ſolle? Die Herren wußten es nicht. Wie, ſagte ich, iſt es nicht Geſetz, daß man ſpäteſtens 24 Stunden nach der Verhaftung verhört werden ſolle? — „Nein, mein Herr, das iſt nicht Geſetz in Frankreich.“ — „J'en suis faché pour la France“ — Sie zuckten die Achſel, verbeugten ſich und gingen.

Bald darauf huſchte ein kleiner, blaſſer Abbé herein mit unzähligen, troſtlos ausſehenden Büchern unter dem Arme und fragte, ob ich nicht die Tröſtungen

der Religion bedürfe? Ich dankte und er huſchte noch ſchneller hinaus. Es ſah aus, als wäre er durchs Schlüſſelloch verſchwunden.

Ich brauchte weniger Troſt als Zerſtreuung, und um dieſe zu finden, fing ich an, die Zelle aufs Neue und ins Einzelnſte zu prüfen. Aber ach, ſie blieb leer und kahl und dazu ſo ſchrecklich rein gehalten, daß alle Hoffnung auf ein freundſchaftliches, durch den Uſus der Gefangenen garantirtes Verhältniß mit einer Maus oder einer Spinne verſchwand. Wie glücklich war ich, als ich endlich in einem Winkel eine Inſchrift entdeckte. Sie war ſehr lakoniſch und doch erzählte ſie mir in meiner Lage, an dieſem erſten und allen folgenden Tagen, eine lange und rührende Geſchichte.

„Oh Amélie! où êtes-vous à-présent?“

„Oh mes amis!“

So war mir der Refrain gegeben, der immer wieder und wieder auftauchte, wenn ich die Zelle durchſchritt oder bei einem Glaſe Wein — denn der Leſer wird bald erfahren, daß ich im Gefängniß ein Sybaritenleben verführte — an die Freiheit und an die anderen fernen Freunde und Freundinnen dachte.

„Oh Amélie! où êtes-vous à-présent!“ ſeufzte

ich oft und fühlte eine unendliche Sehnsucht nach Amelie.

Plötzlich öffnete sich ein kleiner Schieber und wie ein Mährchen vom Tischlein decke dich erschien auf einem Brettchen ein kleines Töpfchen mit Fleisch, Suppe und einem großen Stück Brodes. Man tischte mir das Beste auf, das nach der Regel des Gefängnisses aufgetischt werden darf; aber der Topf und der hölzerne Löffel sahen sehr unappetitlich aus und ich vertröstete meinen Magen auf bessere Zeiten, die auch bald kamen; denn schon am nächsten Morgen erlaubte man uns unsere Kost vom Restaurant holen zu lassen und dieselbe mit zivilisirtem Messer, Gabel und Löffel zu verspeisen. Das Töpfchen an der Luke prüfend, entdeckte ich darüber ein kleines Loch in der Thür, in welchem sich ein kleines Glas befand, das beweglich und so geschliffen war, daß es wohl einen Einblick von Außen nach Innen, aber keinen Ausblick von Innen nach Außen gestattete. Ich war also von dem Hüter, dessen dumpfen Schritt auf der Gallerie ich hören konnte, beobachtet — ein höchst unangenehmes Gefühl selbst für ein reines Gewissen. Abends kam dieser Hüter herein, um die Gasflamme, die bis neun Uhr brennen durfte, anzustecken. Er hatte ein höchst gutmüthiges Gesicht und ich sah ihm

an, daß er ſich gern in ein Geſpräch eingelaſſen hätte; aber die Pflicht verſchloß ihm den Mund. Doch konnte er die Bemerkung nicht unterdrücken, daß ſich die neuen Gefangenen in denſelben Zellen befinden, welche am zweiten Dezember die Deputirten der Nationalverſammlung aufgenommen hatten. In dieſer Zelle, ſagte er, wohnte der General Changarnier, unter dem ich in Afrika gedient habe. — Biſt du ein alter Soldat, dachte ich, ſo werde ich dich ſchon zum Plaudern bringen. Und in der That iſt mir das ſchon nach den erſten Tagen gelungen, und dieſes um ſo leichter, als unſere Wächter ſämmtliche neue Gefangenen für höchſt wichtige Perſonen hielten. Denn unter uns befanden ſich einige herzogliche und gräfliche Namen, deren Glanz in den Augen der naiven und von aller Welt abgetrennten Gefangenwärter auch die plebejiſchen vergoldete. Außerdem war offenbar Befehl gegeben, uns mit großer Rückſicht zu behandeln. Und da man in Frankreich gewohnt iſt, dieſelben Leute, die heute im Gefängniß ſitzen, morgen in den höchſten Stellen prangen zu ſehen und dies im Jahre des Heils 1853 mehr als je der Fall geweſen und wir außerdem die Zellen einnahmen, welche vor etwas mehr als einem Jahre von den berühmteſten Männern Frankreichs, alten

Miniſtern, ruhmgekrönten Generälen und Dichtern bevölkert geweſen — war es da nicht möglich, daß einige dieſer myſteriöſen Gefangenen dermaleinſt und vielleicht bald mächtige Protektoren der armen Gefangenwärter abgeben könnten? Und in der That machte mir mein Argus bald wie einem Protektor den Hof, erzählte vom General Changarnier und Lamoricière, von ſeinen Schlachten und Abenteuern, von ſeinem kleinen Gehalt und von den vielen Kindern, die er zu ernähren hatte; ließ mich die Namen meiner Mitgefangenen errathen und ſchloß ſeine Reden gewöhnlich mit der Andeutung, wie ſchön es von mir ſein würde, wenn ich ihn nach meiner Befreiung ebenfalls aus der Einſamkeit und langen Weile des Gefängnißlebens befreien und ihm z. B. eine Stelle als Garçon de bureau in irgend einem Miniſterium verſchaffen wollte. Meinen Verſicherungen, daß er ſich mit ſeinem Anliegen an den Unrechten wende, ſetzte er einen hartnäckigen Unglauben entgegen und ich ließ ihn am Ende, echt jeſuitiſch, in dem mir nützlichen Aberglauben ſtecken.

Schon am zweiten Tage erlangte ich die angenehme Ueberzeugung, daß man nicht gewillt war, uns hart zu behandeln. Man erlaubte mir an meine Freunde, freilich franzöſiſch und in ungeſiegelten

Briefen zu ſchreiben und ihnen meine Verhaftung anzuzeigen und aus meiner Wohnung Kleider und Wäſche kommen zu laſſen. Auf dieſe Briefe hin verwandelte ſich mein Gefängniß bald und wie auf einen Zauberſchlag zugleich in einen Garten, in eine Bibliothek und in eine lukulliſche Speiſekammer. Blumenſträuße und Töpfe kamen von allen Seiten; aus dem Gewächshauſe Daniel Sterns, des Verfaſſers der Februarrevolution, kamen ſogar ganze Blüthenbäume und ich war gezwungen, meine Fenſterluke Tag und Nacht offen zu halten, daß mich, wie Freiligraths Schöne, Blumenduft nicht tödte. Zwiſchen Blumen und Bäumen ſtanden hohe Pfeiler aus Büchern aller Sprachen aufgeſchichtet und zwiſchen Blumen und Bücherpfeilern, hold verſteckt und wie Veilchen lockend, Weinflaſchen aller Zonen, zeitvertreibende, herzerheiternde Genoſſen, und neben ihnen die materielleren Geſellen aus Chevets Magazinen, Paſteten mit Gansleber aus Straßburg und Trüffeln aus Perigord. Da ſaß ich ein gefangener

Epicuri de grege procus.

Ja wer jene Tröſterin hätte ſehen können, die man in profaner Sprache „Kaffeemaſchine“ nennt und die, von der Spiritusflamme erhitzt, vor mir auf dem Tiſche ſtand und Lieder ſang und Mährchen

erzählt, der hätte mich auch für einem beatus ille procul negotiis nehmen können.

Ach, ich war es nicht! Trotz Wein und Büchern drückte die Einſamkeit wie eine Bleikappe auf mein Hirn; ich lag auf einer unſichtbaren Folter, die mich reckte und dehnte und mir Löcher in die Stirn bohrte, aus denen alle fröhlichen Gedanken entflohen. Ich zählte die Tage, die Stunden, die Minuten; ich ſchritt meine ſechs Schritte auf und ab, bis ich vor Schwindel nicht weiter konnte und aufs Bett fiel; ich kletterte mit Hilfe des Tiſches und Stuhles, die ich auf einander thürmte, zu dem kleinen Fenſterlein empor und betrachtete zwei und, wenn es hoch kam, drei Sterne auf dem Quadratfuß Himmel, der mir gegönnt war.

Oh Amélie! où êtes-vous à-présent?

Oh mes amis!

Die Lokomotive im benachbarten Bahnhofe ließ mir keine Ruhe, ihr Pfiff, der einzige Ton, der zu mir gelangte, ging mir wie ein ſchneidendes Meſſer durchs Herz. Sie erzählte mir, wie zum Hohne, von Italien, dahin ihre Bahn geht, von der weiten, weiten Welt, und wie ſchnell man ſich heute bewegt, und „daß ich bin gefangen.“

Der Abend, der dem Gefangenen willkommen

ſein ſollte, weil er wieder einen Tag begräbt, der Abend iſt ſeine traurigſte Zeit, denn er iſt die Zeit der Sehnſucht, des gemüthlichen Zuſammenſeins. Dem Gefangenen wird die Sehnſucht zum Fieber. Man ſtarrt die unbewegliche Mauer an, ob ſie ſich nicht doch öffnen wird, und bald hat man nicht übel Luſt, ſeinen Kopf als Mauerbrecher zu gebrauchen. Alle die Gedanken, die man den Tag hindurch, über ſich allein ſitzend, aus Büchern geſchöpft, alle die Phantaſien, Wünſche, Hoffnungen, Sorgen, die man ſelbſtquäleriſch oder in glücklicher Selbſtvergeſſenheit geweckt hat und die man im Zwiegeſpräche, im Austauſche nicht loswerden konnte, erheben ſich des Abends im wilden Gedränge und wollen heraus aus ihrem Gefängniß, heraus ins Leben, für das ſie geprägt ſind und arbeiten an ihren Schädelkerkerwänden, als wollten ſie ſie ſprengen. Rettung! Rettung! Und die iſt nella miseria die Erinnerung del tempo felice! Man ſchließt die Augen; heitere und traurige Bilder der Vergangenheit ziehen vorbei, man greift unwillkührlich nach der Feder, jenem Zauberſtabe, um ſie feſt zu halten — und ſo begann ich, auf das Papier, das mir ein Kerkermeiſter geliefert, nachfolgende Erzählungen und Skizzen niederzuſchreiben.

Eigentlich gehört nur ſo viel zu meiner Vorrede

und ich ſollte mit einigen beſcheidenen, an den Leſer um Nachſicht gerichteten Bitten hier abbrechen — aber ich fühle mich gedrängt mie prigioni fortzuſetzen, um dem Lande, das den Verbannten, trotz jener Haft, gaſtlich aufgenommen, das Zeugniß auszuſtellen, daß in ſeinem Schooße trotz Allem und Allem die freiheitlichen Ueberlieferungen nicht auszuſterben vermögen und daß ſelbſt der Gefangene der Früchte jenes humanen Inſtinktes genießt, der den Franzoſen auszeichnet. Als ich meiner Haft entlaſſen war, hatte ich das Unglück, es vor einem Journaliſten auszuſprechen, daß ich drei Wochen im Gefängniß von Mazas einer dreiſtündigen Haft in irgend einem heimathlichen Gefängniſſe vorziehe und das Wort lief durch mehrere Journale.

Ich hätte beſſer gethan, es vor einem Fremden nicht auszuſprechen; da es aber einmal gedruckt iſt, will ich es um ſo weniger ableugnen, als der Vorwurf, den es enthält, nicht eigentlich mein Vaterland trifft.

Ich will fortfahren, um jenen Ausſpruch zu erhärten und zugleich allen jenen Bekannten und Unbekannten zu danken, die mich während der Zeit meiner Haft und ſpäter bei ähnlicher Gelegenheit durch die zarteſten Aufmerkſamkeiten, durch Hilfleiſtungen

aller Art, durch die lebhafteſte Theilnahme für immer verpflichtet haben.

Erſt drei Tage nach meiner Verhaftung wurde mir der Verhaftsbefehl zugeſtellt, der mir geſetzlich ſogleich bei meiner Verhaftung hätte gezeigt werden ſollen, und erſt am fünften Tage wurde ich vor den Unterſuchungsrichter geführt. Er empfing mich in einer etwas düſteren Stube vor einem lodernden Kaminfeuer ſitzend, während hinter einem Gitter ein Schreiber mit der Feder in der Hand bereit war, das Weſentlichſte meiner Ausſagen aufzuzeichnen. Ich ſetzte mich auf einen am Kaminfeuer bereit ſtehenden Stuhl und das ganze Verhör nahm die Form eines freundſchaftlichen Zwiegeſpräches an. Ich wurde zuerſt über meine Verbindung mit dem Herzog von Rovigo und dem Grafen St. Prieſt, zwei eingefleiſchten Legitimiſten, und dann über meine Bekanntſchaft mit mehrern Orleaniſten ausgefragt, und erkannte bald, daß Herr Maupas Republikaner, Legitimiſten und Orleaniſten auf das Naivſte in Eine Verſchwörung verwickelt hatte. Der Inſtruktionsrichter war ſehr erſtaunt, daß ich keinen der genannten Herren jemals geſehen haben ſollte und daß ich auch nicht der geringſten geheimen Geſellſchaft angehörte. Er ſchüttelte bedenklich den Kopf und ich ſah ihm an,

daß das Schütteln nicht meinen Aussagen, sondern ganz und gar dem Polizeiministerium galt. Er hatte schon mehre, vielleicht die größere Zahl meiner Mitgefangenen gehört und war im Stande sich eine Meinung zu bilden. Auch sprang er bald von Verschwörung und geheimer Gesellschaft ab und kam auf Zeitungskorrespondenzen. Ich wurde verlegen, denn ich wußte, um was es sich handelte. Die französische Polizei war vorzugsweise gegen jene Korrespondenten ungehalten, welche die Heirath des Kaisers und bei dieser Gelegenheit die Gräfin Montijo angriffen und diese besonders suchte sie zu entdecken, um sie zuchtpolizeilich oder durch Ausweisung zu bestrafen. Nun schrieb ich um jene Zeit in der That, zwar nicht als regulärer Korrespondent, sondern aus Freundschaft für den Redakteur, von Zeit zu Zeit einen Bericht an eine gewisse norddeutsche Zeitung. Aber ich war vielleicht der Einzige unter allen oppositionellen Korrespondenten, der da glaubte nicht mit Hilfe persönlicher, gegen die schöne Gräfin gerichteter Angriffe Opposition machen zu müssen; ich wollte, daß man die Heirath als eine Privatangelegenheit Louis Napoleons und die Gräfin Montijo als Weib behandele, und habe in diesem Sinne sogar für sie und gegen manche Verläumdung eine Lanze gebrochen.

So hätte ich mir mit einem Worte und der Wahrheit getreu vielleicht ſofort die Freiheit erwerben können — aber durfte ich das? — ſah es denn nicht aus, als ſtrebte ich nach der Gunſt des Hofes; durfte ich, in welcher Angelegenheit immer, als ein Freund des Staatsſtreichhofes auftreten? — So war ich in der ſonderbaren Lage, mich vor dem Verhörrichter zu einer Nothlüge gezwungen zu ſehen, wo mir die volle Wahrheit unmittelbare Dienſte geleiſtet hätte.

In den auf das Verhör folgenden Tagen erlaubte man mir täglich eine Stunde lang unter freiem Himmel, zwiſchen zwei Mauern, in einem zwanzig Schritte langen Gange zuzubringen. Ich hörte wohl, daß Leidensgefährten rechts und links von mir luſtwandelten, aber ich konnte ſie nicht ſehen; von menſchlichen Weſen bekamen wir bloß den Wächter vor dem eiſernen Gitter am Ende der Allee und den andern Wächter auf der Höhe der Laterne, von wo aus er ſämmtliche in Sternform auslaufende Alleen überſchauen konnte, zu Geſichte. Der Wächter am Gitter verkürzte mir die Zeit mit Erzählungen aus der Belagerung von Danzig.

Bald kam auch die Erlaubniß zweimal in der Woche, während einer Stunde Beſuch zu empfangen. Man empfing dieſe in einem weiten Sprechſaale,

der durch ein doppeltes Drahtgitter in zwei Hälften getheilt ist. Zwischen den Drahtgittern ist ein breiter, leerer Raum. In der einen Hälfte des Saales befinden sich in kleinen Logen, die kaum zwei Personen fassen können, die Besucher; in der andern Hälfte, in entsprechenden Logen, die Gefangenen. Man sieht seine Freunde nur in der Ferne und durch zwei Gitter; man kann ihnen nicht die Hand drücken und es ist einem zu Muthe, als wäre man durch Welten von ihnen getrennt. Es ist ein Gefühl, wie man es manchmal in einem schweren Traum hat; man will vorwärts, voll Sehnsucht nach einem geliebten Gegenstand, aber man ist gebannt, festgewurzelt, keiner Bewegung fähig. Doch habe ich hinter diesen Gittern manchen schönen Augenblick genossen. Wie dunkel auch der Raum gewesen, ich konnte doch die Thränen sehen, die in übertriebener, darum nicht minder liebenswürdiger Besorgniß um mein Schicksal flossen. Da erschien auch das wohlthuende, wohlwollende Gesicht Ferdinand Hillers, daraus mir seine ganze schöne Symphonie „Es muß doch einmal Frühling werden!“ wie aus einem ganzen Orchester in heiteren Fanfaren entgegengrüßte. Ich schwor es mir damals, ihm den Text zu einem Oratorium zu schreiben, nachdem sich seine musikalische Seele, die sich nur in Kompositionen

großen Styles genügen kann, wie der Hirsch nach Wasserquellen sehnte, und ich habe mir Wort gehalten. Möge er mit seinem „Saul" die Philister und prahlhänsigen Reklamegoliathe der Musik schlagen; — da kam auch der Minister der Republik, Herr Frélon, um mir seinen juristischen Rath und Beistand, und die liebenswürdige, geistreiche Madame Mohl, die Frau unseres gelehrten Landsmannes und die Freundin der Madame Recamier, um mir die Hilfe ihrer zahlreichen Verbindungen anzubieten. Und wie viele andere liebe Freunde und Freundinnen!

Endlich kam auch der Avocat General Herr Metzinger, den ich als eine Gerichtsperson durch kein Gitter getrennt empfangen durfte. Er unterrichtete mich, daß nun die Sachen so weit gediehen seien, um Freilassung gegen eine Geldkaution und auf Bürgschaft eines französischen Bürgers verlangen zu können. Sofort setzte ich das Gesuch auf, und nicht drei Tage vergingen, da, — es war schon gegen Abend — da hörte ich mit wunderbar geschärften Sinnen durch die dicke Kerkerthüre den herrlichen Ruf „Liberté!" — Die Riegel sprangen und Liberté! scholl es deutlich in meine Zelle. Und wie ich auf den Gang eilte und immer weiter die Treppe hinab und dem Ausgang entgegen, rief ein Posten dem

andern zu: Liberté und wie ein Echo scholl es weiter Liberté! bis der schöne Ruf an der letzten Gitterthüre verhallte: Liberté!

Da standen vor einem Fiaker meine beiden Bürgen, Ferdinand Hiller, und der seinen Grundsätzen allzeit getreue, seinen politischen Glaubensgenossen immer hilfreiche Banquier, Herr Leopold Königswarter, und fort gings mit verhängtem Zügel in die Freiheit.

Der ganze Riesenprozeß, der mit so viel Lärm angefangen, zerrann in Nichts; Verschwörung, geheime Gesellschaft, Korrespondentenverbrechen, Alles sank ins Wasser. Die ganze Affaire schrumpfte zu einer polizeilichen Verfolgung zweier der mit uns verhafteten Franzosen wegen schlechter Witze zusammen. Das Polizeiministerium hatte seine Unfähigkeit, seine Unkenntniß der Personen und der Verhältnisse bewiesen und zu unserer Genugthuung wie zur Freude der altehrwürdigen Polizeipräfektur war es kurze Zeit darauf vom Schauplatze verschwunden, um nicht wieder aufzutauchen. Wir hatten den Trost, daß unser Märtyrerthum doch zu etwas gut gewesen; nicht alle Märtyrer können das von sich behaupten.

Meine Blumen und Blüthenbäume haben wohl die Stuben meiner guten Kerkermeister geschmückt,

meine zurückgelaſſenen Paſteten und Weinflaſchen ihre Abende erheitert. Möge ihnen beides wohl bekommen ſein! — Aber wer Amelie geweſen, nach der ich mich in meiner Einſamkeit, von der Inſchrift wie von einer Zauberformel gezwungen, geſehnt habe, konnte ich bis auf den heutigen Tag nicht erfahren.

Oh Amélie! où êtes-vous à-présent?

* * *

Meiner Haft in Mazas und der freundſchaftlichen Theilnahme gedenkend, deren ich mich damals von allen Seiten, ſelbſt von Seiten der Kerkermeiſter, zu erfreuen hatte, erinnere ich mich durch eine natürliche Ideenverbindung jener anderen Zeit, da mich falſche Zeitungsgerüchte als von den Oeſterreichern in Bucareſt verhaftet betrauerten. In den Monaten September und October waren ſo viele wohlwollende Herzen um mich beſorgt, waren ſo viele einflußreiche Perſonen, ſelbſt große Kabinette und gekrönte Häupter meinetwegen in Bewegung geſetzt und in Anſpruch genommen, und habe ich in Folge meines Schweigens während dieſer ganzen Zeit ſpäter ſo viele Vorwürfe hören müſſen, daß ich es als mein Recht wie als

Pflicht erachte, bei dieſer Gelegenheit eine erklärende Erzählung meiner damaligen Schickſale zu liefern.

Am 9. Auguſt des Kriegsjahres 1854 mietheten wir, die Engländer Godkin, Capit. Maxwell und ich einen ſechsſpännigen Wagen, bedeckten ihn mit allen möglichen orientaliſchen Teppichen und erfüllten ihn mit Revolvers und Säbeln und Dolchen; dann ließen wir unſere Sais oder Pferdeknechte und unſern Koch zu Pferde ſteigen, warfen uns in den Wagen, nahmen wichtige Mienen an und ſetzten uns in Bewegung. Im vollſten Galopp ging es des Abends aus Giurgewo auf der Straße nach Bucharest vorwärts. Der Pomp war nothwendig erachtet, um den Militärpoſten, die Omer Paſcha überall die Straße entlang aufgeſtellt hatte, zu imponiren. Omer Paſcha, der eitelſte aller kleinen Menſchen, die es zu einer äußerlichen Größe gebracht haben, wollte nicht, daß irgend ein Europäer vor ſeinem wohlfeilen Triumphzuge in der Hauptſtadt der Wallachei eintreffe und hatte ſeinen auf der Straße aufgeſtellten zahlreichen Piquets und kleinen Lagern den Befehl gegeben, keine europäiſche Maus durchzulaſſen.

Trotzdem trafen wir ſchon am andern Morgen glücklich in Bucharest ein. Unſer Sechsgeſpann, unſere Teppiche und Waffen, unſer berittenes Gefolge, unſere

europäiſchen Päſſe und vor Allem Capitän Maxwell's Flüche hatten ihre Wirkung nicht verfehlt; die türkiſchen Poſten nahmen uns, der Himmel weiß, wofür und ließen uns mit Murren und Brummen immer weiter gelangen, indem es jeder Poſten dem nächſtfolgenden überließ, es mit dieſen gottverfluchten Giauren aufzunehmen und den Befehlen des Serdar-Ekerem nachzukommen.

Wir verbrachten in Bucareſt, dieſer Sybaritenſtadt, einige fröhliche Tage, wir ſchliefen ſeit Monaten zum erſten Male wieder in weichen Betten und aßen ziviliſirte Koſt; ich, der Kranke der Geſellſchaft, hatte mich bei einem Freunde, einem franzöſiſchen Arzte, einquartirt und genoß der freundlichen Pflege ſeiner edlen Gaſtfreundſchaft. Aber am 13. brach das Gewitter los, das der Serdar-Ekerem von Giurgewo aus gegen uns heraufbeſchwor.

Während ich im entfernteſten Theile der Alten Stadt ſorgenlos die Antiquitäten, Statuen, Siegel, Ringe ꝛc., die der Hauptmann P. aus der ehemals römiſchen Erde der Wallachei gegraben hatte, betrachtete, erſchien vor dem Hotel Belle-Vue ein Polizeioffizier an der Spitze einer Abtheilung theils berittener, theils fußgängeriſcher Polizeiſoldaten und zeigte einen

Befehl vor, nach welchem er meine daſelbſt ebener Erde wohnenden Reiſegefährten verhaften ſollte. —

„Was? Verhaften? Uns? Engländer? Kommet heran, wenn Ihr es waget!“ —

So ſprechend ſtellten ſich die beiden Freunde mit ihren Revolvern bewaffnet an das offene Fenſter, und die wallachiſchen Poliziſten wagen es in der That nicht, ſie anzugreifen. Man fängt zu parlamentiren an, aber die hartnäckigen Briten ſind nicht im Geringſten geſinnt, ſich zu ergeben. Da fällt es den Freunden ein, daß die ganze militäriſche Unternehmung und Belagerung des Hotels, da die Oeſterreicher täglich erwartet wurden und bereits mehre höhere öſterreichiſche Offiziere in Bucharest eingetroffen waren, mir, dem öſterreichiſchen Flüchtling, gelten könnte. Mr. Godkin ſpringt, immer den Revolver in der Hand, aus dem Fenſter in den Hof, ſchwingt ſich auf eines der zu einem Spazierritt bereit ſtehenden Pferde und ſprengt durch die Menſchenmenge, die ſich indeß geſammelt hatte, in die Stadt, um mich aufzuſuchen und mich von der drohenden Gefahr in Kenntniß zu ſetzen. Zwei Dorobanzen, d. i. tſcherkeſſiſch gekleidete Polizeiſoldaten, ſprengen ihm nach und ſuchen ihn zu verhaften; aber er hält ſie mit ſeinem Revolver in reſpektvoller Entfernung. Leider

hat er mich in meiner Wohnung erſt einmal beſucht, und iſt Bucareſt, das den Segen der Straßennamen noch nicht kennt, überall und beſonders im eleganten Viertel mit ſeinen vielen Gärten und Höfen ein ungeheures Labyrinth, und Mr. Godkin iſt es nicht möglich mein Haus aufzufinden. So durchſprengt Mr. Godkin die Stadt nach allen Richtungen; an jeder Straßenecke erneuern die Dorobanzen den Verſuch ihn feſtzuhalten; er ſchlägt ſie immer wieder zurück. So ſieht jede Straße den bewaffneten von Bewaffneten verfolgten Engländer und jede Straßenecke ein kleines Scharmützel. So geräth die ganze Stadt in Aufruhr; hier verhöhnt man die Verfolger, dort den Verfolgten; das Gerücht verbreitet ſich, man habe ſehr gefährliche Spione entdeckt; im Hotel Belle-Vue halte man mehre belagert, die ſich auf Tod und Leben vertheidigen; ſchon ſei Blut gefloſſen. Mehr durch Zufall als mit Abſicht kommt Mr. Godkin zum Hotel Belle-Vue zurück, wo eben der Aga oder Polizeipräfekt, durch die Gerüchte alarmirt, eingetroffen iſt. Er beſchwört die Engländer ſich freiwillig nach dem Stadtkommando zu Zadik Paſcha zu begeben; denn von ihm ſei der Polizei der Verhaftsbefehl zugekommen und dort werde ſich die ganze Sache wahrſcheinlich als ein Mißverſtändniß darthun.

Man weicht der höflichen Bitte; die bewaffnete Macht zieht sich zurück, die Engländer schnallen ihre Säbel um und reiten zu Zadik Pascha.

Einige Minuten später kam ich, nichts Böses ahnend, im Hotel Belle-Vue an und erfuhr die sonderbaren Vorgänge. Es war meine Pflicht, das Schicksal meiner Reisegefährten zu theilen, und ich begab mich auf die Commandantur, nicht ohne früher Herrn Plumet, den belgischen Consul, der damals auch England und Frankreich vertrat, von dem Vorgefallenen benachrichtigt zu haben. Auf der Commandantur war Alles in großer Aufregung. Zadik Pascha, der polnische Renegat, hatte nicht den Muth, die ergrimmten Engländer zu empfangen, und ließ seine Thüre von mehren Soldaten bewachen; dies hinderte nicht, daß er die mannigfachen Ehrentitel, welche die Engländer in ihrer Entrüstung ausstießen, und die Philippiken, die sie gegen ihn hielten, zu hören bekam. Der Pole scheint sich mit dem Feß türkisches Phlegma angeeignet zu haben und nahm die sonderbarsten Bezeichnungen seiner Person wie seines Charakters, die jeden anständigen Menschen beleidigt haben würden, ganz ruhig hin. Seine Adjutanten, meist Polen, welche die Engländer umstanden, schlugen beschämt die Augen nieder.

Die Engländer befahlen dann, daß man ihnen Tinte und Papier bringe, und man gehorchte mit einer Eile, als ob sie hier zu kommandiren hätten. Sie schrieben stehenden Fußes eine Protestation, die sie einem der Adjutanten hinwarfen, und dann eine Anzeige des Vorgefallenen an Lord Clarendon — beide durch höchst energische Ausdrücke prangend. Da stand ich armer, als Flüchtling und Deutscher doppelt Schutzloser und beneidete die Söhne einer großen Nation, die so auftreten konnten. Dann kam Herr Plumet, der, da ich einen Pariser Paß hatte, sich auch meiner annehmen wollte. Zadik Pascha, der ihn empfangen mußte, entschuldigte sich und schob alles auf Halim Pascha, der im Lager vor der Stadt en chef kommandirte. Man bat uns, uns dahin zu begeben, und als wir in die Wagen stiegen, setzten sich zwei Adjutanten Zadik Pascha's zu uns und waren die Wagen im Nu von Dorobanzen umgeben.

Wir konnten nicht sogleich in das Zelt Halim-Paschas gelangen, da bereits Herr Plumet und Colonel Simons, militärischer Kommissär J. Majestät der Königin Victoria, mit dem Pascha unseretwegen unterhandelten. Vor dem Zelte ging Sir Steeven Lakeman, der schöne junge Held, damals Misar Pascha genannt,

...

und Commandant mehrer Cavallerieregimenter, mit großen Schritten, verſchränkten Armen und gerunzelter Stirn auf und ab. „Wenn man hier Gentlemen ſo behandelt,“ rief er in das Zelt, „ſo werfe ich dem Padiſcha meinen Degen vor die Füße.“ — Die Soldaten kamen von allen Seiten zuſammengelaufen, um die Gefangenen zu ſehen und zu erfahren, was den jungen General ſo ungehalten machte. Endlich wurden wir eingeladen, vor Halim Paſcha zu treten. Wir fanden einen kleinen, ſchmutzigen, blatternarbigen, triefäugigen Mann von thieriſchem Ausſehen. In großer Verlegenheit betrachtete er bald den ihm von Omer Paſcha zugekommenen Befehl, den er in Händen hielt, bald uns Drei, die er offenbar aufs Gläubigſte in die tiefſte Hölle hineinfluchte. Er wandte ſich erſt an Capt. Maxwell und bat ihn aufs flehentlichſte, doch ja freiwillig nach Giurgewo zurückzukehren. Der Capitän verſicherte, daß er nur gezwungen und gebunden dahin zurückkehren wolle. — Und Du? fragte der Paſcha mit weinerlichſtem Tone Mr. Godkin. — Ebenfalls! — Und Du? — Ebenfalls! — Halim Paſcha ließ troſtlos die Arme ſinken und ſtarrte das Papier an. — Herr Plumet begann ſeine Proteſtationen aufs Neue und berief ſich auf die Verträge. Halim Paſcha begriff das nicht und ſuchte

Herrn Plumet das Recht, gegen unſere Verhaftung Proteſt einzulegen, zu beſtreiten und benutzte dieſe Gelegenheit uns von ſeinen geographiſchen, politiſchen und diplomatiſchen Kenntniſſen einen hohen Begriff zu geben.

„In Stambul," ſagte er mit der Würde eines deutſchen Profeſſors, „in Stambul giebt es einen Eltſchi (Geſandten), in Vienna einen Eltſchi, in Pariſi einen Eltſchi, in London einen Eltſchi, in Petersburg einen Eltſchi — Bucharreschti Eltschi jok — in Bucareſt giebt es keinen Eltſchi!" — Und triumphirend ſah er zuerſt uns, dann Herrn Plumet an. Dieſer erklärte ihm, was ein Conſul in Bucareſt zu bedeuten habe, und auf's Neue blickte er verlegen und flehentlich in unſere Geſichter. Endlich erklärte er, über die Angelegenheit an Omer Paſcha berichten zu wollen, und entließ uns proviſoriſch als freie Leute. Ob er wirklich berichtet, oder nicht — wir konnten es nie erfahren. Wir wurden nicht wieder behelligt.

Mittlerweile rückte die Zeit des öſterreichiſchen Einmarſches heran und ich hielt es für gerathen, mich auf türkiſchen Boden zurückzuziehen. Schon ſehr leidend verließ ich Bucareſt am 24. Auguſt, und am nächſten Tage fiel ich zu Giurgewo, keines

Gliedes mehr Meiſter, unter unſäglichen Schmerzen auf's Krankenbett. Ich ſah die Minaretts von Ruſtſchuck von meinem Fenſter aus und konnte ſie nicht mehr erreichen. Ohne die freundliche und landsmannſchaftliche Pflege des preußiſchen Oberſten in türkiſchen Dienſten, Herrn von der Beck's, wäre ich in Giurgewo elendiglich zu Grunde gegangen. Er nahm mich in das ihm angewieſene Quartier auf und überließ mir ſeinen Strohſack; ſo hatte ich vielleicht das beſte Lager, das in Giurgewo aufzutreiben war. Die Fenſter des Hauſes waren zerbrochen und die Mauern von Kanonenkugeln durchlöchert und voll Breſchen. Auf dem Boden, rings um meinen Strohſack trieben ſich Eidechſen und Kröten in großer Zahl umher und krochen manchmal über meinen Leib hin, der keiner abwehrenden Bewegung fähig war. Die ruſſiſche Einquartierung hatte außerdem Milliarden kleiner, brauner, ſchwarzer und grauer Einwohner zurückgelaſſen. Die Cholera wüthete und mehrmals des Tages ſah ich, wie man Leichen an meinem Fenſter vorübertrug. Grach, der tapfere Vertheidiger Siliſtria's, mein Freund, war vor wenigen Tagen, am Vorabend ſeiner Vermählung mit einer antikſchönen Griechin, in Ruſtſchuck erlegen. Herrn von der Beck riefen oft ſeine Dienſtpflichten

ab, oft die Grach'ſche Verlaſſenſchaft, die er zu ordnen hatte. So lag ich da in großen Schmerzen und in Einſamkeit den Tod erwartend. Mit den türkiſchen Truppen kamen von Zeit zu Zeit europäiſche Aerzte durch Giurgewo. Mein edler Gaſtfreund führte einen nach dem andern vor mein Lager; aber ſie waren nur auf dem Durchmarſch, und ich ſah ſo eine Reihe nutzloſer Qualen über mich dahingehen, da doch jeder ſeinen guten Willen bezeugen wollte. Der Eine hüllte mich in eiskalte, naſſe Tücher, goß mehrere Eimer Waſſer über mich, ließ mich liegen und marſchirte weiter; der zweite beſtrich mich mit Magneten und marſchirte weiter; der dritte reckte und ſtreckte mich, als wollte er mir alle Glieder zerbrechen und marſchirte weiter; der vierte brannte mich mit Sublimat und marſchirte weiter; der fünfte zapfte mir durch alle möglichen Mittel das letzte Reſtchen Blut ab und marſchirte weiter.

Erquicklicher waren die Beſuche des jungen Nadir Paſcha's, der zugleich Derwiſch war und der liebenswürdigſte Türke, den ich kennen gelernt. Wie milde, wie menſchlich und gut und in wie ſchönen, poetiſchen Sätzen ſprach er mir Troſt zu, und wie gewann er mein Herz durch das Unbehagen, das er in dem nahen Kriegslärm empfand, und durch die Sehnſucht,

die ihn in ſeine Einſamkeit der theſſaliſchen Berge zurückzog! Weniger wohlthuend, aber doch unterhaltend war der Beſuch eines andern, eines gemeinen Derwiſches, der ſich betend an mein Lager ſetzte und mich zwang, ſeine Gebete mit einem fortwährenden „Amin! Amin!“ zu begleiten. Von Zeit zu Zeit unterbrach er ſein Gebet und blies mit vollen Lungen nach allen Weltgegenden, um die böſen Geiſter zu vertreiben.

Vom Weſten her, auf der Donau, kamen die Oeſterreicher; durch mehre Tage ſah ich ſie an meinem Fenſter vorübermarſchiren und ich erkannte meine Landsleute kaum; ſo ſchön und ſtattlich und leichtfüßig ſahen ſie in ihren neuen Uniformen aus! Es wurde mir um ſo unheimlicher in Giurgewo, als ſich daſelbſt allerlei Geſindel umhertrieb, das jede Regierung zu jedem Dienſte verwenden konnte — das zum Spioniren und Denunziren nicht zu gut war. So ſtieg denn von der Beck mit ſeinen Tſchautſchen und mit mehreren bekannten Europäern zu Pferde; einige türkiſche Soldaten hoben mich ſammt dem Strohſack vom Boden und, umgeben von den bewaffneten Reitern, wurde ich durch das türkiſche Zeltlager, das Donauufer entlang, über die neue Schiffbrücke nach Ruſtſchuck auf türkiſchen Boden

transportirt. Der Derwisch-Pascha hatte sich angeboten, im Falle sich ein Hinderniß dem Transporte entgegenstellen sollte, mit seinen Bataillonen auszurücken.

In Rustschuck wurde ich im Quartier eines Mannes abgeladen, den ich hier aus verschiedenen Gründen nur den amerikanischen General nennen will. Der amerikanische General hatte mir angeboten, mich nach Varna bringen zu wollen, und ich nahm das freundliche Anerbieten mit großer Freude an. Auf einer bulgarischen Thalika, jenem Reise-Marterwerkzeug mit seinen poligonen Rädern, wäre ich unfehlbar zu Grunde gegangen; zu Pferde zu steigen war eine Unmöglichkeit; eben so unmöglich war es, das Land ohne Begleitung zu durchreisen, denn die verzweifelten und brodlosen Baschibuschuks hatten sich mit jener Leichtigkeit, die sie in dieser Beziehung auszeichnet, in Räuber verwandelt und hielten alle Wege besetzt. Und doch mußte ich nach Constantinopel zurück, um mich zu pflegen und wo möglich meine durch und durch zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen. Der amerikanische General aber besaß eine zahlreiche Dienerschaft, zwei sehr schöne Kaleschen auf Federn und fünf prächtige Pferde, die er in der Wallachei eingekauft hatte, um damit in Stambul zu spekuliren.

Nach zwei Tagen, die ich brauchte, um von meinem Transporte über die Donau auszuruhen, ſetzten wir uns in Bewegung, und da der General ſeine Pferde ſchonen wollte, kamen wir erſt drei Tage nach unſerer Abreiſe von Ruſtſchuck in Schumla an, ohne irgend ein Abenteuer, obwohl die Berge von Torlak von Heiducken bevölkert waren und wir in Torlak, das mit ihnen einverſtanden war, übernachteten. Schumla fanden wir ſehr verändert. Vor wenigen Wochen noch das Hauptquartier Omer Paſcha's, der Sammelplatz aller europäiſchen Abenteurer, Offiziere und Touriſten, die der Krieg herbeigelockt hatte, belebt durch die täglich wechſelnden Neuigkeiten von der Belagerung Siliſtria's, und durch die Kouriere, die hin- und herflogen — war Schumla jetzt, da die türkiſche Armee über die Donau gegangen, die Ruſſen das türkiſche Gebiet geräumt, die Alliirten den bulgariſchen Boden mit dem der Krim vertauſcht hatten, in ſein voriges Nichts zurückgeſunken. Kein Mittel, irgend eine Nachricht von Außen zu erhalten, kein Mittel, eine Zeile in die Ferne gelangen zu laſſen. Nirgends ein europäiſches Geſicht zu erſpähen; die Stadt gehörte den Baſchibuſchuks, Kurden, ſchwarzen Arabern, Albaneſen, Tuniſern, die keinen andern Kampf zu beſtehen hatten,

als den mit dem Hunger und mit der wildeſten Verzweiflung. Alle Bande waren gelöſt, man hörte nur von Morden und Plünderungen. Die Cholera wüthete ſchrecklich, da die verhungernden Einwohner, wie die verhungernden Baſchibuſchuks ſich nur von den eben gereiften Weintrauben nährten. Jeden Augenblick konnten die Baſchibuſchuks kommen, um den Europäern, bei denen ſie immer Geld, viel Geld vorausſetzten, die Gurgel abzuſchneiden — eine Kunſt, in der ſie ſich täglich an armen Bulgaren übten.

In dieſer Hölle, unter dem Meſſer der Baſchibuſchuks, von Cholera, Ruhr und Typhus belagert, abgeſchnitten von aller Welt, ſo abgeſchnitten, daß wir ſelbſt von der Einſchiffung der Alliirten nichts erfuhren, verbrachten wir nahe an zwei Wochen, da ein Pferd des Generals krank war und ſein Wagen ausgebeſſert werden mußte. Mir war dieſe Verzögerung trotz Allem ſehr willkommen; apathiſch gegen die Gefahren, die mich umgaben, gefoltert von den unſäglichſten Schmerzen, dachte ich mit Schaudern an die Bewegung der Weiterreiſe. Zu der Krankheit, die ich mitgebracht, kamen noch kleine Anflüge aller der Krankheiten, die in Schumla heimiſch geworden waren, und wenn ich ſchon ſterben ſollte, ſo wollte

ich doch lieber ruhig auf meinem Divan, als auf offener Heerstraße sterben. Der Tschorbatschi oder bulgarische Notable, bei dem wir eingekehrt waren, trat täglich an mein Lager, betrachtete mich mit prüfendem Auge und meinte, daß es wohl heute zu Ende gehen werde. Auch der amerikanische General verhehlte mir nicht, daß mich bereits eine hypokratische Maske schmücke — und die ganze Welt erschien mir als ein hypokratischer Maskenball. Durch mehrere Tage schrieb ich an einem kurzen Briefe, in dem ich von Freunden und Verwandten resignirten Abschied nahm; er war an dasselbe liebe Haus gerichtet, an dasselbe schöne Bellefontaine, in welchem ich jetzt, umgeben von Freundschaft und lieblicher Waldeinsamkeit, diese traurigen Erinnerungen mit frohem Herzen niederschreibe. Ich zerriß ihn und warf seine Fetzen, ungefähr zwei Wochen später, in einer stürmischen Nacht vom Bord des „Pharamund" in die Fluthen des schwarzen Meeres, der Leiche eines französischen Soldaten nach, die man auf Seemannsweise so eben bestattet hatte.

Der amerikanische General war selten zu Hause und ich wollte die Einsamkeit meiner letzten Tage und die Musestunden, die mir manchmal der ermüdete Schmerz gönnte, benützen, um meine Samm-

lung bulgariſcher Volkslieder, die ich vor Wochen begonnen hatte, zu vermehren. Ich ſchickte nach einem Schneider, meinem Freunde, der mir als lebendige Quelle des Volksgeſanges gedient hatte; er war todt. Ich ſchickte in ein anderes Haus, das ich früher bewohnt hatte und deſſen zwei Familien und drei Generationen manches Volkslied kannten — es war ganz und gar ausgeſtorben; der Herbſtwind ſang ſeine Trauerlieder durch die öden Räume.

Mein Tſchorbatſchi war ein zu würdiger Mann, als daß er ſich als Volksliederquell hätte brauchen laſſen; umſonſt ſchlug ich an dieſen Felſen. Aber ein Zufall entlockte ihm Töne.

Die eine Wand der Stube, in der ich lag, war ganz von einer mit Heiligenbildern bemalten Leinwand bedeckt; wie grell und grob auch die Farben auf dem Goldgrund aufgetragen waren, die unzähligen Köpfe hatten doch eine gewiſſe byzantiniſche Einfalt, die anſprach. Mein Tſchorbatſchi, mit unterſchlagenen Beinen vor meinem Lager ſitzend, bemerkte, wie ich das Gemälde aufmerkſam betrachtete, und erklärte mir, daß an dieſem Bilde eine große Heiligkeit hänge, da es direkt aus Jeruſalem komme. Ein Pilger aus ſeiner Familie hat es ihm von dort mitgebracht. Jedes ordentliche orthodoxe Haus müſſe

ein ſolches Bild aus Jeruſalem beſitzen, wenn es gedeihen und vor den Angriffen des Böſen geſichert ſein ſoll. So kämen denn auch alljährlich unzählige ſolche Bilder aus Jeruſalem in die Bulgarei. Leider, fügte er traurig hinzu, ſei dieſes Bild entweiht, er wiſſe nicht durch wen, da er in dieſen Jahren ſo viele europäiſche Einquartierung gehabt; jedenfalls ſei es ein Jude, Proteſtant oder Lateiner geweſen. Gott möge ihn verfluchen. So ſprechend ſprang er auf, ſchob den Divan von der Wand und zeigte mir, wie allen Heiligen der untern Regionen die Augen ausgeſtochen waren. Das Bild iſt entweiht, geſchändet; wo ſoll ich jetzt ein neues finden? Die Zeiten ſind ſchlecht und Niemand wagt es die Heimath zu verlaſſen und in das heilige Land zu pilgern, und damit fing er mit einer Fiſtelſtimme in melancholiſchen Molltönen einige Verſe zu ſingen an, die meine Aufmerkſamkeit erweckten, und da er ſich ſelbſt geſtimmt hatte, war es mir nicht ſchwer, nach und nach einen ganzen Geſang aus ihm herauszupumpen. Es war ein Klageſang flüchtiger Bulgaren, wahrſcheinlich aus den Ruſſenkriegen der Jahre 1828 und 1829 ſtammend und vielleicht durch die Aehnlichkeit der Zeitläufe aufgefriſcht in der Erinnerung des Volkes. Der Geſang lautet in ungefährer Ueberſetzung wie folgt:

Sind es Roſen, ſind es rothe Blüthen,
Die das Thal der Heimath ſo erfüllen?
Sind es braun und weiße Taubenwolken
Welche dort des Berges Haupt umziehen?
Ach, nicht Roſen ſind es und nicht Blüthen,
Flammen ſind es, Flammen, rothe Flammen,
Die das Thal der Heimath ſo erfüllen;
Und nicht braun und weiße Tauben ſind es,
Welche dort des Berges Haupt umziehen!
Rauch iſts, ungeheures Rauchgewölke,
Unſre Hütten, die verlaſſ'nen, brennen.

Auf dem Berge ſtehn wir, wie Verirrte,
Hinterm Buſch verborgen wie Heiducken,
Und verhungernd wie verlorne Schafe.
Wer die Dörfer anſteckt, ſei verfluchet!
Ob es Moskowiten oder Türken,
Ob es Chriſten waren oder Heiden,
Daß ſie Gottes ärgſter Fluch betreffe,
Oder auch des Teufels beſter Segen!
Mögen ſie ertrinken in der Donau
Und zu Tauſenden die Flut aufdämmen,
Bis ſie dieſes arme Land verſchlinget!
Möge ſie als angefaulte Leichen
Varna's wildes Meer ans Ufer treiben,
Daß die Lüfte von Verweſung dampfen!

Ach, was werden unſre Pilger ſagen,
Die jetzt in Jeruſalem verweilen
Und des Heilands goldne Füße küſſen,
Wenn ſie wiederkehren und die Dörfer
Alle wüſt und ach, in Aſche liegen.
Wenn ſie wiederkehren mit den ſchönen
Heiligenbildern, welche dort ſie kauften,
Schön gemalt in Farben und auf Stäbe

I.

Aufgerollt, und keine Wand ſie finden,
Dran die ſchönen Bilder aufzuhängen?

Groß iſt dieſes Land und faſt unendlich.
Wer kann ſagen, wo in künft'gen Tagen,
Wer kann ſagen, ob in künft'gen Tagen
Unſre Hütten wieder ſich erheben?
Ach, das Glück, es wächſt nicht ſchnell wie Roggen,
Und es wächſt am Wege nicht wie Unkraut,
Und nicht wie die liebe Sonne geht es
Nieder, wieder aufzugehen morgen.
Langſam wächſt das Glück wie alte Bäume,
Langſam, langſam, oder niemals wieder.
Mit dem Blei im Leib fliegt noch der Falke,
Mit dem Unglück wandern wir noch weiter.

Laſſe diesmal nicht den Winter kommen,
Laſſ' ihn nicht, o gnadenvoller Himmel!
Bann' ihn hinter deine dunklen Wolken,
Daß wir nicht erſtarren in den Wäldern,
Denn kein Obdach haben unſre Kinder,
Und kein Obdach haben unſre Weiber,
Auch die Weiber höre, wie ſie klagen:
Ach! kein Obdach haben unſre Männer!

Nichts gerettet als die Silbergroſchen,
Welche unſre ſchönen, lieben Mädchen
Um den Hals anſtatt des Schmuckes tragen.
Gebet uns die ſchönen Silbergroſchen,
Gebet ſie, ihr ſchönen, lieben Mädchen,
Daß wir Brod für unſre Kinder kaufen!
Nehmet ſie, die ſchönen Silbergroſchen,
Aber Brod iſt nicht im Land zu haben,
Silber nicht für goldene Dukaten.
Traurig iſt die Erde, traurig, traurig.

Wie das Heiligenbild, ſo erinnerte auch die Cholera meinen Tſchorbatſchi an ein altes Volkslied, das, wie er ſagte, älter ſein müſſe als Sultan Abdul Hamid und ſich auf die Peſt beziehe, welche Pravadi, die Stadt zwiſchen Schumla und Varna, und andere Städte und Dörfer gänzlich entvölkert haben ſoll.

Ueber das Gebirge kam die Peſt,
Hinter Stambul iſt ihr ſchwarzes Neſt.

Grün war das Gebirg und ſchön bethaut,
Aber es verdorrten Baum und Kraut.

Und das Heilkraut iſt zuerſt verdorrt,
All die kleinen Vöglein flogen fort.

Dann vom Berge ſchritt die Peſt ins Thal;
In Pravadi fing ſie an die Qual.

Klopfend ging ſie dort von Haus zu Haus;
Leichen warf man auf das Feld hinaus.

Erſt nur Türken traf ihr ſchwarzer Hauch,
Später traf er fromme Chriſten auch.

Auch die Raben flogen fort vom Schmaus,
Nur der Storch blieb auf dem leeren Haus.

Auch der Treue fiel zuletzt vom Dach
Und es fielen ihm die Jungen nach.

Schwarz vor Aerger iſt die Peſt zu ſehn,
Einen ſchwarzen Schleier läßt ſie wehn.

Sie iſt eine ſtumme, alte Frau,
Welk iſt ihre Bruſt, ihr Auge grau.

Nur wenn Jeſus Chriſt in Schlummer fällt,
Steht ſie auf und wandelt durch die Welt.

Als der Nordwind unſern Herrn geweckt,
Floh ſie übers ſchwarze Meer erſchreckt.

Am 2. October trug mich Abdul, der Arnaute, auf ſeinen Armen in den Wagen und wir verließen das unglückſelige Schumla, an das ich ſo zurückdenke, wie ein erlöſter Geiſt an das Fegefeuer zurückdenken mag. Einen lichten Punkt in dieſer Erinnerung bildet beſagter Arnaute, ein Moslem, der mich mit der Milde eines wahrhaft barmherzigen Bruders behandelte. Sonderbar, wie ſich Milde, Barmherzigkeit, Mitleid ſo oft im Herzen einniſten, in denen man ſie am wenigſten ſuchen würde. Où la vertu va-t-elle se nicher! — Abdul, ſchön wie ein Apollo und doppelt ſchön in ſeiner Albaneſertracht, war erſt zwei und zwanzig Jahr alt und hatte bereits mehrere Jahre unter den Räubern Albaniens zugebracht. Als Baſchibuſchuk an die Donau gekommen, hatte er ſich unter türkiſchem Commando gelangweilt, war deſertirt und in die Dienſte des amerikaniſchen Generals getreten. Aus ſeinen naiven Erzählungen ging hervor, daß er als Räuber und Wegelagerer bereits mehr Köpfe abgeſchnitten, denn als Soldat des heiligen und wahren Glaubens, und daß ihm Tödten und Sterben gleich-

gültige Dinge waren, hat er uns bewieſen. Eines Tages trat er anſtatt mit zwei Piſtolen im Gürtel mit vieren in unſere Stube und auf die Frage, wie er zu dieſem Waffenvorrath gekommen, erzählte er uns ohne die geringſte Gemüthsbewegung, daß heute Morgen ſein Bruder, Baſchibuſchuk in Schumla, wegen irgend eines Verbrechens oder vielleicht in Folge eines Streites im Gefängniß erdroſſelt worden. Die zwei Piſtolen waren Abduls Erbtheil. Als wir vier Tage nach unſrer Abreiſe aus Schumla in Varna eintrafen, fand er in dieſer Stadt einen andern Bruder; dieſer macht ihn Vorwürfe, daß er Schumla verlaſſen, ohne den Todten gerächt zu haben. In ſeinem jugendlichen Leichtſinn hatte Abdul dieſer heiligen Familienpflicht vergeſſen, aber die Vorwürfe ſeines Bruders erweckten plötzlich die ganze albaneſiſche Vendettaluſt in ſeinem Gemüthe, er wüthete gegen ſich ſelber als gegen einen Verworfenen, nahm vom amerikaniſchen General, an dem er mit der Treue eines Hundes hing, plötzlichen Abſchied, lud ſeine Piſtolen und lief nach Schumla zurück, um die heilige Pflicht der Blutrache zu erfüllen.

Die Herbſtregen, die in der Bulgarei ſtrömend vom Himmel fallen, hatten den Boden ſo ſehr erweicht, daß unſere Fahrzeuge bis an die Achſe in den Grund ſanken. Der General wollte ſeine Pferde ſchonen und

wir konnten nur langsam vorwärts gelangen. Wir machten darum drei Nachtlager, immer auf hartem Boden. Der ganze Weg war in der Gewalt der Räuber, die wir in einzelnen Haufen bald im Gebüsch gelagert, bald aus weiter Ferne hoch zu Roß erblickten. In ihren verschiedenen orientalischen Trachten, mit den unzähligen Dolchen, Handscharen, Pistolen im Gürtel, mit den langen Flinten, die quer über den Rücken hingen, waren sie immer überaus malerisch anzusehen. Abdul, mit seinem geübten Auge, erkannte sie aus der größten Entfernung. Er erhob sich im Wagen, kniff die Augenlider zusammen, prüfte einen Moment und murmelte dann: Tschoch fäna Adam, d. i. „sehr schlechte Menschen." Wir wußten, was das zu bedeuten hatte und nahmen unsre Büchsen und Revolver zur Hand. Die Räuber ritten, meist in Häuflein von 5, 6—10 an uns vorbei und grüßten höflich. Diese Höflichkeit hatten wir theils unsern Revolvern zu danken, welche die Orientalen in jener Zeit kennen und achten gelernt hatten, theils unsrer Eigenschaft als Europäer. Die Räuber wußten ja nicht, wen sie vor sich hatten. Sie hätten sich leicht an irgend einer einflußreichen Person vergreifen können; die türkischen Autoritäten wären dann gezwungen worden, einzuschreiten, vielleicht hätten dann selbst die Franzosen in Varna Jagd auf

ſie gemacht, während ſie türkiſche und franzöſiſche Autoritäten in Ruhe ließen, ſo lange ſie nur arme Bulgaren plünderten und ermordeten. Daß ſie dieſes thaten, erfuhren wir in jedem Dorfe. Am Dewanh-See war einem armen Bulgaren, der mit einigem für Heu gelöſten Geld heimkehrte, eine Stunde vor unſrer Ankunft an derſelben Stelle der Hals abgeſchnitten worden. Die dritte Nacht verbrachten wir in einem Dorfe, das, einen Negerſklaven des Aga von Varna ausgenommen, von ſämmtlichen Einwohnern verlaſſen war. Sie hatten ſich mit ihren Habſeligkeiten vor den Räubern in die Stadt und ins Gebirge geflüchtet. Am Eingang in das Dorf lag ein Bulgare mit durchſchnittener Gurgel. Wir nahmen ein verlaſſenes Haus in Beſitz, zündeten im Hofe ein Feuer an und wachten abwechſelnd zu Zweien die ganze Nacht hindurch. Da ſaß ich neben Abdul und obwohl von körperlichen Schmerzen zerriſſen, beobachtete ich ihn doch mit Intereſſe, wie er, dieſer göttlich ſchöne Jüngling, mit Tigeraugen hinausſpähte und offenbar einen Angriff heranwünſchte, um Kampf und Blut zu genießen. Beim geringſten Geräuſche erhob er ſich und ſchlich mit Katzenſchritten, das Gewehr in der Hand, in die Nacht hinaus, um mit enttäuſchtem und traurigem Geſichte, die Achſel zuckend, zu mir zurückzukehren.

Mein Gefährte, wie die ganze Räuberromantik der letzten Tage erinnern mich noch an ein Volkslied, das auf diesem Boden gewachsen und dessen ich während meines ersten Aufenthaltes in der Bulgarei habhaft geworden:

Einen Wolf hab ich im Wald gefangen,
Auf dem Rücken ihn ins Dorf getragen,
Und im Dorf mit Fäusten ihn erschlagen,
Aber das ist nicht mein größter Ruhm.

Dem Kawassen, der mich vor den Kadi
Schleppen sollte, hab ich mit dem kleinen
Messerchen die Gurgel abgeschnitten.
Zwei Pistolen trug er in dem Gürtel,
Und ein Schwert und einen Dolch daneben.
Aber das ist nicht mein größter Ruhm.

Und mit einer alten, schlechten Flinte
Hab ich einen Aga aus der Mitte
Seiner fünfzehn trefflichen Trabanten
Wie ein Vöglein von dem Ast geschossen,
Daß noch heut drob die Heiducken jubeln
Und die Blinden heut noch davon singen.
Aber das ist nicht mein größter Ruhm.

Aber dieses ist mein größter Ruhm,
Daß ich meiner schönen Heißgeliebten,
Als ich aus dem Dorfe flüchten mußte,
Als ich sie auf ewig meiden sollte,
Daß ich ihr mein Messer, dieses Messer,
Ohne Zucken in die schöne Brust stieß,
Ob sie gleich dabei so traurig blickte,
Daß ich mehr des Muthe dazu bedurfte.

Als da ich den Wolf ins Dorf getragen,
Als da den Kawaſſen ich erſchlagen,
Als da ich den Aga niederſtreckte.
Daß mich der Geliebten Mord nicht ſchreckte,
Dieſes iſt mein allergrößter Ruhm.

Und da der Mond aufging und die Welt trotz allen Jammerns, trotz der Tauſend von Franzoſengräbern in meiner Nähe in lieblichſte Poeſie tauchte, gedachte ich des Liedes „von der ſchönen Nacht," das vielleicht von einem Jüngling wie mein Abdul herrührt, und ich ſetze es hierher, um aus der Räuberromantik mit einem melancholiſch ſchönen Accorde herauszutreten.

Hoher Berg und tiefes Thal,
O, wie ſchön iſt dieſe Nacht!
Selbſt in Kerkerhaft verwacht,
Lindert ſie mir meine Qual.

O wie ſchön iſt dieſe Nacht!
O wie ſchön iſt dieſes Leben!
Könnt ichs nur der Einen geben,
Die ſo eben mein gedacht!

Daß ſie eben mein gedacht,
Hoher Berg und tiefes Thal —
Das ſagt mir des Mondes Strahl
Und die ſchöne, ſchöne Nacht.

Schön iſt meine letzte Nacht,
Hoher Berg und tiefes Thal —
Mit dem erſten Morgenſtrahl,
Werd ich grauſam umgebracht.

Am 5. October schiffte ich mich in Varna ein und landete am 6. in Constantinopel. Hier beschäftigte ich mich zuvörderst mit meinen Hospitalangelegenheiten und erfuhr erst nach mehren Tagen, welche auf mich bezügliche Gerüchte durch die deutschen Zeitungen liefen. Jene Verhaftung in Bucharest hat sie wahrscheinlich veranlaßt und mein Schweigen während der wochenlangen Krankheit und während des Aufenthaltes an weltvergessenen, von aller Verbindung abgeschnittenen Orten hat sie unfreiwillig bestätigt. Dies zur Erklärung und zur Entschuldigung, daß ich durch mehre Wochen in den deutschen Zeitungen so vielen Raum einnahm, der interessanteren Gegenständen hätte gewidmet werden können.

* * *

Dieses abgethan könnte ich, die Privilegien moderner Vorreden benutzend, noch vieles über die kulturhistorische Bedeutung, über den tiefen Sinn, über die künstlerische Vollendung ꝛc. ꝛc. der nachfolgenden Erzählungen hinzufügen und bei dieser Gelegenheit emphatische Klagen darüber erheben, daß mich das deutsche Publikum noch immer nicht in meinem ganzen Umfange und nach Verdienst aner-

kannt. Ich thue es nicht, ich bitte einfach und mit aufrichtigem Herzen Publikum und Kritik um Nachsicht und versichere, daß ich nichts anderes zu liefern mir einbilde, denn zwei Bände kleiner Erzählungen, die vielleicht manches Unterhaltende bieten. Ich gehöre nicht zu jenen Schriftstellern, die in der Vorrede genau das Rezept angeben, nach dem die Bewunderung ihrer Werke zu brauen ist, während sie es selbst am deutlichsten fühlen müssen, wie sehr wir Epigonen sind und nur die Grube auszufüllen bestimmt sind, die zwischen der vergangenen großen Literaturepoche und einer andern zukünftigen klafft. Niemand betrügt sich selber, er sucht nur andere zu täuschen. Diese Herren gleichen sehr dem Helden eines uralten russischen Volksmährchens. Derselbe, nachdem er sich schon in seiner Jugend durch manche Rauferei und große Trinkgelage ausgezeichnet, faßt den Entschluß eine Pilgerfahrt ins heilige Land zu unternehmen. Unter tausend Mühen und Drangsalen gelangt er mit den Gefährten durch die Steppen und Weiten Rußlands ans Meer. Dort baut er Schiffe und nach einer Odyssee von Kämpfen und Abenteuern landet er mit den frommen Gefährten endlich an der Küste des gelobten Landes, an dem Ziele ihres eifrigen, frommen, unermüdlichen Strebens.

Sie kommen an den Jordanfluß; es iſt heiß und der Held wirft ſeine Kleider ab, um ein Bad zu nehmen. Ein Gefährte ruft entſetzt: Du willſt im Jordan baden? in den heiligen Fluthen, in denen unſer Heiland getauft worden — das iſt ja eine ungeheure Sünde! — Narr, erwiderte der Held, weißt Du denn noch nicht, daß ich an gar Nichts glaube!

Bellefontaine, 5. September 1857.

Moritz Hartmann.

Erſtes Buch.

1.

Die Samaritanerin und die Patrioten.

Weit bin ich geritten,
Viel hab ich geſehn.
Volkslied.

Ja, weit bin ich geritten, viel hab ich geſehen, und manches Schöne habe ich erlebt. Mit zweiunddreißig Jahren reitet, ſieht und erlebt man nicht mehr wie mit zwanzig Jahren. Man genießt nicht mehr den Augenblick wie früher, rein, ungetrübt, ſorgenlos und abgetrennt von Vergangenheit und Zukunft. Man quält ſich mit dem, was auf den Augenblick folgen ſoll, und müde von Zukunfts-Gedanken, fliegt man zurück zu jenen ungetrübten Momenten, um bei ihnen auszuruhen. Da verweilt man in ſchönen Landſchaften vor hohen Bergen, in grünen Thälern, auf lachenden Seen, in liſpelnden Wäldern, in einſamen Hütten, und die Staffage bil-

det man ſelbſt, umgeben von ſchönen, kurioſen, tollen oder abenteuerlichen Menſchen-Geſichtern.

Vor hohen Bergen in einem grünen Thale, die rauſchende Adda hinter mir, ſtand ich im Morgenſonnenſcheine vor dem Wirthshauſe zu Madonna di Tirano und ſah hinauf zu den kleinen Hütten, die wie Neſter am Geſims an den höchſten Rändern der Berge klebten. Sie mutheten mich ſonderbar und fremdartig, aber überaus friedlich und wohlthuend an. Müde von monatelangen Fußwanderungen in italieniſcher Sonne, kam es mir vor, als ob in dieſen Hütten oben in der kühligen Luft gut ruhen wäre. Um bequemer hinauf ſehen zu können, und um auf den Füßen feſter zu ſtehen, ſtützte ich mein Felleiſen mit dem Wanderſtabe. Ach, der Wanderſtab war ſchon kurz geworden und glich faſt einem Marſchallſtabe. Im ſteinigen Boden des Karſtes hatte er ſeinen Eiſenbeſchlag verloren, und ſeit damals wanderte ich jeden Tag ein Stück ſeiner Länge weg. Heute erſchien er mir als ein trauriges Symbol des Lebens; damals — ich war zwanzig Jahre alt — amüſirte es mich, ſeine tägliche Abnahme zu beobachten; ſie bewies mir ja, daß ich viel und immer weiter wanderte. Mein Reiſeſack aber war immer dicker geworden und hing immer ſchwerer und ſchwerer von meinem Rücken.

In Mailand hatte mir ein berühmter Bildhauer ein schönes Marmor-Basrelief geschenkt; das wurde mir zum Sisyphussteine; in Varenna pflückte ich von den drei Citronenbäumen eine ganze Menge grüner Früchte. Meiner Mutter wollte ich sie heim bringen, um ihr zu zeigen, wie weit ich gekommen mit hundert Gulden in der Tasche, und ihr so einen tröstlichen Begriff von meiner Zukunft geben. Mit Vergnügen bemerkte ich, wie die Citronen von Tag zu Tag gelber wurden. In meinem Dorfe angekommen, werden sie just reif und golden genug sein, um als wirkliche Citronen anerkannt zu werden und der Mutter eine gute Limonade zu machen. Venedig hatte mich am wenigsten beschwert. Was wiegt ein Schnupftuch, selbst wenn der ganze Marcusplatz, die Piazetta, St. Marcus, Giorgio, Maggiore, Rialto, Frari ꝛc. darauf gemalt sind?

So stand ich also dort vor dem Gasthause zu Tirano und stützte alle diese Reichthümer und meine ganze Reisegarderobe mit dem kurzen Wanderstabe und starrte in die Höhe. Der Wirth kommt zu mir, und sagt mit Wohlbehagen: Nicht wahr, gleich am Eingange ist es schön dieses Land?

Eingang? Land? Welcher Eingang? welches Land?

Nun, antwortete der Wirth, wissen Sie's nicht?

Da fängt mein Vaterland an, und ich bin ein Schweizer.

Wie, das iſt die Schweiz? Per Bacco! und Corpo di Dio! rief ich, noch voll italieniſcher Reminiscenzen — hundert Schritte von der Schweiz bin ich, hundert Schritte vom Vaterlande des Schiller'ſchen Tell, und ich ſoll es nicht ſehen? Ade, Wormſer Joch und Tyrol und Andreas Hofer, ich gehe in die Schweiz!

Meinem Wirthe ſchmeichelte es ſehr, daß ich Tyrol der Schweiz aufopfern wollte, und er machte ſich ſchnell bereit, mir in der Ausführung meines Planes behülflich zu ſein. Da ich, ohne Paß, wie ich war, durch die Douanen hundert Schritte vom Wirthshauſe nicht durchkommen konnte, wollte er mir einen Führer mitgeben, der mich auf Schmugglerpfaden über die Berge in das Thal von Bruſio auf ſchweizer Gebiet geleiten ſollte. Aber aus Grundſatz und Geldverlegenheiten ſchlug ich den Führer aus, ließ mir genau die Richtung der Schmugglerpfade angeben und machte mich ſofort auf den Weg. Hinter Madonna di Tirano verließ ich die Straße des Wormſer Joches und vertiefte mich in das Dickicht, das von den Fichtenwäldern des Berges hinab kriecht bis in das Thal. Aufwärts ging es und aufwärts.

Von den kahlen oder vorſpringenden Felſen ſah ich das Douanenhaus und die Grenzjäger, die dort umherlagen und der freien Schweizergränze entgegenſahen. Da bückte ich mich und kroch ſo zu ſagen auf allen Vieren, um von ihnen nicht bemerkt zu werden. Sie trugen ſchöne öſterreichiſche Flinten in den Händen und große Schnurrbärte. Daß ſie grün angethan waren, das fand ich tückiſch; leicht konnte Einer im grünen Gebüſche verſteckt liegen, ohne daß ich ihn ſah. Aber er wird doch nicht gleich ſchießen! Mehr als eine Stunde verging, ehe ich auf Umwegen, bald kriechend, bald klimmend, auf der Höhe des Berges ankam. Die Sonne war mir nachgeſtiegen und trieb mir heftige Schweiße aus, ohne daß ich es, in der Furcht vor den Jägern, recht gefühlt hätte. Oben dehnte ſich ein ungeheures, kahles, ausgeſchwemmtes Plateau vor mir aus. Ich wollte darauf weiter wandern, aber bald ſchnitt mir ein breiter Wildbach mit Murren und Schäumen den Weg ab. Er begnügte ſich damit, mir die Richtung ins Thal zu zeigen, und ſo folgte ich ihm. Es ging abwärts nicht viel ſchneller als aufwärts. Zwar hätte ich in allerkürzeſter Friſt auf den Grund kommen können, aber mit zerbrochenen Gliedern, und das wollte ich nicht. Steil aber fiel die Felswand,

ſo ſteil, daß der Bach, mein Führer, in einem großen und ungebrochenen Bogen bis hinab kam. Das war ſchön zu ſehen; denn es wölbten ſich vier und fünf Regenbogen über ihn, ſo daß er wie ein Triumphator unten anlangte, wo er ſich mit den größeren Bächen, die das Thal durchbrauſen, vereinigt. So thaten noch mehrere andere Bäche auf beiden Seiten des Thales. Mit ihren Regenbogen flatterten ſie wie bunte Guirlanden von den Zinnen der Felſen ins Thal hinab. Die Nacht vorher hatte es gewaltig geregnet; ſie hatten alle volle Betten und reiche Cascaden, und im Thal war ein großes Rauſchen. Wie aber da hinab kommen, um all die Pracht vom geeignetſten Standpunkte aus zu betrachten? Die Schneehühner, Geier und anderes Gevögel mit ihren Flügeln ſchienen, wie ſie mich umkreiſ'ten, ihren Spott mit mir zu treiben. Ich kroch, ich rutſchte, ich kollerte, ich lief, ich fiel, und ſo kam ich endlich unten an — auf Schußweite von den Grenzjägern, aber auf Schweizerboden. Die ganze Strecke hätte ich auf geſetzlichem Wege bequem und in zehn Minuten zurücklegen können, und ich hatte zwei bis drei Stunden dazu gebraucht. Zu ſolchen Umwegen und Zeitverluſten zwingt das Geſetz den Fortſchritt. Die Gränzjäger, wie ſie mich den Berg hinabkollern

ſahen, lachten und hoben lachend die Fäuſte und drohten. Sie hatten gut drohen; ich wanderte weiter dem Fluß entgegen und ſeinen Quellen, die in der Republik Graubündens ſprudeln. In dieſem Felsthale brannte die Sonne noch heißer, und die Hitze wäre nicht zu ertragen geweſen, wenn nicht ein gütiger Windzug von Zeit zu Zeit von den Waſſerfällen her eine Hand voll Wellenſtaub geführt und um die glühende Stirn des Wanderers gehaucht hätte. Auf ziemlich gut gebahntem Wege ging es am hohen Ufer immer aufwärts. Den Namen des Dorfes, den ich zuſteuerte, hatte ich vergeſſen, aber wohl hatte ich mir die Signori Trippi gemerkt, bei denen ich einkehren ſollte. Der Wirth zu Madonna di Tirano hatte ihren Namen mit ſo viel Nachdruck und Verehrung ausgeſprochen. So fragte ich einen Eſelstreiber, ob es noch weit ſei zu den Signori Trippi. Der verſtand mich nicht, denn er ſprach nur Romaniſch; aber bei dem Namen Trippi machte er ein Geſicht voll Bedeutung, wies mit der Hand vorwärts und grüßte mich ganz ehrerbietig. Aehnliches begegnete mir mit einem ſchweizeriſchen Landjäger. Er zog die Mütze vor mir ab, ſobald ich den Namen Trippi nannte, ohne ſich, da er Eile hatte, auf weitere Erklärungen einzulaſſen. Ganz neugie-

rig, aber auch ganz müde kam ich im Dorfe Bruſio an. Es erhebt ſich auf einem kleinen Hügel mitten zwiſchen den ungeheuren Bergen; vom Abhange des einen blicken die Reſte eines alten, gebrochenen Feudalbaues herab. Die Dächer ſind ſchon ganz ſchweizeriſch von Steinen bedeckt; hinten im Dorfe brauſ't der Bach, der ſich hier in die Tiefe ſtürzt.

Am Eingange ſteht eine kleine Hütte, die ein einziges Gelaß hat. Nicht weiter konnte ich; in die erſte Hütte wollte ich einkehren. Einladender Geſang ſcholl mir entgegen, und ich lehnte mich an das offene Fenſter, um hineinzuſehen. Da ſaß ein großes ſchönes Weib am Spinnrad und ſpann und ſang. Ihr zu Füßen auf einen Schemel ſaß ein kleines Mädchen, das wickelte das Geſpinnſt von der Kunkel und begleitete die Mutter in der Terz. Sie ſangen in romaniſcher Sprache ein ſonderbares Lied, das klang bald wild wie ein Kriegslied, bald melancholiſch wie ein Klagegeſang. Das Spinnrad ſurrte mit, bald raſcher, bald langſamer je nach dem Tacte des Liedes. Zwei Parzen waren ſie, Mutter und Tochter; die traurige Dritte fehlte. Die Mutter war ungefähr wie das Lied, eine große und gewaltige Geſtalt mit ſchönen großen und wilden Zügen. Das tiefſchwarze Haar hatte ſie in einen dicken Knoten ge-

ballt, den eine große Nadel mit zwei silbernen Knöpfen, nach italienischer Art, zusammenhielt. Wie sie sang und spann, lag über sie und die ganze Stube eine tiefe Ruhe ausgebreitet, selbst wenn sie an die wilden Stellen des Liedes kam. Die kleine Tochter glich der Mutter. Ich stand ruhig da und sah und hörte zu. Das Kind bemerkte mich zuerst, und da es plötzlich zu singen aufhörte, so bemerkte mich auch die Mutter und das Lied brach ab.

Sie stand sogleich auf, trat in die Thür und machte eine Geberde der Einladung, über ihre Schwelle zu treten. Wie sie dazu sprechen wollte, schien sie sich plötzlich zu besinnen. Sie sind ein Fremder, sagte sie in italienischer Sprache, wie soll ich zu Ihnen reden? — Ich bin ein Deutscher! — Sogleich fuhr sie in gutem Deutsch fort: Sie scheinen sehr müde; treten Sie ein, wenn es Ihnen gefällig ist, und ruhen Sie ein wenig aus. — Dabei nahm sie mir schon Stock und Reisesack ab und führte mich am Arm auf die anmuthigste Weise in die Stube. Ich gestand ihr, daß ich überaus müde, und erzählte ihr die Abenteuer meines Weges von Madonna bis Brusto. — Sie sehen ganz danach aus, sagte sie mit einem Blicke mitleidsvollster Theilnahme. Sie sind blaß und triefen doch von Schweiß. Davor muß

man ſich hüten in dieſem Lande, ſonſt kann man ſich leicht aufs ärgſte erkälten. So ſprechend ſchob ſie die Bank vom grünen Ofen weg an den Kamin; dort machte ihr Töchterlein auf den Wink der Mutter aus Hobelſpänen und Reiſig bereits ein Feuer an, das bald luſtig loderte. Im Augenblicke ſah ich mich von der gaſtlichſten, faſt mütterlichſten Sorge umgeben. Ohne um Erlaubniß zu fragen, öffnete die Frau meinen Reiſeſack, legte die Citronen, die oben auf lagen, bei Seite, achtete das Basrelief keines Blickes und zog ein friſches Hemd hervor. Dann führte ſie mich an das Feuer, ſchloß das Fenſter, zog mir ohne Umſtände Rock und obere Wäſche ab, rieb mir Bruſt und Rücken und reichte mir das friſche Hemd. Dabei ſtand ihr das Kind hülfreich zur Seite und nahm ihr ab, was ſie aus Händen legte oder verlangte. Das gethan, ſagte ſie: So, jetzt legen Sie Sich auf dieſe Bank, ſtrecken Sich, wie Sie mögen, und ruhen aus. Sie brauchen das.

Es war mir wie ein Traum. Ich gehorchte und ließ mit mir machen, was ihr gefiel. Behaglich ſtreckte ich mich auf die Bank und legte den Kopf auf das Kiſſen, das ſie aus ihrem Bette genommen. Jenes ſüße Gefühl des Müden im erſten Momente der Ruhe überkam mich mit ſeiner ganzen holden

Gewalt. Dazu fühlte ich mich ſo wohl unter der Geſchäftigkeit und in der Nähe dieſes guten und ſchönen Weibes, dieſer barmherzigen Samaritanerin. Schöner konnte ich im patriarchaliſchen Lande nicht empfangen, angenehmer in den ſchönen Täuſchungen der Jugend, in den Träumen von Hedwig und Stauffacher, die mit uns aufwachſen, nicht beſtärkt werden. Ich war alſo im gaſtlichen Lande! ich war in der Schweiz! Durch das Fenſter winkten mir die alten Felſenhäupter, wehten mir die Cascaden die Beſtätigung zu. Alle Sorge, wie ich mit meinen Reſt von dreißig Gulden von Graubündten bis in mein böhmiſches Dorf mich durchſchlagen werde, ſchwand wie ein nichtiger Alp bei Tagesanbruch von mir. Mir war ſo wohl, ſo zwanzigjährig wohl!

Meine Wirthe ſchwiegen, wahrſcheinlich um mich ganz der Ruhe zu überlaſſen; aber ich wollte die Stimme der ſchönen und guten Frau hören, und ſo fragte ich ſie, was das für ein Lied geweſen, das ſie vorhin geſungen.

Ein Lied der Schweizer-Soldaten in Rom, antwortete ſie kurz.

Und was ſagt es, dieſes Lied?

Es ſagt, daß die Schlacht etwas Schönes ſei

für den Schweizer, aber daß die Heimat doch noch ſchöner.

Alſo Schweizer-Heimweh! dachte ich — auch das iſt richtig.

Wie der Pariſer das ſchweizeriſche Gletſcherleuchten, die wilden Schluchten der Pyrenäen mit den Decorationen der großen Oper vergleicht, ſo fing ich an, alles, was mich umgab, was ich ſah und erlebte, mit meinen belebteſten Idealen zu vergleichen, und ich fand große Aehnlichkeit. Und nicht nur äußerlich war dieſe Aehnlichkeit; es erfüllte mich ein Gefühl ſo tiefen Wohlbehagens, ſo vollendeter Befriedigung auf meiner harten Bank, wie ich mir vielleicht nie das Glück ſelbſt vorgeſtellt hatte. Unwillkürlich ſchloß ich die Augen. Die ſchöne Frau war wieder zu ihrem Spinnrade zurückgekehrt, und es fing zu ſummen an. Sie mag gewohnt geweſen ſein, zum Spinnen zu ſingen, und ſo ſummte ſie leiſe, aber ganz leiſe, um mich nicht zu wecken, ein Lied vor ſich hin. Wirklich war ich auch bald entſchlummert, aber es kam zu keinem tiefen Schlaf. Die Bilder, die mich umgaben, die ſchöne Frau, die Waſſerfälle, das ſtille Lied, das ſummende Spinnrad, das kleine Mädchen mit den ſinnigen Augen, die den Fremdling ſo verwundert und ſo freundlich an-

geſchaut — alles das ſpielte in meinen halbwachen Traum.

Dennoch mag ich endlich tief geſchlafen haben. Denn als ich wieder die Augen aufſchlug, fand ich die Scene in der Stube etwas verändert, ohne daß ich es früher gemerkt hätte. Meiner Wirthin zu Füßen, auf einem Schemel, ſaß der Landjäger, dem ich vorhin begegnet war, und half dem Kinde das Garn abwickeln, während der eine Fuß das Spinnrad der Wirthin in Bewegung ſetzte. Sein Gewehr lag auf der Uniform, die er abgelegt hatte, in einem Winkel. Sobald die Drei mich die Augen aufſchlagen ſahen, wurde das Lied, das ſie zum Summen des Spinnrades leiſe gemurmelt, unwillkürlich lauter und lauter, bis es als ein ſchönes volles Trio, aus dem Alt der Frau, dem Sopran des Kindes und dem ſchönen Bariton des Mannes zuſammengeſetzt, die Stube erfüllte. Noch halb ſchlafend horchte ich zu und beſah mir die friedliche Gruppe. Ich winkte dem Kinde, legte meinen Arm um ſeinen Hals und fragte: Das iſt wohl dein Vater?

Nein, antwortetete das Mädchen etwas erſtaunt, nein, das iſt der Landjäger.

Wo iſt denn dein Vater? fragte ich weiter, und ich hoffte, ſie werde mir ſagen, daß er auf den Ber-

gen ſei und die Gemſen jage. Das Kind aber ſchwieg, ſah ſich verlegen nach der Mutter um und wiederholte die Frage: Wo iſt denn mein Vater? Da verſtummte das Lied der Frau und des Landjägers mit Einem Male. Die Frau ſchwieg, der Landjäger aber antwortete raſch: Dein Vater iſt in Rom geſtorben!

Das Lied wurde nicht weiter geſungen, und eine unheimliche Stille herrſchte in der Stube. Verlegen, denn ich fühlte, daß ich etwas Schlimmes gethan mit meiner Frage, erhob ich mich, um mich anzukleiden und an meine Wanderung zu denken. Sogleich erhob ſich auch die Wirthin, von deren Angeſichte jede Verlegenheit ſchnell entſchwunden war, und fragte mich mit derſelben Freundlichkeit, mit der ſie mich aufgenommen, ob ſie mir nicht etwas zu eſſen anbieten dürfe. Aber der Landjäger antwortete für mich: Verderbt dem Herrn nicht ſeinen Appetit, Margarethe; er geht zu den Signori Trippi, die werden ihm Beſſeres auftragen.

Wieder bemerkte ich, daß der Name der Signori Trippi einen reſpectvollen Eindruck machte, und neugierig, die Allgeachteten kennen zu lernen, machte ich mich nun wirklich bereit, aufzubrechen. Indeſſen wurde noch Manches hin und her geredet,

und die Wirthin erfuhr, daß ich meine Rückreiſe nach Deutſchland über Zürich nehmen wolle. Sie blieb einen Augenblick im Nachdenken verſunken, dann ſagte ſie einige leiſe Worte zum Landjäger, der bald darauf Gewehr und Uniform nahm, mir die Hand drückte und ſich entfernte. Sobald er die Hütte verlaſſen hatte, wandte ſich Margarethe zu mir und ſagte mit einem Ausdruck voll bittender Beſcheidenheit: Wäre es dem Herrn beſchwerlich, mir einen Brief nach Zürich mitzunehmen?

Meine liebe Frau antwortete ich, was kann mir lieber ſein, als Ihnen einen kleinen Dienſt zu erweiſen, da Sie ſo gut und freundlich gegen mich geweſen ſind?

Sie ſind ein guter Mann, verſetzte ſie darauf, und ich bin überzeugt, daß Sie meine Commiſſion gut beſtellen werden. Aber ich habe noch eine andere Bitte. Meine Tante in Zürich verſteht weder Romaniſch noch Italieniſch. Ich ſollte ihr Deutſch ſchreiben, und das habe ich nicht in der Uebung. So wollte ich Sie bitten, ſelbſt den Brief zu ſchreiben, den ich Ihnen mitgeben will.

Schon ſuchte ich mein Reiſeſchreibzeug hervor, und ſchon ſaß ich bereit am kleinen Tiſche, von welchem das kleine Mädchen Kunkel, Garn und Hanf

wegräumte. Wie ſie das gethan, ging ſie auf einen Wink der Mutter aus der Stube, und ich ſaß allein mit Margarethe am Tiſche, die Feder in der Hand und auf ihr Dictiren wartend. Margarethe ſtützte ihre Stirn in die Hand, war nachdenklich, ſah mich oft und lange an, wollte beginnen, hielt wieder ein, ſah mich wieder an und dictirte mir endlich, offenbar nach einigem Widerſtreben, oft zaudernd, folgende abgebrochene Sätze:

„Liebe Tante!

„Ein guter Mann aus Deutſchland will dieſen Brief an Dich nach Zürich mitnehmen. Du haſt mir verſprochen, das Kind zu Dir zu nehmen, wenn es ſich zeigt, daß es verſtändig, gut und willig zur Arbeit wird. Das iſt. Meine Pepita iſt verſtändig, gut und willig zur Arbeit. So will ich, daß ſie fortgehe in die Fremde; denn hier iſt noch immer Schande auf mir, und es wird ſo bleiben. Sie ſoll es noch nicht erfahren; wenn ſie aber im Orte bleibt, wird ſie es erfahren mit ihrem Verſtande und zuletzt Leid haben. Dort aber wird es Niemand wiſſen, denn es ſind viele Berge zwiſchen hier und Zürich. So laß es mich wiſſen, ob ich Dir meine Pepita bringen ſoll nach

Oſtern oder gegen Pfingſten. Ich werde Dir von Herzen danken. Deine treue Nichte

„Bruſio, den 25. Auguſt 1842.

Margarethe N.

„An Frau N. N. in Zürich.“

Während des Schreibens war mir überaus traurig zu Muthe. Die Stimme der guten Frau zitterte beim Dictiren, obwohl ſie ſich offenbar alle Mühe gab, ihre ganze impoſante Ruhe zu bewahren. Sie ſah mich nicht an, ſondern folgte mit ſtarrem Blicke den Bewegungen meiner Feder. Ich ſprach kein Wort, faltete den Brief und legte ihn, ohne die Frau anzuſehen, ſorgſam zu den Citronen meiner Mutter. Dann nahm ich Felleiſen und Stock und drückte ihr die Hand und rief das Kind herbei, küßte es und ging. Ich ging, als ob ich aus der Heimat ginge. Aber Margarethe und das Kind verließen mich noch nicht; ſie begleiteten mich einige Häuſer weit, bis aus dem Dorfe ſtolz und in ländlicher Pracht ein zwei Stockwerke hohes, aber im Schweizerſtyle erbautes Haus empor tauchte. — In dieſem Hauſe, ſagte Margarethe, wohnen die Signori Trippi. Dann reichte ſie mir noch die Hand und kehrte mit dem Kinde langſamen Schrittes zu ihrer Hütte zurück. Ich blieb ſtehen und ſah ihr nach, bis ſie um die

Ecke bog. Wie ſie ſo dahin ſchritt, groß und ruhig mit ſanft gebeugtem Nacken, ſchien mir ihr ganzes Weſen neben unendlicher Milde etwas heldenhaft Duldendes auszudrücken. Auch bemerkten die Leute, die aus den Fenſtern ſahen, meine Nachdenklichkeit und ſandten einander Blicke zu und raunten ſich in die Ohren.

Vor dem Hauſe der Signori Trippi empfing mich ein gewaltiger, weißzottiger Hund, der mir mit Gebell den Eingang verwehrte. So blieb ich davor ſtehen und betrachtete es mit Muße. Es war ein Schweizer-Bauernhaus, zum Palaſt erhoben, und ſo ſchön, wie nur irgend ein Schweizer-Haus, das irgend ein großer Herr in ſeinem Park aufführen läßt, um darin mit großem Gefolge und zahlreicher Gaſterei ein freudiges Stadtleben zu führen. Dabei war es natürlicher, wahrhaftiger und übereinſtimmend mit den hohen Bergen und brauſenden Waſſerfällen. Zwiſchen den Stockwerken, es beſtand aus zweien, die Quer- und Tragebalken entlang, auf den Oberſchwellen und um die Bogen der Fenſter liefen viele Inſchriften, die erhaben aus dem Holze hervorſtanden und leicht zu leſen waren. Die Flügel der Fenſter, welche nach oben ſpitz ausliefen und unten auf einem weit hervorragenden, geſchnitzten Balken ruh-

ten, bestanden aus unzähligen kleinen, sechseckigen Scheibchen, welche durch Bleibänder zusammengehalten wurden. Die Dachrinne war so fein und sorgfältig geschnitzt, daß sie einer Halskrause aus Spitzen geglichen hätte, wenn sie nicht gelb und roth, ziemlich bunt angestrichen gewesen wäre. An den beiden Spitzen des nicht abschüssigen Daches drehten sich blecherne Windfahnen, in die Farben der Republik gekleidet, und der Mitte zu erhoben sich neben einander zwei Schornsteine aus rothen Ziegeln, die sahen wie Thürmchen aus, denn sie trugen Zinnen. Das alles betrachtete ich genau, bis eine dicke Stimme aus dem Innern des Hauses dem Hunde Ruhe gebot und ich ungefährdet die drei Stufen hinauf und über die Schwelle treten konnte. Da ging von der Hausthür fast graden Weges eine sehr breite Treppe in das obere Stockwerk. Dort oben stand ein kleiner, breitschultriger Mann mit grauen Haaren und und mit den Händen in beiden Jacktaschen; der winkte mir, hinauf zu kommen und führte mich, oben angekommen, schweigend in die Stube, die sich breit, geräumig und licht aufthat. Da drinnen, am oberen Ende des großen Eichentisches, saß noch ein anderer alter Mann, der eben so wie der, welcher mich an der Treppe empfangen hatte, ganz in schwarzes gro-

bes Tuch gekleidet war, hohe faltige Stiefel und eine ſchwarztuchene Kappe trug. Beider Haar war kurz geſchnitten und ſo grau, daß man ihm noch die ehemalige Schwärze anſah; doch ſchienen Beide ſchon in den Siebenzigen. Sie glichen einander, nach der angenommenen Redensart, wie zwei Waſſertropfen, aber wie zwei Waſſertropfen, von denen der eine gefroren iſt, der andere lächelnd, heiter im Sonnenſchein ſchimmert. Der Gefrorne hatte mich an der Treppe empfangen und in die Stube geführt. Drinnen kümmerte er ſich nicht weiter um mich und überließ mich ſeinem Bruder, der ſogleich bei meinem Eintritte aufſtand, mir entgegen ging und freundlich die Hand reichte. Etwas bärenhaft ſchritt indeſſen der Andere in der Stube umher. Ich beſtellte den Gruß meines Wirthes von Tirano und wurde freundlich eingeladen, in einem der großen, holzgeſchnitzten Großvaterſtühle Platz zu nehmen. Der Schweigſame nahm mir den Reiſeſack ab, der Freundliche fragte nach Herkunft, Reiſeziel und Zweck und ſchien ſehr befriedigt, als ich ihm ſagte, daß ich nur ſo in die Welt hineinlaufe, um ſie zu ſehen. Auch hatte er es bald weg, daß ich ein reiſender Student ſei, und das ſchmeichelte mir ſehr. Ich hatte dieſe Genugthuung ſeit Wochen nicht. Als ich aus Wien aus-

gezogen, angethan in neue und phantaſtiſche Studententracht, begrüßte mich zwar Jeder als Herr Student und luden mich die Pfarrer zu ihren Tiſchen; nach und nach wurde mein Anzug ſo abgeſchoben und ſchäbig, daß ich bald für einen wandernden Handwerksburſchen höherer Claſſe, z. B. für einen Goldſchmied, ſpäter für einen Schneider und zuletzt für einen Schuſter gehalten wurde. Der Signor Trippi aber hatte es, wie geſagt, bald weg, daß ich ein Student war, und wurde noch freundlicher, weil er ſelbſt einen Sohn hatte, der in Tübingen ſtudirte, und zwar Theologie. Ganz vertraut aber wurden wir, da es bei längerem Hin- und Herreden kund wurde, daß ich einen Freund der Signori Trippi, einen Graubündner, der in Wien in der Gaſſe der Tuchlauben wohnte, gekannt habe. Bei dieſer Entdeckung kam auch der Schweigſame heran und ſetzte ſich mit uns an den Tiſch. Was macht der Freund in ſo weiter Ferne? fragte er, und dabei nahm ſein braunes, faltenvolles, wettergefärbtes Geſicht einen ſo liebevollen Ausdruck an, daß ich es von nun an viel lieber betrachtete, als das freundlichere, ſo zu ſagen gebildetere und höflichere ſeines Bruders. Junges Blut, fuhr der Erſte fort, indem er mir über den Tiſch die Hand reichte, junges Blut, du

wirſt unſerem Freunde in Wien die herzlichſten Grüße bringen von den Signori Trippi, dem Landammann und Capitän.

Landammann und Capitän? fragte ich.

Ja, ſagte der Alte, mein Bruder iſt der Landammann, und ich bin der Capitän.

Das iſt das Gute und Schöne am Reiſen, fuhr er fort, daß man von Freund zu Freund Grüße und herzliche Wünſche hin und her tragen kann; ſonſt liebe ich es nicht, das Herumſtreifen in der Welt.

Mein Bruder, der Capitän, fügte der höflichere Alte ſchnell hinzu, als ob er den Vorwurf, den ich in jenen Worten hätte erkennen dürfen, verwiſchen wollte — der Capitän liebt das Reiſen nicht, und iſt ſelbſt ſein Lebtag nicht aus dem Lande gekommen. Ich aber war in Geſchäften der Politik in Paris und in Karlsruhe.

Ja, ſagte der Capitän, ſo iſt es; in der Fremde würde ich immer fürchten, daß man mir indeſſen die Heimat davon trüge.

Dieſe Furcht, fügte der Landammann mit einem freundlich ironiſchen Lächeln hinzu, das trotzdem den Blick voll brüderlicher Liebe nicht verſchleiern konnte, iſt dem Capitän geblieben, ſeit er in ſeiner Jugend Graubündten an der Spitze des Aufgebotes gegen

die Franzoſen vertheidigt hat, die vom Valtelinthale heraufgekommen waren. Er hat ſie wacker zurückgeſchlagen, hier hinter dem Dorfe; aber ſeit damals ſteht er da wie ein Wachtpoſten und will ſich nicht fortrühren. Immer ſtehen ihm die Franzoſen vor Augen, die von Graubündten wegzujagen ſind.

Der Capitän wollte offenbar nicht, daß das Geſpräch länger bei dieſem Gegenſtand verweile, und ſagte: Das iſt ſo eine fixe Idee, und ſprechen wir nicht weiter davon. Ich mache dir auch keinen Vorwurf daraus, Landammann, daß du in der Welt herumgezogen biſt; du haſt es im Dienſte des Vaterlandes gethan, eben ſo wie ich in dieſem Dienſte auf meinen Poſten ſtehen geblieben bin. Mein Bruder, wandte er ſich zu mir, iſt dreimal Landammann geweſen.

So erfuhr ich denn, daß ich es mit zweien der höchſten Würdenträger des Staates zu thun hatte, die, wie es ſchien, nicht ohne Erfolg und Verdienſt dem Vaterlande gedient hatten. Voll Ehrfurcht betrachtete ich ſie beide, die, nach einem würdigen und edel angewandten Leben (denn daß es ſo war, ſagten mir ihre Geſichter) anſpruchslos und mittheilſam rechts und links von dem blutjungen, unbedeutenden Fremdling ſaßen und ſich mit ihm wie mit einem

guten alten Bekannten und wie mit ihres Gleichen unterhielten. Ich bemerkte auch bald, daß die beiden Brüder einer vor dem anderen den größten Respect hatten, daß ſie einander immer mit ihren Titeln, Capitän und Landammann, anredeten, und daß eben ſo wohl aus den buſchigen Wimpern des Erſten, wie aus den fein und klug blickenden Augen des Anderen ein heller Strahl von Liebe hervorleuchtete, wenn der Eine von dem Anderen ſprach, und daß Jeder immer bereit war, die Thaten des Anderen zu erzählen. Wie groß nahmen ſich ihre Würden und dieſes ihr liebevolles Weſen unter dem ſchlichten, grauen Haar, unter der Wollkappe und in der groben Tuchjacke aus!

Aber noch mehr mußte ich ſtaunen, als, nach längerem Geſpräch, der Landammann einen Brief ſeines Sohnes, des tübinger Studenten, aus der Taſche zog und mir ihn zum Leſen reichte. Der Brief war auf einer großen und eng beſchriebenen Seite eine erſchöpfende, obwohl kurz gefaßte Auseinanderſetzung der religiöſen Zuſtände in Deutſchland, eine Beleuchtung der brennenden Fragen, die damals nach dem Auftreten Strauß' und Feuerbach's Deutſchland beſchäftigten, und eine Mittheilung der neueſten Forſchungen und Enthüllungen, die der Theologie

eine andere Wendung zu geben verſprachen. Auf dieſe Wendung legte der Student den größten Nachdruck. Dann ſchilderte er die beiden Parteien der Univerſität Tübingen: die Partei der Orthodoxen und die Partei, die ſich an Schleiermacher lehnte und ſich deſſen platoniſchen Geiſt anzueignen ſuchte. Der Brief trug das Gepräge außergewöhnlicher Klarheit, feſten Entſchluſſes, freien, durch und durch wohlwollenden und dichteriſchen Geiſtes. Sein Zweck war, Vater und Oheim darauf vorzubereiten, daß er in die Berge anders geſinnt zurückkehren werde, als er ausgezogen war, und ſie zu belehren, daß er dieſes mit gutem Gewiſſen und nach langem Nachdenken thun werde. Aus dieſem Briefe habe ich in dem verlorenen Winkel Graubündtens, als Gaſt bei einem Landes-Capitän und Landammann, in einer mit Gemsbockhörnern und preisgekrönten, durchs Schwarze geſchoſſenen Scheiben ausgeſchmückten Stube mehr erfahren über die modernen religiöſen Bewegungen in Deutſchland, als ich je gewußt und in Wien hätte erfahren können.

Nun, fragte der Landammann, nachdem ich geleſen hatte, ſagen Sie mir als Student, was halten Sie davon?

Ich glaube, daß Ihr Sohn auf dem beſten

Wege iſt, und Gedanken heim bringen wird, die Graubündten brauchen kann.

Der Landammann ſchüttelte bedenklich den Kopf. Und ich fürchte, ſagte er, daß er Gedanken heim bringt, die in dieſen Bergen nicht gedeihen, ihm aber leicht eine böſe Stellung machen können.

Der Capitän, der während des Leſens aufgeſtanden war und wie ein Diener Alles herbei trug, um den Tiſch zum Mahle zu decken, blieb mit Meſſern und Gabeln vor dem Landammann ſtehen und rief mit Nachdruck: Und ich meine, daß der Schleiermacher, wenn er ſo iſt, wie ihn der Junge ſchildert, ein ganz verſtändiger Mann iſt, und das verſöhnt mich mit der Theologie des Jungen, daß er ſich dieſen verſtändigen Mann zum Muſter und Vorbild nimmt.

Der Landammann zuckte die Achſeln.

Zucke nicht die Achſeln, Landammann, fuhr jener fort; wenn ihm das Conſiſtorium von Coira (Chur) dieſes Schleiermachers wegen keine Stelle geben will, ſo hat er genug, um leben zu können, und wird mir allein die Lehre dieſes Schleiermachers beibringen.

Der Landammann ſchwieg und klopfte mit der Gabel auf eines der Gläſer, die der Capitän vor

uns gestellt hatte und auf denen Hirsche und Jäger erhaben geschliffen waren. Der Capitän, der bemerkte, daß der Bruder einen Widerspruch zurückhielt, wurde verdrießlich und brummte, während er aus einem großen, irdenen Kruge schwarzen Valteliner Wein in unsere Gläser goß und sich an den Tisch setzte. Der Landammann schlug mit dem hirschhörnernen Hefte des Vorschneidemessers an den Krug, und auf das Zeichen erschien bald eine Magd, die die einen saftigen Rehbraten, dann Salate und allerlei gesottene Früchte in großen Schüsseln auftrug.

Der Landjäger hatte Recht, sagte ich, als er mir bei den Signori Trippi ein köstliches Mahl prophezeite.

Ihr kennt den Landjäger? fragte der Landammann — er hat Euch doch hoffentlich nicht nach dem Passe gefragt?

Nein, sagte ich, ich habe ihn zuerst auf dem Wege, dann bei Margarethe . . ., wo ich einkehrte, getroffen.

Potz Tausend! lachte der Landammann; Ihr kennt schon ganz Brusio — aber nicht von der besten Seite. Was haben die Leute für Gesichter gemacht, als sie Euch von Margarethe gehen sahen?

Dem Capitän schienen diese Worte und der

ſpöttiſche Ausdruck, mit dem ſie geſprochen wurden, nicht zu behagen. Mich aber überkam eine Ahnung, als ob ich bei Margarethe im verrufenen Hauſe Bruſio's eingekehrt wäre. Warum? fragte ich den Landammann in Erinnerung an den Brief, den ich geſchrieben, und an das Ziſcheln und Kopfzuſammenſtecken der Leute, als ich an Margarethens Seite durch das Dorf ging.

Der Landammann wollte antworten, aber der Capitän, der bis jetzt brummend in das gewaltige Stück Wildpret eingehauen hatte, legte ſchnell Meſſer und Gabel bei Seite, verſchluckte eilig den letzten Biſſen und rief: Laß mich antworten, Landammann, laß mich erzählen! — dann wandte er ſich zu mir und rief mit ſtarker Simme, mit Nachdruck und Feſtigkeit: Ein gutes Weib iſt dieſe Margarethe, ein braves und gutes Weib, ein wackeres Weib! Ein — ein ſehr braves und ſehr wackeres, gutes Weib! Das ſage ich, der Capitän Johannes Trippi!

Das glaube ich auch gern! rief ich; ſo und nicht anders iſt ſie mir erſchienen.

Bravo! ſchrie der Capitän voll Freude und leerte ein ganzes Glas ſchwarzen Weines auf einmal.

Der Landammann lächelte den Bruder an, der wieder ihn triumphirend anblickte. Aber das ſteigerte

meine Neugierde und machte mich doppelt begierig, das Schickſal meiner guten Samaritanerin zu kennen, und ſo fragte ich weiter: Wer aber iſt ſie? Was hat ſie gethan? Warum lächelt Ihr, Landammann? Warum nehmt Ihr, Capitän, ſo eifrig ihre Partei?

Laß mich erzählen, rief wieder der Capitän und machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung gegen den Bruder, der, immer lächelnd, ſich gern ergab und die Gabel ergriff, zu eſſen anfing und den Anderen erzählen ließ.

Ein gutes Weib! wiederholte der Capitän mit gerührter Stimme, und ehemals war ſie das ſchönſte und ſtattlichſte Mädchen des halben Cantons. Ich, der Capitän des Landes, Signor Trippi, habe ſie noch in meinem fünfzigſten Jahre heirathen wollen. Sie aber ſchickte mich heim, denn ſie war einem armen Jungen treu ergeben, und er ihr auch. Er trug auf ſeinem Rücken die Früchte des Valtelinthales in unſere unfruchtbaren Thäler. Das iſt ein ſchlechtes Geſchäft, und kann man darauf nicht heirathen. Da ſagte er: Ich will in die Fremde gehen, einige Jahre Soldat ſein, Handgeld und Sold bei Seite legen und dann wieder nach Hauſe kommen und Margarethe heirathen. So that er und ging nach

Rom, und da er ein ſchöner und feſter Junge war, wurde er leicht Soldat des Papſtes. Da aber überfiel ihn ein großes Heimweh, und er ſchrieb Margarethen, daß er's nicht aushalte, und daß er durchgehen werde zu ihr nach Hauſe, in das Thal von Bruſio. Margarethe fürchtete, daß er eingeholt und erſchoſſen werde, und ſie dachte, daß, wenn ſie bei ihm wäre und ihm von der Heimat erzählte, das ſein Heimweh ſtillen könnte. So machte ſie ſich gleich auf und ging zu Fuß nach Rom. Wirklich hat ſie ihn durch Zureden wieder von ſeiner Krankheit geheilt, und da er ruhiger war und ſie doch nicht in Rom bleiben konnte, kehrte ſie wieder zu Fuß von Rom nach Bruſio zurück. Aber wie ſie hier in Bruſio angekommen, merkte ſie, das ſie Mutter werden ſollte, und das ſchrieb ſie ihrem Soldaten nach Rom. Der wußte, welche Schande über ſie komme, wenn er ſie nicht heirathe, ehe das Kind geboren ſei, und ſo beeilte er ſich, nach Hauſe zu kommen; aber er wurde eingeholt und erſchoſſen. Bald darauf wurde ſein Kind geboren, und auf Margarethe liegt für ewige Zeiten die Schande. Nun ſage mir, Student, und du, Landammann, ob der Schuß, den der arme Soldat für ſie empfangen hat, Margarethen nicht zum ehrlichen Weibe gemacht hat? Aber daran den-

ken die Leute hier zu Lande nicht. Weil von jeher ein ſolches Weib verrufen ward, iſt auch Margarethe in Verruf, und das Andere und wie das alles gekommen, bedenken die Menſchen nicht.

Die Sitte iſt ſtreng, ſagte der Landammann ſelber ſtreng, und das iſt gut, daß ſie nicht viel grübelt. Wohin kämen wir? Auch das Geſetz iſt ſo, das wir achten, und die Sitte iſt älter und ehrwürdiger, und ſo zu ſagen nicht von Menſchen gemacht, wie das Geſetz.

Pah, ſagte der Capitän, das kann keine gute Sitte ſein, die ein einziges braves Weib für immer unglücklich macht.

Die Keuſchheit eines Weibes, das Cordula hieß, hat dieſem Lande ſeine Freiheit gegeben! erwiderte der Landammann mit feierlich ernſtem Tone, mit einem Tone, der aus ſo tiefem Herzen zu kommen ſchien, daß mich ein kleines Fröſteln der Andacht überkommen wollte. Auch der Capitän neigte unwillkürlich den Kopf und ſchwieg ergeben. Eine lange Pauſe trat ein. Nach und nach fing wieder der Capitän zu murmeln an; er mußte alles ſagen, was zur Ehrenrettung Margarethens vorzubringen war; denn die war ihm offenbar eine Herzens-Angelegenheit. So fing er endlich, aber in einem

ganz anderen Tone, als ob er nicht weiter disputiren, ſondern bloß erzählen wollte, wieder das Geſpräch an. — Der Landjäger, ſagte er, indem er einen Biſſen zum Munde führte, der Landjäger iſt gewiß ein ganz ehrenhafter Menſch; Niemand kann etwas gegen ihn vorbringen. Ebben! Seit vier Jahren bewirbt er ſich um Margarethe und will ſie heirathen und ihr ein gutes Loos machen. Aber ſie ſchlägt wacker ſeine Hand aus, weil ſie ihre unverdiente Schande nicht über den braven Mann breiten will.

Nach dieſem ſchien der Capitän vollkommen beruhigt; ſein Geſicht, das ſich während des Streites und der Erzählung mächtig aufgeregt und geröthet hatte, wurde wieder milder und ſo friedlich wie vorher. Ja, noch wohlthuender war es anzuſchauen; denn die ganze Güte, die früher einige Ruhigkeit bedeckt hatte, war ſtrahlend hervorgetreten und lag noch im milden Nachtglanze darauf, wie die noch glühende Abendröthe auf einem bemoos'ten Felſen. Der Landammann ſah ihn lächelnd und freundlich an und hob das Glas ſchwarzen Weines. Der Capitän that daſſelbe, und ſie ſtießen ſchweigend an und tranken. Ich trank für mich, ohne anzuſtoßen, ohne mich in dieſen alten, heiligen Bund drängen

zu wollen. Die Beiden verſtanden das; noch einmal füllten ſie die Gläſer, und nun erſcholl es im Dreiklang an einander und wurde es wieder klarer und heiterer am Tiſche.

So ſaßen wir noch zuſammen, als ein kleiner Mann eintrat, den man ſogleich als Schuſter erkennen mußte. Er war aus Poschiavo und hatte im Dorfe zu thun. Der Landammann ließ ihn kommen, um mich ſeiner Führerſchaft zu übergeben, da ich noch heute Poschiavo erreichen wollte. Der Abend ſenkte ſich bereits herab, und ſo machten wir uns auf den Weg. Meine Wirthe drückten mir herzlich die Hand, und ohne viele Worte zu machen, ohne viel zu danken, aber mit tiefer ſchweigender Rührung nahm ich Abſchied.

Nach ſtündiger Wanderung durch ein auf beiden Seiten bewaldetes Thal kamen wir beim Dorfe Meschin an einen See, der das Thal in ſeiner ganzen Breite ausfüllte. Mein Führer, ein ſehr beredtes Schuſterlein, verweilte mit ſeinem Geſpräch noch immer bei dem Gegenſtande, den er nach einigen Fragen über Herkunft und Reiſeziel gleich hinter Bruſio aufgenommen hatte, bei dem Leben und den Thaten der Signori Trippi. Ich erfuhr von ihm, daß der Landammann der größte Rechtskundige nicht nur

Graubündtens oder der Schweiz, sondern der ganzen Welt sei, daß er jetzt in der Zurückgezogenheit lebe, daß er aber früher drei Mal die hohe Würde eines Landammanns bekleidet habe und daß man ihn noch heute darum mit diesem Titel benenne, obwohl er eigentlich Alt-Landammann heißen sollte. Außerdem versicherte der Schuster, der Landammann habe so viel für das Land gethan, wie zehn andere Landammänner zusammen nicht gethan haben: daß er mit Oesterreich einen sehr vortheilhaften Handelsvertrag geschlossen, daß er dem Käse des Landes neue Absatzwege erschlossen und so vielen Leuten reichen Gewinnst verschafft, und daß er viele Straßen gebaut und mancherlei nützliche Einrichtungen getroffen. Auch diese Straße, auf der wir eben dahin schritten, hatte er gebaut, und ihm danken wir es, daß wir mit geraden Gliedern in Poschiavo ankommen werden. Die Weisheit, um so viel Nützliches schaffen zu können, habe der Landammann aus den verschiedensten Büchern geschöpft, besonders aber kenne er die Geschichte des Landes. Er wisse, was sich in Graubündten seit Christi Geburt an jedem Tage gethan und ereignet.

Der Schuster war mit dem Lobe des Landammanns noch nicht zu Ende, als wir, auf der Straße

am ſüdlichen Ufer des See's hinwandernd, an einem Gemäuer, einer Art von Schanze, anlangten. Sie kam aus dem Walde heraus und lief hinab auf die Straße bis faſt in den See. Zwiſchen ihrem Ende und dem Waſſer war nur ſo viel Raum, als ein Wagen braucht, um mit Mühe paſſiren zu können. Jenſeits wurde die Straße wieder ſo breit und bequem, wie ſie diesſeits geweſen war. An dieſer Mauer blieb mein Führer ſtehen, legte die Hand an die Steine und ſprach mit einigem Pathos:

Und hier hat der andere Signor Trippi, als Capitano an der Spitze des Landes-Aufgebots das Land gegen die Franzoſen vertheidigt. Das Aufgebot wollte ſich vor Tirano aufſtellen, um die Gränze zu vertheidigen; der Capitän aber ſagte: Mögen ſie unſere Häuſer in Bruſio und Meschin verbrennen, hier iſt der rechte Punkt. Der See iſt unſer Bundesgenoſſe und unſer linker Flügel. — Das glaubten die Anderen nicht und ſtellten ſich am Eingang des Thales bei Madonna die Tirano auf. Aber das Thal iſt dort breit, und ihre Zahl war nicht groß genug, es zu ſtopfen. So brachen die Franzoſen durch, und die Graubündtner fielen alle. Und die Franzoſen kamen mit vielen Regimentern bis hierher an die Mauer, wo der Capitän mit nur drei-

hundert Schützen ſtand, die bei ihm ausgehalten hatten. Denn, hatte er geſagt, wenn ihr alle geht, ich bleibe allein und vertheidige die Mauer; ſo blieben dreihundert, um ihn nicht allein zu laſſen in ſolcher Gefährlichkeit. Damals war die Straße noch nicht gebaut, und die Franzoſen konnten nur mit Mühe über die herabgerollten Felsſtücke und nur je drei und drei vorrücken, So fielen ſie auch immer je drei und drei, wie ſie anrückten. Immer nur drei Schweizerbüchſen knallten, und drei Franzoſen fielen. Das dauerte zwei Tage; die ganzen zwei Tage hat der Capitän ſelbſt keinen Schuß gethan. Die Franzoſen hatten keine Schiffe, um über den See zu kommen, und mit den Kanonen konnten ſie zwiſchen den Felſen auch nicht heran an die Mauer. Am dritten Tage, wie es Morgen wurde, hatten die Franzoſen aus den Bäumen dieſes Waldes Flöße zuſammengezimmert, und auf die Flöße ſtellten ſie Schützen und Kanonen, und ſo ruderten ſie auf den See hinaus und wollten den Capitän und die Mauer umſchiffen. Wie das der Capitän ſah, befahl er hundert Schützen, die Waffen hinzulegen und ihm zu folgen. Er ſtieg in den See und mit ihm die Hundert, und ſie wateten und ſchwammen den Flößen zu, die ſich langſam vorwärts bewegten; denn ſie waren ſchwer bela-

den. Von den Hundert kamen nicht achtzig an die Flöße, und der See war roth von Blut. Aber die übrig Gebliebenen faßten das erſte Floß alle zugleich und alle an Einer Seite und drückten und drückten, bis ſie es tief hinab ins Waſſer drückten. Zuerſt rollten die Kanonen hinab, dann ertranken auch alle Franzoſen, die auf dem Floße waren, weil ihre Waffen ſie beſchwerten und ſie nicht zu ſchwimmen vermochten. So machten ſie es auch mit den anderen Flößen. Auch an der Mauer war es indeſſen blutig hergegangen, denn die Franzoſen verſuchten einen Hauptangriff. Aber ſie wurden wie früher zurückgeſchlagen. Am vierten Morgen waren ſie abgezogen. Das hat der Capitän Trippi gethan, und zur Erinnerung daran hat man die Mauer, ohne den Landammann weiter zu fragen, als ein Denkmal für den Capitän ſtehen laſſen, und auf der Landeskarte der Schweiz ſteht neben der Mauer die Jahreszahl 1800 ebenfalls als ein Denkmal für den Capitän, gerade ſo wie auf der Landeskarte bei Sempach die Jahreszahl 1386 zu leſen iſt, als eine Erinnerung an eine Heldenthat. Die Mauer hier darf nicht zerſtört werden; denn wer einen Stein davon nimmt, auf den rollen die Felſen vom Berge herab, und es verſchlingt ihn hier dieſer See. Das iſt aber nur eine

Sage, um die Mauer zu ſchützen und zu erhalten, und wenn man den Capitän danach fragt, ſo iſt er ſehr ärgerlich über dieſen Aberglauben und ſagt, daß er ihm die Mauer verleide.“

Der Schuſter hielt inne und betrachtete die Mauer, durch ſeine eigene Erzählung zur Andacht geſtimmt, lange und ſchweigend. Daſſelbe that ich. Es war indeſſen ſpät Abend geworden; die Bäume an den Abhängen, dunkle, uralte Tannen, murmelten leiſe, der See bewegte ſich wie entſchlummernd, heilige Stille herrſchte weit und breit. Mir war es, als ſtände ich in den Termobylen; das Trockene des in mir noch neuen Schuleindrucks jener Erzählung im Herodot gewann an friſchem Leben, und in ihrer ganzen lebendigen Größe ſtand jene That vor mir, aber umgeben von der Scenerie, die ich im Augenblicke vor mir hatte. Spartaniſche Helden ſah ich hier unter ſchweizeriſchen Tannen für ihr Vaterland kämpfen. Ermuntert und geſchmeichelt durch meine Andacht, nahm der Schuſter ſeine Erzählung wieder auf. Der Capitän, ſagte er, iſt ein ſonderbarer Patron; er, der Einzige im Lande, hat eine große Scheu vor dieſer Mauer und ſucht ſie ſo ſelten als möglich vor Augen zu bekommen. Wenn er ja manchmal aus ſeinem Neſte in Bruſio kriecht, um die alten Glieder

auszulüften, wandert er immer gegen Tirano und der Gränze, niemals gegen Poschiavo und dieſer Mauer zu. Einmal, da er bei Gelegenheit des eidgenöſſiſchen Schießens in Coira hier vorbei mußte, haben ihn die Schützen von Bruſio gefaßt, ihn auf die Mauer geſetzt und ihm die Lieder vorgeſungen, die in der Zeit des Franzoſenkrieges im Lande üblich waren. Erſt brummte er, dann aber ſang er mit, und zuletzt fing er ein Lied an, das damals auf ihn ſelbſt gemacht worden iſt. Die Schützen trugen ihn, immer das Lied ſingend, auf ihren Gewehren bis nach Bruſio in ſein Haus. Aber dort angekommen, fing er wieder zu brummen an und brummte eine ganze Woche lang. Ein anderes Mal, juſt an ſeinem ſiebenzigſten Geburtstage, iſt er früh Morgens aus ſeinem Hauſe verſchwunden. Man ſuchte ihn überall, aber vergebens. Erſt gegen Abend fand ihn der Landammann hier, wie er an der Mauer ſaß und weinte. Beide alte Jungens ſollen mit verweinten Geſichtern gegen Mitternacht zu Hauſe angekommen ſein. Die Leute in Bruſio haben es geſehen, denn ſie ſtanden in Haufen beſorgt vor der Thür des Hauſes, als die Beiden zurückkamen.

Endlich wanderten wir weiter. Jenſeits der Mauer war es mir, als wäre ich aus den Gränzen

eines ſchön bewohnten Landes getreten. Die Samaritanerin, ihr Kind, das Kind der Liebe, die beiden Patrioten und Wohlthäter ihres Landes begleiteten mich, und ich ſuchte mir alles, was ich an dieſem Tage erlebt, geſehen und gehört, tief einzuprägen. Schweigend ſchritt ich neben meinen Führer einher, der mich endlich in Poschiavo vor einem Wirthshauſe abſetzte. Der Wirth war ein Schweizer, der in Dienſten Hollands als Soldat auf Java ſeine Jugend zugebracht und während dieſer Zeit alle europäiſchen Sprachen vergeſſen hatte. Seine Rede ſetzte ſich aus Romaniſch, Holländiſch, Deutſch und mir vollkommen unbekannten Beſtandtheilen zuſammen. Als ich ihn fragte, welche Sprache er am beſten ſpreche, antwortete er: Malayiſch! Am andern Morgen machte mir der Malaye eine Rechnung, die mir bewies, daß ich mich nicht mehr im gaſtlichen Lande von geſtern befand.

2.

Das goldene Haar und die Geſchichte zweier Küſſe.

Der kluge Alt-Landammann, der gute Capitän liegen wohl längſt in der Erde, der ſie treulich gedient haben. Was aus der Samaritanerin geworden, weiß ich nicht; ich habe ſie nie wieder geſehen, und das iſt vielleicht gut. „Wenn Zweie von einander gehn, ſo ſagen ſie: auf Wiederſehn!“ Der Wunſch „auf Wiederſehn“ iſt unter vielen Umſtänden der thörichtſte; man ſoll ihn nur mit Vorſicht ausſprechen. Das habe ich ſchon in früher Jugend erfahren, und das kam ſo:

Siebenzehn Jahre war ich alt, als ich einen Theil Norddeutſchlands ungefähr unter denſelben Umſtänden zu Fuß durchſtreifte, wie einige Jahre ſpäter Norditalien. Den Rückweg wollte ich ſchneller und zu Wagen zurücklegen, um noch zur rechten Zeit, vor Eröffnung des Semeſters, in Prag einzutreffen. So ſtieg ich an einem milden September-Nachmittage im Hofe des Hotel de Pologne zu Leipzig in eine plumpe, gelbe Kutſche, vor welche zwei elende Mähren geſpannt waren und die mich für

einen Thaler drei Silbergroſchen in Dresden abſetzen ſollte. Denn die Eiſenbahn zwiſchen den beiden Städten war zu jener Zeit nur ſtückweiſe fertig und wurde als Merkwürdigkeit befahren, erſt wenn man in einer dieſer Städte angekommen war.

Daß die Bevölkerung der gelben Kutſche eine weibliche ſein werde, hatten mir ſchon von fern die babyloniſch aufgethürmten Schachteln verrathen; welcher Art aber dieſe weibliche Bevölkerung, verrieth mir ein Geſpräch, das ſich entwickelte, ſobald ich nur den erſten Fuß in das Innere ſetzte.

Eine Frau, die den ganzen Hintergrund der Kutſche einnahm und noch einen Theil des Fenſters verdunkelte, fing mit fettem und gutmüthigem Lächeln ſo an: Ich halte es für meine Pflicht, jeden Reiſegefährten ganz höflichſt um Entſchuldigung zu bitten, daß ich durch meine Proportionen einen ganz unverhältnißmäßig großen Theil des Raumes in Beſchlag nehmen und nothwendiger Weiſe geniren muß — Ich . . .

Eine lange hagere Mädchenſtalt, die neben mir auf dem Vorderſitz und der dicken Frau gegenüber ſaß, mit dem Kopfe an die Decke ſtieß und kaum den Winkel auszufüllen vermochte, fiel ihr, gegen mich gewendet, ins Wort: Was die Mutter verbricht,

mache ich wieder gut — ich nehme kaum die Hälfte des bezahlten Platzes ein.

So war es auch; ich betrachtete etwas befremdet die beiden ſo verſchiedenartigen Geſtalten, die ſo ungenirt von ihren Complexionen ſprachen und dabei ſo gutmüthig lächelten, als hätten ſie es mit einem uralten Bekannten zu thun, daß ich in Verlegenheit kam, und erſt ſpät das dritte weibliche Weſen bemerkte, das zuſammengedrückt im Winkel neben der Dicken ſaß, wie ein Veilchen neben einer Tuberoſe. Das Veilchen ſah mich mit ſo großen blauen Augen an, als ob es die feſteſte Ueberzeugung hätte, daß ſeine Exiſtenz nicht der geringſten Entſchuldigung bedürfe. Es hatte vollkommen Recht mit ſeiner Ueberzeugung, dieſes Veilchen, welches Ottilie hieß.

Ich ſaß Ottilien gegenüber, und weil ſie ſo ſchön war, wußte ich armer Studioſus nicht, was mit meinen Augen und meinen Knieen anzufangen. In meiner Verlegenheit ſuchte ich nach einem Plätzchen, wo ich mein geringes Gepäck unterbringen konnte; es war Alles ſchon beſetzt, und ich machte mich bereit, es ſo bequem als möglich auf meinen Knieen ruhen zu laſſen. Kaum war das geſchehen, da machte Ottilie eine unmerkliche Bewegung, und neben meinem Reiſeſacke befand ſich noch ein großer

Korb voll Victualien, den ſie ſo eben in der Hand gehalten hatte. Empört über dieſe Zumuthung richtete ich mich auf und ſah mein vis-à-vis an; aber da begegnete ich einem ſo lieblichen, holden, ſchelmiſchen Blicke, daß ich unwillkürlich die Hand ausſtreckte und nach dem rieſigen Ridicül griff, den ſie auf ihrem Schooße hielt, um ihn noch auf das Andere über meinen Knieen aufzuthürmen.

Aber, Ottilie! rief die dicke Frau.

Aber, Ottilie! wiederholte die Tochter.

Tante? Crescentia? fragte Ottilie mit einem Tone, als ob ſie der Beiden Vorwurf nicht verſtände.

Bitte recht ſehr; rief ich begütigend und mich gegen die Tante und ihre Tochter verneigend.

Indeſſen ſetzte ſich unſer gelbes Reiſewerkzeug in Bewegung. Kaum hatten wir Leipzig hinter uns, als die Tante, die bei jeder Regung den ganzen Wagen erſchütterte und dabei immer eine Bemerkung Ottiliens auszuſtehen hatte, mir den Victualienkorb von den Knieen nahm und Flaſchen hervorzog und kalten Braten auszutheilen anfing. Crescentia aß ſehr zierlich und mit ſpitzigen Fingern. Ihr ganzes Benehmen hatte etwas von einem ſehr wohl erzogenen Mädchen, das ſich zur Gouvernante ausbildet; ſie ſprach ein ſehr gewähltes Deutſch und hielt ſich

überaus gerade. Ottilie hingegen saß zusammengekauert im Winkel, und wie die Tante die Provisionen austheilte, wühlte sie in dem Vorrath herum, warf Alles bei Seite, bis sie einen guten Bissen ausgefunden. Den nahm sie dann und bot mir ihn ohne alle Umschweife an.

Nehmen Sie, sagte die Tante, während mich Ottilie so gebieterisch ansah, daß ich nehmen mußte. Sehen Sie, lieber junger Herr, fuhr die Tante fort, ich reise nie ohne Vorräthe; man kann nicht wissen, man fährt über ein hungrig Kraut. Dann macht das schnelle Bekanntschaft, wenn man mit einem Reisegefährten etwas zu theilen hat. O, ich bin eine erfahrene Reisende. Seit dem Tode meines Seligen führe ich mit meiner Crescentia ein wahres Nomadenleben. Meine Verwandten und die Verwandten meines Seligen, des Herren Superintendenten Möbius, sind über aller Herren Länder durch das deutsche Reich ausgestreut. Da fahre ich von einem zum andern. So eben komme ich von Osterode, wo ich meinen Schwager, den Herrn Obersten außer Diensten Malsburg, besucht habe, und nun habe ich ihm sein Töchterchen, das ungezogene Ottilchen entführt und ziehe nach Dresden, wo ich einen Schwager Hofrath habe. Da soll mein Ottilchen ein we-

nig Sitte lernen, denn es iſt ein ungezogenes Engelchen, mein Ottilchen, und die Sachſen ſind ein feines Volk. Sie ſollen mir die wilde Harzpflanze ein wenig ziehen.

Crescentia nickte mit ſteifem Halſe den Worten ihrer Mutter ſehr ernſthaften Beifall; Ottilie aber fing ſo laut und ſo holdſelig zu lachen an, daß wir alle mitlachen mußten. Ich ſah es ihr an, daß ſie ſich der feinen ſächſiſchen Sitte ſchwer beugen werde; denn ich glaubte ſie ſchon zu kennen, ohne daß ſie zehn Worte geſprochen hatte. Jede ihrer Bewegungen, jeder Blick, ſelbſt ihre Ruhe, wie ſie zuſammengekauert im Winkel ſaß, hatte ja den einnehmendſten Ausdruck. Aber ihr Muthwille kam erſt nach eingenommenem Mahle zum Ausbruch.

Wie wir die Gaben des Herrn genoſſen haben, ſagte die Superintendentin mit Salbung, wollen wir ihn auch in einem ſchönen Liede preiſen.

Sogleich ſetzte ſich Crescentia zurecht, legte die Hände auf dem Schooße zuſammen, ſpitzte den Mund und begann:

Wer nur den lieben Gott läßt walten —

die Mutter, auch Ottilie ſtimmten mit ein. Crescentia accentuirte wie ein Vorſänger in der Kirche, die Mutter ſah ihr ſorgſam auf die Lippen und ſuchte

ſo genau als möglich den Ton ihrer Vorſängerin nachzuahmen, Ottilie ſang mit friſcher Stimme darein. Aber es ſchien ihr zu langſam zu gehen; ungeduldig ſchlug ſie mit der Fauſt einen ſchnelleren Tact an. Crescentia ließ ſich nicht aus der Faſſung bringen, da nahm Ottilie plötzlich Reißaus mit ihrer Stimme, ſang luſtig weiter und ſprang mit einer plötzlichen Wendung in ein Volkslied über.

Wenn ich ein Vöglein wär' und auch zwei Flüglein hätt',

erſcholl es ſo luſtig und friſch, daß die beiden anderen Sängerinnen erſtarrt verſtummten. Crescentia blieb ſteif, die Tante aber lachte zuletzt und ſagte lachend: Wirklich, Ottilie bin ich empört. So ſtörſt du ſeit drei Tagen zum zehnten Male meine Andacht.

Aber Ottilie ſchien keine Angſt zu haben vor dieſer Empörung. Selber aufgeregt, wandte ſie ſich mit glühenden Wangen zu mir, ſchlug die Hände an einander und rief wie verzweifelt: Stellen Sie Sich vor, o Studioſus, ſeit drei Tagen bin ich verdammt, dieſen fürchterlichen Geſang anzuhören. Crescentia ſingt ſo falſch, daß Gott erſchrecken muß vor dieſem Lobgeſang, und die Tante, die glaubt, ſie müſſe ihrem Töchterlein in die höchſten Höhen folgen, und hat keinen Begriff von dem, was das heißt, die

zweite Stimme, und fistulirt wie eine ehrwürdige Katze. Ich bin sehr unglücklich.

So sprechend warf sich Ottilie mit dem Ausdruck liebenswürdigster Verzweiflung zurück in ihren Winkel. Sie schmollte und blickte mit ihren großen blauen Augen gerade vor sich hin, während sich die vollen rothen Lippen immer hadernd und murmelnd fortbewegten. Die Tante lächelte wie immer. Mit ihrem „Aber, Ottilie!" konnte sie die Erzürnte nicht zur Ruhe bringen; jetzt, da diese schwieg, sagte sie zu mir: Ottilie ist eine große Musikerin und thut sich etwas zu Gute darauf; ein falscher Ton bringt sie in Verzweiflung; aber der liebe Gott hört auf die Töne des Herzens, ob die nicht falsch sind. Du kleiner Antichrist sollst mich nicht in meiner Andacht stören. Fange wieder an, Crescentia!

Diese begann, und die Mutter folgte.

Ottilie packte alle Tücher und Shawls zusammen, die im Wagen herumlagen, und hüllte sie sich um die Ohren. Aber es war zu heiß; so warf sie sie wieder von sich, beugte sich zu mir und sagte resignirt: Wir wollen plaudern. Wer sind Sie? woher kommen Sie? wer hat Ihnen diese schöne Reisetasche gestickt? wie heißen Sie?

Ich beantwortete alle ihre Fragen und mußte

manche Erklärung, meine Heimat Böhmen betreffend, hinzufügen. Darauf ſagte ſie mir, daß ſie die Tochter eines alten Oberſten außer Dienſten ſei, der in ſeiner Jugend den Rückzug des Herzogs von Braunſchweig, die Schlachten bei Leipzig und Waterloo mitgemacht hat und in Paris geweſen iſt. Vom alten Herzog von Braunſchweig, jenem edlen Helden, ſprach ſie mit einem Feuer, daß ich ihren Vater und die ganze ſchöne Begeiſterung jener alten Tage aus ihren Worten heraushörte. Ihre roſig blühenden, kindlich vollen Wangen färbte eine edle Gluth, ihre großen Augen leuchteten, ihre Arme bewegten ſich, als ob ſie einen Degen ſchwänge. Sie erzählte, wie ihr Vater einen franzöſiſchen Colonel gefangen nahm. Rendez vous! rief ſie und packte mich dabei am Kragen, daß die Tante und Crescentia erſchrocken einhielten und ſich mit Entſetzen zu uns wendeten. Ottilie ſah in die entſetzten Geſichter und brach in ein lautes Gelächter aus und entzog mir die Hand, die ich, da ſie mich gefangen nahm, unwillkürlich gefaßt und gedrückt hatte. Wir waren von nun an gute Freunde.

So kamen wir in einem jener Flecken an, in welchen die Kutſcher nach uralt heiligen Traditionen vor einem Wirthshauſe glauben halten zu müſſen.

Ottilie ſtützte ſich mit einem Arm an meine Schulter und ſprang flink wie ein Reh aus dem Wagen, die Tante fiel mit ganzer Wucht in meine Arme, Crescentia gab mir nur die Fingerſpitzen. Aus der Kirche nahe am Wirthshauſe kam ein ununterbrochen gehaltener Orgelton heraus. Man reparirte etwas an der Orgel, und die Kirche war offen. Sogleich eilte Ottilie dahin; jetzt erſt konnte ich ihre ganze anmuthige Geſtalt beurtheilen. Sie war eher klein als groß zu nennen, aber von ſchlankem, leichtem, ebenmäßigem Bau. Auf kleinen Füßen lief ſie dahin, anmuthig und friſch, obwohl ſie etwas vom Gaſſenjungen hatte in ihren ganzen Geberden. Das Köpfchen trug ſie etwas ſchief, und daran ſchien die gewaltige Maſſe dunkelgoldenen Haares ſchuld zu ſein, die ſich als dicke Flechte drei und vier Mal um das rund geformte Köpfchen ſchlang. Sie trug ein blaues Merino-Kleid, das kurz genug war, um im Lauf die kleinen Füßchen und die feinen Knöchel ſehen zu laſſen, und um Bruſt und Schultern einen weißen Mouſſeline-Shawl, der ihr, wie ſie dahinlief, gleich einem Nebelſtreife nachflatterte. Ja, ſagte die Tante, an einer Orgel kann ſie nicht vorbei. Der kleine Antichriſt hat mehr Chriſtenthum im Leibe, als er zugeſtehen will! So ſprechend folgte ſie ihr

unwillkürlich, und folgte auch ich mit Crescentien.

Wir ſtiegen die Treppen zur Orgel hinauf und fanden Ottilien ſchon vor den Taſten ſitzend und die Pedale prüfend. Die Arbeiter betrachteten ſie erſtaunt und mit ihnen der Schulmeiſter des Ortes, ein würdiger Alter, dem lange graue Locken über den Nacken floſſen. Einer der Arbeiter ſtellte ſich an den Blaſebalg und begann zu treten. — Jetzt, rief Ottilie der Tante entgegen, jetzt kannſt du ſingen. — Sie ſtrich mit beiden Händen die Scheitel zurück und griff in die Taſten. Großer Ernſt lagerte ſich auf die kindlichen Züge, da die Orgel zu tönen anfing. Nie, ſeit damals, habe ich mir die heilige Cäcilia anders vorgeſtellt. Rührende, unendlich erhabene und erhebende Töne, Töne voll inbrünſtigſter Hingebung ſtiegen auf und ſchienen die Kirche in allen Winkeln und alle Winkel unſerer Herzen füllen zu wollen. Sie ſpielte Bach's variirten Choral: Das alte Jahr vergangen iſt.

O, du mein Deutſchland, wo ein Kind, ein Kind voll Unſchuld und kindiſchen Sinnes dieſe erhabene Muſik verſteht und es liebt, ſie zu verdolmetſchen! Weit bin ich geritten, viel hab' ich geſehn, es iſt mir in andern Ländern noch nicht geſchehn!

Wie die letzten Töne verklangen und Ottilie aufſprang, drängten ſich die Arbeiter an ſie, um ſie noch zurückzuhalten; der alte Schulmeiſter drückte ſie auf den Seſſel nieder und ſchlang den Arm um ihren Kopf und drückte ſie an ſein Herz. O du Engelskind! rief er und preßte einen Kuß auf ihr goldenes Haar, wo haſt du das gelernt? Warum biſt du nicht am Sonntag gekommen, um mich alten Knaben mit meinem Geklimper vor der ganzen Gemeinde zu beſchämen! — Ich benutzte die allgemeine Aufregung, bemächtigte mich ihrer Hand und drückte einen heißen, heißen Kuß darauf. Kaum daß ſie es bemerkte, die Tante aber rief: Ei, ei, Herr Studioſus, das ſchickt ſich ja nicht bei uns zu Lande, ſo was einem ſolchen Kinde zu thun! — Aber es war geſchehen. Crescentia hatte die Hände gefaltet und war in religiöſe Betrachtungen verſunken.

Der Kutſcher kam und rief; wir eilten aus der Kirche, ſtiegen in den Wagen und fuhren weiter. Ottilie ſaß wieder in ihren Winkel, aber ſchweigend in ſich verſunken. Ihr Angeſicht glühte noch und war von tiefem Ernſt bedeckt. So war ſie als eine friſch glühende Frucht anzuſehen, auf welcher ſanft verhüllender, leicht abzuſtreifender Reif liegt. Meine Menſchenkenntniß war nicht groß, aber ich ſagte mir, daß

in dieſem Herzen Platz für einen ſchönen Ernſt des Lebens ſein müſſe. Ernſt des Lebens! was wußte ich ſelbſt über dieſes Thema? Aber mit ſiebenzehn Jahren bildet man ſich ein, ihn erſchöpft zu haben, und ſpricht gern davon. Glücklich wäre ich geweſen, wenn ich ihre beiden Hände faſſen und ſo ſchweigend ihr gegenüber hätte ſitzen können.

Wir waren ſchon ziemlich weit vom Dorfe, als der alte Schulmeiſter nachgekeucht kam. Glückliche Reiſe! rief er noch einmal und warf Ottilien den Schooß voll friſchgepflückter Früchte. Dann blieb er zurück. Das weckte ſie wieder; ſie beugte ſich zum Wagen hinaus und nickte ihm dankend. Dann lachte ſie und fing an, die Früchte zu vertheilen.

So wurde es Abend; auf der ganzen Ebene lag Friede ausgebreitet. Die Tante und Crescentia ſtimmten „Nun ruhen alle Wälder“ an, und Ottilie, ihrer angenommenen Politik treu, wandte ſich wieder zu mir mit Fragen und Erzählen. Als wir im Nachtquartier ankamen, kannte Eines des Anderen ganzes Leben. Laupa, glaube ich, hieß das Dorf, in welchem wir übernachteten. Im Hofe des Gaſthauſes gab es großen Streit. Die Tante und mit ihr Tochter und Nichte wollten, daß der babyloniſche Thurm von Koffern und Schachteln in ihre Schlaf-

zimmer gebracht würden, damit ſie in Sicherheit wären; der Kutſcher wollte nicht abpacken, behauptete, der Hof werde von trefflichen Hunden bewacht, die jeden Dieb zerreißen würden, und er möge am Morgen nicht wieder Stunden verlieren mit Aufpacken. Ich legte mich ins Mittel und bot mich an, als Wächter die Nacht im Wagen zuzubringen. Ottilie nahm es gleich an, die Tante nach einigem gefälligen Hin- und Herreden. Dann nahmen wir gemeinſchaftlich unſer Nachteſſen ein auf dem Zimmer der Tante, und Ottilie machte den Thee. Sie that es mit ſolcher Anmuth, daß ich oft dachte: Welche Hausfrau wäre das! Mit ſiebenzehn Jahren denkt man öfter ans Heirathen, als man mit dreißig Jahren glaubt. Man iſt eben naiver und zugleich geſetzlicher, und dann — wer ſetzt nicht in dieſem Alter ſein ganzes Leben ſchnellbereit aufs Spiel?

Da die Tante zu gähnen anfing, machte ich mich auf und ging auf meinen Poſten. Ottilie gab mir noch die Hand und meinte, ich wäre einer der edelſten Menſchen und das beſte Herz Deutſchlands. Im Wagen ſuchte ich mir ein Lager zurecht zu machen, ſo gut es ging. Die Damen hatten mir ihre großen Tücher mit gegeben, ſo hüllte ich das Ottiliens um Bruſt und Schultern und ſpannte es ſo ſtraff als

möglich um mich; die anderen zwei brauchte ich als Fußbedeckung. Natürlich drückte ich mich in den Winkel Ottiliens.

Anfangs ging alles gut. Ich dachte an Ottilien, an die Orgel, an den Thee und träumte wachend. Als es aber spät wurde und der Hausknecht die Hunde von der Kette ließ, daß sie den einsamen und sonst ganz verlassenen Hof bewachten, fingen Leiden an, die ich nicht vorausgesehen hatte. Die Hunde, groß und riesig wie Löwen, hatten nicht sobald bemerkt, daß sich ein menschliches Wesen im Wagen befinde, als sie schon mit Bellen und Springen eine förmliche Belagerung begannen. Und sie thaten es mit solcher Wuth, daß ich eine nahe Bestürmung fürchtete. Glücklicherweise hatte ich die Wagenfenster geschlossen, sonst hätten mich wohl die gewissenhaften Bestien angegriffen. Der Hausknecht hatte sich entfernt, und ich wollte nicht rufen, aus Angst, Ottilien, deren Fenster auf den Hof gingen, meine Furcht zu verrathen. — So streckte ich mich seufzend hin und hielt mich so ruhig als möglich. Das beruhigte auch die Thiere, die sich knurrend rings um den Wagen lagerten. Da ich bemerkte, daß sie bei jeder leisesten Bewegung, die ich machte, aufs Neue wüthend aufsprangen, suchte ich so steif und regungslos

wie ein Todter da zu liegen. So gewann ich doch eine ruhige Viertelſtunde. Da klang ein Fenſter des Gaſthauſes, und „Studioſus! Studioſus!“ rief es. Ich erkannte die Stimme Ottiliens und richtete mich auf, um ſie beim Schein des Mondes und der einſamen Stalllaterne, die im Hofe brannte, noch einmal zu ſehen; aber das Wagenfenſter zu öffnen, wagte ich nicht, denn ſchon ſprangen die Hunde wüthend und bellend rings herum. — Ich wollte Ihnen noch gute Nacht ſagen, rief Ottilie wieder, und dann ſetzte ſie hinzu: Zeigen Sie Sich doch! — Mit verzweifeltem Muthe riß ich das Fenſter auf und ſtreckte, ſchmerzlich lächelnd, den Kopf hinaus. Fünf ſchreckliche Hundeköpfe bellten mich an, ſahen mich mit glühenden Augen an. Gute Nacht, Fräulein Ottilie, rief ich zurück. Die Hunde ſprangen immer höher, aber ich rührte mich nicht. Ottilie winkte mir mit der Hand, ich winkte wieder; einer der Hunde richtete ſich am Wagen an und glotzte mir ins Geſicht. Ich erhob die Fauſt und gab ihm einen gewaltigen Schlag auf den Kopf, daß er zurück prallte. Aber das war das Zeichen zum allgemeinen Angriff. Alle fünf ſprangen nun heran. Glücklicher Weiſe rief die Tante, Ottilie zog ſich zurück, und ich ſchlug ſchnell das Fenſter zu. In kalten Schweiß gebadet, ſank ich in meinem Winkel zurück und ließ die Hunde bellen.

Erſt ſpät nach Mitternacht entſchloß man ſich im Hauſe, nach der Urſache des ungewöhnlichen Lärms zu ſehen, und kam der Hausknecht, um die Hunde an die Kette zu legen und mich von meinen Feinden zu befreien. Mein Schlaf war dahin; nur minutenweiſe nickte ich ein, immer an Ottilien denkend, und ſobald ich Bewegung im Hauſe merkte, ſprang ich aus dem Wagen, um verſprochener Maßen meine Reiſegefährtinnen früh zu wecken. Als ich an die Thür pochte und mich zu erkennen gab, waren die Damen ſchon wach und auf. — Du Himmel! rief die Superintendentin, kommen Sie mir nicht herein, meine Mädel ſind noch mit ihrer Toilette nicht fertig! Aber ſie hatte noch nicht ausgeſprochen, als Ottilie ſchon den Riegel weg ſchob, die Thür aufriß und ſagte: Kommen Sie nur immer herein, Sie treuer Wächter; wir werden Sie doch nicht vor der Thür ſtehen laſſen!

In der That war keine Urſach dazu da; die Bettvorhänge waren vorgezogen, die Mädchen waren angekleidet, nur hatten ſie noch ihr Haar nicht in Ordnung gebracht. Und dieſer letztere Umſtand verſchaffte mir einen Anblick, wie ich ihn nie, ſage nie, wie ich ihn dreimal nie gehabt habe. Ottiliens los gelöſ'tes Haar floß bis an die Knöchel als ein ein-

ziger, großer, goldener Mantel herab. Nur vorn war ein Theil ihres blauen Kleidchens zu ſehen, ſonſt war die ganze Geſtalt von der herrlichen, unvergleichlichen Fülle bedeckt. Erſtaunt blieb ich an der Thür ſtehen, ohne ein Wort hervor zu bringen, und ſtarrte die Pracht an. Unbewußt hob ich die Hand auf, um dieſes Gold anzufühlen; da merkte Ottilie erſt mein Erſtaunen und lachte laut auf. Auch die Tante bemerkte es und ſagte: Ja, ja, langes Haar und kurzer Verſtand! ein Sprüchwort, ein wahr Wort! — Zum Glück war die Tante ſammt Crescentia mit Einpacken ihrer Nacht-Toilette beſchäftigt, und konnten ſie mein ferneres komiſches Benehmen, das ſie lachen gemacht hätte, nicht bemerken. Ich ſtreckte die Hand aus und faßte nach dem goldenen Schmucke; Ottilie entwiſchte mir und machte hundert Thorheiten mit den Haaren, die meine Bewunderung nur noch vermehrten. Bald hüllte ſie ſich ganz darein, daß ihr holdſeliges Geſichtchen wie aus einer Kutte hervor blickte, bald warf ſie es rückwärts und lief durch die Stube, daß es wie ein Komet nachflog; dann kniete ſie mit plötzlich ernſtem Geſichte hin, und es fiel ihr über die Füße hinab und auf den Boden, wie die Schleppe einer betenden Königin. Magnetiſch ange-

zogen, that ich doch, als ob ich nur auf ihr kindiſches Spiel einginge, und kniete ebenfalls hin und küßte den Saum dieſer herrlichen Schleppe.

Keine Poſſen! rief die Tante; wir haben keine Zeit zu verlieren! Ottilie ſprang auf, und in wenigen Minuten hatte ſie die außerordentliche Fülle in zwei herrliche Zöpfe verwandelt. Sie wollte ſie um den Kopf ſchlingen, aber ich bat ſie, ihnen doch heute ihre Freiheit zu laſſen. Warum nicht? ſagte ſie; im Wagen kann man Alles.

Und ſo fuhren wir langſam weiter gegen Dresden. An dieſem zweiten Reiſetage war ich nicht mehr der Fremde, ſondern der vertraute Reiſefreund, oder, wie die Tante ſagte: eine angenehme Reiſe-Bekanntſchaft. Außerdem erklärte ſie mich für ein ſonderbares Subject, für ein ächtes Studentenblut, und ſo konnte ich mir ſchon Manches erlauben, und galt es nur als Ausdruck meiner Sonderbarkeit und Studentenhaftigkeit, wenn ich, oft ſtundenlang, die goldenen Flechten die vor mir lagen, in Händen hielt und mit ihnen ſonderbar träumeriſch ſpielte.

Mit tiefer Wehmuth ließ ich ſie fahren, als Dresden am Horizont auftauchte und die Frau Superintendentin befahl, daß ſie ſittſam unter den Hut verſteckt würden. Wir hatten viel geplaudert, aber

ſchweigſam fuhr ich in Dresden ein. Dort im Gaſthauſe erwartete die ankommenden Damen ein Schwarm von Anverwandten. Da wurde geküßt, umarmt, gefragt; ich mit meinem Stock und Reiſeſack ſtand ſchweigend dabei, während die Koffer und Schachteln auf einen Karren gepackt wurden, um zu den Anverwandten gebracht zu werden. Alles drängte ſich um Ottilien, und ſie verſchwand in dem Gedränge. Die Tante hielt es noch für ihre Pflicht, mich als liebenswürdigen Reiſegefährten vorzuſtellen und ihr Bedauern auszudrücken, daß ſolche Bekanntſchaften ſo flüchtig ſeien. Dann machte ſie mir eine tiefe Reverenz. Dasſelbe that Crescentia. Ottilie küßte einen Onkel, und ich ging. Aber wie ich um den Wagen bog, ſtand Ottilie da. Geben Sie mir Ihr Wort, daß, wenn Sie je nach Oſterode kommen, Sie mich beſuchen! ſagte ſie ſchnell. — Mein Wort! erwiederte ich eben ſo ſchnell und ſchlug in die Hand, die ſie mir darreichte. — Ade! — Ade!

Acht Jahre, ſage acht Jahre weniger drei Monate ſpäter fuhr ich wieder durch Norddeutſchland. Ich kam aus einer Univerſitätsſtadt und eilte nach einer der kleinen Reſidenzen, wo ich von Freunden am Abend dieſes Tages erwartet war. Neben mir im Poſt-Coupé ſaß ein Student, ein Schwabe, der ge-

waltige Rauchſäulen in den herrlichen Junimorgen hinaus ſandte und mir den ganzen Morgen von den Hohenſtaufen und der Einheit Deutſchlands geſprochen hatte. Aber als wir in ein freundliches Thal kamen, wurde er plötzlich ſchweigſam und nachdenklich. Er legte die Pfeife bei Seite und blickte: die Ellbogen aufs Spritzleder geſtützt, ſehnſüchtig und ſchwärmeriſch vor ſich hin. Nach und nach fing er zu murmeln und zwiſchen den Zähnen zu ſprechen an, und als im Hintergrunde des Thales ein altes Städtchen mit ſpitzen Giebeln auftauchte, rief er plötzlich aus: O Oſchterode, wüſchteſt du! — und hielt wieder inne. Er ſchien in einer Art eigenthümlicher Ekſtaſe. Mir aber tauchte bei dem Namen Oſterode meine ganze leipzig-dresdener Studentenfahrt mit Ottilien und der Orgel und dem goldenen Haar auf.

Iſt das Oſterode? fragte ich den Studenten.

Er aber machte ein abwehrende Bewegung und deklamirte wieder: O Oſchterode, wüſchteſt du. . .

Ob das Oſterode iſt, frage ich Sie!

Stören Sie mich nicht! rief er unwillig; ich mache Verſe. — O Oſchterode, wüſchteſt du. . .

Es war kein Zweifel, daß das Städtchen vor uns Oſterode war, denn der Student wendete ſich mit ſeiner Apoſtrophe immer den Giebelhäuſern zu.

Kennen Sie Oſterode? fragte ich ihn wieder.

Ob ich es kenne! rief er pathetiſch; beſſer, als es ſich ſelbſt kennt, wie ich die geheimſchte Gefühle meines Herzens kenne. O Oſchterode, wüſchteſt du!

Kennen Sie daſelbſt ein gewiſſes Fräulein Ottilie Malsburg?

Der Student ſah mich ſprachlos und mit großen Augen an. Endlich rief er: Iſcht ihr Ruhm bis in die böhmiſchen Wälder gedrungen? Sie iſcht ja eben der Gegenſtand meiner dichteriſchen Begeiſchterung!

So werden Sie mir auch ihre Wohnung angeben können, und wenn wir lange genug in Oſterode halten, werde ich ſie beſuchen.

Der Schwabe ſah mich mißtrauiſch an und ſchien eiferſüchtig zu ſein. Um ihn zu beruhigen, fügte ich hinzu: Acht Jahre ſind's, ſeit ich ſie zum erſten und letzten Male geſehen.

Er athmete auf und wurde freundlicher. Ja, ſagte er, beſuchen Sie ſie und ſagen Sie mir dann, wie ſie ausſieht, welches Kleid ſie heute trägt, ob ſie gut geſtimmt iſt. Ich Unglücklicher bin ihr nicht vorgeſtellt und verehre ſie aus der Ferne; ich hatte nie den Muth, ihr ein Wörtchen zu ſagen. O wir Schwaben! rief er und ſchlug ſich mit den Fäuſten vor die Stirn; dann fuhr er fort: Jede Woche

komme ich herüber und ſtarre zum Fenſter hinauf wie der Ritter Toggenburg, und ſo ſitz' ich eine Leiche eines Morgens da.

Er verſank in melancholiſches Hinbrüten. Der Condukteur verſprach mir, den geſetzlichen zehn Stationsminuten fünf ungeſetzliche hinzufügen und mir eine Viertelſtunde gönnen zu wollen. So kamen wir auf dem Platze des Städtchens an. Der Student verſprach mir, die Poſt nicht weiter zu laſſen, bis ich komme, dann deutete er ſtumm nach einem Hauſe, das auf dem Berge ſtand und das ganze Städtchen überſchaute. Ich lief die ſteile Gaſſe hinauf und kam athemlos vor dem Hauſe an. Langſam ſtieg ich die Treppe des erſten Stockwerkes hinauf, und noch athemlos fragte ich das Dienſtmädchen nach Fräulein Ottilie, die ich dringend zu ſprechen wünſchte. Sie iſt mit einer Freundin im Garten, ich will ſie holen gehen, ſagte das Mädchen und ging.

Ich trat indeſſen in die Stube. Da ſah es reinlich und wohlgeordnet aus; von Ueberfluß oder Ueppigkeit war freilich keine Spur. An der Wand hingen einige hübſche Kupferſtiche und ein kleiner Bücherſchrank. Die ganze eine Seite nahm ein Clavier ein, auf welchem große Notenſtöße lagen. Zu Athem und zu Beſinnung gekommen, fiel mir jetzt

erſt das Sonderbare meiner Lage auf, und ich fing an zu fürchten, daß ſie auch etwas Lächerliches hätte. War es nicht wenigſtens komiſch, jenes vom Kinde dem Kinde gegebene Wort halten, und ſchien es nicht eitel, von dem zur Dame herangewachſenen Kinde erkannt werden zu wollen? Die Züge des Knaben hatten ſich ſeit acht Jahren bedeutend verändert; ſein Geſicht war von Italiens Sonne, von der verſchiedenen Luft verſchiedener Klimate gebräunt, und das ehemals glatte war von einem dichten Barte beſchattet. Ich fing an, mich auf eine Demüthigung vorzubereiten, und legte das freudig aufgeregte Geſicht in ernſte und anſtandsgemäße Falten. Und ſie? wie wird ſie ausſehen? dieſer Gedanke machte mir noch mehr bange als der erſte. Ottilie mit ihrem ganzen Jugendreize, Ottilie, die ungeöffnete Knospe, trat mir friſcher und lebendiger denn ſeit Jahren vors Gedächtniß, und mit ihr mancher Schatten jener Gefühle, die ich in den zwei Reiſetagen verſpürt hatte. Eine außerordentliche Aufregung bemächtigte ſich meiner; mein Herz pochte vor Furcht, Erwartung und Ungewißheit, als ich auf der Treppe Schritte hörte.

Die Thür öffnete ſich; an der Seite einer Freundin, ein Arbeitskörbchen in der Hand, trat Ottilie

herein. Nur im Momente, da ſie über die Schwelle ſchritt, ſchien ſie überraſcht, dann aber ging ſie ſchnell auf mich zu. reichte mir die Hand, nannte mich beim Namen und hieß mich herzlich, herzlich willkommen.

Kaum hatte ſie meinen Namen ausgeſprochen, als mir auch ſchon die Freundin ihre Hand reichte und ſagte: Der Reiſegefährte zwiſchen Leipzig und Dresden?

Ich ſah, daß ich kein Fremdling war in Ottiliens Kreiſe, und alle Bangigkeit verſchwand.

Sie ſehen, fuhr Ottilie freundlich fort, Sie ſehen, daß ich von Ihrem Beſuche kaum überraſcht bin; ich wußte, Sie würden Wort halten.

Nun war ich trotz dieſer freundlichen Aufnahme noch befangener als bei meinem Eintritte. Ich hatte Ottilien ſogleich erkannt, und doch war ſie es nicht mehr. Ich hatte alle Mühe, mich zu überzeugen, daß ſie dieſelbe war, die vor acht Jahren mir gegenüber im Wagen geſeſſen. Noch war ſie ſchön, noch war ſie anmuthig in jeder Bewegung; aber es war die Schönheit der verblühenden Roſe, und ihre Bewegungen, einſt ſo keck, ſo friſch und wild, waren voll Ruhe. Eine ernſte, melancholiſche Würde lag über ihr ganzes Weſen ausgegoſſen, ſelbſt wenn ſie lächelte, ſelbſt wenn ſie ſich an die Tollheiten unſe-

rer Reiſe erinnerte. Die runden kindlichen Wangen waren von einer roſigen Bläſſe bedeckt; die großen blauen Augen hatten ſich etwas ſcheu in die Tiefe zurückgezogen, aus der ſie nur mit gedämpftem, ſanftem Lichte hervorſtrahlten. Unwillkürlich fiel mein Blick auf das Haar, das mich entzückt hatte — der Goldglanz und auch die Fülle waren dahin. Doch war ſie ſchöner als je, es war die Schönheit der traurigen, umhüllten Abendſtunde — es war die ſchwermüthige Schönheit des Verblühens.

Ich fürchtete, ſie mein trauriges Gefühl errathen zu laſſen, und fing zu plaudern an. Ich erkundigte mich nach der Tante; die war geſtorben — nach Crescentia, die war an einen Paſtor verheirathet. Ottilie fragte mich nach meinem Leben in dieſen acht Jahren; geizig mit den mir zugezählten Minuten, erzählte ich ſchnell, und in meiner Erzählung kam viel des Bunten und kamen die Namen von vielen Ländern und Städten vor. Dann fragte ich ſie nach ihrem Leben. Sie ſchien wie aus einem Traume erwacht, ſtrich ſich mit der feinen und mageren Hand über die Stirn und ſagte, wie ſich beſinnend, als ob es ihr jetzt zum erſten Mal auffiele: Ich? — ich war immer hier in Oſterode, immer zu Hauſe — bei meinem Vater.

Einſamkeit! trübe, froſtige, tönende Einſamkeit! Pflicht und keine Freude, keine Liebe! dachte ich bei mir und ſchlug die Augen nieder. Auch Ottilie ſaß traurig ſchweigend da und ſah zu Boden. — Ich ſprang vom Stuhle auf und entſchuldigte mich mit der kurz zugemeſſenen Zeit. Die Freundin wünſchte eine glückliche Reiſe, und Ottilie begleitete mich bis an die Treppe. Sie nahm meine Hand und ſagte: Ich nehme Ihnen dasſelbe Verſprechen ab — wenn Sie je wieder in dieſe Gegend kommen...

Aber... fiel ich ein.

Sie werden mich finden, fügte ſie raſch hinzu. Ich ſah ſie an; ſie ſchlug die Augen nicht nieder, ſondern lächelte ſchmerzlich, zuckte die Schultern und ſagte: Kann ich meinen alten Vater verlaſſen, der Niemanden hat als mich? Und dann — ich bin ein Mädchen ohne Vermögen und — bald nicht mehr jung.

Ich küßte ſchweigend ihre Hand, und ſie wiederholte: Verſprechen Sie?

Ich verſpreche es.

Und wie ich ſchon einige Stufen tiefer ſtand als ſie, faßte ſie mit einer Hand das Geländer, mit der anderen ſtützte ſie ſich auf meine Schulter und bückte ſich tief hinab zu mir und reichte mir die Stirn.

Ich drückte einen warmen Kuß darauf und eilte, damit nicht die Thräne Zeit habe, brennend auf den Kuß zu folgen.

Ich sah mich nicht um, bis ich wieder unten auf dem Platze war und in das Coupé sprang. Der Student stand vor den Pferden und hielt sie am Zügel. Wie er sie los ließ, zogen sie an, und es ging fort. — Wie befindet sie sich? fragte er schreiend. — Sehr wohl! — Und was für ein Kleid trägt sie heute? — Ein blaues! — Danke! — Wie wir aus dem Schatten des Posthauses heraus waren, bog ich mich aus dem Coupé und sah zurück. Ottilie stand am offenen Fenster und winkte mir. Und wie wir aus den Gassen herauskamen und auf die Anhöhe, sah ich sie noch dort stehen und mit einem weißen Tuche Grüße zuwehen. — Auch der Schwabe mochte es bemerkt haben, denn er kam dem Wagen nachgekeucht, ballte die Faust und rief mir zu: Elender! Verräther! — Ich zuckte die Achseln, und wir fuhren rasch weiter.

Und dieses habe ich eben sagen wollen, daß es oft ein eitler Wunsch ist, wenn man beim Scheiden sagt: Auf Wiedersehn! Es dient oft nur dazu, daß man sich traurig überzeugt, an einem Glücke vorüber-

gegangen zu ſein. Denn nicht ſelten iſt, noch dünn geſäet das Glück, man geht nur daran vorüber.

Dieſer Kuß auf Ottiliens weiße Stirn war mir von jeher einer der liebſten von allen, die ich im Laufe meiner langen Lehr- und Wanderjahre gegeben oder empfangen habe. Er mahnt mich aber an einen anderen, den ich unter ganz verſchiedenen Umſtänden, mit verſchiedenen Gefühlen und auf ganz anderer Scene, ich weiß nicht, ob gegeben oder empfangen. Wer weiß da die Gränze zu finden zwiſchen Geben und Empfangen! Meiſt liegt ja ein taumelnder Nebel über dieſer Gränze.

Es war in Wien, und zwar in Wien während der Belagerung im Oktober des Jahres 1848. Dem Stadt-Commando war die Anzeige zugekommen, daß ſich in gewiſſen zwei Häuſern in einer gewiſſen Gaſſe nahe dem Augarten ein Waffenmagazin der loyalen Bürger vorfinde, deſſen ſie ſich zu einer Contrerevolution im Innern der belagerten Stadt bedienen wollten. Da meine Compagnie beordert war, in den Augarten zu marſchiren, um die daſelbſt hart bedrängten Studenten zu unterſtützen, ſo gab man uns den Auftrag, auf dieſem Wege jene zwei Häuſer zu unterſuchen und, wenn ſich der Waffenvorrath daſelbſt

wirklich vorfinden ſollte, die Einwohner zu verhaften. So rückten wir in die Gaſſe ein und auf die Häuſer los — freilich mit einigem Skepticismus, denn wir waren ſchon gewohnt daran, daß dergleichen Gerüchte von Waffenvorräthen, Verſchwörungen, Contrerevolutionen ausgeſtreut wurden, um zu beunruhigen und einen Theil der Kraft der Revolution mit ſolchen unnützen Beſchäftigungen zu abſorbiren.

Die Gaſſe, in die wir rückten, war wie ausgefegt. In den Hausthüren ſtanden die Bewohner blaß, zitternd, betend — hier und da auch wohl fluchend. Denn vom Augarten her fiel ein Regen von allerlei Kanonenkugeln, theils in die Gaſſe, theils auf die Dächer und in die Fenſter. Dort und da brachen ſie durch mehrere Stockwerke, dort und da zündeten ſie. Oeſterreichiſche Jäger hatten ſich nämlich, gedeckt vom Morgennebel, theilweiſe des Augartens bemächtigt, und da dieſer, als Eingangspunkt in mehrere der Hauptſtraßen der Leopoldſtadt, von Wichtigkeit war, wurde er mit ebenſo großer Hartnäckigkeit angegriffen als vertheidigt. Die öſterreichiſche Artillerie hatte einige hohe Punkte auf den Dämmen eingenommen und beſtrich, wie geſagt, die Gaſſen, während die Vorſtadt noch auf verſchiedenen Punkten angegriffen wurde, um allerſeits zu beſchäf-

tigen und ſtarken Zuzug nach dem Augarten zu verhindern. In dem Augenblicke, da wir durch die Gaſſe zogen, war der Kanonendonner allgemein, während vom Augarten her eine Gewehrſalve nach der anderen und dazwiſchen ununterbrochens Geprasſel des Einzelfeuers erſchallte. Einer in unſeren Reihen — dies ſei ſo nebenbei erzählt — fing bei Wahrnehmung dieſes Sabbaths und beim Anblick der Kugeln, die uns entgegen flogen, gewaltig zu jammern an und ſprach, obwohl er nie verheirathet geweſen, von fünf Kindern, die er zu ernähren habe und die er, himmelſchreiend ungerechter Weiſe, nun als arme Waislein und hülflos in der Welt zurück laſſen ſolle; denn aus dieſem furchtbaren Geſchieße werde nicht ein Einziger von uns lebend zurück kehren. Unſer Lieutenant, ohne ein Wort zu ſagen, packte ihn am Rockkragen, ſchüttelte ihn, daß ihm der Calabreſer vom Kopfe fiel und warf ihn voll Verachtung den Weibern zu, die in einer der Hausthüren ſtänden. Dieſe verſtanden ſchnell, umringten den Feigling und führten ihn als Gefangenen zum nächſten Poſten. — Wir kamen an die zwei bezeichneten Häuſer. Der Lieutenant ſchickte die ganze Compagnie voraus in in den Augarten und behielt nur zehn Mann zurück, von denen er ſelbſt fünf in das erſte Haus führte

und vier unter meinen Befehl ſtellte, damit ich mit ihnen das andere durchſuche.

Wir traten ein; das ganze Haus war wie ausgeſtorben, nirgends eine menſchliche Seele zu erſpähen; im Hofe ſtreckte ſich ein gewaltiger Wächterhund, der jeder herabfallenden Kugel entgegenbellte, und er war von dieſem Geſchäfte ſo ſehr in Anſpruch genommen, daß er nicht Zeit hatte, uns auch nur mit einem Knurren zu empfangen. Meine Gefährten drangen in Keller und Holzlager, ich ſelbſt ging in das Haus, um die Bewohner, wenn einer zu finden, auszufragen. Die Thüren waren alle angelweit offen, aber die Stuben leer; ſo durchſchritt ich den erſten Stock. Der dritte ſchien mir eben ſo menſchenleer, denn nirgends regte ſich etwas. Doch trat ich in die Stube. Da ſaß ein junges Mädchen von etwa achtzehn Jahren, die Hände im Schooß, die blonden Haare aufgelöſ't, vor einer Wiege, welche ihr Fuß mechaniſch in Bewegung ſetzte. Sie ſchien halb zu ſchlafen, denn ihr Kopf fiel einnickend auf die Bruſt. Ihr ſchönes, junges Geſicht war blaß, abgehärmt und müde, doch ſah man ihr an, daß es noch vor wenigen Tagen ſchön geblüht haben mochte.

Wie ich einige Schritte ins Zimmer that, fuhr

ſie auf, ſtrich ſich die Haare aus dem Geſicht und fragte ſchlaftrunken und erſchrocken, was ich wolle.

Es that mir leid, ſie aus dem Schlafe, der ihr ſo nothwendig ſchien, geſtört zu haben, und ich brachte mein Anliegen ſo kurz als möglich vor.

Ach nein, ſagte ſie lächelnd, ſolche Waffen möchten wir nicht verbergen. Hier im Hauſe ſind wir alle für die Freiheit.

Sie ſagte das, wie man ſich in der gerichtlichen Sprache auszudrücken pflegt, mit einem ſolchen Accent der Wahrheit, daß ich an ihrer Ausſage nicht zweifeln konnte. Ich entſchuldigte mich, daß ich ſie wahrſcheinlich erſchreckt hätte. — O nein, erwiderte ſie, ich erſchrecke nicht vor einem Studenten. (Alles, was einen Calabreſer trug, hieß Student.) Die Herren Studenten ſeien ja ſo brav! ſie thun Alles fürs Volk, fügte ſie hinzu. Ich bin nur ſo aufgefahren, fuhr ſie fort, um mich zu beruhigen, weil ich g'rad einſchlafen wollte. Schau'n, ſeit vielen Nächten hab' ich ſchon kein Auge geſchloſſen. Der arme Wurm und dabei deutete ſie nach dem Kinde, das in der Wiege lag — iſt ſo krank.

Bei dieſen Worten beugte ſie ſich zu dem Kinde hinab und horchte auf ſeinen ſchweren Athem. Unendliche Trauer lagerte ſich auf ihr ganzes Geſicht,

und ſie ſchien zu vergeſſen, daß ich in der Stube war, eben ſo wie ſie die Gewehrſalven, den Kanonendonner und die herabfallenden Kugeln kaum zu hören ſchien. Nur manchmal, wenn in nächſter Nachbarſchaft ein Dach durchbrochen wurde und Fenſter und Thüren zitterten, zuckte ſie unwillkürlich zuſammen. Wie ſie ſo hinabſchaute und in den Anblick des kranken Kindes ſo tief ſchmerzlich verſunken war, ſchien mir dieſer Kummer nur ein mütterlicher ſein zu können, und ich hätte ſie auch für die Mutter gehalten, wenn nicht doch hinter der Bläſſe des Geſichts jugendlich blühende Jungfräulichkeit widerſprechend hervorgeleuchtet hätte.

Sie ſollten doch das Haus verlaſſen, ſagte ich wieder, es iſt zu ſehr ausgeſetzt. Auch haben es in der That ſchon alle Anderen verlaſſen.

Sie erwachte wieder bei dieſen Worten und ſagte: Ich fürcht' mich nit. Auch möchte ich das Kind nicht in die kalte, neblichte Luft hinaustragen, das könnte es noch früher tödten, das arme Ding, das ſo nicht mehr lange zu leben hat.

Sie ſagte das mit einem Tone, aus dem größerer Kummer ſprach, als alle Thränen auszudrücken vermocht hätten.

Sind Sie denn ganz allein? fragte ich wieder;

denn es that mir leid, ſie ſo einſam und allein mit ihren Schmerzen zurückzulaſſen.

Mein Vater, antwortete ſie, iſt ſeit acht Tagen fort und ſchlägt ſich irgendwo an der Linie. Vielleicht iſt er ſchon todt.

Und ihre Mutter?

Die iſt auf dem währinger Kirchhof — der iſt kommen und ſie iſt gangen, fügte ſie hinzu, indem ſie auf das Kind in der Wiege deutete.

Indeſſen hatte ſie das Geſpräch doch aus ihrem Halbſchlummer und aus dem Hinbrüten geweckt. Sie horchte aufmerkſamer auf den Lärm des Geſchützes und ſagte: Im Augarten ſcheint es böſe herzugehen.

Das erinnerte mich an den Befehl, der uns dahin beorderte; die Gefährten hatten indeſſen das Haus unterſucht und riefen mich; ſo wandte ich mich, um fortzugehen.

Schon ſtand ich auf der Schwelle, als ich plötzlich eine Hand, die mich zurückhielt, auf meiner Schulter fühlte. Ich ſah mich um, und das Mädchen ſtand hinter mir. Ihr Geſicht war blaß, die Augen voll Thränen, und ſie zitterte am ganzen Leibe. Gehen Sie nicht! flehte ſie mit gerührter Stimme — hören Sie, wie die Kugeln niederregnen; im Augarten ſcheint es ſehr arg zu ſein — der Him-

mel ſei den Fallenden gnädig! Jetzt ſtehen ſie friſch und geſund vor mir — in wenigen Minuten vielleicht ſind Sie ein todter Mann.

Stotternd drängten ſich dieſe Sätze und abgebrochen über ihre blaſſen Lippen. Jede Gewehr-Salve, die ſie jetzt erſt zu hören ſchien, machte ſie erbeben, und wie ſie zuſammenfuhr, fielen ihr die ſchon halb aufgelöſ'ten Haare über Schulter und Bruſt, und ſtürzten die mit Mühe zurückgehaltenen Thränen in einzelnen Güſſen aus den Augen über die Wangen. Sie war das Bild innigſten, menſchenliebendſten Mitleids.

Wie heißeſt du, gutes Mädchen? fragte ich, indem ich den Arm gerührt und brüderlich um ihren gebeugten Nacken legte.

Rani heiße ich, antworte ſie leiſe.

Rani, gutes Mädchen, ſagte ich, du ſiehſt wohl, daß wir gehen müſſen.

Rani ſtand traurig da und ſchien nach Worten zu ſuchen. Sie ſetzen es doch nicht durch, murmelte ſie endlich, indem ſie die Arme ſinken ließ und gottergeben die Hände über dem Schooße faltete.

Da rief ein Student vom Hofe herauf, was ſoll das Plaudern, ſoll das Zaudern?!

Er weckte mich mit ſeiner fauſtiſchen Citation

aus den Betrachtungen, in die ich beim Anblick und bei den Worten des Mädchens verſunken war. Du haſt Recht, Nani, ſagte ich, in wenigen Minuten kann ich ein todter Mann ſein. Es gilt, ſo ſchön und heiter aus dem Leben zu gehen, und du biſt ſo holdſelig und gut! Gib mir einen Kuß zum Abſchied.

Ohne eine Wort zu erwiedern, ſchlang Nani beide Arme um meinen Hals und drückte einen langen Kuß auf meine Lippen.

Wieder rief es, aber ſchon näher auf der Treppe: Unnützes Zagen, Zaudern und Plaudern! und ich ging. — —

Zehn Tage ſpäter irrte ich unſtät und flüchtig durch die Gaſſen der Leopoldſtadt. Wien war genommen, die Gefährten ſaßen in enger Haft und ſahen dem Tode entgegen; durch glückliche Zufälle war ich demſelben Schickſale entgangen. Aber es hing drohend über meinem Haupte; ich flüchtete aus einem Verſtecke ins andere, um die Späher und Häſcher von meiner Spur abzubringen. Bei Freunden durfte ich nicht verweilen, denn dort wurde ich zuerſt geſucht, und alle anderen Verſtecke waren bereits erſchöpft. So irrte ich durch die dunklen, abendlichen Gaſſen der Vorſtadt; die feuchten Novembernebel

ſtiegen aus der Donau und breiteten ſich als ein Leichentuch über die Gaſſen, in denen unheimliche Stille waltete. Die einzelnen Fußgänger huſchten bedächtig, vorſichtig „mit leiſen Sohlen" an einander vorüber; Einer ſah den Andern mißtrauiſch an. Die ausgeſtellten Wachen ſchienen jeden Vorübergehenden durch und durch blicken zu wollen, und man hatte Angſt vor dem Tone ſeines eigenen Schrittes, der doch auf dem feuchten, ſchmutzigen, hier und da aufgeriſſenen Pflaſter kaum hörbar war. Ich wußte nicht, wo in dieſer Nacht mein Haupt zu herbergen, und war entſchloſſen, mich aus einem dunklen Winkel in den andern zu ſchleichen.

Da fiel mir Nani ein. Die mich ſo warm geküßt hat, wird mich nicht verrathen, ſagte ich vor mich hin und lenkte meine Schritte ihrer Gaſſe zu. Ich fand das Haus ſo ſtill wie vor zehn Tagen; ich ſtieg die drei Treppen hinauf, ohne Jemandem zu begegnen; ich pochte an die Thür, und Niemand ſagte: Herein. So drückte ich an die Klinke und öffnete leiſe und trat in die Stube. Unheimliche Dämmerung lag über ſie ausgebreitet. Vom Bette her fiel ein ſchmaler Lichtſtreifen, der den Boden der Stube halb erhellte. In dieſem Lichtſtreifen ſaß das Kind, das ich krank in der Wiege geſehen hatte, und

ſpielte. Es war friſch und geſund. Am Tiſche ſaß ein ältlicher Mann, dem die halb ergrauten Haare wirr und wild über die Stirn fielen. Er ſtützte den Kopf in beide Hände und ſtarrte auf ein großes Papier, das mit großen Lettern angefüllt war. Ich wandte meine Blicke dem Lichte entgegen, das vom Bette herkam. Es war ein Todtenlicht. Dort lag Rani. Ihre Bruſt war entblößt und trug eine breite, roſige Wunde. Ein milder, ſeliger Friede lag über ihr Geſicht gebreitet, trotz der ſchmerzlichen Verzückung der noch immer roſigen Lippen.

Wir hatten in dieſen Tagen ſo Schreckliches geſehen, daß mir das Bild, das ſich vor mir ausbreitete, ein lieblich-friedliches erſchien, und daß ich nur traurig, nicht entſetzt, bei ſeinem A[illegible]e ſtehen blieb. Ich wandte mich endlich dem Vater zu, um zu fragen, und las anſtatt der Antwort die Inſchrift auf dem Papiere, die er ſeinem Kinde als Grabſchrift beſtimmt hatte. Sie lautete: Auch ſie ſtarb für das Vaterland und ihre Ehre.

Ich ſetzte mich an das Bett Rani's und verbrachte dort meine Flüchtlingsnacht. Des Morgens kamen fremde und kalte Männer, um die Rebellin geheim fortzutragen; da mußte ich, ehe ſie mich be-

merkten, weiter eilen, und die Grabſchrift des Vaters war umſonſt. Nani bekam keinen Grabſtein, der von ihrem Tode erzählen durfte.

3.

Miß Ellen.

Undankbar der, der glücklich iſt und es nicht zugeſteht; ſelbſt derjenige, der glückliche Zufälle nicht anerkennt. Hätte ich Nani einige Wochen länger gekannt, ihr Ende würde mir vielleicht einige Wunden geſchlagen haben. So iſt mir ihr Tod ein trauriges Ereigniß, gemildert durch den ſchönen Eindruck. Meinem armen Freunde Prosper Carard aus Lauſanne hat das Schickſal Härteres beſchieden, und wie das kam und wie ich ihn kennen gelernt, will ich erzählen, wieder anknüpfend an jene Wanderlebens-Epoche, aus welcher die zwei gehärteten Geſtalten des Landammanns und des Landes-Capitäns hervorragen.

Ungefähr drei Wochen bevor ich bei den Sig-

nori Trippi eingekehrt, durchstrich ich an einem sonnigen Sonntags-Nachmittage den wunderbaren Park des Vice-Königs zu Monza. Ich tröstete mich über das Unglück, daß man mir in der Kirche die daselbst verwahrte fabelhafte eiserne Krone nicht hatte zeigen wollen, mit dem Anblick all der Wunder, die dieser herrliche Park verbirgt, und mit dem Schauspiel, das mir die überall auf Wiesen und in schattigen Laubgängen zerstreuten Gruppen lustigen Volkes gewährten.

Vor einem prächtigen Wasserfalle, der von einem ziemlich bedeutenden Hügel, beschattet von himmelhohen Eichen und Tannen herabfiel, blieb ich stehen und horchte seinem Rauschen und betrachtete seinen glänzenden Schimmer. Ungebrochen und ungestört fiel er zwischen zwei dichten Hecken, die den Hügel herab kamen, in die Tiefe und glich einem Spiegel in grünem Rahmen. Er hatte diese Eigenthümlichkeit, daß er, unten angekommen, nicht als Bach weiter geflossen, oder, zum See gesammelt, stehen geblieben wäre — nein, er verschwand in einer Ritze am Boden wie von der Erde verschlungen. So umgab ihn etwas Besonderes, schien er ein dichter silberner Vorhang, der ein Geheimniß verhüllt.

Und so war es auch. Denn während ich vor

ihm ſtand und ihn nachdenklich und träumeriſch betrachtete, theilte er ſich plötzlich, und aus ſeinem ſilbernen Gewebe mit einem gewaltigen Satze und lachend ſprang ein Jüngling von ungefähr neunzehn Jahren.. Es war, als hätte ihn die Flut geboren. Der Junge ſchüttelte leicht die geringe Feuchtigkeit ab, die an ſeinem Strohhute, ſeinem leinwandenen, doch eleganten Reiſekittel hangen geblieben war, und immer noch lachend blieb er neben mir ſtehen und ſah ſich nach dem Waſſerfalle um, aus dem er hervorgeſprungen war, während ich ſelbſt erſtaunt bald dieſen, bald den Wellenſtaub-Geborenen betrachtete. Das Wunder war auch von Anderen bemerkt worden, und bald ſammelte ſich vieles Volk um mich und den jungen Mann, der, immer dem Waſſerfalle zugekehrt, Prosper! Prosper! rief und endlich Assez de bêtises! hinzufügte. Aber ſeine Stimme verhallte im Rauſchen des Waſſers, und aus dem Innern kam keine Antwort zurück.

Das Volk, das um uns herum ſtand, ſchien wohl mit dem Geheimniſſe des Waſſerfalles bekannt, aber doch nicht weniger begierig, als ich, zu wiſſen, was das Rufen des Foreſtiere bedeute, ja, vielleicht um ſo begieriger, als es deſſen fremde Laute nicht verſtand. Da immer kein Laut aus dem Waſſerfalle

hervor kam, ſchlich, wie ich wohl bemerkte, ein Knabe hinter der Hecke auf den Hügel und drückte auf einen Balken. Die oben befindliche Schleuſe fiel zu, der Waſſerfall ſank wie ein abgeriſſener Vorhang und verſchwand in die Tiefe der Erde.

Wir ſahen in eine ziemlich geräumige, mit Epheu austapezirte Grotte — im Hintergrunde der Grotte, auf einer Moosbank ſaß eine ſchwarzhaarige Lombardin, ein reizendes junges Geſchöpf, und vor ihr lag auf den Knieen, ſie an beiden Händen auf der Bank zurückhaltend, ein Jüngling ſchön wie ein junger Gott. Ihr war die ſilberne Nadel aus dem Haar gefallen, und es rollte in dicken Wellen herab; er, der mit ſeinem Gefährten neben mir gleich gekleidet war, hatte den Strohhut abgeworfen, und zeigte ein herrliches, griechiſches Profil auf einem edel und griechiſch geneigten Nacken. Es war ein prächtiges Bild im ſchönſten Rahmen.

Der Foreſtiere neben mir lachte; mir that der Anblick wohl. Nicht ſo ſehr ſchien er dem Volke zu behagen. Nach den erſten Momenten der Ueberraſchung fing es zu murren an und brach endlich in Verwünſchungen aus gegen die verfluchten Fremden, die da kommen, den Mädchen des Landes die Köpfe zu verrücken. Das Paar in der Grotte hatte nicht

ſobald bemerkt, das Tageshelle einbrach, als es erſchrocken aufſprang. Prosper — denn ſo hieß der junge Mann — trat ruhig und ſtolz an den Eingang der Grotte und maß die Menge, die immer lauter wurde, mit muthigen, dunkelblau glühenden Augen. Auf dem etwas bleichen Grunde ſeiner Wangen lag eine ſanfte Röthe; ſein herrlicher Kopf hob ſich hoch empor, und ſein fein geſchnittener Mund, aus dem eine Reihe glänzender Zähne hervorleuchtete, lispelte dem Gefährten ein kaum vernehmliches: Zu mir, Emil! entgegen. — Emil ſtellte ſich an ſeine Seite, und ich, der ich anfing, als Fremdling mich mit dem Fremdlinge ſolidariſch zu fühlen, zu ihnen durch eine leiſe erwachende Neigung, durch die imponirende und wohlthuende Erſcheinung des Einen, ſo wie durch gleiches Alter hingezogen und vom murrenden Volke, das mich für ihren Reiſegefährten hielt und gleichmäßig mit Verwünſchungen überhäufte, unwillkürlich zu ihnen hingedrängt — ich folgte Emil und ſtellte mich an die Seite Prosper's. Die beiden Fremdlinge nahmen ihre Reiſeſtöcke am unteren Ende und ſchienen ſich zu einem Kampfe zu bereiten. So that auch ich. Prosper bemerkte es und lächelte dem unverhofften Bundesgenoſſen dankbar zu.

Die Männer aus dem Volke, wie ſie uns in dieſer kampfgerüſteten Stellung ſahen, ſtürzten auf die Hecke los und brachen mit lauten Ausrufungen Stöcke ab. So wurde ein Theil des Ausganges frei. Das Mädchen, das bisher erſchrocken und zitternd im Hintergrunde der Grotte geſeſſen hatte, benutzte dieſe Gelegenheit, raffte die ſilberne Nadel auf, ſchob das lange ſchwarze Haar wie einen Schleier vors Geſicht und entwiſchte aus der Grotte. Sie bog um die Hecke und verſchwand bald im dichten Gebüſche. Prosper ſah ihr nach, unbekümmert um die Männer, die ſich waffneten. Sobald ihre letzte Spur verſchwunden war, griff er nach einem kleinen, rothen Seidentüchlein, das ſie in der Angſt hatte liegen laſſen, ſchob es in die Bruſt und rief: Jetzt Flucht! und zum Wagen!

Mit dieſen Worten, den Stock in die Lüfte ſchwingend, ſprang er über den Graben; wir nach und mitten durch das Volk, Männer und Weiber, die vor dem plötzlichen Sprunge auseinander wichen. In wenigen Minuten waren wir aus ihrem Bereiche und aus dem Bereiche der Steine und Stöcke, die uns nachflogen. Am Eingange des Parkes ſtand ein großer offener Wagen; wir ſprangen hinein, die Pferde zogen an, und wir flogen, über die nach-

ſchimpfende Menge lachend, aus den Mauern Monza's, der alten Stadt der eiſernen Krone.

Hinter Monza eine Erkennungs-Scene. Wir waren alle drei Studenten. Prosper und Emil kamen von der Akademie zu Lauſanne und benutzten die Ferien, um die drei Seen des nördlichen Italiens zu beſuchen. In wenigen Tagen ſollte ihre Reiſe einen officiellen Charakter annehmen, ſich dem Norden zuwenden. Prosper war der Abgeordnete der lauſanner Studentenſchaft zum zofinger Studententage, wo ſich, nach einem neulich conſtituirten Bunde, alljährlich im September die Deputirten der verſchiedenen ſchweizer Univerſitäten und Akademieen verſammelten, um einen lebendigen und gegenſeitig anregenden Verkehr zu unterhalten. Emil begleitete den Abgeordneten der lauſanner Akademie als Freund und freiwilliger Secretär. Man ſah es Prosper an, daß er unter ſeinen Collegen eine Rolle ſpielte, und Emil's Weſen verbarg es nicht, daß er zu jenen weiblichen und hingebenden Charakteren gehörte, die ſich ſchon in der Schule an die hervorragenden und unwillkürlich überwiegenden Perſönlichkeiten mit verehrungsvoller Freundſchaft anſchließen und in dieſer rührenden und beſcheidenen Freundſchaft oft ein ganzes Leben ausharren.

Wir fuhren bereits eine Stunde, als es uns erſt einfiel, nach den beiderſeitigen Reiſezielen zu fragen — es traf ſich glücklich, daß wir alle nach Como wollten, und ſo ging die Reiſe gemeinſchaftlich und ununterbrochen fort.

Als wir in Como ankamen, lag ſchon tiefe Nacht auf Stadt und See; doch bekamen wir noch beide in herrlicher Beleuchtung zu ſehen. Auf den Bergen flammten plötzlich ungeheure Feuerſäulen auf, welche die Ankunft des Erzherzogs Stephan feiern ſollten. Sie tauchten Stadt und See in eine ſanfte Gluth. Auf dem Waſſer fuhren einzelne Kähne hin und her und klangen luſtige Lieder. Aber die Ankunft des Erzherzogs und die officiellen Feierlichkeiten hatten ſo viel Volkes in die Stadt gezogen, daß in keinem beſcheidenen Gaſthauſe ein Unterkommen zu finden war. So mußten wir al Angelo, dem prächtigſten Hotel Como's, das den Hafen und einen Theil des See's beherrſcht, anfragen. Auch hier war Alles überfüllt, und wir heuchelten nur, der Nothwendigkeit weichen und eine hoch oben auf der oberſten Terraſſe gelegene Bedientenſtube annehmen zu wollen. Man bereitete uns ein gemeinſames Strohlager, und wir ſchliefen bald den Schlaf des Gerechten.

Plötzlich weckte uns ein gewaltiger Lärm. Aus der lauten, in französischer Sprache geführten Conversation des Kellners mit einem Fremden erkannten wir, daß letzterer sich weigerte, eine Bedientenstube anzunehmen, und daß er die Zumuthung unverschämt fand. Der Kellner beharrte auf der Unmöglichkeit, besser zu dienen; der Fremde entwickelte eine außerordentliche Beredtsamkeit in der Gegenbeweisführung, in den Ausfällen gegen italienische Unverschämtheit, erhob seine donnernde Stimme immer gewaltiger und schloß endlich mit der Versicherung, daß er nicht eher weichen wolle, als bis er das ganze Haus sammt dem Erzherzog und seinem ganzen Hofe geweckt haben werde.

Das war uns denn doch zu viel. Wie auf ein gegebenes Zeichen sprangen wir auf die Terrasse. Beim Lichte des Kellners sahen wir einen großen Mann, der auf breiten Schultern einen wahren Negerkopf trug, welcher bloß, wie es schien, durch ein Versehen der Natur nicht mit dunklem Schwarz, sondern nur braun gefärbt war. Aber Backenknochen, Nase, Lippen, Augen und Kraushaar hätten jedem echten Neger Ehre gemacht. Wir erkannten bald, daß es mit seinem Zorne und seinem Ruhestörungs-Projecte nicht so arg gemeint war. Er blickte ganz

ruhig, faſt freundlich, und ſchien ſich nur in den großen Worten und dem Erguſſe ſeiner Beredtſamkeit zu gefallen.

Monſieur! ſagten wir, fügen Sie Sich ins Unvermeidliche und ſtören Sie gefälligſt nicht den Schlaf müder Wanderer. Wir verſichern Ihnen, daß man hier oben vortrefflich ſchläft; wir haben es erfahren, bevor Sie die Güte hatten, uns aus unſeren Träumen zu wecken.

A vingt ans, qu'on est bien dans un grenier! citirte der Fremde, indem er uns lächelnd anblickte. Dann ſagte er: Sie ſollen Recht haben; ich will ſo unſchuldigen Schlaf, wie der Ihrige noch ſein muß, nicht morden und ziehe mich in mein Gemach zurück. Doch will ich Sie früher noch um Entſchuldigung gebeten haben. Ich habe die Weigerung dieſes Sclaven, ſagte er weiter, auf den Kellner deutend, für eine gewöhnliche italieniſche Filouterie genommen, und ich weiß, das man dieſem Volke nicht weichen darf. Da ich aber ſehe, daß ſich eine ſolche edle Trias mit einem erbärmlichen Strohlager begnügen muß, ſo füge auch ich mich und bitte Sie noch einmal um Verzeihung.

Fürchtend, daß er eine neue Rede anfange, verbeugten wir uns ſchnell und zogen uns zurück.

Aber der ſüße erſte Schlaf war unterbrochen, und es war ſchwer, den abgeriſſenen Faden wieder aufzunehmen. Wir fingen zu plaudern an.

Wie ſchade um meinen ſchönen Traum! ſagte Prosper gähnend. Ich habe von den ſchönen Mädchen aus Monza geträumt und von der Grotte, in der ich ſie geküßt habe. Armes Kind! meinetwegen hat ſie vielleicht von einem gefühlloſen Vater Schläge bekommen, und ich ziehe luſtig weiter in die Welt!

Emil ſagte: Thut nichts! Es war ein ſchönes Abenteuer, und an mir lag's nicht, daß es ſo unangenehm endete. Es war eine Blume am Wege, und es hätte mich gefreut, wenn dir ihr Duft eine angenehme Reiſe-Erinnerung mitgegeben hätte.

Du irrſt, Emil, erwiderte Prosper, ich habe die Sache nicht ſo leicht genommen. Das liebliche Kind, ſo allein in meiner Gewalt, wie es war, rührte mich ganz ungewöhnlich. Noch eine Stunde länger mit ihr, und ich hätte mich verliebt. Das fühle ich, daß ſie mein Herz für Liebe empfänglich gemacht hat. Es iſt oft ſo, daß ein kleines Abenteuer, ein Scherz, eine Einbildung das Herz aufwühlt, wie einen Acker — der nächſte Windhauch, ein Zufall kann es dann mit Leichtigkeit befruchten. So bildet Romeo's Liebe zu Roſalinden das Vorſpiel zu der eigentlichen Tra-

gödie. Es ist mir seit lange, als schwebte was in der Luft über mir — aber die Examina ließen mir bis jetzt keine Zeit, an dergleichen zu denken.

Emil hörte mit Andacht zu; ich mußte lächeln. Prosper aber schien in Nachdenken versunken, und es trat wieder Stillschweigen ein. Bald schliefen wir aufs Neue.

Mit dem ersten Morgenstrahle wurden wir wieder durch Lärm geweckt, und wieder war es der weiße Neger, der auf der Terrasse rumorte. Wasser! mehr Wasser! rief er — einen schaffhauser Wasserfall! — Und zu diesen Worten hörten wir in der That das Rauschen kleiner Wasserfälle. Wir kleideten uns an und traten auf die Terrasse, um den herrlichen Morgen zu begrüßen. Da stand der Neger in einer großen, flachen Wanne und ließ sich einen Kübel kalten Wassers nach dem anderen über den Kopf gießen. Er troff und sah aus wie der Gott des Flusses Niger.

Sobald er uns erblickte, sprang er aus der Wanne, und die knochige Gestalt uns entgegen bewegend, wiederholte er seine Entschuldigung von gestern. Dann trat er in die Stube zurück, um sich anzukleiden. Wir nahmen unser Frühstück auf der Terrasse ein, um uns für die Morgenwanderung auf

die Berge zu ſtärken. Unten rief man uns in den Saal des Gaſthauſes und legte uns das Fremdenbuch vor. Der Fremde war früher hinabgeſtiegen und verließ ſo eben den Saal, wo er ſich ebenfalls eingeſchrieben hatte. Seine Schrift glänzte noch friſch; in künſtleriſch ſchönen Zügen, in großen prachtvollen Lettern laſen wir den Namen: Alexander Dumas.

Emil wurde beim Anblick dieſes Namens ſehr nachdenklich, und er erwachte aus ſeinem Brüten ſelbſt nicht, als wir durch die Stadt, an Volta's Monument vorbei, um die Biegung des See's gegen Borgo di Vico wanderten und glücklich waren im Anſchauen der herrlichen Landſchaft, der dampfenden Wälder, der ſonnigen Berggipfel, des lieblich lächelnden See's. Alexander Dumas war Emil's Lieblings-Schriftſteller — Dumas' Prahlhänſe waren des guten und gläubigen Emil romantiſche Helden. Als wir den Berg hinanſtiegen und rückwärts ſahen, um die ganze Herrlichkeit, die ſich vor uns aufthat, mit einem durſtigen Blicke zu überſchauen, ſpähte er nur, ob er nicht irgendwo ſeinen Dichter entdecken möchte.

Der Morgenwind ſäuſelte in den Zweigen; die Wellen des See's, auf dem es lebendig wurde, kräuſelten ſich leiſe, und die Sonne, die bereits über die

Berge gestiegen war, spiegelte sich golden in den Millionen Facetten; im Hafen flaggten alle Schiffe, der Dampfer fing zu summen und zu brummen an; Spazierkähne kamen hervor und verbreiteten sich über die Fläche, nach der Villa Pasta, Odescalchi, Pliniana mit vollen Segeln, Schwänen gleich, dahinsteuernd. Die Glocken der alten Kathedrale von Como läuteten, und ihr Ton zitterte über die Wellen — da kamen ihnen die Morgenglocken-Grüße von Blevio, Cernobbio, Moltrasio entgegen und vereinigten sich zu einem sanft gedämpften Chore.

Ich gehe nicht weiter, rief Prosper und warf sich am Fuße einer Hecke hin, die uns von einer grünen Wiese auf der Höhe des Berges trennte. So was, sagte er, die Hand nach dem Thale ausstreckend, muß mit Ruhe geschlürft werden. Ich kann dieser Schönheit, immer weiter wandernd, nicht den Rücken zukehren. Diese Schönheit ist meine Braut, die ich bald ohne Schleier sehen und kennen werde — diese Schönheit ist die Schönheit der Natur, und ihr weihe ich mein Leben. Emil, du mußt dich endlich auch entschließen Medicin zu studiren.

Wie du willst, antwortete Emil — dann setzte er hinzu: Ja, das wird ein schöner Tag; er hat auch schön angefangen. Der erste Mensch, den wir

heute geſehen haben und ganz nackt geſehen haben, war ein Dichter, und dieſe Pracht hier, wie ſtimmt ſie mit einer Dichterſeele und einem ſolchen Tagesanfang zuſammen!

Vergleichſt du dieſes hier mit Dumas? rief Prosper und lachte laut auf. Emil war verlegen und fürchtete, ſchlechten Geſchmack verrathen zu haben.

Um nur etwas zu ſagen, ſprach ich: Nein mein Freund! dieſes hier iſt Göthe. Noch heute werden wir die Villa Sommariva ſehen. Und ich murmelte vor mich hin:

Kennſt du das Haus? auf Säulen ruht ſein Dach,
Es glänzt der Saal, es ſchimmert das Gemach,
Und Marmorbilder ſtehn und ſehn mich an. —

Leider kenne ich Ihren Göthe nur wenig — mir iſt der See, der auch brauſen und ſtürmen kann, der herrliche See im dunklen Walde, mir iſt er die wilde Dichterſeele, in edle Form gegoſſen, die wilde Dichterſeele in beſchauerlicher Künſtlerruhe — mir iſt er der herrliche Lord.

So ſprechend ſtand Prosper auf, trat auf einen Vorſprung des Berges, wo er das Land beſſer überſehen konnte, hob den Hut in die Höhe und rief mit friſcher und begeiſterter Stimme: Ich grüße dich, Mylord, ich grüße dich, Noel Gordon Byron!

Da rauſchte es in der Hecke — die Zweige bogen ſich aus einander; zwiſchen ihnen erſchienen zwei große, blaue, erſtaunte Mädchenaugen, ein grüner Schleier verwickelte ſich im Geſträuche, zwei feine weiße Hände hielten die Zweige aus einander, und eine ſüße Stimme fragte ſchüchtern, doch etwas aufgeregt, in franzöſiſcher Sprache, aber mit engliſchem Accente: Wer rief hier den Namen Noel Gordon Byron.

Wir kehrten uns erſtaunt der ſonderbaren und überraſchenden Erſcheinung zu; doch war Keiner von uns fähig, mit einem Worte auf die Frage des lieblichſten Mundes zu antworten. Endlich erhob Emil die Hand und deutete auf Prosper, welcher mit einem großen Schritte an die Hecke herangetreten war und wie erſtarrt in die großen blauen Augen ſah. Aber das alles dauerte zu lange. Die ſonderbare Fragerin hatte nicht Kraft genug, das dichte Gezweige mit ihren kleinen feinen Händen länger auseinander zu halten, und die Hecke ſchloß ſich plötzlich wieder, wie eine zugeſchlagene Flügelthür. Prosper athmete auf, wie aus einem Traume erwachend. Mit Einem Male nahm er einen Anlauf und ſprang über die Hecke; wir ihm nach.

Drüben auf der Wieſe empfing uns eine eigen-

thümliche Gruppe. Die ſchöne Engländerin lag, anmuthig, doch nachläſſig hingegoſſen, auf einem Shawl, der über die feuchten Gräſer gebreitet war. Den Ellbogen auf ein rothſeidenes Kiſſen und den Kopf in die Hand geſtützt, über die eine reiche aſchblonde Lockenfülle herabfloß, ſah ſie uns entgegen, wie wir über die Hecke ſprangen, und lächelte freundlich. Ihr zu Häupten, auf einem ſchottiſchen Plaid, ſaß ein alter Mann mit trockenem, vielgefurchtem Geſichte und feinem grauem Haar, der unſerem Beginnen ruhig und ohne eine Miene zu verziehen, zuſah. Der Gentleman blickte aus ſeinem ganzen Weſen. Das trockene und wohlraſirte Geſicht war von einem feinen weißen Backenbarte eingefaßt und ſtak in zwei hohen, blühendweißen Vatermördern. Die ganze Kleidung war ſchwarz, einfach und ſtreng, die weiße Cravate und die obligaten carrirten Gamaſchen ausgenommen. Natürlich trug der Mann auch Handſchuhe. Wie conventionell und typiſch auch die Erſcheinung im Ganzen war, ſo konnte man auf den erſten Blick doch eine auffallende Aehnlichkeit der Geſichtszüge zwiſchen dem Manne und der jungen Dame erkennen, obwohl dieſe nichts Gewöhnliches, nichts Allgemeines in ihrem Weſen hatte. Man mußte ihn auf den erſten Blick als ihren Vater

erkennen. Dazu half nicht nur die Aehnlichkeit der Züge — ein ſtiller Kummer auf dem alten und trockenen Geſichte näherte es dem halben und jungen, das ſichtbar von einem Schleier tiefer Melancholie bedeckt war. Der jungen Dame zu Füßen ſtand regungslos und ſteif ein dicker, breitſchultriger Bedienter, mit einem wohl gefalteten Teppich auf dem Arme. Er ſah uns kaum an, ſondern ſtarrte unverwandt den Augen ſeines Herrn zu, um auf jeden Wink bereit zu ſein.

Ich hatte Zeit genug, dieſe Bemerkungen zu machen. Prosper, der auf die Ruhende zugetreten war, ſtand verlegen vor ihr, und ſo war denn auch Emil verlegen und wurde durch mehrere Minuten kein Wort geſprochen. Ich betrachtete das Ganze als eine Angelegenheit Prosper's, blieb ruhig und legte mich, nahe dem Vater, ins Gras, um die Entwicklung dieſer Scene abzuwarten.

Sie waren es, ſagte endlich die Fremde, freundlich lächelnd und mit jener Freiheit, die nur fein erzogenen Engländerinnen Männern gegenüber eigen iſt, zu Prosper — Sie waren es, der den Namen ausſprach; ich ſehe es Ihnen an.

Im Angeſichte dieſer Herrlichkeit mußte ich ſein gedenken, antwortete Prosper und neigte ſich wie

magnetiſch angezogen zu ihr hinab. Gewiß, fügte er nach einiger Zeit hinzu, gewiß lieben Sie Ihren herrlichen Landsmann.

Ob ich ihn liebe! liſpelte ſie vor ſich hin, und ohne ſelbſt zu wiſſen, was ſie that, in Gedanken vertieft hob ſie ihre Hand und ſtreckte ſie Prosper wie zum Gruße entgegen. Doch beſann ſie ſich ſchnell wieder und ließ die Hand ſinken. Prosper hatte nicht den Muth, ſie auf halbem Wege zu faſſen, obwohl er mit ſichtbarer innerer Freude die Bewegung bemerkt und ſich ihr immer näher zugebeugt hatte.

O Wahnſinn, der ſich einer ganzen Welt bemächtigt! murmelte der Vater mit einem Seufzer und leiſe vor ſich hin, ſo leiſe, daß ich glaubte, die ſonderbaren und räthſelhaften Worte allein gehört zu haben. Aber ſie waren auch der Tochter nicht entgangen. Sie wandte ſich um, ſtreckte dem Vater die Hand entgegen und rief ihm mit einem Tone, der ſowohl um Verzeihung zu flehen, als einen Vorwurf zu enthalten ſchien, ein „Dear father“ zu das ihn ſchnell entwaffnete. Sein trockenes Geſicht überzog eine milde Freundlichkeit, und mit einem „Well, dear Ellen“ faßte er die dargereichte Hand und drückte ſie herzlich. Sein ganzes Weſen war in dieſem Augenblicke verwandelt; ein unendlicher Ausdruck tief-

ſter Liebe verklärte die ganze ſtrenge, feſtverſchloſſene Geſtalt. Aber ſobald ſich Ellen wieder zu Prosper und vom Vater abwendete, verſchwand ſchnell die ganze Freundlichkeit, und von aller Milde blieb der Kummer allein auf dieſem verjammerten Geſichte liegen.

Prosper hatte ſich indeſſen mit ſtudentiſcher Keckheit neben dem ausgebreiteten Shawl, dem Lager Ellen's, ins Gras geſetzt und, ehe man es erwartete, ſich mit ihr in ein lebhaftes Geſpräch eingelaſſen. Er erzählte ihr von den Reizen ſeiner Heimat und des Genfer-See's; ſie fragte ihn nach Ouchy, wo Byron den Gefangenen von Chillon geſchrieben, und nach dem Schloſſe von Chillon ſelbſt, nach der Villa bei Genf, wo der große Dichter mit Shelley ſo herrliche Tage verlebt. Prosper malte mit den glänzendſten Farben und lud ſie endlich ein, dieſe ſchöne, von ihrem Lieblingsdichter belebte Welt zu beſuchen. Ellen lächelte. Nichts Anderes, ſagte ſie leiſe, ſuche ich ja in Europa als ſeine Spuren.

In Europa? fragte Prosper erſtaunt — zählen Sie Ihr Vaterland nicht zu Europa?

Gewiß nicht, lächelte Ellen — ich bin eine indiſche Pflanze und komme von den Ufern des Ganges.

Des Ganges? rief Prosper überraſcht und ſah

ihr ſtumm und lange in die Augen, als ob er darin alle Geheimniſſe einer fernen, wunderbaren Welt zu entdecken ſuchte. Ich aber, wie ich die zarte, feingewobene Pflanze betrachtete, die mir allerdings nicht für nordiſche Lüfte geſchaffen ſchien, citirte in Gedanken:

Die Lotosblumen erwarten
Ihr trautes Schweſterlein.

Prosper fühlte ſich offenbar von einer höheren Gewalt zu der fremden Pflanze hingezogen. Wie man ſich zu einer Blume hinabbeugt, um in ihren Kelch zu blicken, ſo neigte er ſich ihr immer mehr und mehr zu, da ſie müde den Arm ſinken und den Kopf in das Seidenkiſſen fallen ließ. Er vergaß uns, ſeine Reiſegefährten, den Vater und die ganze Welt ringsum und begann unwillkürlich ſo leiſe zu ſprechen, daß wir, die wir doch nahe genug ſaßen, kaum ein Wort des weiteren Geſpräches vernahmen.

Indeſſen fing das Dampfſchiff unten im Hafen immer lauter zu brauſen an; der Vater ſah auf die Uhr und ſtand auf. Er beugte ſich über Ellen und ſagte mit ſanfter Stimme: Wenn du noch heute über den See willſt, müſſen wir aufbrechen.

Ellen ſtreckte ihm die Hand entgegen und ſchlang den Arm um ſeinen Hals. Zärtlich hob er ſie auf

und drückte ihr einen Kuß auf die Stirn. Wie ſie da auf der Wieſe ſtand, zart und ſchwächlich gebaut, mit ſanft gebeugtem Nacken, mit den blonden Locken, in denen der Wind ſpielte, dem ſie ſelber kaum widerſtehen zu können ſchien, glich ſie noch mehr einer zarten Blume aus den fernen Indien.

Prosper ſtand vor ihr und betrachtete ſie nachdenklich. Der Vater hob den Teppich auf und nahm ſelbſt das Kiſſen unter den Arm; es ſchien, als wolle er dem Diener nicht den geringſten Theil des Dienſtes bei ſeinem Kinde überlaſſen. Während er mit Zuſammenpacken beſchäftigt war, ſtörte es ihn ſichtbar, daß Ellen ſo lange ohne Stütze und allein ſtehen mußte, und als er auch, und dieſes Mal mit Hülfe des Bedienten, von den Bäumen einen Hamak los band, den wir jetzt bemerkten, forderte er endlich Prosper auf, Miß Ellen den Arm zu geben. Wie ſchnell kam Prosper dieſer Aufforderung nach!

Der Zug ſetzte ſich in Bewegung, abwärts der Stadt entgegen. Prosper und Ellen gingen voraus; ihnen nach der Vater mit dem Bedienten und hinter dieſen Emil und ich.

Ellen ſchien eifrig zu ſprechen; der Vater ſchwieg und beobachtete nur jeden ihrer Schritte, wenn es etwas ſteiler und ſchwieriger abwärts ging, immer

bereit, hülfreich beizuſpringen. Aber es that nicht noth; Prosper wachte mit mehr als galanter Sorgfalt über ſeine Schutzbefohlene.

Emil bemerkte es mit wohlgefälligem Lächeln und ſagte leiſe zu mir: Da haben Sie wieder eine Eroberung! Geſtern eine Italienerin, heute eine Anglo-Indierin! Es widerſteht ihm Keine.

Ich widerſprach dem guten Emil nicht, der ſich an den Erfolgen ſeines verehrten Freundes erfreute, obwohl ich die Sache anders auffaßte. Dieſes Mal ſchien mir Prosper an ſeinem eigenen Netze zu arbeiten. Wir kamen vor unſerem Hotel an, wo auch die Engländer wohnten. Wir empfahlen uns und eilten auf unſere Stube, wohin uns Prosper ſchon mit großen Schritten vorausgeeilt war. Daſelbſt fanden wir ihn heftig bewegt auf- und niedergehend.

Was iſt dir, Prosper? fragte Emil beſorgt.

Aber Prosper antwortete nicht ſogleich. Endlich ſagte er: Wir laſſen Como und den Dom und fahren mit dem Dampfſchiffe ab.

Dann wandte er ſich zu mir und legte, fieberhaft zitternd, beide Hände auf meine Schultern und ſah mir mit irren Blicken ins Geſicht. Schrecklich! rief er, ſchrecklich, wunderbar ſchön, herrlich und doch

toll, lächerlich, engliſch, ſpleenhaft, wahnſinnig, höchſt wahnſinnig!

Emil, der ſchon im Rücken Prosper's mit Einpacken beſchäftigt war, konnte deſſen verſtörtes und wild geröthetes Geſicht nicht ſehen und lachte bei den verwirrten Ausrufungen des Freundes laut auf. Das weckte Prosper aus ſeinem Paroxysmus; er warf ſich auf einen Stuhl und ſagte etwas ruhiger zu mir gewendet:

Stellen Sie Sich die Lächerlichkeit vor! Nur engliſches Blut iſt ihrer fähig, und nur die indiſche Sonne kann dem grauen Spleen eine ſo mährchenhaft ſchöne Farbe geben. Es iſt verrückt und zum Verrücktwerden! Die kleine Perſon liebt, und liebt einen Todten, liebt Lord Byron!

Was liegt daran? ſagte ich ſo ruhig und beruhigend als möglich, da mir die innere Aufregung, mit der dieſe Worte ausgeſprochen wurden, nicht entging: lieben wir ihn nicht auch?

Das iſt was Anderes! rief Prosper — ſie liebt ihn, liebt ihn wirklich wie einen Lebenden, iſt in ihn verliebt, als ſtände er leibhaftig vor ihr, als wäre jeder ſeiner Verſe ein Liebesbrief an ſie. Das iſt bei ihr zum Wahnſinn geworden, zur fixen Idee. Ich bin ſchon Arzt genug, um das zu erkennen. Sie

liebt ihn fieberhaft, und was ſie denkt, thut und ſagt, dreht ſich um dieſe fixe Idee, die im Innerſten ihres Gehirnes ſitzt, wie eine Spinne, und um ihre ganze Seele ein giftiges Netz webt. Bedenken Sie, ſie iſt nur darum nach Europa gekommen, um jede Stelle aufzuſuchen, die ſein Fuß berührt, die ſein Vers beſungen hat. Sie nennt das ihre Pilgrimage und thut es mit allem Glauben und Frömmigkeit. Der Vater, Lord-Oberrichter von ganz Indien, ſollte mehr Verſtand haben, als er hat; aber er iſt ein Narr und weicht ſeinem Kinde in allen Stücken. Er hat die ganze indiſche Gerechtigkeit im Stich gelaſſen um der fixen Idee ſeines Kindes willen, die, ſo geſchmeichelt nach und nach zum completeſten Wahnſinn werden kann. Und ſo ziehen ſie in dieſem Welttheile umher, immer den flüchtigen Schatten eines Todten verfolgend und unbekümmert um Leben und Lebende, für die ſie keine Augen haben.

Prosper bedeckte beide Augen mit den Händen und ſchwieg; aber ſein ganzer Leib zitterte, und man ſah es ihm an, daß er umſonſt nach Beruhigung ſtrebte. Ich war betroffen, Emil ſo erſchrocken, daß er die eine Hand im Reiſeſacke, an dem er mit Einpacken beſchäftigt war, ſtecken ließ und auf dem Boden knieend regungslos und verlegen bald Prosper,

bald mich mit großen Augen anſtarrte. Mein Freund, ſagte ich, Sie ſcheinen Sich die Sache zu ſehr zu Herzen zu nehmen und zu arg auszumalen. Nehmen Sie das Ganze für das, was es iſt: auf der einen Seite eine bizarre, nicht unpoetiſche Grille einer Engländerin, auf der anderen ein Reiſe-Abenteuer, das man nach vierundzwanzig Stunden vergißt.

Sehr richtig! rief Emil aufſeufzend und wie aus einem böſen Traume erwachend.

Auch Prosper leuchteten meine Worte ein; er ſtand auf und ſagte: Sie haben Recht, obwohl Sie nicht wiſſen, was ich weiß; denn Sie haben mit Ellen nicht geſprochen und ihr nicht in die Augen geſehen, wie ich. Ich aber habe in dieſen Augen den Tod geleſen. Kennen ſie dieſe dunkelblauen, doch durchſichtigen Augen, die einen ſo überirdiſchen Schein geben und doch, ach! nur von irdiſcher Hinfälligkeit, von Hinſchwinden und Verklingen zeugen? — Aber Sie haben ein weiſes Wort geſprochen: — ein Reiſe-Abenteuer und ſonſt nichts! — Wir wollen einpacken und mit ihr bis zur Villa Sommariva fahren; dort verlaſſen wir ſie. Ihr verſprechet, mir den Alexanderzug und die Hackert'ſchen Bilder und die Thorwaldſen'ſchen Basreliefs zu opfern und ſo-

gleich weiter nach Varenna reiſen zu wollen. Wir verlaſſen Ellen bei Statuen und Bildern und denken ihrer nicht mehr anders, als ob ſie ſelbſt eine herrliche Antike, ein liebliches Bild wäre.

Er machte eine Handbewegung gegen die Stirn, als ob er zudringliche Gedanken verſcheuchen wollte. Dann lachte er auf: „Was bin ich doch ein Thor!“ und ging hin, um Emil beim Einpacken zu helfen.

Da erſcholl die Glocke des Dampfſchiffes. Die momentane Ruhe Prosper's war dahin. Man fährt ab! rief er erſchrocken, ergriff den Stock und eilte fort, uns und ſein Gepäcke zurücklaſſend. Emil belud ſich ruhig, doch kopfſchüttelnd, mit ſeinem und des Freundes Reiſeſacke, und wir gingen gemächlich nach, wohl wiſſend, daß wir noch eine halbe Stunde Zeit hatten, bis die Glocke zum dritten Male tönte.

Auf dem Schiffe angekommen, fanden wir Prosper bereits um und für Ellen beſchäftigt. Er half dem Vater und dem Diener einen Winkel am hinteren Verdecke als Lager für Ellen zurecht machen und übertraf den erſteren an Sorgfalt bei Zurechtlegung der Teppiche, Shawls und Kiſſen, die alle ein orientaliſches Gepräge trugen. Er legte dabei einen Eifer an den Tag, welcher von der emſigen,

man möchte ſagen: ammenhaften Sorgfalt des Vaters unruhig abſtach. Das Lager ſchien ihm immer zu hart, und er legte Teppich auf Teppich, Kiſſen auf Kiſſen, ſah ſich dabei nach der Sonne um und prüfte, nach welcher Seite Ellen am beſten liegen könne, ohne von den heißen Strahlen geplagt zu werden. Dabei wandte er ſich immer zu ihr, die indeſſen auf einem Tabouret ſaß, und entſchuldigte ſich, daß es ſo lange währe. Der Vater hingegen ordnete und glättete ruhig und mit Umſicht das Lager und ebnete, was Prosper zu dienſtfertig und unbequem angehäuft hatte. Ellen, wie Emil bemerkte, ſah dabei mit einem dankenden Lächeln mehr nach dem Vater als nach Prosper. Sobald das Lager bereitet war, reichte ihr der ehemalige Lord-Oberrichter mit einer Art von Höflichkeit den Arm und führte ſie dahin, milde die herbeiſtrömenden Reiſenden nach der Seite ſchiebend, um ſich und ihr einen bequemen Weg zu bahnen, während Prosper unbewußt eine Bewegung machte, als ob er ſie auf die Arme nehmen und hintragen wollte.

Ellen ſah auf ihrem indiſch-üppigen Lager in der That reizend aus. Der ruhige Emil ſelbſt, obwohl er, wie ich aus einzelnen Aeußerungen merken konnte, eine Art leiſen Aergers und verhaltener Ei-

ferſucht gegen ſie zu verſpüren anfing, geſtand es zu und betrachtete ſie mit mir lange und aufmerkſam.

Was glauben Sie? fragte er: dieſes Geſchöpf könnte einem wohl ſehr gefährlich werden?

Bedeutend!

Prosper, fuhr er fort, wäre im Stande, ſich aufs gewaltigſte in ſie zu verlieben.

Es iſt klar, daß dies ſchon geſchehen iſt.

Emil erſchrak und ſah mich an, ob ich das im Ernſt meinte. Dann ſchüttelte er den Kopf und ſagte nachdenklich: Es iſt wahr, daß er ſeit einer Stunde wie toll iſt, der ruhige, ſtolze, über Alles lächelnde Prosper! Aber fügte er mit größerer Unruhe hinzu, das iſt ja ein Unglück! denn erſtens iſt ſie eine Närrin, zweitens ſteht ſie am Rande des Grabes. Sehen Sie ſie nur an! Iſt das nicht eine früh verwelkende Blume.

In der That lag ſie auf ihrem grünen, golddurchwirkten Teppich wie eine kleine, früh gebrochene Blume da, die der Tod nicht mehr zu pflücken, ſondern nur noch aufzuleſen brauchte. Die feine, durchſichtige Wangenröthe, die, während ſie ſprach, ſchnell kam und verſchwand, ſchien verrätheriſch, und die langen und dunkeln Wimpern konnten es nicht genug verbergen, die Augen beſtätigten, was die fliegende

Röthe und die ganze zarte Geſtalt bezeugten. Wie lieblich ſie auch anzuſehen war, ſo kam doch ein Hauch von Wehmuth aus ihrem ganzen Weſen, der ſich traurig und hemmend vor die Seele drängte. Emil ſchien dies weniger zu fühlen; er dachte nur an Prosper, der indeſſen, unſer vergeſſend, dort am Lager ſaß und ſich eifrig mit Ellen unterhielt.

Das Schiff hatte ſich indeſſen in Bewegung geſetzt. Wir dampften dahin über den herrlichen See, der überall und bei jedem Blicke den neueſten und ſchönſten Genuß bietet, dahin durch dieſe vollendete Welt, in der nichts ſtört, nichts aus ſüßeſten Träumen weckt, die abgeſchloſſen, edel, klar in ſich ſelber ruht. Emil gab ſich offenbar Mühe, traurige Gedanken abzuwehren, um ſich ungeſtört freuen zu können. Bah! rief er, ich bin ein Narr! in drei Viertelſtunden verlaſſen wir die tolle Engländerin und ſehen ſie vielleicht nie wieder! Mit dieſen Worten ſchien er eine beängſtigende Laſt abgeſchüttelt zu haben; er nahm mich unter den Arm und wanderte mit mir auf und ab, um ſich keinen Punkt dieſer Schönheitsfülle entgehen zu laſſen.

Auf unſerem Gange kamen wir oft zu Ellen und Prosper zurück; ſie führten, wie wir hören konnten, ein lebhaftes Geſpräch, deſſen Gegenſtand oft wech-

ſelte. Da wir einmal vor ihnen ſtehen blieben, erzählte Ellen eben von einem indiſchen See, und ſie malte ihn mit ſo lebendigen Farben, daß nicht nur Prosper, daß auch wir die uns umgebende, zunächſt liegende Herrlichkeit vergaßen. Sie liebte es, ihre Beſchreibung mit Byron'ſchen Verſen aus Childe Harold, dem Giaur ꝛc. zu ſchmücken; wie gut angebracht auch die Citationen waren, ſo ſchienen ſie Prosper doch zu ſtören. Bei jedem Byron'ſchen Verſe legte ſich ſeine Stirn in Falten und nahm ſein Geſicht, das bis dahin lächelnd und glücklich zugehört hatte, den Ausdruck unterdrückten Aergers, heimlichen Zornes an.

Ein anderes Mal ſahen wir ihn ſchon von fern lebhaft und zornig geſticuliren. Wir näherten uns raſch und hörten, wie er mit bebender Stimme rief: Glauben Sie denn z. B., daß, wenn er lebte, er Sie lieben würde?

Ellen, überraſcht vom Tone dieſer Worte, wandte ſich ihm ganz zu, ſah ihm groß in die funkelnden Augen und ſagte ſtolz und feſt: Ja, Sir, das glaube ich!

Nein, Miß! rief hart und bitter Prosper dagegen: nein, Miß, ich glaube es nicht! Das Mädchen, das mit nackten Füßen über die ſchottiſchen Berge

läuft, zog er allen gebildeten Damen vor, die von Shakeſpeare, Milton und ihm wußten.

Ellen war erſchrocken; ſie drückte ein glänzend gebundenes Buch an ſich und verſuchte, ungläubig zu lächeln. Prosper aber wandte ſich von ihr, nahm mich unter den Arm und ſchloß ſich unſerer Wanderung an. Bald blieb er ſtehen und blickte ſchweigend in die ſchäumenden Furchen, die das Schaufelrad hinter ſich zurückließ. Das Rauſchen und Brauſen ſchien ihm wohl zu thun.

Der Lord Oberrichter weckte ihn aus ſeinem Brüten. Er kam heran und faßte die Hand Prosper's. Junger Mann, ſagte er und blickte ihn mit Wohlwollen ins Auge, ich habe das größte Vertrauen zu Ihnen und ſpreche, trotz der kurzen Bekanntſchaft, wie zu einem alten Freunde. Ich bin überzeugt, daß Sie nur der edelſten Gefühle fähig ſind und daß nur dieſe Ihnen die Worte eingegeben, die Sie zu meinem Kinde geſprochen. Sie haben ſchnell die unheilvolle Einbildung erkannt, die an Miß Ellen zehrt, und ſuchen mit Wohlwollen ihr entgegen zu wirken. Ich danke Ihnen, aber bitte Sie, ſie in ihrem Wahne nicht mehr zu ſtören, ja, die Kränkung wieder gut zu machen. Handeln Sie darin wie ich ſelbſt. Sie iſt ein hinſchwinden-

des Weſen; ihres Bleibens iſt nicht auf dieſer Erde, in dieſem heiteren Sonnenlichte. Die wenigen Tage, die ihr zugemeſſen ſind, ſoll ſie von keinem Widerſpruche geſtört, ganz ihren Träumen lebend, ohne einen Moment des Kummers dahinbringen. Das zu erreichen, habe ich mir zur theuren Aufgabe gemacht; ſie iſt mein einziges Kind, das einzige Pfand der Liebe, das mir mein früh entriſſenes geliebtes Weib zurückgelaſſen. Sie ſoll glücklich und ihr kurzes Leben von keinem Wölkchen getrübt ſein.

Prosper nickte bejahend und gerührt lächelnd. Dann eilte er zu Ellen zurück. Noch bevor er ſprechen konnte, ſtreckte ſie ihm die Hand entgegen und ſagte halb bittend, halb vorwurfsvoll: Mr. Prosper, Sie waren den ganzen Morgen ſo gut gegen mich; warum wurden ſie plötzlich ſo hart und böſe?

Verzeihung! lispelte Prosper. Er faßte die dargereichte Hand, von der Ellen den Handſchuh gezogen hatte, und drückte einen heißen Kuß darauf. Es entging uns nicht, daß dem Kuſſe eine volle, ſchwere Thräne folgte, die auf die weiße Hand fiel. Ellen blickte erſtaunt und verlegen. Kein Wort wurde geſprochen, und wir waren der Villa Sommariva, dem Scheidepunkte, ſchon ſo nahe. Der ſchöne Jüngling ſtand bleich und gebrochen da.

Wenige Männer gibt es, die am Krankenbette eines Freundes oder einer Freundin nicht unbeholfen wären. Meiſt rennen ſie rathlos umher, ſind eckig, ungeſchickt und ſtoßen überall an, mit dem beſten Willen zu helfen, und während gleichgültige Perſonen auf Mittel ſinnen und ſie finden, laſſen ſie, die ihr Leben hingeben möchten, unthätig die Arme ſinken. So ſtand Emil bei Prosper in jenem Momente, der für ihn ſichtbar ein ſchwerer, ein kummervoller geweſen. Wenn aber der Augenblick höchſter Gefahr, des drohendſten Verluſtes gekommen, wo die gewöhnliche Pflege nicht mehr ausreicht, dann entwickeln jene Unbeholfenen, Rathloſen, Ungeſchickten eine Energie, die überraſcht und ans Heldenhafte gränzt. Auch dieſer Moment ſollte für Emil kommen.

Das Dampfſchiff beſchrieb ſchon den Bogen, um an der Landungsbrücke vor der Villa Sommariva anzulegen. Prosper bebte am ganzen Leibe, als er Ellen vom Lager aufhob und ſie dem Vater übergab, der ihr den Arm reichte. Schon wurde das Brett auf das Schiff gelegt; neue Reiſende kamen in Maſſen an; die andern ſuchten nach ihrem Gepäcke. Gedränge und Verwirrung entſtand; man forderte die Landenden auf, das Schiff ſo ſchnell als

möglich zu verlassen. Prosper mußte den abgehenden Freunden den Weg bahnen; er wußte nicht, was er that, er stieß und drängte die Passagiere, die sich gegen den unartigen Gast vertheidigten, ohne daß er es merkte. An der Brücke reichte uns der Lord Oberrichter, dann Ellen die Hand. Prosper faßte sie zuletzt und küßte sie. Dann sah er ihr noch einmal ins Gesicht; seine Augen öffneten sich weit und schienen durstig ihr Bild für ewige Zeiten fassen zu wollen. Da sie ihm die Hand entzog, seufzte er schwer auf und ließ den Kopf auf die Brust fallen. Aber bald schnellte er wieder empor; er richtete sich auf, und wild vorschreitend, setzte er einen Fuß auf das Landungsbrett. Der ganze Oberleib war vorgebogen; es zog ihn unwiderstehlich vorwärts. Er machte eine Bewegung — da faßte ihn Emil mit einem mächtigen Griff am Arme und schob ihn mit einem Rucke zurück ins Gedränge. Zornesröthe überflog Prosper's Gesicht; er wandte sich entrüstet gegen den Freund. Dieser sah ihm ruhig und fest ins Auge. Prosper ließ die Arme sinken, wandte sich und ging langsamen Schrittes auf das Hinterdeck. Das Schiff zog weiter, ohne daß er sich ein einzig Mal umgesehen. Er sah hinab in die Wellen und schwieg.

Kaum merkte er es, daß das Schiff anlegte und daß wir in Varenna angelangt waren. Mechanisch folgte er uns und wir gingen durch die aufsteigende Gasse des Fleckens, wie man von einem Begräbniß zu gehen pflegt. Auf der Terrasse des Posthotels, in das wir einkehrten, im Angesicht der beiden Arme des herrlichen See's, erwachte er wieder und hielt es für nothwendig, sich seiner Schweigsamkeit wegen zu entschuldigen. Emil zuckte die Achseln. Nach eingenommenem Mahle forderte uns Prosper auf, eine Tour auf dem See zu machen. Wir mietheten einen Kahn und fuhren hinaus. Prosper hatte seine Mappe mitgenommen und zeichnete. Er vertiefte sich in seine Arbeit und führte sie in den kleinsten Einzelheiten mit großer Geschicklichkeit aus. Nicht Eine Nuance der Schönheit von Varenna ging seiner Zeichnung verloren. Als dieser Flecken aufs Papier gebannt war, fuhren wir der gegenüber liegenden Villa Serbelloni zu, und Prosper nahm daselbst seine Arbeit mit demselben angestrengten und gewissenhaften Eifer vor.

So rückte der Abend dieses bewegten Tages heran; bevor wir in Varenna ankamen, war vollständige Nacht herabgesunken. Wir setzten uns auf die Terrasse, und bei duftigen Cigarren und gutem

ſchwarzen Weine löſ'ten ſich bald die Zungen, die ſeit Stunden in ſchweigendem Banne gelegen hatten. Die Nacht war ſchön, der Himmel dunkelblau; die Sterne ſchienen größer und näher; der Mond kam von Lecco herauf und tauchte den einen Arm des See's in zitternden Silberglanz, während der andere von melancholiſchen, doch lieblich friedlichen Schatten bedeckt blieb. Aus den Gaſſen Varenna's ſcholl von Zeit zu Zeit Gelächter oder die Strophe eines Volksliedes herauf, während uns zu Füßen von einem leiſen Nordhauche bewegt, die Wellen nur ſchüchtern liſpelten. Ueber die mondbeglänzte Fläche fuhr ein einſamer Kahn — hinter uns, vom Norden her, blickte ein ſchneebedeckter Berggipfel, im Mondſchein doppelt glänzend, über das friedvolle Bild.

Stunde um Stunde entfloß in Anſchauung und behaglichem Geſpräche. Ein feierliches Uebereinkommen ſetzte für alle Zukunft eine ſyſtematiſche Correſpondenz feſt, auf daß wir einander nicht aus den Augen verlieren und Einer dem Anderen künftig auf ſeinem Lebenswege folgen könne. Prosper's Plane waren einfach. Er wollte Arzt werden und in ſeiner Heimat Lauſanne als nützlicher Bürger leben. Der Schmuck ſeines Lebens ſollte das Studium der Naturwiſſenſchaften werden, dem er ſich

bereits seit Jahren mit Eifer ergeben hatte. Er stützte sein schönes Haupt in die Hand und sagte vor sich hin: Ein Mann kann eigentlich nie unglücklich sein. Das Unglück ist eine Fabel. Man wirkt und vertieft sich; man findet und schafft sich überall Pflichten, die man erfüllt oder zu erfüllen sucht. Die Wissenschaft, das Vaterland, der Freund beschäftigen Geist und Herz so reich und angenehm, daß man glücklicher Weise nicht Zeit hat, an sich selbst zu denken. Und bei allem dem hat die Naturwissenschaft etwas so Beruhigendes, ist sie eine Brücke, die aus dem besonderen, beschränkten Leben in das große und allgemeine führt, in dem man sich gern und mit Hingebung als ein Theil des Ganzen verliert. Das unscheinbarste Resultat ist ein großer Sieg; die kleinste Errungenschaft gibt, wenn auch nur momentan, doch volle Befriedigung. Wie soll man da unglücklich sein?

Während er so sprach, wurde der Ton seiner Stimme immer unsicherer; es war, als spräche etwas in ihm gegen seine eigenen Worte. Er schwieg und versank in trauriges Nachdenken. Emil fürchtete diese Stille und sagte: Es ist spät, wir müssen zu Bette! — Und er rief dem Kellner, um das Nachtlager zu bestellen.

Da ſprang Prosper auf. Er legte die Hand auf meine Schulter und rief: Mein Freund! Alles, was ich hier geſagt habe, iſt Lug und Trug! Und mit der Hand nach der Villa Sommariva deutend, fügte er aufgeregt hinzu: Dorthin liegt mein Glück!

Aber, Prosper! ſagte Emil vorwurfsvoll: du biſt heute den ganzen Tag ſo ſchwach, wie ich dich nie geſehen habe.

Schwach? fragte Prosper! indem er ſich ſtolz aufrichtete. So erfahre, daß ſie zu uns nach Lauſanne und an den Genfer-See geht, und daß ich nicht zurückkehre, ſondern meine Reiſe nach dem Lago Maggiore und dann nach dem Norden fortſetze. Du könnteſt wohl meine Verpflichtung übernehmen und an meiner Statt nach Zofingen gehen — aber ich will es nicht! Ich gehe ſelber hin; ich kehre nicht nach Lauſanne zurück, wo ich noch einige herrliche Tage mit ihr verleben könnte. Ich habe für immer Abſchied von ihr genommen, und du nennſt mich ſchwach? Aber dieſe Schwäche habe ich; ich will heute noch in ihrer Nähe ſein, ich will das Haus, in dem ſie ſchläft, noch ſehen. Ich fahre nach der Villa Sommariva, und du wirſt hoffentlich deinen ſchwachen Freund begleiten.

Emil ſah mich fragend an; ich nickte ihm beja-

hend, und ſo bezahlte er, welcher der Reiſe-Caſſirer war die Rechnung, und eine Viertelſtunde ſpäter fuhren wir auf einem gemietheten Kahne, von der mitternächtlichen Briſe begünſtigt, mit vollem Segel und zwei Ruderern von Varenna über den See hin, der Villa Sommariva zu. Prosper ſetzte ſich ans Steuer und ſorgte dafür, daß die Spitze des Kahnes immer dem Lichte zugekehrt blieb, das uns von der Villa entgegenkam. Dabei blickte er heiter und forderte endlich die Schiffer auf, eines ihrer Lieder zu ſingen, was ſie gern thaten. Wir ſangen den Rundreim kräftig mit, und die Fahrt, die eine traurige zu werden gedroht hatte, wurde zu einer gemüthlichen, klaren, verſchönert durch milden Mondſchein und leiſe Nacht-Zephyre.

Der Villa nahe, bat Prosper die Sänger, das Lied abzubrechen, und wir landeten ſtill wie Schmuggler an der Treppe, die aus dem Garten am Hotel der Sommariva direct in den See führt. Die Schiffer blieben im Kahne; Prosper und Emil nahmen ihre Reiſeſäcke auf den Rücken und wir ſtiegen aus. Das ganze Hotel lag in tiefem Schlummer; kein Laut war zu hören.

Wir ſtanden vor der Thür und wußten nicht, was zu thun, immer erwartend, daß Prosper etwas

beginne. Er blieb aber ruhig und sah schweigend zu den Fenstern hinauf. Plötzlich rief er: Und sie soll sich doch meiner und dieses Tages erinnern!

Er griff in die Seitentasche und zog das Album hervor, in das er den ganzen Nachmittag mit so großem Eifer gezeichnet hatte. Aber wie er es hervorzog, fiel das rothe Seidentüchlein heraus, das er Tags zuvor in der Grotte eingesteckt und als Andenken an die braune Lombardin mitgenommen hatte. Ueberrascht hob er es vom Boden auf und betrachtete es beim Lichte des Mondes. Dann lächelte er und reichte es Emil; aber schneller, als er es hingereicht hatte, zog er es wieder zurück und sagte lächelnd: Der Mensch sei nicht undankbar! und steckte es wieder in die Brusttasche. Dann pochte er an die Hausthür; nach einigen Minuten kam ein verschlafener Kellner heraus und fragte, ob man Nachtquartier wolle. Nein! sagte Prosper und reichte ihm das Album und zugleich ein Geldstück. Geben Sie das Album, aber gewiß, an Miß Ellen Grey, die junge englische Dame, die heute Mittags mit einem älteren Herrn und einem Bedienten hier eingekehrt ist. Sie hat es auf dem Schiffe vergessen, und sagen Sie ihr, daß es ihr Reisegefährte gebracht hat.

Soll morgen mit dem Früheſten beſtellt werden, verſicherte der Kellner.

Wohl! ſagte Prosper und kehrte zu uns zurück. Jetzt ſchnellen Abſchied! rief er und reichte mir die Hand — wir wandern die Nacht durch über dieſe Berge nach Mendriſio. Leben Sie wohl, mein Freund, und verzeihen Sie mir die Langeweile, die ich Ihnen heute nothwendiger Weiſe verurſacht haben muß. — Er umarmte mich herzlich; ſo that auch der gute Emil.

Einige Minuten ſpäter ſah ich nur noch ihre gelben Hüte aus dem Gebüſche des Berges hervorſchimmern. Traurig kehrte ich zum Kahne zurück, der mich bald auf den offenen See hinaustrug. Da erſchollen von der Höhe des Berges noch grüßende Rufe; ich ſah zwei ſchlanke Schatten; auch ſie verſchwanden bald.

Am anderen Morgen wanderte ich einſam durch die Galerieen des Comer-See's dem Norden zu, der rauſchenden Adda entgegen. Erſt in Sondrio fand ich Ruhe genug, die Abenteuer der letzten Tage nachträglich in mein Tagebuch zu ſchreiben. Bereits erſchienen ſie mir in ſo verklärtem Glanze, daß ich, wie ich jetzt, da ich das Tagebuch copire, merke, den Titel „Schöne Tage" über die drei Seiten ſchrieb.

Ich verließ, wie schon gesagt, vor den schweizer Bergen bei Madonna S. Tirano angelangt, die tyroler Straße, und drei Wochen später lag der Bernin, das Engadin-Thal, der Albula, ganz Graubündten, Chur Pfäffers hinter mir, und an einem schönen Sonntage fuhr ich über den Wallenstädter-See. Der Felsen-See vergaß sich und seinen düsteren Charakter und lächelte ganz gemüthlich in die Welt hinein; die sieben Kurfirsten oder Kuhfirsten streckten ihre kahlen Häupter ins Sonnengold und blickten uns freundlich und herablassend, wenn auch majestätisch, nach. In Weesen verließen wir das Dampfschiff und bestiegen einen Kahn, um auf den raschen Wellen des Linthcanals, jenes sprechenden Denkmals nutzbringender Bürgertugend, hinabzugleiten. in den Schooß des Züricher-See's. Der Kahn schoß dahin wie ein Pfeil, obwohl die Ruderer müßig ruhten. Desto größeres Mitleid erweckten bei der Reise-Gesellschaft die armen Musici, die am Ufer, auf staubigem Wege, in brennender Sonnenhitze gegen Uznach, wo sie diesen Abend aufspielen sollten, dahinkeuchten. Sie trugen ihre Instrumente unter dem Arme auf dem Rücken, wie wandernde Väter und Mütter ihre Kindlein tragen. Unser ganz besonderes Mitleid erweckte der Baßgeigenträger, und wir

ſtießen ans Land und luden die Träger ſüßer Töne ein, mit uns auf unſre Koſten die Reiſe fortzuſetzen. Sie ſtiegen ein, wiſchten den Schweiß von der Stirn, und dankbar huben ſie zu blaſen und zu geigen an und ſpielten ſchweizeriſche Heimats-Melodieen. Ein ſchweizeriſcher Conditor, der eben aus Rußland nach jahrelanger Abweſenheit mit vollen Säcken heimkehrte, weinte dicke Thränen; die Anderen jauchzten und jodelten. So kamen wir mit Sang und Klang in Uznach an.

Dort beſtieg ich wieder das Dampfſchiff und fuhr in den Züricher-See hinein. Die lange Brücke von Rapperſchwyl öffnete ſich; wir flogen durch, und vor uns lag die grüne Inſel Ufnau, das heilige Grabdenkmal und Grab des Mannes von Schwert und Feder. Verehrungsvoll richtete ich meine Blicke dahin. Da ſtieß aus einer kleinen, buſchigen Bucht ein Kahn in den See; die Ruderer zogen mächtig an, und er flog auf uns zu. Das Zeichen wurde gegeben, das Dampfſchiff hielt, die Treppe wurde niedergelaſſen. Zwei der Ruderer warfen die Ruder hin und erhoben die Köpfe. Mein Herz jauchzte auf: Proſper und Emil ſprangen an Bord und an meine Bruſt. Ueberraſchung. Freude, Frage und

Antwort. Wie glücklich war ich mit meinem Entschlusse, den Rückweg durch die Schweiz anzutreten.

Diesmal genossen wir die Freuden der Seefahrt alle drei gemeinschaftlich; es war keine Ellen da, die uns Prosper hätte entziehen können, und Emil brauchte nicht besorgt zu sein. Prosper meinte, jetzt genieße er erst die Reise recht, denn seit drei Wochen habe es ihm beim Anblicke jeder Naturschönheit unnatürlich geschienen, daß ich nicht dabei gewesen. Emil versicherte dasselbe, und ich glaubte ihnen, denn ich hatte Aehnliches empfunden, und wir drückten einander die Hände.

Prosper und Emil, da sie sich einer Universitätsstadt näherten, hatten, um ihren offiziellen Charakter als Abgeordnete zum zofinger Bunde zu bekunden, dem Brauche gemäß Schärpen mit den Landesfarben angelegt. Das that sogleich bei unserer Ankunft in Zürich seine Wirkung. Alle Studenten, die sich am Hafen befanden oder uns in den Gassen begegneten, begrüßten und begleiteten uns in den großen Zügen in das bescheidene Hotel zum Schwan, dann in den großen Kneipengarten zur Tanne, wo wir mit Liedern und Wein empfangen wurden. Emil fühlte sich im Treiben dieses deutschen Universitäten nachgeahmten Lebens sehr behaglich, und er trank und sang ge-

müthlich mit den Anderen. Prosper war freundlich, aber ernst und still. Wir hatten noch kein Wort von Ellen gesprochen, doch fühlte ich, daß ihn ihr Andenken begleitete. Sein ganzes Wesen war mild, fast melancholisch; seine Stimme zitterte manchmal unwillkürlich, sein ernstes, doch freundliches Gesicht schien immer etwas zu verschweigen. Keinesfalls stimmte es mit dem jugendlichen, etwas rohen Behaben der übrigen Studentenschaft. Zu Hause verhehlte er es nicht, daß er sich für dergleichen lärmende Vergnügungen nicht mehr tauglich fühle, und am Morgen, da uns die Studenten wieder zu holen kamen, ließ er Emil allein fortziehen und schloß sich mir an, da ich mich aufmachte, die Tante Margarethens zu suchen und ihr den Brief zu übergeben. Ich hatte Prosper die Geschichte dieses Briefes erzählt, und er betrachtete den mir gewordenen Auftrag, wie ich selbst, als heilig. Er scheute die Mühe nicht, mit mir alle Gassen zu durchrennen und hundert Mal nach der Adresse der alten Frau zu fragen. Endlich fanden wir sie. Die Tante Margarethens wohnte unweit Zürich in einem einsamen kleinen Hause, am Ufer des Flusses, unfern von dem schattigen Parke, in welchem Geßner's Monument steht. Wir fanden eine gute Alte, die sich in einem be-

ſcheidenen, wenn auch nicht reich eingerichteten, Hausweſen behaglich fühlte. So wie ich ſelbſt den Brief geſchrieben und überbracht, eben ſo mußte ich ihn ſelbſt leſen, da die Alte, wie ſie ſagte, ihre Brille nicht finden konnte. Sie war von dem Inhalte ſehr gerührt und verſicherte, daß ſie das Kind lieber heute als morgen zu ſich nehmen wolle und daß ſie hoffe, es wohl erziehen und endlich als ihre Erbin gut an den Mann bringen zu können. Sie wollte Margarethen alles das gleich ſelbſt ſagen, und ſo ſetzte ich mich hin und ſchrieb es in ihrem Namen wieder nach Bruſio. Diesmal ging der Brief mit der Poſt ab. Die Alte ließ ſich noch mancherlei erzählen und war ſehr zufrieden, daß Margarethe bei den Signori Trippi, den Honoratioren ihres Ortes in Anſehen und Achtung ſtehe. Zum Dank für ſo gute Nachrichten ſetzte ſie uns ein gutes Frühſtück in Wein und Käſe vor, und als wir uns verabſchiedeten, nahm ich die Beruhigung mit, daß Margarethens Kind hier gut aufgehoben und geborgen ſein werde. Möge der Dichter der Idyllen über Pepita's Jugend gewacht und ihr eine glückliche Ruhe für alle Zeiten ins Herz gehaucht haben!

Prosper war mit ſeinem Vormittage zufrieden; er wollte ſich den guten Eindruck nicht ſtören laſſen,

und wir ſpazierten allein durch die ſchattigen Alleen in der Nähe. Auf einer Steinbank ruhten wir aus. Plötzlich zog Prosper einen Brief aus der Taſche und hielt ihn mir unter die Augen. Von Ellen! ſagte ich?

So iſt es! lächelte er — ſie hat ihr Wort gehalten und mir von Lauſanne aus geſchrieben — ich habe ihr nach Montreux, wo ſie jetzt iſt, geantwortet.

Und wie ſchreibt ſie? fragte ich.

So, wie Sie es wünſchen, antwortete Prosper und verſuchte zu lächeln — wie eine „Reiſe-Bekanntſchaft" an eine Reiſe-Bekanntſchaft" ſchreibt. Ich hoffe, fügte er dann hinzu und drückte mir krampfhaft die Hand — ich hoffe, Sie, auch eine Reiſe-Bekanntſchaft, werden mir wärmer ſchreiben. In wenigen Tagen verläßt ſie den Genfer-See, um noch vor dem Winter Italien zu erreichen; nächſtes Jahr geht ſie nach Griechenland und in den Orient, immer den Spuren ihres Lords folgend und ſich immer mehr und mehr vertiefend in ihren unheilvollen Wahnſinn.

Sein Nacken, der ſtolz und energiſch, wenn auch etwas geneigt, den ſchönen Kopf zu tragen gewohnt war, beugte ſich herab; er legte beide Hände in den

Schooß und betrachtete ſchweigend den Brief, den er halb zerknittert vor ſich hin hielt. Dann ſprang er auf und ſagte: Wir wollen die kurze Zeit, die wir noch mit einander zu verbringen haben, nicht ſo eitel verſchwenden, ſondern heiter leben. Sprechen wir nicht mehr von Como und ſeinem Abenteuer.

Das thaten wir denn auch nicht. Die zwei Tage wurden nützlich und heiter dahin gelebt; die Collegien waren noch nicht geſchloſſen, und wir beſuchten den belehrenden Profeſſor Löwig und den intereſſanten Oken.

Als ich weiter wanderte, nahm ich das ſüße Bewußtſein mit, in den ſchweizer Bergen zwei gute, warme Freunde zurückgelaſſen zu haben. — —

Prosper ſchrieb mir, ich antwortete, und Jahr auf Jahr verging. Prosper hatte ſchon die Univerſitäten von Bern und Paris hinter ſich und ſaß bereits als Arzt in ſeiner Vaterſtadt Lauſanne, und ſeine Lebens-Anſichten, die er mir auf der Terraſſe von Varenna aus einander geſetzt, ſchienen, trotzdem er ſie ſelbſt als Lug bezeichnet hatte, nach und nach Lebenswirklichkeiten werden zu wollen. Mit Emil ging es nicht ſo, wie es Prosper gewünſcht hatte. Der ſah bald ein, daß er nicht für die Wiſ-

ſenſchaft geboren war, und hatte ſich, lange bevor der Freund aus Paris zurückgekommen, als ſolider und ruhiger Beſitzer eines kleinen Gutes am Ufer des Genfer-See's, in der Nähe von Lauſanne, eingerichtet und mit bürgerlicher Ruhe unter den Töchtern des Landes gewählt und ein Weib genommen. Prosper ſchrieb mir oft und mit Freude von des Freundes, wenn auch beſchränktem, doch ſchönem Glücke. Im Ganzen bildeten die Erfahrungen, die er in der Fremde, beſonders in Paris, gemacht, den Inhalt ſeiner lebensvollen und warmen Briefe. Bei den nur wenigen gemeinſchaftlichen Erlebniſſen war es natürlich, daß er von Zeit zu Zeit auf die Tage vom Comer-See zurückkam und an dieſen oder jenen Moment erinnerte. Der Ton, in welchem er von jenen Zeiten ſprach, war aus einem melancholiſchen nach und nach ein ziemlich klarer und endlich ein ſo ruhiger geworden, daß ich, da ich Anfangs nur mit Vorſicht auf dieſen Gegenſtand unſeres Briefwechſels eingegangen, endlich ohne Rückhalt darüber ſprach und ihn zuletzt als einen veralteten und erſchöpften ganz fallen ließ. Aber damit verſchwand auch der Stoff, der uns urſprünglich an einander geknüpft hatte — unſere Lebenswege nahmen ganz verſchiedene Richtungen — Prosper war ſehr beſchäftigt, und der Brief-

wechsel stockte. Höchstens alle zwei Monate kam mir ein Brief mit dem Poststempel Lausanne zu.

So kam das Jahr 1846 heran. Ich bereis'te Norddeutschland und machte in Hannover einen längeren Halt. Dort erreichte mich ein Brief Prosper's, in welchem wie schon seit lange nur noch von politischen und gesellschaftlichen Zuständen seiner Heimat die Rede war und in welchem der junge Arzt für einige Zeit Abschied von mir nahm, da er, zu einer municipalen Würde erhoben, viel Arbeit vor sich sah. Desto mehr überraschte es mich, als ich schon einige Tage später wieder einen Brief Prosper's in Händen hielt. Dieser war kurz, offenbar in Eile geschrieben und lautete so:

„Mein Freund!

„Stellen Sie Sich meine Ueberraschung vor! Vorgestern ist Miß Ellen Grey mit ihrem Vater hier in Ouchy angekommen. Sie stieg im Anker ab und ließ mich sogleich holen. Ihre Gesundheit ist angegriffen und schwächer als vor vier Jahren, aber sie sieht doch jünger und unendlich schöner aus als damals. Ihr Wahnsinn ist derselbe, nur, wie es scheint, intensiver. Sie hat ganz Italien, Griechenland und einen Theil des Orientes gesehen — oder vielmehr nicht gesehen. Sie

ſpricht nur von Abydos, Miſſolunghi ꝛc., nur von den Orten, die Byron berührt hat und die ihr heilig ſind. Ich habe den ganzen geſtrigen Tag in ihrer Geſellſchaft verbracht; heute ging ſie in das Lauſanne gegenüber liegende Bad Evian ab, und ich bin ihr Arzt. Sie erſehen daraus, daß ich ein gewiſſenhafter Medicus bin, denn ich ſelbſt habe ſie dahin und von Ouchy fortgeſchickt. Doch werde ich ſie oft beſuchen. Emil grüßt Sie. Er iſt ein ganzer Philiſter geworden. Da er von Ellen's Ankunft hörte, ſchlug er verzweifelt die Hände über dem Kopf zuſammen. Er iſt ein Narr und hält mich auch dafür. Ich aber bin es ſeit lange nicht mehr, ſondern bin ein ruhiger Bürger und praktiſcher Mann. Apropos! Meine Familie will mich verheirathen, ich glaube aber nicht, daß etwas aus der Sache wird.

Ihr Prosper."

Dieſem Briefe, welcher trotz ſeiner Schlußſätze meine Beſorgniß erweckte und meine Aufmerkſamkeit dem Genfer-See zulenkte, folgten raſch und unregelmäßig viele andere, die mir bald bewieſen, daß jene Beſorgniß nicht unbegründet geweſen. Ich gebe hier nur Auszüge derjenigen, welche dem Ende zudrängende Einzelheiten enthalten.

„Evian, im Auguſt.

„Ich ſchreibe Ihnen dieſes unter den zwei prächtigen Platanen, die den ganzen Hof des Badehauſes wie ein großartiges Zelt undurchdringlich beſchatten. Im Badehauſe ſelbſt wohnt Ellen, die jetzt Sieſta hält, nachdem wir auf dem See eine kleine Spazirfahrt gemacht. Ich bin nämlich ihr Arzt und habe mir einen ſchönen, bequemen Kahn bauen laſſen, der mich alltäglich von Lauſanne hieher bringt. Von Lauſanne aus ſehe ich mit einem guten Fernrohr über den See, der hier am breiteſten iſt, aus meinem Fenſter gerade in das Fenſter Ellen's, und das thue ich oft und verbringe mit dieſer kindiſchen Beſchäftigung meine halbe Zeit; hier in Evian hüte ich mich, hinüber nach Lauſanne zu ſehen, was doch das Hauptvergnügen der hieſigen Gäſte auszumachen pflegt. Jeder Blick da hinüber vermehrt meine Gewiſſensbiſſe; denn ich vernachläſſige meine Kranken, meine Familie, meine Pflichten, meine ganze Zukunft. Sie ſehen, ich fange an, mich anzuklagen, ich greife zu dem erbärmlichen Mittel ſchwacher Seelen, das zu nichts führt, als zur Befeſtigung in der Schwäche. Anſtatt mit einem energiſchen Ruck ihrem Zuſtande eine andere Wendung zu geben, erleichtern

ſie ſich für Momente in Worten. Wenigſtens gebe ich mich in dieſer Hinſicht keiner Täuſchung hin. Die kurze Spanne Zeit, die Ellen noch gegönnt iſt, will ich mit allem Glück und Unglück bis auf die Neige auskoſten. Sie ſchwindet dahin und wird den Herbſt nicht überleben. Folge dann, was will; mir iſt die Zukunft gleichgültig, darum bin ich geizig mit der Gegenwart, mit dem Augenblicke, den ich mit ihr verleben kann. Sollte man nicht meinen, daß dieſe Augenblicke nur Freude, nur Glück bringen? Mein Freund, ſie ſind nur eine Reihe der bitterſten Kämpfe, der erniedrigendſten Kämpfe gegen Schatten. Ihre Einbildung, ihr Byron zehrt an ihr wie ein Vampyr. Es iſt furchtbar ſich ſagen zu müſſen, daß ſie ohne dieſen Vampyr vielleicht ihrer Krankheit hätte entriſſen werden können, und beſchämend iſt es, ſich in einem nutzloſen Kampfe gegen einen unſichtbaren Feind, gegen einen todten Nebenbuhler aufreiben zu müſſen. Wo ihn faſſen und wo den Muth hernehmen, den ſchönſten Traum eines geliebten Herzens zerſtören zu wollen?

„Trotzdem bin ich nicht ganz elend. Meine Fahrten über den See zu ihr herüber; kleine Ausflüge mit ihr über die herrliche Waſſerfläche, durch

Sonnenlicht oder Mondſchein; ihr hingebendes Vertrauen; das Glück, ſie ungeſtört, oft allein, abgeſondert von aller Welt, betrachten zu können, ihr zuzuhören — alles das webt doch ein Netz von lieblichen Stunden und Gefühlen um mich, dem ich nicht entrinnen möchte. Der Vater überläßt ſie meiner Sorgfalt gern, und Emil iſt gut. Oft begleitet er mich als Steuermann, wenn ich in der Nacht herüber muß, und läßt nun auch von den Vorwürfen ab, die er mir nach der Ankunft Ellen's ſchuldig zu ſein glaubte. Ja, er ſucht mich zu beruhigen, wenn ich mir ſelbſt über Vernachläſſigung meiner Stellung Gewiſſensbiſſe mache. Warum iſt man mit ſolcher Freundſchaft nicht zufrieden?!"

„Evian, vom Ende Auguſt.

„— es war einer jener Tage, die man als unvergängliches Stück Jugend, als Zehrpfennig für traurige Zeiten und armes Alter mit ſich fortträgt durchs Leben. Wir fuhren ſchon ſehr früh von Evian ab. Ellen befand ſich wohl und war heiter. Sie lag auf einem weichen Lager mitten im Kahn, der Vater übernahm die Beſorgung des Segels und kam als echter Engländer ſeinen Verpflichtun-

gen trefflich nach. Ich ſaß zu Häupten Ellen's am Steuer. Ein ſanfter Südweſtwind trieb uns ſacht gegen Chillon, das wir ſchon ſeit lange nicht beſucht hatten und das eine der heiligen und von Ellen beſonders bevorzugten Stätten iſt. Wie ſehr es mich Anfangs auch empörte, immer den Prieſter und Helfer ihrem Götzendienſte zu ſpielen, ſo habe ich mich doch endlich daran gewöhnt, ich denke bei ſolchen Fahrten mehr an das Vergnügen, mit Ellen zu ſein, als an den Zweck der Fahrten. Auf der kleinen, kaum zwei Schritte breiten Inſel, auf welcher die drei Bäume ſtehen, die in dem Gedichte „Der Gefangene von Chillon" erwähnt werden, legten wir zuerſt an. Ellen ſetzte ſich am Fuße der Bäume hin und flocht aus Gräſern, Blättern und wilden Blumen, die da wuchſen, einen Kranz, den ſie ſich dann aufſetzte. Sie ſah wie Ophelia aus, und der Eindruck von Friſche und Geſundheit, den ſie mir am Morgen gemacht, war dahin. Traurig brachte ich ſie nach Chillon.

„Eine geſchwätzige Pförtnerin fing an, mit großer Suade die Geſchichte des alten Schloſſes zu erzählen. Ellen gebot ihr Stillſchweigen und ſtieg mit feierlichen Schritten in den Kerker Bonivard's hinab. Wie ſie in dem langen, dunklen Säulen-

gange, noch immer den Kranz auf dem Haupte, auf und nieder ſchritt, ſchien ſie mir bald eine begeiſterte Prieſterin, bald eine Wahnſinnige. Wie ſchön ſich auch auf dem dunklen Grunde die junge, zarte Geſtalt ausnahm, doch ergriff mich ein Gefühl der Entrüſtung; es war mir, als ob plötzlich alle Liebe von mir abfiele, und mit ſchnellen Schritten verließ ich das Gewölbe und ging hinaus, über den öden Hof, und ſetzte mich aufathmend auf das Geländer der Zugbrücke ans heitere Sonnenlicht. Ich kam mir ſelber ſo wahnſinnig vor wie Ellen und bildete mir ein, mit dieſem Bewußtſein plötzlich meine Heilung erreicht zu haben. Aber ich fühlte mich ſo öde; mein ganzes Weſen ſchien ſeinen Inhalt verloren zu haben. Ich drückte mein Geſicht in die Hände und ſuchte in der Erinnerung den Menſchen, der noch vor Wochen in mir gelebt hatte; ich fand ihn nicht. — Ich öffnete die Augen und ſah nach dem ſchönen Berge des Dent de Jaman, nach den rauſchenden Bäumen rings um mich, nach dem lächelnden See; ich verſuchte es, den Liedern der Vögel in den Zweigen zu lauſchen — es war mir Alles farb- und tonlos, kalt, gleichgültig.

„Mit dieſen Experimenten des Arztes mit einem

Kranken mochten Stunden vergangen ſein, denn als Ellen aus dem Schloſſe trat, war es bereits ziemlich ſpät. Sie ſah mir erſchrocken ins Geſicht, das allerdings zerſtört und blaß geblickt haben mochte, und fragte mich theilnahmsvoll, was mir fehle. Der ekſtatiſche Ausdruck, den ſie aus dem Kerker mitgebracht, verſchwand bei dieſer Frage ſchnell aus ihren Augen und wich dem herzlichſten, innigſten Mitleiden. Seit Wochen gewohnt, in ihrem Geſichte zu leſen, entging mir dieſer ſchnelle Wechſel nicht, und meine Seele jubelte auf in der unterdrückten Frage, ob mir endlich das Phantom zu weichen anfange. Ich beruhigte ſie, ſchützte ein vorübergehendes Kopfweh vor und führte ſie in den Kahn.

„Indeſſen hatte ſich das Wetter geändert; der ſanfte Südweſtwind war in einen ziemlich energiſchen Südwind umgeſchlagen, der gerade von Evian, dem wir zuſteuern wollten, ſtark herwehte. Wir lavirten: der ſegelkundige Vater that ſein Möglichſtes; ſo kamen wir zwar etwas vorwärts, konnten aber vom nördlichen Ufer nur ſchwer abkommen. Schon ſenkte ſich die Nacht herab, als wir noch zwiſchen Vevay und Lauſanne hin und her fuhren, ohne Hoffnung, bei anhaltendem Winde

das ſüdliche Ufer vor vielen Stunden zu erreichen. Ellen war zwar munter und freute ſich am Schaukeln des Kahns und der Verlegenheit ihres Capitäns und Bootsmannes, ich aber beſorgte, daß ihr der laue Südwind eine böſe Nacht verurſachen werde. Aehnliches ſchien der Vater zu fürchten, denn er fragte mich mit beſorgter Miene, ob nicht am nördlichen Ufer wo eine Herberge für dieſe Nacht zu finden wäre. — Wenn Sie ſagte ich, die Fahrt unterbrechen wollen, was ich vollkommen billigen würde, ſo wüßte ich unfern von Lauſanne ein gaſtliches Haus, das glücklich wäre, Sie zu beherbergen. — Der Vater ging darauf ein, und Ellen war mit der Abwechſelung zufrieden. So richtete ich das Schiff gegen Lauſanne und Ouchy; dahin ging es raſch, und ſchon nach einer halben Stunde konnte ich Ellen die Fenſter des Hauſes zeigen, in dem ſie übernachten werde. Eine freundliche Villa, in der gut wohnen ſein muß! ſagte ſie — ſie muthet mich gaſtlich an. So habe ich mir immer meine Villa gedacht, abgewendet vom Lärm der Welt, mit einem Fuße im See und einen Kahn davor. Aber, fügte ſie hinzu, werden wir ihrem Eigenthümer auch willkommen ſein? — Er wird glücklich ſein, ſagte ich und küßte ihre

Hand, denn es war mein Landhaus, vor dem wir eben anlangten. Meine Tante hatte es mir gekauft, um der beabsichtigten Heirath mehr Glanz zu geben, und es so comfortabel als möglich eingerichtet. — Ich führte, zitternd vor Freude, Ellen durch meinen Garten, in mein Haus; die Dumpfheit, die sich vor Chillon meines Wesens bemächtigt, verschwand und machte ganz dem süßesten Gefühle Platz, der holden Illusion, als ob ich Ellen für immer und ewig in meinen Lebenskreis einführte. Jedes Wort des Wohlgefallens, daß sie auf dem Wege durch den Garten über die freundliche Besitzung aussprach, fiel mir warm ins Herz, und das verwunderte Gesicht meiner Wirthschafterin, als ich über die Schwelle trat, machte mich glücklich lächeln. Ich führte Ellen und den Vater in den untern Salon. Bei wem sind wir? fragte jener. — Seien Sie mir in meinem Hause herzlich willkommen! antwortete ich. Der Vater schlug herzlich in meine Hand, und Ellen war freudig überrascht; auch sie faßte meine Hand und drückte sie warm. Sie schien etwas aufgeregt und war schweigsam, dann reichte sie mir die Stirn zum Kusse. Der Vater verließ uns, um mancherlei aus dem Kahne zu holen, und ich war

allein, in meiner Stube allein mit Ellen. Wir waren beide ſtumm. Schweigend führte ich ſie an einen großen Fauteuil; ſie ſah ſich in der Stube um und lächelte, dann ſagte ſie: Lieber, theurer Freund, ich fühle mich ſo wohl und glücklich unter Ihrem Dache! Wäre die alte Wirthſchafterin nicht mit der Lampe gekommen, ich wäre ihr zu Füßen geſunken, ich hätte ihr geſagt, daß ich ſie unendlich liebe. — Bald ſaßen wir gemüthlich um den Tiſch, auf welchem die Theemaſchine ſang. Wir plauderten, wir ſcherzten, wir lachten, wie wir es noch nie gethan hatten; es herrſchte eine klare Heiterkeit, deren ich uns drei nicht für fähig gehalten hätte. Der Vater wurde ganz und gar zum behaglichen, engliſchen Hausvater, und er geſtand es zu, indem er verſicherte, daß er ſich nicht ſo comfortabel gefühlt habe, ſeit er ſeinen Theetiſch in Calcutta verlaſſen. Ellen ſtimmte mit ein in das Lob meines Hausweſens und machte die Hausfrau. Sie hatte ſich den Schrank gemerkt, aus dem die Alte die Utenſilien genommen, und ſie holte manches Fehlende und ging lieblich waltend, beſtellend und beſorgend hin und her. Mein lieber, ferner Freund! muß ich es Ihnen erſt ſagen, welche Gedanken und Wünſche mir während

dieſer Stunden lieblich ſchwärmend durch den Sinn zogen?

„Es wurde ſpät, und ich mußte mich zurückziehen, um meine Gäſte der Ruhe zu überlaſſen. Ich nahm Abſchied, verſprach, mit dem Früheſten zu kommen, und wanderte gegen Lauſanne, da ich es nicht für gut gehalten haben würde, in dem Landhauſe zu übernachten, ſelbſt wenn es des Raumes genug gehabt hätte. Schon hatten die Frau Baſen von Lauſanne ohnedies viel zu ſprechen von der „tollen Engländerin", mit der ich umherziehe, für die ich meine Kranken vernachläſſige, meine Carriere ruinire und eine ſehr vortheilhafte Heirath vereitele. Langſamen Schrittes ging ich den Hügel hinauf der Stadt zu, immer in Gedanken bei dem Bilde häuslichen Glückes verweilend, das ich eben verlaſſen hatte. Ich malte es mir immer ſchöner und ſchöner aus, ich ſuchte es zu feſtigen für ewige Zeiten, und mitten unter dieſen Gedanken mußte ich mich daran erinnern, daß Ellen jetzt in dem Bette ſchlafe, das meine Tante der mir beſtimmten Braut zugedacht hatte. Ich erſchrak, als ich mich plötzlich vor meinem Hauſe in der Stadt fand; ich wollte pochen, es war mir nicht möglich. Es ſchien

mir hart, das einſame Haus am See ſo allein und unbewacht zu laſſen, und ohne zu wiſſen, was ich that, wandte ich meine Schritte und wanderte wieder der Villa zu. Es war eine ſchöne Nacht, und Alles lachte mir freundlich, nur die Häuſer, in denen über mein Treiben ſo viel geplaudert worden, ſchienen mich dumm und neidiſch anzuglotzen, und ich zuckte verächtlich die Achſeln. Freudiger Lebensmuth überkam mich, ich hob den Kopf und ſchritt friſch und munter, den Sternen in die Augen ſehend, mit großen Schritten die Berge hinab. Leiſe ſchlich ich durch den Garten und ſah zu der Stube hinauf, in der Ellen ſchlief. Good night! ſagte ich leiſe und ſetzte mich auf die Treppe vor dem Hauſe. Ich ſah über den See, der Bahn entgegen, auf der ich morgen mit Ellen wieder fahren ſollte, und ich entdeckte noch Lichter in Evian, dem Bade, das ihr ihre Geſundheit wiedergeben ſollte. Erſchrocken ſchlug ich die Hände zuſammen, und mein ganzes Glück ſchien zerrinnen zu wollen. Seufzend ließ ich den Kopf fallen; all mein ärztliches Wiſſen kam in wilde, chaotiſche Bewegung. Ich wühlte es auf und ſuchte nach Mitteln, dieſes theure Leben zu retten. Mit ungeheurer Anſtrengung combinirte ich, verglich ich,

ſuchte ich mich an alles zu erinnern, was ich je gehört, geleſen, gelernt hatte. Oft warf ich mich entmuthigt auf die Steintreppe hin und küßte verzweifelt und doch wie Troſt und Muth ſuchend, die Schwelle, die ihr Fuß berührt hatte. Dann fielen mir wieder die häufigen Täuſchungen der Aerzte, die plötzlichen Rettungen ein, und ich ſchöpfte Athem und klammerte mich an dieſen Halm. Ihre wahnſinnige Byrons-Idee, ſagte ich mir, die keine Befriedigung finden konnte, mag der einzige zehrende Wurm ihres Lebens ſein. Gottlob! ſie ſcheint ſie verlaſſen zu wollen, und wie viele Wahnſinnige, die während des Wahnſinnes hinſtechen, mit der Heilung des Geiſtes auch die des Körpers erlangen, ſo kann auch ſie wieder aufblühen, wenn ſie zur Wirklichkeit erwacht — wenn ſie liebt, wenn ſie mich liebt! Der Gedanke war zu ſchön, als daß ich ihn hätte laſſen können; ich ſpann daran weiter, und ich glaubte, daß Ellen ſeit dieſem Abend die Schönheit des wirklichen, liebenden Lebens erkannt habe. — Nicht vom Rauſchen der Bäume, vom Liſpeln des See's wollte ich geſtört ſein, und ich drückte die Ohren in die Hände und ſchloß die Augen und träumte von den Abenden in dieſer Stube

hinter mir. Schnell vergehen die Stunden mit ſolchen Träumen. Als ich die Augen wieder aufſchlug, war es Tag, und ich wußte nicht, ob ich wachend oder ſchlafend geträumt hatte. — Ich ſtieg in den Kahn und bereitete Alles zur Abfahrt und trug Kiſſen und Teppiche hinein. Dann ſetzte ich mich in die Stube, dem Fauteuil gegenüber, welcher geſtern Ellen umarmt hatte. Das ganze Haus ſchien mir ſo freundlich, daß ich mir vornahm, es künftig ausſchließlich zu bewohnen. Die Tante hatte es mit großer Bequemlichkeit eingerichtet, aber es ſollte doch Manches verändert werden, Manches hinzukommen, was ihm einen mehr engliſchen Anſtrich und einen edleren Anhauch geben ſollte. Ich war ganz in Wirthſchafts-Gedanken vertieft, als meine Gäſte eintraten. Ellen ſah man nicht, wie ſonſt, die Müdigkeit von der geſtrigen Reiſe an; ſie blühte wie eine junge Roſe, und ſie ſchrieb das der ſüßen Ruhe in meinem Hauſe zu. Ich gab ihr den Arm, um ihr noch den Garten und die ſchöne Ausſicht zu zeigen. Am Kahne bemerkte ſie die Vorbereitungen zur Abfahrt. Wollen Sie uns ſo ſchnell los werden, lieber Proſper? fragte ſie vorwurfsvoll ſcherzend — das iſt ſchade; denn ich hoffte, Sie würden

uns noch wenigſtens den Tag hindurch beherbigen wollen. Ich fühle mich hier ſo wohl wie nirgends, wie ſeit lange nicht! — Jubelnd ſprang ich in den Kahn und warf Kiſſen und Teppiche rückſichtslos zurück in den Garten und auf das naſſe Gras. — Theure Ellen! rief ich und faßte ihre beiden Hände — ſchon der geſtrige Abend hat mir dieſes Haus fürs ganze Leben theuer gemacht! — Sie ließ ihre Hände in den meinigen ruhen und ſah mich ſchweigend an; dann wie aus einem Traume erwachend, ſagte ſie: Ja, es war eine ſchöne Einkehr! Und um ſich blickend, fügte ſie hinzu: Es iſt ſo ſchön hier, ſo ſchön iſt der ganze See, ſo ſchön iſt Alles! die Berge, die Sonne, die Bäume, die Blumen hier. Es iſt mir, als ob ich das alles, als ob ich Sie, lieber Proſper, Sie, den guten, alten, theilnehmenden Freund, zum erſten Male ſähe. — Ellen! rief ich entzückt, halten Sie dieſes Gefühl feſt! Gehören Sie Ihrem Vater, Ihrem Freunde! Laſſen Sie nicht wieder den undurchdringlichen Nebel aufſteigen, der ſie von ihnen trennt! Halten Sie dieſe theuren Augen offen für Sonne, Bäume und Blumen und das Herz offen für die, die Sie lieben! Ellen rief ich endlich mit gebietender Stimme, Ellen, werden Sie geſund!

„Sie fuhr ſich mit beiden Händen über Stirn und Wangen und blickte gedankenvoll vor ſich hin. Dann ließ ſie den Kopf ſinken und ſagte beſchämt, aber lächelnd: Glauben Sie mir, mein Freund, ich ſehe klar.

„Sie hängte ſich an meinen Arm, und wir gingen ſchweigend durch den Garten auf und nieder. Wie ſie manchmal ſtehen blieb und die Stirn in die Hand ſtützte, ſchien ſie Gedanken zu ſuchen und zu ſondern, und ich wollte ſie nicht ſtören; nur lächelte ich ihr manchmal Ermuthigung zu. Doch wollte ich ſie nicht in Brüten verſinken laſſen, ſie im Gegentheil in der ſchönen Welt, die ſie erkannt hatte, feſthalten, und ſo führte ich ſie auf eine Terraſſe am See und deutete hinaus auf das herrliche Schauſpiel, das ſich vor uns aufthat. Sie nickte mit dem Kopfe und folgte meiner Handbewegung, dann aber wandte ſie ſich mir zu und hatte die Augen voll Thränen. Ja, mein Freund, rief ſie, ich ſehe und erkenne Alles! und mit dieſen Worten fiel ſie an meine Bruſt, und ich drückte einen glückſeligen Kuß auf ihre Lippen.

„Ich habe dieſen Brief mit der Abſicht angefangen, Ihnen den Tag auf meiner Villa zu beſchreiben; ich werde es nicht thun, ich kann es

nicht. Es war der ſchönſte, glücklichſte, reichſte Tag. Genug! Ich glaube an Glück, ich hatte eine Offenbarung des Glückes. — Ellen war den Tag hindurch die Hausfrau in meinem Hauſe — der Vater war der glückliche Zuſchauer eines glücklichen Schauſpiels. Er ſprach wenig, er ließ uns gewähren. Nachmittags kam Emil herüber und fühlte ſich bei der Engländerin ſehr wohl und behaglich. Abends begleitete er uns hinüber nach Evian und kehrte heute Morgen zurück auf meinem Kahne. So bin ich glücklich abgeſchnitten und muß hier bleiben, bis er mich holt. Ellen kommt. Leben Sie wohl. — Ich mußte von meinem Glück ſprechen, ich mußte es weit in die Welt hinaus und in das vertraute Herz eines Freundes verkünden. Leben Sie wohl.

„Ihr Prosper.“

Wochen, Monate, verfloſſen — es kam mir nach dieſem Briefe vom Genfer See keine Nachricht zu, wie ſehr ich auch drängte, wie ſehr ich Prosper mit Fragen beſtürmte. Endlich gegen Ende des Jahres erreichte mich in Prag ein Brief, der den Poſtſtempel Lauſanne trug und deſſen Schrift mir faſt ganz unbekannt war. Er war von Emil und ſagte nach

einer traurigen Einleitung und unter Anderem ungefähr Folgendes:

„Vor vierzehn Tagen haben wir ſie begraben, und zwar hier auf lauſanner Grund; denn ſie ſtarb in Prosper's Hauſe, ihn liebend und drei Tage vor ihrem Tode mit ihm vermählt. Der Lord Oberrichter von Indien iſt vorgeſtern mit ſeinem Schwiegerſohn Prosper auf ſeinen Poſten in Calcutta zurückgekehrt. Er hat es zwar von Prosper nicht verlangt, daß er Europa mit ihm verlaſſen ſolle, aber dieſer hat, ohne ein Wort darüber zu ſagen, ſeine Sachen gepackt und iſt mit in den Wagen geſtiegen. So fuhren ſie beide ab. Ein Mann wie Prosper kann ſeinen Kummer nicht erliegen; ein Mann wie Prosper rafft ſich auf. In wenigen Jahren werden wir von ihm hören und von den Dienſten, die er, ſeinen Aufenthalt in Indien benutzend, den Naturwiſſenſchaften geleiſtet haben wird. So wird ſein Schickſal, ich hoffe es mit ganzer Seele, noch eine günſtige Wendung nehmen und er ſich ein Leben ſchaffen, das ſeines edlen Geiſtes würdig iſt. Hier, wo alle ſeine Verhältniſſe gelöſ't waren, wäre ohnehin nicht länger ſeines Bleibens geweſen. Ich aber bin nun allein. Von Alexandria verſprach er mir und

Ihnen zum erſten Male zu ſchreiben. Könnten wir es für die Zukunft nicht ſo einrichten, daß wir die empfangenen Briefe eintauſchten und uns ſo der Correſpondenz mit dem fernen Freunde doppelt freuten? Schreiben Sie mir und kommen Sie doch, ſobald es ihre Verhältniſſe erlauben, nach Lauſanne —, wie Vieles hätten wir zu beſprechen! Ihr ergebenſter Emil."

Zweites Buch.

Zweites Buch.

1.

Eine indo-germaniſche Geſchichte.

Miß Ellen Grey, die in Lauſanne begraben liegt, war nicht die einzige Blume aus Hindoſtan, die der Wind des Zufalls über meine Lebenswege trug. Noch einem zweiten Gruß ſchickte mir das fabelhafte Hindoſtan in Geſtalt Aureng's, den ich auch eine Blume nenne, obwohl ich ihn nur in Schmutz und Gaſſenkoth blühen ſah. Denn ſeit ich Sakuntala geleſen, erſcheinen ſie mir alle als Blumen und Pflanzen, dieſe Kalidaſa'ſchen Menſchen, alle als ſchöner Uebergang vom Lotos zum redenden Geſchlechte, und dieſer Aureng war ein echter, wirklicher und wahrhaftiger Nachſproſſe jener Sakuntala'ſchen Weſen, ein wirklicher und wahrhaftiger Sohn der uralten Hindus vom heiligen Ufer des Ganges.

Spring Street iſt nur durch Newroad von jenem Theile Londons getrennt, den man gewöhnlich allein unter dem Namen Weſtend begreift — aber welche zwei verſchiedene Welten in Weſtend und in Spring Street! Weſtend, die Welt der Grooms, Jockey's, Kammerjungfern, die Welt der Renten, der Eitelkeit, des Glanzes, mit Einem Worte „Vanity Faire" — Spring Street eine ökononomiſche Gaſſe zimmervermiethender Wittwen und arbeitender Gentlemen, die von der Gentry wohl eingeladen, aber nie beſucht werden, die ein Bedroom ohne Salon und höchſtens zu Fünfen einen Parlour haben. Im Mai 1850 war dieſe ökonomiſche Gaſſe von Flüchtlingen aller geſchlagenen Nationen bewohnt, und in einem kleinen Hauſe, das einen Parlour, gar keinen Salon und viele Bedrooms beſaß, wohnte ich.

Um ins Leſe-Cabinet, oder zu Freunden, oder in die City zu gelangen, mußte ich alltäglich an Stanhope Place vorbei, der vom Weſtend dem Hyde Park zu ausmündet. Als ich den Weg zum erſten Mal machte, um ihn in Zukunft mit Regelmäßigkeit zur ſelben Stunde zu wiederholen, blieb ich an der Ausmündung dieſer Weſtend-Gaſſe überraſcht ſtehen.

Es war ein unangenehmer Tag. Durch den dicken Nebel blickte die Sonne ſtrahlenlos und hing

todt und braun wie eine Leber am Himmel; ein feiner Regen rieſelte unaufhörlich herab und erweichte den Mac-Adam, der unter den Rädern der eleganten Cabs aufſpritzte und die Kleider plebejiſcher Wanderer beſprenkelte. Mit großen Sprüngen ſuchte man von einer Seite der Gaſſe auf die andere zu gelangen. An der Mündung von Stanhope Place, Hyde Park gegenüber, wurden die Sprünge überflüſſig, denn da führte ein reingefegter Steg hinüber. Der Mann aber, der mit ſeinem Beſen in der Hand an dieſem Stege ſtand und dem man dieſen bequemen Uebergang verdankte, er war es, vor dem ich verwundert ſtehen blieb. Es war der erſte Hindu, den ich im Leben geſehen. Sein Kopf war von einem ſchneeweißen Tuche turbanartig umwunden; die tiefſchwarzen und dichten Locken, die hervorquollen und auf den nackten Hals fielen, und das braune, bronzene Geſicht, ohne die geringſte Farben-Nuance, ſtachen ſo deutlich von der weißen Kopfbinde ab, und wieder von dem braunen Geſichte, ohne geringſten Farben-Uebergang traten die dunkelglühenden, großen Augen mit langen ſchwarzen Wimpern und breitgewölbten, feinen Brauen auffallend hervor, faſt eben ſo auffallend wie die weißen und kleinen Zähne, die aus dem halbgeöffneten Munde glänzten. So

war dieſer Kopf mit gutem Gewiſſen ſchön, jedenfalls intereſſant zu nennen. Daß die Naſe nur klein war und faſt weibiſch geformt, vergaß man über dem feinen Schnitt und über den heißen Nüſtern. Am Leibe trug der Hindu einen weißen, eng anliegenden Kittel von dünner Baumwolle, als ob er noch in den warmen Palmenwäldern von Benares wandelte, und um den Gürtel einen breiten Shawl, der zwar von Alter ausgefranzt war, aber ſo, unabſichtlich, zum maleriſchen Schmuck wurde. Die ganze Geſtalt war ſchwächlich, zart und trotz einer gewiſſen Trägheit, die ſich in der Haltung ausſprach, leicht beweglich und anmuthig. Das Alter war einem ungeübten Auge ſchwer zu beſtimmen; aber bei näherer Betrachtung glaubte man noch an Jugend, wenn auch an eine früh verwelkte. Wie er da ſtand, den Kopf nach der einen Seite neigte, mit großen Augen die Vorübergehenden anſah und ſtumm den Lohn für ſeine Arbeit verlangte, bedeckt von nordiſchen Nebeln und zitternd in der dünnen Kleidung, hatte die ganze Erſcheinung etwas ſo Rührendes, ſo traurig Schönes, daß ſie trotz der ſchmutzigen Beſchäftigung, trotz des niedrigen Amtes und des Beſens nichts von der Romantik verlor, die ein Leſer der Sakuntala bei der erſten Begegnung mit einem Hindu

zu finden wünſcht. Dieſe Romantik bekam nur noch einen tragiſchen Anſtrich.

Er bemerkte bald, daß ich darum nur ſo lange nach dem Penny in der Taſche ſuchte, um ihn deſto länger betrachten zu können, und ſchüchtern ließ er den Kopf noch tiefer ſinken. Erſt als ich merkte, daß mancher Vorübergehende, meinen Aufenthalt benutzend, hinter meinem Rücken vorübereilte, ohne den Obolus zu bezahlen, ging ich weiter. Der Hindu erkannte meine Abſicht, wie er mein anfängliches Erſtaunen bemerkt hatte, und er lächelte mir dankbar nach.

So erkannte er mich denn auch ſogleich wieder, als ich am nächſten Tage vorüberkam, und ſchon nach einer Woche waren wir gute Bekannte. Immer wurde ich mit einem „good morning, Sir!“ empfangen und einem „thank you, Sir“ entlaſſen. Denn das Mitleid, das mir der überpflanzte Hindu eingeflößt, ließ mich nie ohne die Steuer eines Penny an ihm vorübergehen. War er mir von Anfang an intereſſant, da uns alles, in deſſen Geſellſchaft wir nicht aufgewachſen und das wir erſt ſpäter kennen lernten, ewig fremdartig und romantiſch bleibt, ſo wurde er mir von Tag zu Tage noch intereſſanter, je öfter ich in dieſes melancholiſche Auge blickte, je

ſchreiender und ſchmerzlicher mir der Contraſt zwiſchen dem zarten Leibe, dem ſanften Ausdrucke des Geſichtes und der niedrigen Beſchäftigung erſchien. Eine Beobachtung rührte mich ganz beſonders. Ich hatte bald bemerkt, daß er, der aus dem Sonnenlande kam, an ſonnigen Tagen, die ihn meiner Berechnung nach hätten erheitern ſollen, beſonders betrübt und traurig daſtand, während er an regneriſchen ein zwar durchfröſteltes, aber doch zufriedenes Geſicht zeigte. Anfangs wollte ich mir das ſo erklären, als ob die Sonne in ſeinem Gemüth Heimweh weckte — bald aber ſah ich ein, daß ſeine Trübſeligkeit einen proſaiſchen Grund hatte. Die ſonnigen Tage waren für ihn die unfruchtbarſten. Der Engländer iſt ſo geartet, daß er wohl geleiſtete Dienſte gern bezahlt; für eingebildete aber hat er kein Auge und keinen Lohn. So mochte denn der Hindu an trockenen Tagen den Weg über die Straße mit ſeinem Kehrbeſen noch ſo „evident" machen — der vorübergehende Engländer ſagte ſich, daß dieſe ſeine Bemühung eine nutzloſe ſei, und ließ den Penny in ſeiner Taſche ruhen. Mir aber ward der Hindu ein guter Bekannter und eine intereſſante Erſcheinung, ſo gehörte denn der Penny zu meinen täglichen Ausgaben. Und er war mir dankbar für dieſe Rückſichtsloſigkeit dem

Wetter und dem Mac-Adam gegenüber, und aus dem „good morning, Sir!“ wurde mit der Zeit ein freundlich lächelnder Gruß, der ſich auf ſeinem Geſichte ſchon vorbereitete, wenn er mich aus weiter Ferne kommen ſah. Wer merkt es nicht bald, daß er einen Freund gewonnen? So wußte ich auch, daß der Gaſſenkehrer mir wohl wollte.

Und ſo fragte ich einmal, da ich ihm ſeinen Penny in die Hand drückte: Wie heißt du?

Aureng, Sir.

Guten Morgen, Aureng!

Guten Morgen, Sir! erwiderte er noch freundlicher als je.

Guten Morgen, Aureng! war nun meine tägliche Begrüßungs-Formel, und ſie wurde von Tag zu Tage mit größter Freundlichkeit entgegen genommen. Wir waren bereits ſo gute Freunde, daß es mir unnatürlich erſchien, täglich mit dem bloßen Gruße an ihm vorüber zu gehen. So blieb ich eines Tages wieder vor ihm ſtehen.

Woher biſt du, Aureng?

Aus Gomeah, Sir!

Aus Gomeah? — wo liegt Gomeah? am Ganges?

Nein, Sir! am Dammhudöur, den die Europäer

Downa nennen. Gomeah liegt zwiſchen Roganat-pour und Benares, nicht ſehr weit vom Ganges, dem heiligen, im heiligen Lande ſelbſt, mitten unter ſchönen Palmen.

Du biſt alſo ein wirklicher Hindu? biſt in Hindoſtan geboren?

Ich bin ein Brahmane, Sir!

Ein Brahmane! Der Name gab mir ſo viel nachzudenken, daß ich nichts weiter zu fragen wußte und ging. Ein Brahmane! Ich habe einen Freund, der ſich mit Sanskrit beſchäftigt; ich hielt es für meine Pflicht, Aureng näher kennen zu lernen.

Die Gelegenheit dazu bot ſich bald. Ich hatte in Oxford Street Bücher gekauft, und es war nicht „gentlemanlike", das Paket ſelbſt nach Hauſe zu tragen. So fragte ich Aureng, ob er mir nicht den Dienſt leiſten wollte, da er, des ſchönen Tages wegen, nicht viel einzubüßen hatte. Sofort ſtellte er, freudig zu dem Dienſte bereit, ſein ewiges Attribut, den Beſen, in einen Winkel und holte mit mir die Bücher. Auf meiner Stube legte er das Paket hin und wollte ſich ſogleich wieder entfernen.

Nichts da, Aureng! — rief ich — ſo gute Freunde wie wir zwei dürfen einander nicht ſo verlaſſen. Du mußt erſt ein Glas Sherry mit mir leeren.

Aureng war ſehr verlegen, und nur mit Mühe brachte ich ihn dahin, daß er ſich an den Tiſch ſetzte, eine Cigarre und das Gläschen Wein annahm. So oft das Dienſtmädchen eintrat, ſtand er auf und verneigte ſich tief. Erſt nachdem ich ihm durch Zureden zwei bis drei Gläſer guten Sherry's beigebracht, wurde er geſprächig, heiter und frei. Hinter dem Braun der Wangen zeigte ſich eine feine Röthe, die dem Geſichte einen ganz anderen Charakter gab, man möchte ſagen: einen mehr occidentaliſchen als orientaliſchen. Die Augen glühten doppelt heiß, und doch ſchwammen ſie milde wie in Nebeln.

Sein Geſpräch begann mit der Erklärung, daß er mich heiß liebe; ſofort aber knüpfte er eine Entſchuldigung daran und bat um Verzeihung für dieſe Kühnheit. Aber mit all dem war mir nicht gedient; ich wollte, daß er mir die Räthſel und Myſterien Hindoſtans aufſchließe, und ſtellte ihm alle möglichen Fragen über indiſche Kaſten, über indiſche Religion ꝛc. Er wußte von allem dem nichts; er wußte nur, daß ſein Gott Brahma hieß. Aber an die Natur ſeines Landes, an die Schönheit ſeiner Heimath erinnerte er ſich lebhaft und ſchilderte ſie beredt, denn er ſprach trefflich Engliſch, und mit den glühendſten Farben. Er erwärmte ſich ſo ſehr dabei, daß er im Feuer der

Beſchreibung die Binde vom Kopfe riß und die dicken, ſchwarzen Lockenwellen frei auf den Nacken herabfallen ließ. Dann klagte er, daß ihn ſein Schickſal aus den Palmenwäldern Gomeahs entführt habe.

Auf welche Weiſe geſchah das, mein Freund?

Ich war ein Knabe von zwölf Jahren, erzählte er, als eines Tages ein großer Zug von Pferden und Elephanten und vielen Dienern in Gomeah ankam. Auf einem der Elephanten unter einem Palankin ſaß ein „Sir" und las in einem Buche. Seine Diener ſchlugen vor Gomeah Zelte auf und leerten vor dem Sir, der ſich auf einem Teppich ſetzte, aus Säcken und Blechbüchſen eine große Menge von Blumen und Kräutern aus, die der Sir ſofort zu ordnen und zwiſchen Papiere zu legen anfing. Nach einer Stunde kamen alle Gentlemen aus Gomeah heraus, die Gentlemen vom Gericht und vom Heere, und begrüßten den fremden Sir, ſtellten ihm Sachen vor die Zelte, und ihre Frauen machten ihm Thee. Ich wußte ſpäter, daß der Sir, der Mr. W. hieß, ein ſehr weiſer und ſehr vielwiſſender Mann war, und als ich mit ihm reiſ'te, bekam er von einem Kaiſer in Multan den Titel: Sonne der Weisheit, Meer der Wiſſenſchaft und Abgr[illegible]s Verſtandes.

Alles Volk von Gomeah ſtand um das Lager des Mr. W. umher und bewunderte die Pracht und den Reichthum. Er war nicht lange da, ſo verließ er alle Gentlemen und ging mit ſeinen Dienern in die Wälder und ſuchte Pflanzen. Wir Kinder liefen alle mit. Ich merkte bald, welche Kräuter dem alten Herrn die größte Freude machten; aber er wußte ſie nicht zu ſuchen, und ich kannte genau alle Blumen und Pflanzen, die auf Stunden rings um Gomeah wuchſen. So winkte ich ihm und führte ihn durch den Wald auf einen Platz, wo ſeine Lieblingspflanzen in großer Fülle wuchſen. Er war ſehr erfreut, klopfte mir auf die Schulter und gab mir ein Goldſtück. Nachdem er einen gehörigen Vorrath dieſer Pflanzen abgepflückt, ſah er ſich nach anderen um, die er nicht finden konnte. Er nahm einen Stift und Papier, zeichnete die Pflanze und zeigte ſie mir. Ich nahm ihn bei der Hand und führte ihn zu der Blume, die er ſuchte. Der alte Herr ſchlug vor Freude die Hände zuſammen, dann griff er wieder in die Taſche und gab mir wieder ein Goldſtück, und das that er, bis es Abend war, vielleicht zehnmal. Wie wir wieder im Lager ankamen, wollte ich mit meinen Goldſtücken zu meinem Vater laufen; da aber packten mich zwei Wachen und ſetz-

ten mich in ein Zelt und ſtellten ſich davor, daß ich nicht entwiſchen konnte. Ich weinte die ganze Nacht. Am Morgen kam mein Vater, nahm mir das Geld ab und ſagte mir, daß ich mit dem Sir abreiſen müßte, daß es der Gouverneur ſo wolle und daß mich der Sir zu ſeinem „Blumenſucher" von Gomcah bis Kaſchmir ernannt habe. Ich weinte ſehr, und mein Vater weinte auch; aber er tröſtete mich und ſagte, daß ich als reicher Mann nach Gomcah zurückkehren werde. Darauf ſetzte man mich auf ein Pferd, das Lager wurde abgebrochen, und wir zogen fort. Ich ritt neben Mr. W., der von Zeit zu Zeit eine Blume zeichnete und ſie mir zeigte; dann ſprang ich vom Pferde und holte ſie. Mr. W. war ein guter Mann, und mit jeder Blume, die ich ihn brachte, gewann er mich lieber; ich mußte zuletzt in ſeinem Zelte ſchlafen und reiſ'te ſo bequem wie er ſelber. In Mirzapur kaufte er mir neue Kleider und in Bandah ein ſchönes Pferd. Er ſprach immer mit mir, und ich lernte ſchnell ſeine Sprache, die ich ſchon in Gomcah zum Theil gekannt hatte. Er aber machte im Hindoſtaniſchen nur geringe Forſchritte; er kümmerte ſich bloß um die hindoſtaniſchen Namen der Pflanzen und unſerer Götter. Beide liebte er gar ſehr und ſagte, ſie ſeien mit einander verwandt. In

Delhi mußte ich ihm verſprechen, daß ich nie auf die engliſchen Miſſionare hören und nie meinen Gott Brahma verlaſſen wolle. So reiſ'te ich lange und lange mit ihm, bis nach Kaſchmir, durch die ſchrecklichen Berge des Himalaya, durch Schnee und Eis, bis wir nach Ladak kamen, wo uns die Chineſen mit Wurfgeſchoſſen zurücktrieben. Erſt nach drei Jahren kamen wir nach Calcutta zurück. Die Reiſen und das Klima hatten meinen armen Maſter arg mitgenommen, und kaum war die letzte Blume gepreßt und zwiſchen zwei Pappendeckel gelegt, als er ſelbſt, wie eine gepreßte Blume ohne Saft und ohne Kraft, zuſammenbrach. Er war von jeher dünn und mager geweſen, nun aber ſah er erſt recht wie ein blätterloſer, dünner Stengel aus. So blieb ich noch bei ihm, obwohl ich alle meine angeſammelten Habſeligkeiten bei meinem Vater in Gomeah gelaſſen hatte, wohin ich bei der Abreiſe Mr. W.'s zurückkehren ſollte. Dieſe Abreiſe erfolgte bald, da die Aerzte ſagten, die hindoſtaniſche Sonne würde ihn wie das Feuer einen Strohhalm verzehren, wenn er ſich nicht bald davon machte. So trug man all die ungeheuren Päcke getrockneter Pflanzen auf das Dampfſchiff, und nach den getrockneten Pflanzen meinen guten Maſter W. — Ich ſelbſt trug an der Sänfte

mit, in der er traurig und weinend saß; denn er liebte Hindostan mit seiner Sonne, mit seinen Palmen, mit seinen Menschen, und er klagte, daß er in das nebelige England zurück solle. Auch ich weinte, weil es mir weh that, ihn in einem solchen Zustande zu verlassen. Wir setzten ihn zwischen seine trockenen Pflanzen nieder, und ich küßte ihm die Hand zum Abschied. — Aureng, sagte er vorwurfsvoll, das ist alles, was ich von Hindostan mitnehmen soll? — Du willst mich verlassen; mit diesen trocknen Blumen aber werde ich nicht von den Palmenwäldern von Benares, von den Felsen des Himalaya, vom Tempel zu Delhi, von den Thälern von Kaschmir sprechen können — das alles könnte ich mit dir!

Ich weinte bitterlich, wie er so sprach, aber es that mir zu weh, das Land zu verlassen. Ich küßte ihm noch einmal die Hand und sprang vom Schiffe. Wie ich aber wieder umsah, saß er bei seinen Päcken so verlassen da. O, hätte ich nicht wieder zurückgesehen! in der Rohrhütte von Gomeah am Ufer des Dammhudöur säße ich jetzt und sähe hinaus auf die goldenen Wellen, durch die zurückgeschlagenen Vorhänge, die ich aus Kaschmir und Multan mitgebracht habe — und Gretchen säße neben mir, und ich schnitte in die Ananas und gäbe ihr die Hälfte, oder

preßte saftige Früchte aus und reichte ihr den süß berauschenden Saft in einer Cocosschale oder auch in einer Porcellanschale aus China.

Aureng schob beide Hände in die Locken, daß sie in dem dichten Walde verschwanden, und er stützte den Kopf darauf, schloß die Augen, schwieg und fing an zu träumen. War es die Erinnerung an seine schöne Heimath, war es der Sherry, der während seiner Erzählung zu wirken anfing — genug, er schien mir berauscht. Jedenfalls klang es höchst unzusammenhängend, wenn er von einem Gretchen in einer Rohrhütte am Dammhudöur sprach. Ich fürchtete die Wirkungen meines Sherry's, der allerdings etwas stark mit Rum versetzt war, schüttelte Aureng und sagte: Nimm dich zusammen! was plauderst du da von einem Gretchen am Dammhudöur? Ich glaube, du bist berauscht.

Aureng schlug wieder die Augen auf und sah mich lächelnd an, obwohl sein Blick in Thränen schwamm. Nein, Sir, sagte er, ich bin nicht berauscht, obwohl es freilich dumm ist, von Gretchen und von Dammhudöur zusammen zu sprechen; denn wäre ich am Dammhudöur geblieben, ich hätte Gretchen nie gekannt. Sie sollen Alles wissen, Sir. Aber, fügte er hinzu, indem er durch das Fenster der un-

tergehenden Sonne nachſah, es iſt ſo ſchön draußen, könnten wir nicht in den Garten hinabſteigen? dort unten könnte ich Ihnen das Uebrige beſſer erzählen.

Ich nahm die Flaſche und mein Glas, er das ſeine, und wir ſtiegen in den Garten, d. i. in einen mit wenigen Bäumen und etlichen Blumen beſetzten Hof hinab, in deſſen einem Winkel unter einem breiten Aſte ein Tiſch ſtand. Dahin ſetzten wir uns, und Aureng nahm ſeine Erzählung ſofort wieder auf:

Ich ſah mich alſo noch einmal nach meinem Maſter um. Da ſtand er auf und ſtreckte beide Arme dem Lande entgegen, und ich ſah die Thränen, die ihm über die trockenen Wangen liefen, und ich ſtand ihm ſo gegenüber, daß ich geradezu in die ausgebreiteten Arme hätte ſpringen können. Er wollte wohl ſein geliebtes Hindoſtan umarmen, aber ich nahm es für mich. Das Schiff ſetzte ſich in Bewegung, die Officiere ſchrieen, die Schaufeln rauſchten, die Kanonen auf dem Lande donnerten, denn es war ein Kriegsſchiff, die Kanonen an Bord antworteten, das Volk im Hafen ſchrie: Glückliche Reiſe! — ich ſchrie mit, ich war betäubt und that einen großen Sprung, und wie ich erwachte, lag ich in den Armen meines Maſters und fuhr zum Hafen hinaus. Es war mir, als ob ich Maſter W. nun noch viel mehr liebte, als

ſonſt, und ich mußte ihn wärmer lieben, da ich ſonſt Niemanden mehr zu lieben hatte. Er beſchäftigte ſich auch aufs väterlichſte mit mir und benutzte die langen Tage auf der See, um mich in allerlei, beſonders in der engliſchen Sprache zu unterrichten, die ich ſchon auf der Landreiſe ziemlich gut erlernt hatte und die ich nun vollkommen in meine Gewalt bekam, ſo vollkommen, daß ich die Geſpräche und Zänkereien ganz verſtand, die zwiſchen meinem Herrn und einem Clergyman, der an Bord war, tagtäglich Statt fanden. Der Clergyman wollte meinem Herrn täglich beweiſen, daß er ein Heide wäre, und ſagte ihm vielerlei über Religion; mein Herr deutete jedesmal nach den getrockneten Pflanzen und antwortete nur: Aus dieſen Büchern könnte ich Ihnen das Gegentheil beweiſen. Aber endlich hörten dieſe Streitigkeiten auf; mein Herr wurde von Tag zu Tage ſchwächer und konnte am Ende kaum mehr ſprechen. Ich wollte vor Schmerz mit ihm ſterben, da ich ſah, daß es mit ihm vorbei ſei; er aber wurde gegen Ende immer heiterer, und es machte ihm ein beſonderes Vergnügen, den Clergyman zu ärgern; er nahm den letzten Reſt ſeiner Stimme zuſammen, um ihm Dinge zu ſagen, die ihn in Wuth und Verzweiflung brachten. Eines Tages, nach einem ſolchen Ausbruche, rief mich

mein Master an den Hamak, in dem er sich auf dem Verdecke wiegte, und sagte mir mit gebrochener Stimme, doch mit Lächeln, ins Ohr: Aureng, mein lieber Junge, in wenigen Tagen werde ich gestorben sein. Sogleich nach meinem Tode wird sich der Clergyman an dich machen und wird versuchen, dich zu bekehren; es liegt ihm viel daran, denn er ist Missionar und kehrt nach England zurück, ohne Eine Seele gefischt zu haben. Aureng, mein lieber Junge, thu ihm nicht den Gefallen. Dein Gott Brahma ist ein ganz anständiger Gott und ist der älteste Gott, den es heute gibt; es wäre nicht schön, ihn in seinen alten Tagen zu verlassen. Versprich's mir, mein Aureng! — Ich versprach ihm, um was er mich bat, der gute Herr. — Nach wenigen Tagen senkte man ihn auf der Höhe der azorischen Inseln ins Meer. Der Clergyman weigerte sich, ihm einen Segen nachzusagen, ich aber schickte ihm der Thränen viele nach. O, wie einsam war ich nun auf dem weiten Meere und wie traurig!

Mein guter Herr hatte gut prophezeit; kaum war er hinabgesenkt, als schon der Missionar mir zu predigen anfing; ich aber antwortete ihm, wie mein weiser und guter Master es mich gelehrt hatte, und sagte: Mein Gott Brahma ist ein ganz anständiger

Gott, und iſt der älteſte Gott, den es heute gibt; es wäre nicht ſchön, ihn in ſeinen alten Tagen zu verlaſſen. — Der Miſſionar lachte laut auf, und mit ihm alle Officiere und die ganze Schiffsmannſchaft. „Das iſt eine Thorheit," ſagte der Miſſionar, „die leicht zu beſiegen ſein und bald der Wahrheit weichen wird." Er irrte ſich aber. Täglich erneuerte er ſeine Predigten, und täglich antwortete ich ihm daſſelbe. Da drohte er mir und ſtellte mir vor, daß ich in England mit dem Gotte Brahma unmöglich leben könne und daß ich ſchon auf Erden alle Pein werde auszuſtehen haben, oder auch redete er mir ſanft zu und verſprach mir, daß ich in einem ſchönen Hauſe zu London wohnen, ſchöne Kleider tragen, gute Koſt eſſen ſolle, wenn ich nur den alten Gott Brahma verlaſſen wolle. Ich that es nicht, weil ich es dem guten alten Herrn verſprochen hatte; auch wurde ich in meiner Standhaftigkeit von den Officieren des Schiffes beſtärkt. Dieſe unterhielt es nämlich, die vergeblichen Anſtrengungen des Miſſionars mit anzuſehen und ſeine Predigten anzuhören und ſeinen immer mehr und mehr wachſenden Aerger zu beobachten. Dieſer ſein Aerger verwandelte ſich in wahre Wuth und Raſerei, je mehr wir uns der engliſchen Küſte näherten, und wurde durch die Sticheleien der

Officiere immer wilder und wilder. Als wir aber nur noch wenige Tage Seefahrt vor uns hatten, verließen mich auch die Officiere; denn ſie meinten, nun ſei des Spaßes genug, und es wäre billig, daß ich die Küſten Englands als bekehrter Chriſt beträte. Der Schiffs-Capitän, ein alter Officier, der zum letzten Male commandirte und nach England zurückkehrte, um ſich gänzlich vom Dienſte zurück zu ziehen, war mir, von allen Officieren der einzige, von Anfang an meiner Widerſpenſtigkeit wegen aufſäſſig geweſen; denn er war ein frommer Chriſt und wünſchte meine Bekehrung eben ſo eifrig als der Miſſionar. Oft miſchte er ſich in deſſen Predigten und ſagte Bibelſprüche und behauptete, daß, wenn ich ſein Matroſe wäre, er noch andere Mittel beſäße, mich raſch zu bekehren. Auch wandte ſich der Miſſionar an ihn mit ſeinen Klagen, und ich ſah, wie ſie ſich oft mit einander beſprachen. Eines Tages, da wir nun ſchon in den Canal einlaufen ſollten, mit früheſten Morgen begann der Miſſionar ſeine Predigten aufs Neue, und zwar mit größerem Eifer als je. Er wurde blaß, er zitterte am ganzen Leibe, ſeine Stimme donnerte. Die ganze Schiffsmannſchaft verſammelte ſich um ihn und hörte andächtig zu; Aller Augen richteten ſich auf mich, und man erwartete, daß ich um

die Taufe bitten werde. Da das nicht geſchah, brach theilweiſes Murren aus, und dadurch aufgemuntert, packte mich der Miſſionar am Kleide, warf mich zu Boden und rief mit vor Wuth bebender Stimme: Verfluchter Heide, bete an! — Dann zum Schiffs-Capitän gewendet, fügte er hinzu: Ich weiß von den Inſeln her, wie man die Heiden behandeln muß; nur mit Gewalt kann man ſie in den Himmel leiten! — Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als der Capitän winkte und ſchon ein Matroſe mit der Peitſche bereit ſtand. Ich lag auf dem Boden und ſah mich nach Hülfe um und ſagte mir, daß ich trotz Allem meinem todten Maſter Wort halten werde. — Die Officiere murrten und waren mit dem Verfahren des Capitäns und des Miſſionars unzufrieden; ich ſah ſie hülfeflehend an, ſie aber ſtanden unentſchloſſen; da kam mir von anderer Seite unverhoffte Hülfe.

Aureng athmete ſchwer auf, und ich mit ihm. Er wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn, und ſo that ich.

Da war, fuhr er nach einigem Stillſchweigen fort — da war auf unſerem Schiffe ein alter Mann, der mit ſeiner Tochter nach Europa zurückkehrte. Gewöhnlich kümmerte er ſich wenig um alles, was am Bord vorging, ſondern ſaß immer bei ſeiner hold-

ſeligen, kranken Tochter, der er vorlas, die er pflegte, wie eine liebende Wärterin ein kleines Kind. Es war Mylord Grey, Cheaf-Juſtice von Indien, und ſeine Tochter hieß Miß Ellen.

Du haſt Mylord Grey und Miß Ellen gekannt? rief ich überraſcht aus und faßte ſeine beiden Hände.

Ja gewiß, Sir, — Mylord Grey war mein Retter. Warum ſind Sie ſo überraſcht und aufgeregt? fragte Aureng erſtaunt.

Es iſt nichts — ein anderes Mal davon; erzähle weiter.

Alſo Mylord Grey, wie er ſah, was vorging, und wie er den Mann mit der Peitſche erblickte, drängte ſich durch den Kreis, trat auf mich zu und hob mich vom Boden auf. Biſt du ein Unterthan Ihrer Majeſtät der Königin Victoria? fragte er.

Ja, Sir! das bin ich.

So erkläre das laut und rufe den Schutz der engliſchen Geſetze an.

So that ich denn, und ich rief: Ich bin ein Unterthan Ihrer Majeſtät der Königin Victoria und rufe den Schutz der engliſchen Geſetze an!

Alle Umſtehenden neigten die Köpfe; der Capitän winkte, und der Mann mit der Peitſche verſchwand; er ſelbſt zog ſich ſchweigend auf ſeine Ga-

lerie zurück. Der Lord Cheaf-Juſtice nahm mich am Arme und führte mich aus dem Kreiſe. Jedermann ging auf ſeinen Poſten und der Miſſionar in ſeine Cajüte zurück und kam erſt zum Vorſchein, als wir in Southampton landeten. So kam ich in England an.

Mr. W. hatte mir vor ſeinem Tode als einziges Vermächtniß einen Brief an ſeine Verwandten übergeben. Der gute Mann konnte nicht mehr für mich thun, da ſeine Reiſe und die Krankheit ſein ganzes Vermögen aufgezehrt hatten. Die Anverwandten, meinte er, würden für mich ſorgen und mich um ſeinetwillen nicht darben laſſen, da er ihnen aus Hindoſtan ſo große Schätze nämlich die Pflanzen-Sammlungen, mitbringe, an denen ich ſo bedeutenden Theil habe. In Southampton verlor ich der Käſten und Päcke wegen bei der Mauth mehrere Tage und konnte erſt ſpäter als die anderen Reiſenden in London ankommen. Hier begab ich mich ſogleich zu den Verwandten Mr. W.'s, wurde aber nicht ſo gut empfangen, als ich nach den Worten des todten Herrn erwartet hatte. Die Schätze aus Hindoſtan wurden von ihnen nur ſehr gering geachtet, und mich überhäufte man mit Vorwürfen, daß ich ſie nicht in den Mauth-Niederlagen habe liegen

laſſen, da man nicht wußte, wo ſie im Hauſe unterzubringen. Einigen Beſuchern, die bei meiner Ankunft zugegen waren, wurde ich, ſo zu ſagen, als der „Sclave" Mr. W.'s gezeigt, und über den guten todten Herrn machte man ſich als über einen alten Narren luſtig, der im reichen Indien keine anderen Schätze als getrocknete Kräuter und Blumen zu ſammeln verſtanden. — Man ließ mich einen Tag lang, ohne mich weiter zu beachten, im Hauſe umhergehen und nach Winkeln ſuchen, wo ich die Sammlungen Mr. W.'s unterbringen könnte. Ein junger Mann meinte endlich, man müſſe doch daran denken, was mit mir anzufangen; aber die alte Dame des Hauſes erwiederte, ſie wolle nichts von mir wiſſen, ſo lange ich in meiner heidniſchen Verſtocktheit verharre. Es wurde mir nicht verhehlt, daß der Miſſionar ſchon da geweſen ſei und mich als ein Kind böſer Geiſter dargeſtellt habe, das durch Noth und Elend auf den Weg der wahren Religion geführt werden müſſe. So verließ ich das Haus, ohne daß mir Jemand geſagt hätte, ich ſolle wieder kommen. Das Haus der Verwandten W.'s lag auf einem Square, und in der Trauer meines Herzens wollte ich mich unter die Bäume auf den Raſen lagern und nachdenken, was ich nun anzufangen hätte. Aber

kaum war ich in den Garten getreten, als die darin ſpielenden Kinder zu ſchreieen anfingen und ein Bedienter mich als nicht hinein gehörig wieder hinaus wies. So wanderte ich troſtlos und traurig durch die langen, unendlichen Gaſſen. In Gedanken vertieft, wie ich war, kam ich jeden Augenblick in Gefahr, von den unzähligen Wagen überfahren zu werden, und wurde rechts und links von den eilenden, haſtigen Menſchen in die Rippen geſtoßen. Ich kam mir vor wie ein gehetztes Wild. Wie die Nacht kam und mit ihr ein mächtiger Regen, wußte ich nicht, ob dieſer meine Wangen ſo naß gemacht, oder die Thränen, die in ſtarken Strömen aus meinen Augen floſſen. In den menſchenleeren Gaſſen fühlte ich mich noch trauriger als zuvor, und ich ſehnte mich nach den raſſelnden Wagen und den Rippenſtößen, die mich nicht hatten zur Beſinnung kommen laſſen.

Ich flüchtete mich in eine Schenke und machte da die Bekanntſchaft eines Irländers, der mich für einen Sixpence zu einer Frau führte, welche Dachſtuben vermiethete. Auf einer Stube, die ich mit einigen Irländern theilte, verbrachte ich mehrere Tage, ohne auszugehen, denn ich hatte Angſt vor den Gaſſen und den Menſchen. Noch hatte ich Geld genug, um mir das nothwendige Eſſen holen zu laſſen. Als

aber der Sonntag kam, fragte mich die Hauswirthin, warum ich nicht in die Kirche gehe. Ich antwortete ihr, daß ich nicht an den Chriſtengott glaube. Sie erſchrak und ſagte mir, daß ich morgen ihr Haus verlaſſen müſſe; es ſei genug, daß ſie Irländer beherberge, ſie müſſe nicht noch Heiden unter ihrem Dache dulden. So ging es mir in mehreren Häuſern, und endlich entſchloß ich mich, jeden Sonntag früh Morgens auszugehen, um der Frage der Hauswirthin auszuweichen, und ſo gelang es mir, einige Zeit in einem Hauſe der Frederic Street auszuhalten.

Aber dieſe Heuchelei half mir nicht lange. Das letzte Geld, das mir von den Geſchenken Mr. W.'s übrig geblieben, war ausgegeben und ich nahe daran, auch aus dieſem letzten Aufenthaltsorte gejagt zu werden. Der Hunger hatte ſich ſchon eingeſtellt, und nun ſollte auch bald die Obdachloſigkeit hinzukommen. Ach, wie ſehnte ich mich da nach der blühenden Heimat von Gomeah zurück! — Um das Elend voll zu machen, ließ mich der Zufall zu jener Zeit in New Road mit dem Miſſionar zuſammen ſtoßen. Er hatte *ſogleich bemerkt*, daß ich in Kummer war, und fing mit milder Stimme an: Warum ſo traurig, mein Sohn? — Ich war ſo erſchrocken, daß ich nicht ant-

wortete; trotzdem fuhr er zu reden fort und erneuerte mit großer Milde seine Bekehrungs-Versuche. Ich antwortete ihm immer nur, daß ich meinem todten Master mein Wort halten wolle. So kamen wir vor meiner Wohnung an, und er trat mit mir ein. Aber er ließ mich allein auf meine Stube gehen und verlangte, die Hausfrau zu sprechen. An dem Tage sah ich ihn nicht mehr, aber wohl in der darauf folgenden Zeit, denn er besuchte mich von nun an öfter. Ich merkte bald, daß er mich nur darum begleitet hatte, um meine Wohnung zu kennen, und ich fühlte auch die Wirkungen seines Gespräches mit der Hauswirthin. Sie ließ mich ruhig in meiner Stube, obwohl ich nicht die Miethe zahlen konnte, und das wohl nur darum, damit mich der Missionar nicht wieder aus den Augen verliere — aber dieser hatte auch mein Geheimniß verrathen, und kein Mensch im Hause oder in der Nachbarschaft richtete mehr ein Wort an mich, und wenn ich Jemanden anredete, antwortete er nicht. Sie wichen mir aus, als wäre ich mit einer bösen Krankheit behaftet gewesen. Am meisten schmerzte mich das von einem jungen Mädchen der Nachbarschaft, das bis dahin gern meinen Erzählungen aus Hindostan gehorcht hatte, und das, wie es sagte, gern in meine schwarzen Augen sah,

jetzt aber, wenn ich es anredete, mich mit der Hand fortwinkte und ängstlich ins Haus floh.

Dieſes Leben in der Einſamkeit mitten unter Menſchen wurde mir unerträglich, und ich ging aus dem Hauſe und kehrte nicht wieder. Anſtatt aller Bezahlung ließ ich einen Shawl zurück, den ich um den Leib getragen und der meiner Wirthin immer gefallen hatte. Nun aber irrte ich obdachlos viele Tage in der weiten Stadt umher, ohne zu wiſſen, wie mir ein Biſſen Brod zu verſchaffen. Da ſah ich in der Nähe der Bank einen Neger, der den Straßenkoth zwiſchen den Gaſſen wegkehrte und dafür von den Vorübergehenden bezahlt wurde. Sogleich tauſchte ich für meinen letzten indiſchen Shawl einen Beſen ein und ſuchte eine Stelle wo ich mir auf dieſelbe Weiſe mein Brod verdienen konnte. Der Ausgang von Stanhope Place gefiel mir, weil ich dort den ſchönen Hyde Park vor Augen hatte; dort ſtellte ich mich hin und ſtehe noch heute dort. Gleich am erſten Abend hatte ich ſo viel gewonnen, daß ich mir eine Wohnung zu ſuchen wagte. Mit den Hausleuten kam ich ſo wenig als möglich zuſammen, um ihnen nicht Gelegenheit geben, mich nach meiner Religion zu fragen; der Miſſionar hatte mich aus den Augen verloren, und ſo lebte ich in Ruhe. Mein Gewerbe

brachte mir so viel ein, daß ich schon daran zu denken anfing, wie ich sparen wollte, um mit der Zeit die Ueberfahrt nach Indien bezahlen und ins Vaterland zurückkehren zu können. Da geschah etwas, das mir London so lieb machte wie mein Vaterland.

Aureng sprach diese letzten Worte mit einem gewissen glücklichen Lächeln aus, das sein ganzes Angesicht verklärte. Doch hielt er in seiner Erzählung inne und sah mich prüfend an, als wollte er noch einmal erforschen, ob ich seines ganzen Vertrauens würdig sei. Ich ahnte, daß nun vorerwähntes Gretchen auf die Scene treten sollte; denn jenes glückliche Lächeln war ein Lächeln voll Liebe, und jener Mädchenname der einzige, der in seiner Erzählung vorgekommen. Um ihm über seinen Zweifel hinweg zu helfen, sagte ich so zutraulich als möglich, wie seine Erzählung fortsetzend: Da lernte ich Gretchen kennen.

So ist es! rief er, indem er aufsprang und über meinen Divinationsgeist verwundert die Hände zusammenschlug — so ist es, wiederholte er, da lernte ich Gretchen kennen! — Aber wie lernte ich sie kennen! fügte er mit melancholischem Gesichte hinzu. An einem kalten regnerischen Abend, nach einem gewinnreichen Tage kehrte ich von meinem Posten in

meine Wohnung zurück. Der Regen floß in Strömen herab, und ich eilte, so schnell ich konnte, über Gloceſter Terrace, um mich zu Hauſe an einer Taſſe Thee zu erwärmen. Denn ſo weit hatte ich es gebracht, daß ich mir auf meiner Stube ſchon ziemlich gütlich thun konnte. Da zog vor einem der lieblichen und reichen Cottages auf Gloceſter Terrace ein Klagen und Wimmern meine Aufmerkſamkeit auf ſich. Ich näherte mich und fand ein junges Mädchen, das zitternd in Fieber und bis auf die Haut durchnäßt vor einer der Gartenthüren lag Neben ihr im Gaſſenkothe fand ich einen geſchnitzten Staubwedel, wie ihn die heſſiſchen Mädchen in Händen tragen, um ihrer Bettelei den Schein des Handels zu geben. Auch war das arme Geſchöpf ein heſſiſches Mädchen. Ich drehte ihr Geſicht der Laterne zu; es war lieblich und hold, aber bleich und krank. Trotz der Kälte glühte es in Fieber und war dabei traurig und ſchön anzuſehen. Ich nahm ſie auf die Arme und trug die leichte Laſt wie ein Kind eine Stunde weit in meine Wohnung. Ich legte ſie aufs Bett, hüllte ſie in eine warme Decke und bereitete ihr eine gute Taſſe Thee. Sie ließ Alles mit ſich geſchehen, ohne nur ein Wort zu ſagen. Am anderen Morgen erzählte ſie mir, daß ihr Maſter — den alle dieſe

heſſiſchen Mädchen ſind an einen Maſter verkauft — ihr mit Prügeln gedroht habe, wenn ſie an dieſem Tage nicht wenigſtens zwei Shilling nach Hauſe brächte, da ſie ſchon durch mehrere Tage nicht einmal einen Sixpence habe zuſammenbringen können. Sie aber war krank, blieb in der Gaſſe liegen und hatte nicht die Kraft, die Vorübergehenden um ein Almoſen anzuflehen. So hatte ſie an jenem Abend nicht den Muth, wieder zu ihrem Maſter zurück zu kehren, da ſie ſchon die Mißhandlungen kannte, welche ſie erwarteten wenn ſie nicht die beſtimmte Summe mitbrachte. Auf Gloceſter Terrace hatte das Fieber ſie ſo heftig ergriffen, daß ſie nicht weiter konnte und daſelbſt liegen blieb, wartend, bis ein Conſtabler kommen und ſie unter Dach bringen werde. O Sir! wie traurig klang die Geſchichte von dieſem ſüßen Munde, von dieſen blauen Augen erzählt, und wie freundlich ſah dabei doch meine Stube aus, da ich ſie mit dieſem blonden Mädchen theilte! Ich beruhigte ſie, indem ich ihr verſicherte, daß ſie bei mir bleiben könne, ſo lange ſie wolle, und daß ihr Maſter ſie hier nicht ſuchen werde. Dann ging ich aus, um Arzneien für ſie zu holen. Mein Geſchäft habe ich in jenen Tagen ſehr vernachläſſigt; erſt als Gretchen beſſer wurde, ſtellte ich mich wieder an

Stanhope Place auf, und Schnee und Regen thaten mir nicht weh, wenn ich daran dachte, daß ich Abends Gretchen zu Hause finden solle. Ach, Sir, sie war bald mein Alles und ersetzte mir Gomeah und Vater und Mutter und Blumen und Palmen Hindostans.

Es thut mir noch heute leid, daß ich bei diesen Worten Aureng's Gesicht kaum mehr sehen konnte; denn es war indessen spät und dunkel geworden. Doch leuchteten seine Augen durch die Dunkelheit. Während er, bewegt, in seiner Erzählung innehielt, schien er das Heranbrechen der Nacht zum ersten Male zu bemerken, und erschrocken sprang er von seinem Sitze auf. Ach, rief er, es ist so spät — Gretchen wird nicht wissen, was mit mir geschehen, und um mich besorgt sein!

Aber ich drückte ihn wieder auf seinen Sitz zurück. — Gretchen ist also noch bei dir? Ich lasse dich nicht eher fort, als bis du mir Alles erzählt hast.

Ob Gretchen noch bei mir ist? fragte Aureng — glauben Sie, Sir, daß ich das kranke Kind von mir, daß ich sie wieder zu ihrem harten Brodherrn zurückgelassen hätte, selbst wenn sie gern gegangen wäre? Aber sie wollte nicht wieder von mir. Sie blieb und liebte mich; sie blieb, und ich liebte sie.

Sie war ein vierzehnjähriges Kind, als ich ſie krank und elend in der Gaſſe fand, und ich bildete mir gern ein, daß ich ihr Vater wäre, und ich lebte in dieſer Einbildung, bis ſie ſechszehn Jahre alt und eine holdſelig blühende Jungfrau war.

Aureng hielt wieder inne. — Nun, und dann? fragte ich.

Dann, ſagte Aureng kurz und kräftig — dann wurde ſie mein Weib, und ſeit vier Jahren iſt ſie die Mutter meines Kindes.

Ihr ſeid verheirathet?

Sie iſt die Mutter meines Kindes, wiederholte Aureng. Wo hätte ich einen Prieſter finden können, der dem Heiden ſeinen Segen gegeben hätte? Gretchen aber iſt aus einem anderen Lande und erſchrak nicht vor meiner Religion.

Aureng ſprang wieder auf. Seine anfängliche Schüchternheit war ganz verſchwunden; freundſchaftlich faßte er meine Hand und ſagte mit einem Tone voll Innigkeit: Sie ſind der erſte Menſch, der die Geſchichte meines Elends und meines Glückes erfahren und mit Güte angehört hat. Ich danke Ihnen. Es iſt mir ſo wohl! es thut ſo gut, von ſeinen Leiden und ſeinen Freuden nach jahrelangem Schweigen erzählen zu können!

Dann wandte er ſich, um zu gehen. Aber er hatte mir noch etwas zu ſagen, doch zögerte er. Nach einigem Ueberlegen brach er hervor: Sie müſſen ſie ſehen!

Wen?

Gretchen, o Sir.

Sehr gern!

Und wann?

Sogleich, wenn du willſt!

Nach einigen Minuten waren wir auf dem Wege. Aureng war ſehr aufgeregt und immer um einige Schritte voraus. Er rieb ſich die Hände vor Freude und betheuerte ein Mal übers andere, daß ich ſein Wohlthäter. Nie noch, ſeit Gretchen bei ihm war, hat er ihr einen Gaſt zugeführt, und nun brachte er ihr einen Gaſt und Landsmann zugleich. Wir wanderten durch jenes prachtvolle Viertel von Weſtborn-Terrace, durch die grünen Gaſſen, die ſich daran ſchließen, wo ſich ein Cottage neben dem anderen aus Bäumen und Blumen wie aus Blumenkörbchen erhebt, und kamen endlich, ungefähr nach einer Stunde, in eine jener londoner Gegenden, die ſich unfehlbar immer an die reichen Stadttheile anſchließen und die aus einförmigen, angerauchten Backſteinhäuſern be-

ſtehen. Da wohnt das Elend, das den Reichthum jener Terrace und Cottages bedient.

In einem dieſer Häuſer wohnte Aureng. Gretchen erwartete ihn vor der Thür und war ſehr erſtaunt, ihn in Geſellſchaft eines Fremden kommen zu ſehen. Aber die Landsmannſchaft half ihr ſchnell über alle Verlegenheit weg, und mit ſichtbarer Freude ſuchte ſie ihre halbvergeſſene Mutterſprache hervor, um mich mit den möglichſt herzlichen Worten zu empfangen und in die Stube zu führen. Gretchen war ein ſchönes Weib von ungefähr dreiundzwanzig Jahren. Man ſah es ihr wohl an, daß ſie ihre Jugend in Mühſal und Entbehrungen dahingebracht, doch war ihre Blüthe nicht gebrochen. Das blaſſe Geſicht färbte ſanfte Röthe, die dunkelblauen Augen blickten friſch und jugendlich, der ſchmächtige, ſchlanke Leib bewegte ſich behend und elaſtiſch. Schöner noch wurde ſie durch das Kind, das ſie auf dem Arme trug: — eine ſonderbare Pflanze, zu deren Schönheit germaniſcher Norden und hindoſtaniſcher Süden gleich viel beigetragen hatten. Wie ſonderbar und doch wie ſchön blickten des kleinen Jungen blaue Augen hinter den ſchon dichten und ſchwarzen Locken aus dem dunkelbraunen Geſichte hervor und wie eigenthümlich klangen von den hindoſtaniſch vollen Lippen die deutſchen

Laute, die er ſeiner Mutter nachſtammelte. Wie wunderlich zuſammengewürfelt auch dieſe Geſellſchaft, die bald um den Tiſch zuſammenſaß, auf den erſten Blick erſcheinen möge, ſo herrſchte doch bald große Gemüthlichkeit und harmoniſches Leben in der Stube. Dazu trug freilich die Stube ſelbſt das Ihrige bei. Sie war ſo ſchön aufgeputzt, als nur ſinnige Armuth mit langem Sparen und mit Gemüth ihren Aufenthalt aufzuputzen im Stande iſt. In einer Niſche ſtand das Bett, von dunklen baumwollenen Vorhängen bedeckt, die in zierlichen Falten bis faſt auf den Boden herabfielen. Das einzige Fenſter hatte auch die ſeinigen, aber dieſe waren blühend weiß und von roſenrothen Bändern und zierlichen Schleifen zuſammengehalten. Den Tiſch bedeckte ein rother Teppich, der freilich hier und da geflickt, aber mit Sorgfalt geflickt war. Ein alter, geſchnitzter Schrank, der noch Reſte von Vergoldung ahnen ließ und der einſtens in größeren und glänzenderen Räumen geprangt haben mochte, warf einen großen Schimmer über die arme Beſcheidenheit der anderen Einrichtung. In Allem erkannte man das Walten einer ſorglichen Hausfrau, die mit dem Wenigſten eine vergnügliche Heimlichkeit zu ſchaffen verſteht. Der Thee, den Gretchen bereitete, machte den Aufenthalt bald noch mehr

gemüthlich, und Aureng war offenbar erfreut, daß ich mich in ſeinem Haushalte heimiſch fühlte und dem Walten ſeines Weibes mit Aufmerkſamkeit zuſah. Gretchen hatte ihr Deutſch, wie geſagt, zur Hälfte vergeſſen und miſchte engliſche Worte in ihr Geſpräch — doch freute es ſie, ihre Mutterſprache zu hören, und wir plauderten bis gegen Mitternacht. Es war ganz idylliſch in der kleinen Stube des armen hindoſtaniſchen Gaſſenkehrers, und wie ich wieder heimkehrte, ſchien mir die meinige nicht ſo einladend und lächelnd wie jene der Verſtoßenen.

Am nächſten Tage gab ich meinem Gaſtfreund Aureng den hergebrachten Penny nur mit einiger Verlegenheit, und er nahm ihn nicht ohne Zaudern. Das änderte doch nichts an unſerer Freundſchaft. Wir fuhren fort, uns täglich an Stanhope Place zu ſehen, und von Zeit zu Zeit beſuchte ich ihn des Abends in ſeiner Häuslichkeit und verbrachte daſelbſt manche angenehme Stunde.

Aber das Schickſal hatte mich auch beſtimmt, in Aureng's Häuslichkeit nach der Idylle ein Ereigniß voll Aufregungen, ein im Leben des armen Hindu epochemachendes Ereigniß mit anzuſehen. Der Leſer wird ſich vielleicht einer Anekdote erinnern, die im Juni des Jahres 1850 erſt durch alle engliſchen, dann

durch die meisten deutschen Zeitungen lief und manches weiche Herz rührte. Die große Gesandtschaft des Königs von Nepaul, an deren Spitze ein Fürst gestanden, machte mehr der Diamanten wegen, welche die achtzig Gesandtschafts-Beamten bedeckten, als der Fremdartigkeit halber großes Aufsehen. Die londoner Zeitungen verfolgten den Fürsten von Nepaul auf Schritt und Tritt und wußten vom täglichen Leben der achtzig nepaulischen Gentlemen genaue Rechenschaft zu geben. Eines Tages erzählten sie: Der Fürst von Nepaul in Begleitung mehrerer in Diamanten gekleideten hindostanischen Hoheiten fuhr gestern durch die Gassen Londons; an einer Straßenecke bemerkte er mit Ueberraschung einen hindostanischen Landsmann, der das niedrige Geschäft des Gassenkehrens verrichtete. Sogleich ließ der Fürst den Wagen halten, rief den armen Hindu heran, wechselte einige Worte mit ihm, und nach wenigen Minuten sah man, wie der Gassenkehrer seinen Besen hinwarf, in den Wagen stieg und mit den hindostanischen Hoheiten davonfuhr.

Ich hatte die Zeitungen noch nicht gelesen, als ich am Morgen jenes Tages an Stanhope Place vorüberkam. Ich wunderte mich, Aureng nicht auf seinem Posten zu finden.

Ich nahm mir vor, ihn am Abend aufzusuchen, um die Urſache ſeines Ausbleibens zu erfahren. Aber Aureng kam mir zuvor. Denn als ich des Nachmittags zu Hauſe ſaß, ſtand er plötzlich, prachtvoll angethan, vor mir und freute ſich über meine Verwunderung, über das Staunen, das mir die feinen Shawls, die ſich ihm um Schulter, Gürtel und Stirn ſchlangen, und die diamantne Agraffe an ſeinem Turban einflößten. Kindiſch reichte er mir den Zipfel der Shawls hin, daß ich anfühlen und ſehen möge, wie feine Gewebe aus Hindoſtan kommen.

Ich bewunderte Alles, wie ſich's gebührte, das Gewebe, den Edelſtein und Aureng ſelbſt, der allerdings in der prächtigen Tracht gar ſtolz und ſchön anzuſehen war. Er lächelte zufrieden und etwas ſelbſtgefällig; dennoch konnte ich bald bemerken, daß hinter ſeinem Lächeln ſich eine gewiſſe Trauer verbarg. Er erzählte mir, wie er in dieſe Tracht gekommen war, wie ihn der Fürſt von Nepaul in ſeinen Palaſt gebracht, wie er ihn, gerührt durch die Erzählung ſeiner bisherigen Schickſale, zu einem Würdenträger und zwar, weil er einer hohen Kaſte entſtammt, zu einem hohen Würdenträger in ſeinem Gefolge ernannt habe, und wie ihn der gute Prinz wieder in ſeine Heimat zurückbringen wolle.

Nun mußt du doch ganz glücklich sein, Aureng! sagte ich.

O, Sir, ich bin es nicht! Wie ich gestern so angethan vor Gretchen trat und von ihr mit Jubel empfangen zu werden hoffte, ach, Sir, da erschrak sie vor mir. Sie fing zu schreien an und sagte, ich werde sie nun verlassen. Dann nahm sie das Kind, drückte es in ihre Arme und schrie, daß sie sich es nicht werde rauben lassen. O, Sir, sie will nicht mit mir fort.

Er ließ traurig den Kopf hangen, und eine dicke Thräne rollte über die braune Wange. — Kommen Sie mit mir, Sir, sagte er nach einigen Augenblicken, und helfen Sie mir mein Weib beruhigen.

In der That fand ich Gretchen in großer Aufregung. Sie lief mit dem Kinde auf dem Arm in der Stube auf und ab; ihre sonst so milden und klar blickenden Augen waren verweint und blickten fieberisch, fast wild. — Nicht wahr, mein Countryman, Sie rathen mir nicht, Europa zu verlassen? — rief sie mir gleich beim Eintritt entgegen.

Es kommt darauf an — sagte ich unschlüssig und zögernd.

Nein, gewiß, Sie rathen mir nicht dazu — ich würde ja alle Hoffnung verlieren, meine Heimat je

wieder zu ſehen — rief ſie mit einiger Hitze —; lieber will ich noch viele Jahre allein als Bettlerin durch die Straßen Londons irren, bis ich irgend eine Gelegenheit finde, mit meinem Kinde in den Odenwald zurück zu kehren.

Sie glaubt, ich werde ſie verlaſſen! ſagte Aureng traurig, doch mit Lächeln die Achſeln zuckend, während er ſich auf einen Schemel ſetzte und den Kopf in die Hand ſtützte.

Mein Dorf im Odenwalde muß ich wieder ſehen, fuhr Gretchen fort. Ich war noch ſehr klein, als ich es verließ, aber ich habe es nicht vergeſſen. O, es iſt ſo ſchön da, wenn auch die Häuſer nur mit Stroh bedeckt ſind. In der Mitte iſt ein grüner Hügel, auf dem Hügel ſteht die Kirche, und hinter der Kirche ein großer, herrlicher Lindenbaum. Und um das Dorf herum zieht ſich der Wald ſo groß und breit.

In Gomeah iſt es auch ſchön — ſagte Aureng, ohne aufzuſehen. — Vorn ſtehen die großen ſteinernen Häuſer der engliſchen Gentlemen, aber hinter den ſteinernen Häuſern ſtehen die Hütten aus Rohr, die ſehen aus wie Gold. Sie ſind überdacht von blüthenvollen Mangozweigen und umſtellt von Jasminbüſchen mit weißen Blumen. Die ganze Erde iſt roth von der Blume Kiſuka, und aus dem Walde

leuchten die feurigen Parijatas. Ueberall aber wiegen ſich bunte Vögel, und verſteckt ſingt die Nachtigall. Hinter Gomeah iſt eine Bucht im Fluſſe, da wiegen ſich tauſend und tauſend herrliche Waſſerblumen, die wachſen aus der Tiefe empor, und wenn es Herbſt wird, heben ſie ihre Wurzel auf und ſchwimmen immer blühend weiter und ziehen auf dem Fluſſe fort wie hier die Wandervögel. Dort würdeſt du am Abend gehen, o Gretchen, eingehüllt in goldfarbiges Seidengewand und in cocusgelbe Schleier.

Das alles ſagte er, obwohl ſcheinbar monoton, doch mit einer gewiſſen milden und melancholiſchen Melodie, daß es den Eindruck machte, als ob er aus dem Stegreif dichtete und ſänge, und während er ſo redete, wickelte er den weißen Bund mit der Agraffe vom Kopf und legte ihn neben ſich auf den Boden.

Gretchen ſah ihn erſchrocken an, erſchrocken, theils über die Trauer, die ſich in dem Tone verrieth, theils weil ſie aus ſeinen Worten den feſten Entſchluß, in die Heimat zurück zu kehren, heraushörte. Sie ſchlang die Arme noch feſter um das Kind und rief: Aber mein Kind wirſt du mir doch nicht nehmen?!

Aureng zuckte wieder die Achſeln und löſ'te ſchweigend den prächtigen Gürtel ab und band die Shawls von den Schultern und legte ſie zu der

Kopfbinde auf den Boden. Jetzt erſt verſtand ihn Gretchen; ſie ſtellte das Kind auf den Boden, warf ſich vor ihn hin, ſchlang die Arme um ſeinen Leib und rief: Mein Geliebter, nein, ich folge dir — wann reiſen wir ab?

Aureng ſchüttelte den Kopf, während er ſeinem Weibe mit Zärtlichkeit die Scheitel ſtreichelte und ihr die Thränen zu verbergen ſuchte, die ihm aus den Augen ſprangen. Aber ſie blieben ihr nicht verborgen, und bald miſchten ſich die ihren mit den ſeinigen. Ich hatte indeſſen das Kind zu beruhigen, das, vom lauten Schluchzen der Eltern erſchreckt, Miene machte, ebenfalls in Weinen auszubrechen.

Niemals wieder werde ich Hindoſtan ſehen! ſagte endlich Aureng mit ergebener und feſter Stimme. Er ſtand auf, band das prächtige Gewand in ein Bündel und ging aus der Stube, um dem Prinzen von Nepaul Gewand und Würden zurück zu ſtellen.

Am anderen Tage ſah ich ihn wieder an Stanhope Place ſtehen, den Beſen in der Hand, gekleidet wie vorgeſtern, aber etwas trauriger lächelnd als ehemals.

Wenige Tage darauf verließ ich London und England. Im Juni des Jahres 1853, da ich die Weltſtadt auf einige Tage beſuchte, habe ich meinen

Freund Aureng wiedergeſehen, und um einen Zeugen für dieſe wahrhaftige Geſchichte zu haben, habe ich ihn, da wir zuſammen an Stanhope Place vorüber fuhren, um auf Gloceſter Terrace eine berühmte Sängerin zu beſuchen, meinem Freunde, dem kölniſchen Capellmeiſter Ferdinand Hiller, vorgeſtellt. Aureng iſt in dieſen drei Jahren ziemlich gealtert; die Kinder ſeines Stammes verwelken eben ſo ſchnell, als ſie aufblühen. Aber ſein gutmüthiges Lächeln that noch immer wohl, ſeine Augen glühten wie einſt, und ſein germaniſches Weib liebte er ſo warm wie ehemals, und wärmer vielleicht, da er ihr ein großes Opfer gebracht hat.

2.

Gloria und eine Sage von Johannes Parricida.

Nur wenig Raum bedarf das Glück. In der Fremde, auf den ſchmalen Fleck, den ihnen Armuth, Geſetz, Vorurtheil übrig gelaſſen, hat ſich das Paar, von dem ich ſo eben erzählt, ſein Glück angebaut,

und es trug der Blüthen genug, um mit ihnen manches schmerzbringende Kräutlein zu verhüllen und zu überwuchern. Unter schönerem Himmel aber sah ich, was traurig macht — unter dem blauen Himmel der Provence erkannte ich die Strenge der Sitte, die stärker ist als das Unglück der Heimatlosen, stärker als Armuth, Gesetz und Vorurtheil. Ich sah, wie ein Geschöpf, das die Natur mit besonderer Liebe zum Glücke geschaffen, für einen einzigen Fehltritt jahrelanger Büßung hingegeben worden und ohne eine günstige Wendung des Geschickes der erbarmungslosen Sitte fast erlegen wäre.

In den Ruinen des Klosters Mont-Major und seiner Umgebung geht es noch heute so lustig her, wie damals, als gelehrte und frohe Benedictiner in seinen kolossalen Mauern hauf'ten und von Zeit zu Zeit den Papst von Avignon oder seinen Legaten bei sich bewirtheten. Heut zu Tage wohnen reiche Gutsbesitzer in diesem zerstörten Kloster und in seiner Nachbarschaft, am Abhange des letzten Auslaufes der Alpinen, und führen bei gutem provençalischem oder languedoker Weine ein vergnügliches Leben. Bei einem derselben war ich zu Gaste gewesen, und voll des süßen Weines von Lunel und des männlichen, würdevollen von Langlade, kehrte ich lustig und gu-

ter Dinge nach meiner Lieblingsſtadt Arles zurück, von der das Kloſter kaum eine halbe Stunde entfernt iſt. Es war an einem Abend des Monats Mai, des provençaliſchen Monats Mai. In allen Büſchen am Wege ſangen ſchön die Nachtigallen; Pfirſich- und Mandelbäume ſtanden in voller weißer und roſenrother Blüthe; der Granatbaum ließ ſchon ſeine Gluthen durch die Nacht leuchten; die Cypreſſen ſchnitten ſich dunkel und würdig am mondhellen Nachthimmel ab, und da und dort ſchickte eine breite Pinie, ſanft vom Abendwinde bewegt, ein leiſes Säuſeln über die Ebene hin. Mir war ſo wohl, daß ich deutſche Lieder in dieſe ſüdliche, mondbeglänzte Zaubernacht hineinſang; nichts fehlte mir als ein Freund, ein Wandergenoſſe, mit dem ich ein Wörtchen hätte reden können. Auch das ſollte mir werden.

Schon ſah ich deutlich die mauriſchen Thürme der römiſchen Arena zu Arles am Himmel emporſteigen, als ich plötzlich Mossjou, Mossjou! hinter mir rufen hörte. Aus dem Gebüſche am Wege ſprang mit großer Behendigkeit ein flinker Burſche, der nach Art der Männer aus dem Volke eine breite, runde Baskenmütze auf dem Kopfe und eine dicke Wollſchärpe, die in Franſen herabfiel, um den Leib trug. Er ſprang mit einem großen Satze auf mich

zu, faßte meine Hand und drückte ſie herzlich. Erſt nachdem ich ihn gegen den Mond gewendet, erkannte ich meinen alten Freund Jaques, und ich erwiederte ſeinen Gruß freudig überraſcht.

Ich brauchte nicht den Mond, um Sie zu erkennen, ſagte er ſcherzend, ich habe Sie an dem Liede erkannt. Sie ſangen es immer, wenn das Meer ruhig war und Sie des Abends vor meiner Cabane ſaßen.

Richtig, mein Freund, es iſt dasſelbe Lied. Was macht unſere Cabane, was macht die Camargue und das Meer?

Es iſt Alles beim Alten, antwortete Jaques mit guter Laune; das Meer iſt noch blau, die Camargue noch immer ſumpfig, und meine Hütte, ſeit Sie mich verlaſſen haben, einſamer als je.

Jaques war nämlich mein Gaſtfreund geweſen, als ich das große Sumpfland, das den größeren Theil Nieder-Languedocs ausmacht, durchſtreifte. Es erſtreckt ſich mehr oder weniger breit von der linken Rhone-Mündung bis über Montpellier hinaus gegen Cette, und iſt von Menſchen nur ſparſam bewohnt. Seine weiten, mit hohem Gras und Rohr bewachſenen Flächen ſind der faſt ausſchließliche Aufenthalt von Pferden und Rindern, die hier wild aufwachſen,

um in einem gewiſſen Alter, jene vor den Pflug geſpannt, dieſe zur Schlachtbank oder zu den Stierhetzen geführt zu werden. Neben ihnen gedeiht ein rieſiges Geſchlecht von Hunden, welche von den Hirten und Wächtern, die einzeln in erbärmlichen Hütten zerſtreut wohnen, hierher verpflanzt wurden und verwilderten, ohne ganz ihre natürliche Gutmüthigkeit zu verlieren. Die Fieber, die ſich hier gern erzeugen, haben die Menſchen faſt ganz vertrieben; nur am Ufer des mittelländiſchen Meeres ſtehen hier und da einſame Fiſcherhütten, aber auch dieſe werden im September, aus Furcht vor den Krankheiten, verlaſſen. Die Camargue oder das Rhone-Delta bildet einen durch die Rhone-Mündungen abgeſonderten Theil dieſes, wenn auch traurigen, doch intereſſanten Landſtriches. Daß dieſer nicht immer ſo verlaſſen geweſen, beweiſen die da und dort aus Sumpf, Schilf und mannshohem Graſe auftauchenden Ruinen ehemaliger Menſchenwohnungen. Befeſtigte Thürme, Kloſter-Ruinen und dergleichen haben der Zeit am längſten widerſtanden und bieten in dem einförmigen Lande manchen maleriſchen Anblick und manche Belehrung über die Baukunſt des Mittelalters. Sie waren es vorzugsweiſe, die mich in dieſe Gegenden gelockt und mich hier zurückgehalten haben. Meine

Ausflüge gingen meiſtens von Jaques einſamer Fiſcherhütte aus. Dort war ich an einem regneriſchen Tage nach langer Wanderung einmal gaſtlich aufgenommen worden, und dorthin kehrte ich immer wieder gern zurück und verbrachte mehrere Tage mit dem einſamen Fiſcher in ſeiner Hütte, wohl auch in ſeinem Kahne mit ihm auf hoher See. In unſerer Einſamkeit hatte ſich bald eine Art freundſchaftlichen Verhältniſſes gebildet, und ich wußte, daß Jaques ein Stadtkind aus Arles ſei, daß er des einſamen, mühevollen und undankbaren Fiſcherlebens nicht bedürfe, um bequem zu leben, daß er in der Stadt ein ziemliches Vermögen beſitze, aber es doch vorziehe, in dieſer ererbten Fiſcherhütte zu hauſen, weil er in Arles der Urſache manches Schmerzes auszuweichen habe. Soweit ging das freundſchaftliche Verhältniß Jaques' gegen Fremde nicht, daß er mir auch dieſe „Urſache manches Schmerzes" vertraut hätte, und ich fragte nicht. Daß dieſe aber in der That vorhanden war, merkte ich an der Trauer, die oft das ganze Weſen des ſonſt heiteren jungen Mannes beherrſchte. Vor drei Wochen erſt hatte ich Abſchied von ihm genommen, ohne Hoffnung auf Wiederſehen, da ich nicht wieder in die Camargue zurückkehren und er in ſeiner gut gelegenen Hütte immer zu blei-

ben die Abſicht hatte. Deſto größer war die Ueberraſchung, als wir uns unter den Mauern von Arles wieder fanden. Jaques hatte, wie er ſagte, Geſchäfte, die ihn in die Stadt geführt haben.

Im Freien durch die ſchöne Nacht zurückgehalten, ſchlenderten wir um die Stadtmauern. Ich forderte Jaques auf, als geborner Arleſer meinen Cicerone zu machen, und er führte mich, da er, wie er ſagte, meine Neigungen für alte Reſte von Steinmetz- und Mauerwerk kannte, in die ſo genannten Eliscamps, auf jenen merkwürdigen alten Begräbnißplatz aus der erſten chriſtlichen Zeit von Arles. Im Mondſchein nehmen ſich die rieſigen Stein-Sarkophage, die in freier Luft ſtehen, meiſt offen, großentheils verſtümmelt ſind, unheimlich ſchön und groß aus. Wir wanderten zwiſchen den unendlichen Reihen auf und ab, und mein Führer theilte mir mit, was er über dieſe Todtenſtadt aus alten Sagen und Legenden wußte. Wir ſtanden eben vor jenem koloſſalen Grab-Denkmale, das ſich über dem Sarge barock in Geſtalt eines geſchweiften Blattes, von Inſchriften bedeckt, hoch in die Luft erhebt, als Jaques mit Einem Male erſchrocken und am ganzen Leben bebend: Diou, Dioul (Gott, Gott!) ausrief, erſt einen Moment nach dem Eingange des Friedhofes ſtarrte

und dann, mich am Arm faſſend, mit mir in den Schatten des Monumentes flüchtete. Er duckte ſich tief, bat mich, ein Gleiches zu thun und um Gottes willen ja ſtille zu ſein, daß uns die beiden Frauen, die dort herankommen, nicht bemerken.

Die lange Allee von Särgen herab ſchritten leiſe und langſam, wie mit Geiſtertritten, zwei weibliche Geſtalten. Es war ſo ſtill, daß wir jedes ihrer Worte hören konnten.

Maire (Mutter) ſagte die Eine, indem ſie ſich furchtſam umſah, haſt du nicht Geräuſch und Stimmen gehört?

Nein, ich habe nichts gehört, antwortete die Mutter ungeduldig, und noch ungeduldiger fügte ſie hinzu: Dieſe Frage wiederholſt du, ſeit wir aus dem Hauſe gegangen, ſchon zum dritten Male.

Jaques ſeufzte leiſe.

Sei nicht böſe, Mütterchen! bat die jüngere der beiden Nachtwandlerinnen.

Schon gut, ſagte die Mutter, ich ſetze mich hieher auf den Sarg; geh du indeſſen auf und ab; du brauchſt Bewegung. Es ſind nun bald zwei Monate, daß wir nicht draußen geweſen ſind.

Jaques ſeufzte wieder und drückte mir krampfhaft den Arm. Die Jüngere ſchob den ſchwarzen

Schleier zurück, der von ihrem Arleser-Häubchen dicht und in vielen Falten niederfiel, und ich sah beim Licht des Mondes ein Gesicht, wie man es nur in dem mit Frauenschönheit gesegneten Arles zu sehen bekommt. Ueberrascht und fragend wandte ich mich zu Jaques. Nicht wahr, sie ist ben poulita (sehr schön)? fragte er schmerzlich lächelnd. Und wie schön war sie! Ich konnte es jetzt erst beurtheilen, da sie wahrhaft majestätisch, hart vor uns auf und ab zu wandeln anfing. Ich habe die Schönheit der Arleserinnen an einem anderen Orte beschrieben und will mich dieses Mal von dem undankbaren Geschäfte der Beschreibung nicht aufhalten lassen. Es genüge, wenn ich sage, daß ich selbst in Arles noch kein Gesicht, noch keine Gestalt gesehen hatte, die sich mit dem Gesichte, der Gestalt der einsamen Wandlerin hätten messen können. Jaques weidete sich Anfangs an meinem Erstaunen, dann aber folgte er ihr unverwandt mit den Augen auf Schritt und Tritt. Mit sichtbarer Anstrengung starrte er ihr nach, als ob er keine Bewegung verlieren wollte; seine Blicke klebten an ihren Fersen, sein Athem stockte, sein Herz pochte hörbar. — Dem Mädchen schien die Bewegung und die milde klare Nacht wohl zu thun. Langsam, fast traurig war sie hereingetreten; nach

und nach wurde ſie heiterer; ſie ſcherzte mit der Mutter, ſie pflückte die Blumen, die da wie aus Gartenbeeten aus den Särgen wild herauswuchſen; ſie ſprang flink wie ein Reh von einem Trumm zum andern und ließ mich den Wohllaut ihrer Stimme, die Anmuth ihrer Bewegungen, den herrlichen ſchlanken Bau ihres Leibes bewundern.

Treten Sie hervor! ſprechen Sie die Frauen an! ſuchen Sie ihre Bekanntſchaft zu machen; lispelte mir endlich Jaques ins Ohr. Er ſprach die Worte ſo dringend, ſo bittend, als ob er einen höchſt wichtigen Freundſchaftsdienſt von mir verlangte, und ich mußte ihm gehorchen.

Guten Abend, Madame! eine ſchöne Nacht;

Die Mutter fuhr bei dieſer meiner Anrede erſchrocken zuſammen; bald aber faßte ſie ſich und erwiederte meinen Gruß mit jener Grazie, die in Arles den Frauen aus dem Volke in ſo hohem Grade eigen iſt. Die Tochter blieb einige Schritte vor mir ſtill ſtehen, wie verſteinert, nachdem ſie mechaniſch, aber haſtig den Schleier vors Geſicht gezogen hatte.

Welche merkwürdige Dinge man in Ihrer Stadt ſieht! fuhr ich fort.

Ja, antwortete die Mutter, die Fremden finden das. Sie ſind wohl auch ein Fremder?

Ja, Madame, ich komme aus weiter Ferne, ich komme aus Böhmen.

Denke, mein Kind! rief die Mutter der Tochter mit beſonderem Nachdrucke zu, der Herr kommt bis aus Böhmen!

Die Tochter näherte ſich und begrüßte mich.

Ich fing wieder von der nächſten Umgebung Arles, von ſeinen Schönheiten zu ſprechen an. Die Mutter ging gern auf mein Geſpräch ein und entwickelte jenes Converſations-Talent, das neben der Schönheit an den Frauen von Arles berühmt iſt. Ja, es ſchien ihr ſogar Herzens-Bedürfniß, ſich auszuſprechen; ſie fragte und erzählte, theilte mir Manches über Volksſitten und Bräuche mit und hörte aufmerkſam zu, wenn ich ihr dagegen etwas über fremde Länder ſagte. Mehr noch aber ſchien es ihr am Herzen zu liegen, ihre Tochter, die ſchweigſam neben mir ſaß, ins Geſpräch zu ziehen. Oft that ſie, als ob ſie ſich an Das und Jenes nicht erinnern könnte, und wandte ſich mit allerlei Fragen an ſie. Dieſe antwortete immer mit Anmuth, aber kurz und abwehrend, als ob ſie Angſt vor dem Geſpräch hätte. Dieſe Sonderbarkeit machte mir die beiden Frauen, abgeſehen von der Schönheit der Einen, noch intereſſanter, und ich beſchloß, Jaques' Auftrage ſo weit

als möglich nachzukommen und die nähere Bekanntſchaft der Spaziergängerinnen zu machen. Mit jener Zudringlichkeit, die der Reiſende, pochend auf das Gaſtrecht, ſich manchmal erlaubt, bat ich ſie, als ſie ſich erhoben, mich, da ich die Wege nicht kenne, in die Stadt mitzunehmen. Man nahm dieſe Bitte mit vieler Güte auf; ich reichte den beiden Frauen die Arme, und ſo wanderten wir in ſtiller Nacht der Stadt entgegen. Arm in Arm wird man ſchneller vertraut. Wir plauderten gemüthlich; ſelbſt die ſchweigſame Tochter wurde beredt und machte mich im Vorübergehen auf Dies und Jenes, auf die Ruinen des Carmaliter-Kloſters, auf das römiſche Thor ꝛc., aufmerkſam. Ihre Stimme war ſo milde, ihre Ausſprache ſo edel, daß es wohl that, ſie anzuhören. Sichtlich vergnügt horchte ihr auch die Mutter zu. So kamen wir vor ihrem Hauſe in einer der vielen engen Straßen Arles' an. Die Mutter fragte, wann ich abreiſen wolle, und es fuhr mir durch den Kopf, daß ich nicht die ganze Wahrheit ſagen müſſe. Wahrſcheinlich ſchon morgen, Madame! Sie bedauerte das, da ſie ſonſt gewünſcht hätte, mich noch bei ſich zu ſehen. Die Antwort hatte ich gehofft. So hatte ich die Einladung, die, wie ich ahnete, mir ſonſt nicht zu Theil geworden wäre. Wir

begrüßten einander, die Frauen verſchwanden im Innern des alten Hauſes, und ich eilte zurück, um Jaques aufzuſuchen, ihm das Ergebniß meiner Bekanntſchaft mitzutheilen und Auskunft über manches Räthſelhafte zu verlangen.

Wie ich um die Ecke bog, ſtand er vor mir. Er fing mich in ſeinen Armen auf und rief: Herrlich, vortrefflich haben Sie es gemacht!

Was iſt's mit dieſer ganzen Geſchichte? fragte ich.

Stille, ſagte er, indem er mich fortzog, hier können wir noch geſehen werden! Kommen Sie!

Er zog mich durch eine dunkele Gaſſe auf jenen Platz, wo einſtens das griechiſche Theater geſtanden und wo noch heute einzelne Sitzreihen und zwei prachtvolle Säulen der Scene zu ſehen ſind. Am Fuße der Säulen ſetzte er ſich hin, und mich ebenfalls niederziehend, rief er: O, Mossjou, wüßten Sie, was in mir vorgeht, wüßten Sie, was ich dieſen Abend gelitten habe! —

Er drückte das Geſicht in beide Hände und ſchwieg.

Sapriſti! ſchrie ich ungeduldig, jetzt bin ich der Räthſel und Geheimniſſe ſatt. Wer ſind dieſe Weiber? wer iſt dieſes prächtige Mädchen?

Einen Namen werde ich Ihnen nennen, ſagte

Jacques, bitter lächelnd, und ſie werden Alles wiſſen, denn Sie kennen ja Arles und ſeine Merkwürdigkeiten. Dieſes Mädchen, das Sie nach Hauſe begleitet haben, iſt Gloria.

Jaques hatte Recht: der Name Gloria erzählte mir eine ganze Geſchichte, eine Geſchichte, die mich ſchon gerührt hatte, ehe ich ihre Heldin gekannt habe. Die mit Recht hochberühmte Schönheit der Arleſerinnen bildet neben griechiſchen, römiſchen und romaniſchen Antiquitäten einen Hauptbeſtandtheil in den Mittheilungen bezahlter Ciceroues oder gaſtfreundlicher Führer. Sie analyſiren ſie, ſie weiſen ihren griechiſchen Urſprung nach, ſie bezeichnen die Hauptmerkmale, welche arleſiſche Schönheit von der Schönheit anderer Frauen unterſcheiden. Um ihrer Theorie mit lebenden Beiſpielen größeren Nachdruck zu verſchaffen, machen ſie den Fremden, durch die Gaſſen wandelnd, auf dieſe und jene Schöne aufmerkſam, führen ſie ihn vor Schaufenſter und laſſen ihn hier eine ſchöne Bäckerin, dort eine Gewürzkrämerin, hier eine Haubenmacherin, dort eine Wäſcherin bewundern, wenn ſie ihn nicht gar in die Kirche führen, um am heiligen Orte mit der weltlichen Schönheit ihrer Landsmänninnen zu prahlen. Das gethan, halten ſie es für Pflicht, im Fremden jeden Verdacht zu

unterdrücken, der ſich beim Anrühmen der hohen Gaben leicht gegen arleſiſche Tugend erheben könnte. Sie erzählen von der ſtrengen Sitte, die ſich wie ein diamantner und unnahbarer Schild zwiſchen die Schönheit und die Verführung ſtellt, und von der Unbarmherzigkeit dieſer Sitte. Und um auch das mit einem Beiſpiele zu belegen, zeigte mir mein Gaſtfreund und Führer ein verhängtes Fenſter *), hinter welchem eine ehemalige Königin der Schönheit, die eigentlich Marion heißt, die man aber, weil ſie den Ruhm von Arles ausmachte, Gloria getauft hat, ſeit acht Jahren in tiefer Einſamkeit ein bußvolles Leben vertrauert. . In der Blüthe ihres Ruhmes hat die Liebe ſie der Schmach in die Arme geworfen. Gloria war zu ihrer Zeit als die Schönſte unter den Schönen anerkannt und bei einem Volksfeſte mit einer gewiſſen Feierlichkeit als ſolche ausgerufen worden. Ihr Ruf drang in die weite Ferne.. Ihr Bild wurde von einer pariſer illuſtrirten Zeitung veröffentlicht, und ein anderes hing in den Schaufenſtern des Boulevard des Italiens. Kein Maler reiſ'te durch Arles, ohne eine Zeichnung ihres vollendeten Profils mitzunehmen, und von der Diana im arleſer Muſeum,

*) Siehe M. Hartmann's Tagebuch aus Provence und Languedoc. Erſter Theil.

jenem Meiſterſtücke helleniſcher Kunſt, ſagte man: wenn ſie eine Naſe hätte, wäre ſie faſt ſo ſchön wie Gloria. Ein junger Maler, den wir Paul nennen wollen und der heute zu den jungen Berühmtheiten Frankreichs gehört, reiſ'te, preisgekrönt und von der Regierung geſchickt, durch Arles nach Rom. Es war gewiſſer Maßen Pflicht, das Bürgermädchen Gloria zu malen, und er fand leicht Eintritt in das Haus, wo man, an ſolche ſchmeichelhafte Beſuche ſchon gewohnt, ſie mit Anmuth und einer gewiſſen ſicheren Würde empfing. Paul war jung, lebhaft, geiſtvoll, ſchön, voll Hoffnungen und verſchönerndem Ehrgeiz — er verzögerte ſeine Abreiſe — er malte ein großes Bild — er verbrachte ganze Tage und Wochen im Hauſe Gloria's — er ging endlich an ihrer Seite durch die Stadt und auf die Promenaden; warum ſollte ein zukünftiger großer Maler nicht das Ideal der Schönheit heirathen? Gloria war ſeine erklärte Geliebte. Endlich mußte Paul denn doch ſeine Reiſe nach Rom fortſetzen; ſein Ruhm, ſeine künftige Stellung hingen von dieſer Reiſe ab, und Ruhm und Stellung mußte er erwerben, um der Geliebten ein ihrer würdiges Leben zu bereiten und das zu thun, was bereits zur doppelten Pflicht geworden. Die Liebenden trennten ſich nicht ohne Schmerzen und

mit der Hoffnung, auf ein freudiges Wiederſehen. Paul reiſ'te und kam nicht wieder; ja, er ſchrieb endlich nicht mehr, trotz aller Bitten Gloria's, ſie von Arles fortzunehmen, wo ſie die Schande, die über ihrem Haupte hing, nicht werde ertragen können. Zur Zeit, da Gloria Mutter wurde, reiſ'te Paul mit der in Frankreich ebenfalls wegen ihrer Schönheit berühmten Herzogin v. P... von Rom nach Griechenland.

Wir wollen die Martyrologie, die begann, ſobald Gloria's Schickſal bekannt wurde, nicht weiter ausführen. Man kennt die mittelalterlichen Bräuche, die ſich überall Alles gegen Jugendfehler erlaubt glaubten, und in Arles lebt noch ein groß Stück Mittelalter. Ganz Arles wähnte ſich in ſeiner Ehre gekränkt, und ganz Arles hielt ſich für berechtigt, ſeine gekränkte Ehre zu rächen. Verſchmähte Liebhaber und neidiſche Schönheits-Rivalinnen übernahmen es, den Chor anzuführen — und die Stolze, die Gekränkte, die Martyrerin ihrer Liebe und Schönheit zog ſich in ihre Einſamkeit zurück, in der ſie zur Zeit, da ich nach Arles kam, bereits acht volle Jahre in Geſellſchaft einer trauernden Mutter verlebt hatte. Nur ſelten, und nur in der Nacht und verſchleiert, verließ ſie das einſame Haus, deſſen Fenſter dicht verhängt war, deſſen Thor, immer geſchloſſen, jeglichen Beſuch ab-

wies. Die erste Wuth der Tugendhaften hatte sich gelegt, und selbst ehemalige Nebenbuhlerinnen und zurückgewiesene Anbeter sahen mit Theilnahme zu dem verhüllten Fenster hinauf, und wenn man der einsam Wandelnden in der Nacht begegnete, that man, als ob man sie, die nicht gesehen sein wollte, wirklich nicht sähe. Uebrigens war sie nur sehr selten sichtbar und zu einer Art von Mythus geworden. Auf einem solchen Spaziergange in den Elisäcamps war es, wo ich ihre Bekanntschaft machte, jetzt, und als Jaques ihren Namen nannte, erinnerte ich mich an ihre ganze Geschichte und deutete ich mir das zurückhaltende Wesen der einen Nachtwandlerin und das einladende, zuvorkommende der Mutter, die offenbar ihr Kind wieder an menschlichen Umgang gewöhnen wollte und das mit einem Fremden vielleicht leichter glaubte thun zu können.

Während ich am Fuße der Säulen des griechischen Theaters so da saß und mir schweigend und nachdenklich das Schicksal Gloria's ins Gedächtniß zurückrief, war das Benehmen meines Freundes Jaques ein höchst sonderbares. Er sah mich unruhig an; er schien zufrieden, daß er nicht genöthigt war, mir des Mädchens Geschichte zu erzählen, und wieder schien er über die Berühmtheit dieser Geschichte

höchſt gekränkt, ja, unglücklich. In Blick und Geberden drückte ſich eine fieberhafte Unruhe aus, und endlich warf er ſich auf die Marmor-Trümmer der Scene hin. Seine rothe Fiſchermütze fiel ihm vom Haupte, die dichten und dunklen Locken rollten am Steine herab, und ſo lag er da wie ein tragiſches Opfer.

Was iſt dir, Jaques? fragte ich beſorgt.

Monsjou! erwiederte er aufgeregt, ohne ſich zu erheben, ich will es Ihnen in wenigen Worten ſagen. Ich habe Gloria vor ihrem Unglück geliebt, ich habe ſie nachher geliebt, ich liebe ſie noch heute.

Dann richtete er ſich auf und fuhr ſo ſchnell fort, als ob er fürchtete, in wenigen Minuten wieder den Muth zu dieſer Mittheilung zu verlieren. Ja, ich liebe ſie! Darum habe ich die Stadt verlaſſen und mich in die einſame Fiſcherhütte zurückgezogen; ich konnte es in ihrer Nähe nicht länger ertragen. Sie war in ihrer glücklichen Zeit meine Freundin, ich bin mit ihr aufgewachſen, mich hat ſie allen Anderen vorgezogen — wenn ſie mich auch manchmal, wie die Anderen, ihren Stolz hat fühlen laſſen. Mein wäre ſie geworden ohne die Ankunft des Pariſers. Was konnte ich gegen einen ſchönen Pariſer, der ſo ſchön malte und ſeine Worte ſo ſchön zu ſtel-

len verſtand? Wie das Unglück herauskam, floh ich zum erſten Male in die Camargue; ich hörte, was ſie litt, und kam zurück, um ſie zu vertheidigen, und ließ mich für ſie verhöhnen. Ich floh wieder und kehrte nach Jahren abermals zurück, ich drang in ihr Haus, ich liebte ſie wie zuvor. Ich fürchtete die Schande nicht und wollte ſie heirathen, ich wollte das noch vor wenigen Tagen, aber ſie iſt ſtolz und will ihr Leid allein tragen; auch weiß ich nicht, ob ſie mich liebt, wohl aber weiß ich, daß ſie den Pariſer nicht mehr liebt. Ihren Fehler hat ſie abgebüßt. — o Gott, acht Jahre hat ſie gelitten, in der Einſamkeit, in Schande, in der Blüthe ihres Lebens! Mochten die Leute ſagen, was ſie wollten, ich wollte ſie in meine Hütte am Meere führen, fern von den Menſchen. Iſt das ſchändlich, Herr? Iſt das ehrlos? Sagen Sie mir das ohne Rückhalt, daß ich es wiſſe; denn mir ſcheint es nicht ſo, und wenn es mir auch ſo ſchiene, ich könnte an mir nichts ändern.

Ich reichte ihm die Hand, und ruhiger fuhr er fort: Ich will Ihnen nun auch ſagen, warum ich dieſes Mal in die Stadt gekommen bin. Gloria's Schickſal ſoll ſich bald entſcheiden — es geht etwas vor, und das habe ich ſo erfahren: Es lebt ein ſonderbarer guter Mann in Nimes, der heißt Laurent

und macht Bilder und ſchreibt Bücher. Aber alle ſeine Bücher ſprechen von Arles und alle ſeine Bilder ſtellen Arleſerinnen vor; denn er liebt Arles wie ſeinen Augapfel; er kommt jede Woche in die Stadt, iſt von jedem Kinde gekannt und kennt jedes Kind, und weiß eines Jeden Geſchichte. Von ihm iſt das Bild Gloria's gemacht, das bis nach Paris gekommen iſt; er liebte ſie, der gute, alte Mann, er betete ſie an, er nannte ſie ſein Ideal, und er hat mit ihr gelitten. Der kannte auch den pariſer Maler und war froh darüber, daß Gloria einen Künſtler heirathen ſollte. Seit ſie von ihm verlaſſen worden, hat er ihn nicht aus den Augen verloren, und vor Kurzem ſchrieb man ihm aus Paris, wo er auch alle Welt kennt, daß Paul aus Griechenland zurückgekehrt ſei und eine reiche Bourgeoiſe heirathen ſolle. Aber der Bourgeois, ihr Vater will, daß er ſich, wie er ſagt, erſt in Arles als honnetter Mann benehmen ſolle, bevor er heirathet. Paul hat an Gloria geſchrieben, und Gloria ſoll ihm kurz geantwortet haben, er müſſe hieher kommen nach Arles. Das alles hat mir Herr Laurent erzählt, wie er durch die Paluden gekommen; der gute Mann hat eigens einen Umweg darum gemacht, und ich eilte hieher, um zuzuſehen, wie das alles ablaufen wird, um wo möglich zu erfahren, ob

Gloria's alte Liebe bei Paul's Anblick wieder erwacht, oder ob ſie für immer Abſchied von ihm nimmt. Auf jeden Fall will ich in der Nähe ſein, wenn Gloria einen Freund braucht, der für ſie eintritt. Herr, ich habe in der Arena manchen Stier bei den Hörnern gepackt und auf den Rücken gelegt, ich werde auch mit einem Pariſer fertig werden."

Lag Jacques früher wie ein tragiſches Opfer da, ſo ſtand er bei dieſen letzten Worten mit ſtrammen Armen und geballten Fäuſten, mit glühenden Augen und zurückfallenden Locken wie ein Kämpfer, ein Held auf der griechiſchen Scene.

Auch ich ſtand auf und ſagte: Jacques, morgen beſuche ich Gloria, und wenn es mir möglich, warte ich hier die Entwicklung dieſer ganzen Geſchichte ab. Vergiß nicht, daß du mein Gaſtfreund biſt und ich dein Freund bin.

Er drückte mir die Hand aufs herzlichſte und begleitete mich ins Hotel du Forum zurück, das auf dem alten Forum oder dem Platze der Männer liegt.

Um elf Uhr des anderen Morgens pochte ich an die Thür Gloria's. Die Mutter öffnete nur halb, wie ſie aber den Fremdling von geſtern Abends erkannte, that ſie die Thür ganz auf und hieß mich herzlich willkommen. Ich ſagte ihr, daß ich meine

Abreiſe um einen oder zwei Tage verſchoben und daß ich mir die Freiheit nehme, der Einladung zu folgen, auf die ſie mich in ihren Abſchiedsworten geſtern Abends hatte hoffen laſſen. Die Mutter lobte das und führte mich in die Stube, die das ganze untere Geſchoß einnahm und deren Thür, nach der Bauart des Südens, unmittelbar auf die Straße führte. Die hohe und geräumige Stube, deren Boden mit bunten Ziegeln gepflaſtert war, während die Decke Holzſculpturen alter Art bedeckten, war von milder Dämmerung und ſanfter Kühle erfüllt, obwohl im Kamine, der die Küche erſetzen muß, eine goldene, von Weinreben genährte Flamme praſſelte. Die Fenſter gegen die Gaſſe waren geſchloſſen, aber die gegenüberſtehende Wand war faſt ganz geöffnet; ein breiter; wehender Vorhang ſchied ſie vom Hofe, auf dem die Sonne lag. Ein koloſſaler Tiſch, breite Stühle, die eine Wand entlang eine breite Bank, Alles aus altem, geſchnitztem Eichenholz, ſtanden, würdig und zierlich zugleich, als Urväter-Hausrath wohl geordnet umher. Die Einfaſſung des hohen und geſchweiften Spiegels über dem Kamine ſowohl, wie die Stuckverzierungen, welche die Wände entlang und herab liefen und ſie in große regelmäßige Felder eintheilten, deuteten auf ein hohes Alter-

thum des Hauſes, und der Eindruck, den das Ganze machte, wäre ein höchſt ernſter geweſen, wenn ihn die Kinderköpfchen und Roſen- und Blätterwindungen an den Stuckverzierungen nicht gemildert hätten. Ein Blick in die Stube und ein zweiter durch den wehenden Vorhang auf den Hof ſagten mir, daß ich mich in einem jener Häuſer der ſüdlichen Städte befinde, die meiſtens größere Pracht geſehen, üppigeren Bewohnern, Prälaten oder Patriziern, gehört haben und im Laufe der Zeiten in den Beſitz kleiner Bürger oder mit ihren glänzenden Beſitzern herabgekommen ſind. Da ich der Mutter an den Vorhang folgte und den ganzen Hof überblicken konnte, wurde mir das noch klarer. Der große, viereckige Raum war auf der einen Seite ganz von einem ſchönen, man möchte ſagen: niedlichen Porticus in romaniſchem Style eingenommen, und den Wänden der anderen zwei Seiten ſah man es an, daß er ehemals die Längen und die eine Breite des ganzen Hofes geziert hatte. Man ſah noch die Spuren der Bogen und inneren Pfeiler. Der Gang war offenbar eine Nachahmung jenes Meiſterwerkes romaniſchen Styls, das man in Arles den Kloſterhof von St. Trophyme nennt. Es war in Arles wie überall: Ein einziges großes Kunſtwerk reicht hin, mit der Zeit eine ganze

Stadt, eine ganze Gegend zu verſchönern und ihr einen Charakter zu geben. Der reiche Mann ahmt es nach, wenn auch in kleinerem Maßſtabe; Stadt- und Landhäuſer und kleinere Kirchen werden nach ſeinem Muſter gebaut; ſein Einfluß dehnt ſich bis auf die Hauseinrichtung, bis auf den Styl des Schrankes, der Spiegelverzierung, des Kamines, der Hausthür aus. Das Kunſtwerk überlebt den erſten Beſitzer und kommt im Laufe der Zeit, oft durch das Alter verſchönert, bis an den Armen und hat ſo nach und nach alle Stände erfreut. Die Säulchen des Porticus im Hofe, der vor mir lag, waren aus dunklem Marmor und trugen reich verzierte, mit Blätterwindungen und allerlei Stein-Arabesken bedeckte Capitäle. Zwar waren ſie hier und da beſchädigt, aber die Schlingpflanzen, die ſich dicht an ihnen hinangezogen und weiße, rothe, blaue Glocken hangen ließen, verdeckten die Wunden und verdichteten die Dämmerung, die den kühlen, eben im Schatten liegenden Gang erfüllte.

Es war eine ſchöne, blühende, duftige Welt, die ſich in dieſem Hofe vor meinen Augen aufthat. Nur in der Mitte war ein Stück des alten Pflaſters übrig geblieben, der ganze übrige Hof war von der herrlichſten Vegetation beſetzt. Neben den zwei großen

Platanen, die in gleicher Entfernung von den Seitenmauern ſtanden und aus alten Zeiten ſtammten, blühten in reicher Fülle die Centifolie, die braune provenzaliſche Roſe. Sie bildeten ganze Gebüſche, die hoch und breit genug waren, den halben Hof zu überſchatten. An den Wänden ſtand der Oleander oder, wie man ihn hier nennt, der Roſenlorbeer und deckte ſie mit ſeiner ſanften Gluth, während in den Ecken hoch und ſchlank Granatbäume aufragten und ihre glühenden Kelche der glühenden Sonne trotzig entgegen hielten. Zu Füßen dieſer Bäume und Büſche liefen aufgerodete Beete hin, bevölkert vom Geſchlechte zarterer Gattung, von Lilien, Cinerarien, Pelargonien in buntem Gemiſch. Friſch und jugendlich ſtach dieſe Bevölkerung gegen das alte Gemäuer rings umher ab; ein ſanfter Friede war über ſie ausgegoſſen, und eine liebende Hand, eine zarte Pflege war überall ſichtbar. Es war die Welt, die ſich Gloria in ihrer Einſamkeit geſchaffen, es war die Geſellſchaft, welche ihr die der Menſchen erſetzen ſollte.

Sie ſaß, als ich in den Hof trat, in einem ſchattigen Winkel der Galerie, trat mir aber, auf den Ruf der Mutter, die den Herrn von geſtern ankündigte, ſogleich mit einiger Befangenheit zwar, aber doch freundlich entgegen. Ich ſetzte mich zu ihr in

den ſchattigen Winkel und dachte, etwas verlegen, nach, wie ich das Geſpräch in Gang bringen wollte. Das war aber leichter, als ich gedacht hatte, und die ſchöne Blumenwelt, die ſie geſchaffen, gab für den Anfang Stoff genug. Ich hatte gefürchtet, ſie zurückhaltend und verſchloſſen zu finden; aber ſchon nach den erſten Worten gab ſich ihr ganzes Weſen in voller Unbefangenheit kund, wenn auch mit einer gewiſſen ernſten Würde, die allerdings mit ihrer ganzen Geſtalt, mit dem edel geſchnittenen Cameengeſichte harmonirte. Wie das edle Geſicht, die edle Geſtalt, ſo war jede ihrer Bewegungen, der Ton ihrer Stimme, jedes Wort, jeder Ausdruck voll Maß. Wer die herrlichſten helleniſchen Marmorgebilde kalt nennt und nicht die Wärme der Empfindung unter dem Goldglanz antiken Marmors erkennt, der hätte Gloria, obwohl ſchön, doch auch kalt genannt. Vielleicht, daß ihn das blaue Auge und der Wohllaut ihrer Stimme die Strenge der Form hätte vergeſſen laſſen. Bei mir that das nicht noth, und ich gab mich mit vollem Genuſſe dem Anſchauen dieſes herrlichen Geſchöpfes hin, und ich hätte über das Anſchauen alles Andere vergeſſen, wenn nicht gewiſſe zitternde Modulationen ihrer Stimme von Zeit zu

Zeit, ſelbſt im heiterſten Geſpräche, an ihr trauriges Schickſal gemahnt hätten.

Ich gab mir Mühe, das Geſpräch ſo zu halten, daß ſie meine Bekanntſchaft mit dieſem ihrem Schickſal nicht merke, oder daß ſie ſich nicht aufgefordert fühle, bei Gelegenheit darauf anzuſpielen — aber ihr weiblicher Tact errieth aus dieſem Benehmen eben, was ich ihr verbergen wollte, und wie um jeden Zwang zwiſchen uns zu entfernen, ſprach ſie ſelber, wo die Gelegenheit es verlangte, von ihrer Zurückgezogenheit, von dem Bittern und Süßen der Einſamkeit, und das kam unſerem ganzen Geſpräche und vorzugsweiſe dem Anfang meiner Bekanntſchaft zu Gute.

Die Mutter war in der Stube beſchäftigt und kam nur manchmal heraus, um auch etwas vom Fremdling zu erfahren, und ſo verplauderten wir, theils in der Galerie ſitzend, theils den ſchattigen Theil des Gartens durchwandelnd, mehrere Stunden. Auf ein wiederholtes Lob ihres Aufenthaltes lud mich Gloria ein, des Abends wieder zu kommen, da ſie mir ihre Terraſſe zeigen wollte, wo ſie ihre Abende zubringe, und die jetzt der Hitze wegen ungenießbar ſei. Auch die Mutter, offenbar erfreut, daß Gloria einige Stunden in Geſellſchaft zugebracht, forderte

mich auf, während meines kurzen Aufenthaltes ſo oft, als es mir meine Zeit erlaube, wieder zu kommen. Und ſo kam ich denn, nachdem ich an Jacques Bericht erſtattet hatte, ſchon des Abends wieder.

Gloria führte mich ſogleich über zwei Treppen auf ihre Terraſſe. Da empfing mich eine zweite Blumenwelt, umgeben von grünen Wänden, welche aus Schlingpflanzen gebaut waren. Gegen Süden öffnete ſich eine weite Ausſicht über die geſegnete Ebene hinweg bis auf Rochelle und Saint-Martin, und gegen Morgen bis an die Alpinen, deren Häupter noch in Abendroth getaucht waren. Es war ſo ſtill da oben. Der Lärm der Stadt und der Spaziergänger vor den Thoren, denen wir hinter Laubgewinden unſichtbar blieben, hallte nur ſanft gedämpft herauf; aber wohl vernehmlich war der Geſang der Nachtigall, die ſich in Gloria's Garten unten, in einem Oleander-Buſche, ihr Neſt gebaut hatte. Die Mutter brachte provençaliſchen Wein und vorausſichtig und echt gaſtlich eine Cigarre. Wie behaglich fühlte ich mich bei den Ausgeſtoßenen, und doch wieder mit welcher Wehmuth erfüllte mich der Gedanke an das Beſtreben Gloria's, ihre Welt ſo viel als möglich auszudehnen, ſich ſchöne Abwechſelung zu ſchaffen und von den Reizen der ihr verſchloſſenen verſtohlen etwas zu er-

haſchen! Auch an Jacques dachte ich und an das Glück, das er empfinden würde, wenn er hier neben mir ſäße. Ich nahm mir vor, bei der erſten Gelegenheit, die ſich bieten würde, von ihm zu ſprechen. Nach der Aufnahme, die ich von den Frauen erfuhr, glaubte ich etwas wagen zu können, und die Mutter ſchien mir eine gute Bundesgenoſſin. Die Gelegenheit ließ nicht lange auf ſich warten.

Gloria ſprach viel von ihren Schöpfungen, ich meine von ihren Gärten und Blumen, und wußte manches Liebliche von deren Entſtehung zu erzählen, wohl auch manches, was traurig an ihre Lage erinnerte. In dem Jahre, ſagte ſie, da mein Roſenlorbeer zum erſten Mal die Höhe der Mauer erreichte und mit ſeinen Blumen hinüber ſah in die Gaſſe, fand ich dieſe eines Morgens ſämmtlich abgepflückt und zerriſſen am Fuße der Sträucher. Die That ward in der Nacht ausgeführt und ſollte mir ſagen, fügte ſie ſchmerzlich lächelnd hinzu, daß ich kein Recht auf Blumen habe; denn hier in Arles tragen nur Mädchen, deren Ruf rein iſt, Blumen — im Haar und auf der Bruſt, am Hochzeitstage als Kranz, und ſelbſt im Tode wird die Jungfrau, von Blumen bedeckt, ohne Sarg, zu Grabe getragen.

Es trat eine peinliche Pauſe ein; wahrſcheinlich

um dieſe zu endigen, ſagte die Mutter: Du mußt nicht ungerecht ſein, mein Kind; zur ſelben Zeit haſt du doch jeden Morgen vor der Thür einen ſchönen Strauß gefunden.

Es iſt wahr, ſagte Gloria — ich habe ſo eben auch daran gedacht.

Und dieſe Blumen kamen von Jaques! fügte ich ſchnell hinzu.

Mutter und Tochter ſahen mich erſtaunt an. Sie kennen Jaques? Sie wiſſen ...? riefen ſie wie aus Einem Munde.

Unzählige Male, fuhr ich fort, habe ich im Laufe dieſes Tages und dieſes Abends ſchon an ihn gedacht, und wie glücklich er ſich fühlen würde, an meiner Stelle zu ſein, der gute Jaques.

Ja wohl, der gute Jaques! wiederholte die Mutter; wie freue ich mich, daß Sie ihn kennen! Was macht er, wie geht es ihm? — wir hören nichts von allem, was draußen vorgeht.

Der gute Jaques! wiederholte auch Gloria — er war eigentlich mein einziger Freund.

Sie ſehen das ein, fragte ich, und haben ihn und ſeine Freundſchaft doch ſo unbarmherzig von Sich gewieſen, und haben Sich doch gegen ihn wie gegen alle Anderen abgeſchloſſen?

Ich that es gewiß nicht, erwiderte Gloria, weil ich sein gutes, edles Herz,—seinen Muth und seine Treue verkannte — aber seine Gegenwart wäre mir am peinlichsten gewesen. Nachdem ich ihn in der Zeit meines Glückes oft stolz und hoffärtig behandelt und oft die Freundschaft vergessen hatte, die mit uns aufgewachsen ist, nachdem ich ihn für einen Anderen (und — mein Gott, für welchen Menschen!) vergessen gekonnt, hätte ich den Muth haben sollen, ihm unter die Augen zu treten, oder gar die Frechheit, das edle Gefühl, das er mir bewahrt, erwiedern zu wollen? Ich wollte, daß er mich vergesse, und nicht, daß er durch seine Ausdauer den Hohn der Mitbürger auf sich lade, oder gar, wenn ich in einem schwachen Augenblicke seinen Anträgen Gehör gegeben hätte, meine Schande fürs ganze Leben auf seine Schultern nehme. Nein! — rief sie mit Kraft — wie weh es mir auch gethan hat, einem Freunde im Unglück die Thür zu schließen, so bin ich doch froh, daß ich es gethan habe! Jetzt habe ich seit lange nichts von ihm gehört, kein Zeichen der Theilnahme von ihm empfangen, und ich hoffe, daß mein Zweck erreicht ist und daß er mich vergessen hat.

Sie irren, sagte ich, Jaques liebt Sie so treu, als er Sie je geliebt hat, und es hat nicht den An-

ſchein, als ob er eine ſo tief eingewurzelte Liebe jemals aus ſeinem Herzen werde reißen können. Sie haben nichts von ihm gehört, weil er als Fiſcher in den Paluden der Camargue lebt, und er hat ſich dahin geflüchtet, um einſam zu leben wie Sie, und weil er es nicht ertragen konnte, in Ihrer Nähe zu ſein, ohne Sie zu ſehen.

Mein armer Freund! ſeufzte Gloria.

Ermuthigt fuhr ich fort: Er iſt noch heute bereit und mit Freuden bereit, für Sie die Meinung der Leute zu verachten und Sie — nicht ſeinet-, ſondern Ihrethalben — in die Einſamkeit ſeiner Fiſcherhütte zu führen. Ein freies, edles und liebendes Herz, das man nicht verſchmähen ſoll, meine Freundin!

Gloria verdeckte die Augen mit der Hand; aber ich ſah die großen Thränen, die hervorquollen.

Mein lieber Herr! ſagte ſie endlich nach langer Pauſe — ich war ihm einmal gut; ohne den Mann, der mein Lebensglück vernichtet hat, wäre ich gewiß keines anderen Mannes Weib geworden. — Nun ich jene wahnſinnige Leidenſchaft ganz in mir unterdrückt habe, erwacht, ich geſtehe es offen, wieder die innige Freundſchaft in mir, die ich vorher für Jaques gefühlt habe. Aber ich will zu meinem Fehltritte nicht noch ein Verbrechen hinzufügen und über ein edles, männliches Herz Schande bringen. Niemals!

Nach dieſem Geſpräche war auf ein Aufkommen der früheren Heiterkeit nicht mehr zu hoffen, und da es mich drängte, Jaques Mittheilungen zu machen, ſo grüßte ich die Frauen und ging.

Jaques ſchienen die Worte Gloria's nicht ſo hoffnungverſprechend wie mir; er meinte, ich kenne nicht, wie er, ihre Feſtigkeit und Ausdauer bei dem einmal gefaßten Entſchluſſe. Dennoch konnte er ein freudiges Lächeln nicht unterdrücken, als ich ihm darauf erwiderte, daß ich nunmehr Arles nicht früher verlaſſe, als bis ich ihn bei Gloria eingeführt und ihm ihre Thür für immer geöffnet habe. Schon mit dieſem Glücke, ſagte er, wolle er ſich begnügen und ihr mit ſeiner Liebe und mit Werbungen nicht läſtig fallen.

Um Jaques mein Verſprechen halten zu können, mußte ich noch mehrere Tage in Arles bleiben und die neue Freundſchaft mit den Frauen ſo weit befeſtigen, bis ich etwas von ihnen verlangen oder einen Schritt zu Gunſten Jaques wagen durfte. Antiquitäten und Geſchichte der Stadt, die mit Troja und Trier an der Moſel wetteiferte, als Konſtantin ſich eine neue Reſidenz erwählen wollte, wären gänzlich vernachläſſigt worden, wenn mir nicht die Geſpräche mit den Frauen, beſonders mit der mittheil-

ſamen Mutter, die Studien einiger Maßen erſetzt hätten. Die Mutter war ein wahres Chronikenbuch von Stadt und Umgebung und ein Wunderhorn voll der ſchönſten provençaliſchen Lieder, längſt verklungener wie noch lebender Geſänge, die ſie mehr declamatoriſch als ſingend, aber mit Sinnigkeit, vorzutragen verſtand. Bei den wenigen Anknüpfungspuncten, die wir hatten, halfen Lieder und Sagen aus, von Zeit zu Zeit auch eine Anſpielung auf Jaques. Auffallend war es mir, daß im Laufe der Tage, die ich faſt nur in Geſellſchaft der Frauen verbrachte, nie von dem Kinde Paul's und Gloria's die Rede war und daß ich dieſes nie zu ſehen bekam. Dieſes Räthſel aber ſollte mir bald gelöſ't werden.

Eines Nachmittags, als ich mit Gloria, die mit einer Arbeit beſchäftigt war, in der Galerie ſaß, pochte es ſanft an die Thür, und bald darauf kündigte die Mutter, halb erſchrocken, Mossjou lou Cura, d. i. den Herrn Pfarrer des Viertels, an.

Was kann er wollen? fragte Gloria.

Er wird Ihnen Vorwürfe machen, daß Sie nicht in die Kirche gehen, ſagte ich.

Vielleicht, ſagte ſie, kommt er im Auftrage der Büßerinnen von der heiligen Magdalena, die mich ſchon einmal auffordern ließen, in ihren Orden zu

treten. Als ob man nur im Kloſter und unter den Schleier büßen könnte! fügte ſie traurig hinzu.

Ich flüchtete mich durch die Galerie in die Stube, während der Geiſtliche durch den Vorhang in den Garten trat. Gloria ging ihm ehrerbietig entgegen und führte ihn an den Platz, den ich eben verlaſſen hatte.

Gott ſei mit dir, meine Tochter! ſagte der Prieſter, indem er ſeinen breiten Hut abnahm und die andere Hand wie ſegnend ausſtreckte. Er ſchien, wie ich von der Stube aus bemerken konnte, von der Heimlichkeit des Ortes, von der holden Welt Gloria's überraſcht, ja, gerührt. Sein altes, faltenreiches Geſicht nahm einen milden Ausdruck wahrhafter Theilnahme an. — Beruhigt zog ich mich ganz in die Stube zurück; nicht ſo ruhig war die Mutter, die bei mir geblieben war. Was kann er wollen? wiederholte ſie von Zeit zu Zeit — vielleicht will er ihr die Beichte abnehmen, da ſie ſchon ſeit langer Zeit nicht zur Kirche gegangen iſt. Das arme Kind! was kann ſie ſündigen unter ihren Blumen? Sie hat echt chriſtlich ſelbſt ihren Feinden und Schuldigern vergeben. Aber der Herr Coura iſt ein guter Mann, und er wird ihr nichts Schmerzliches ſagen, und die Beichte kann ihr vielleicht wohl thun. — So ſprach

die gute Mutter vor ſich hin; dann, wie um ſich zu zerſtreuen, wandte ſie ſich zu mir und ſagte: Wir haben eine ſchöne Geſchichte von einem großen Sünder und von einer Beichte. — Tiens! rief ſie dann, die Geſchichte muß Sie intereſſiren, denn der Sünder iſt Ihr Landsmann und heißt Johannes Parricida.

In der That intereſſirte es mich, in der Provence eine Parricida-Sage zu entdecken, und theils darum, theils um die beſorgte Mutter zu zerſtreuen, bat ich ſie, mir die Geſchichte zu erzählen.

Sie wiſſen wohl, begann die Mutter, daß die Päpſte mehrere Hundert Jahre in der Provence reſidirten; in Avignon ſteht noch ihr Palaſt, und ein Theil des Landes war noch vor ſechzig Jahren in ihrem Beſitze. Aber ſie wohnten nicht immer in dieſem Palaſte zu Avignon. Ein Papſt, der Clemens hieß, ſchlug ſeine Reſidenz in dem alten und ſchwarzen Kloſter der Prediger-Brüder auf, das bei Vaucluſe ſtand und deſſen Stelle heute große Eiſengießereien einnehmen. Zu jener Zeit einmal ſah man eine ſonderbare Gruppe von Reiſenden, die in der Gegend des Kloſters umherirrten. Ein Mann mit langem Barte führte ein Eſelein am Zügel; auf dem Eſelein ſaß ein junges Weib, und das junge Weib

trug ein Knäblein auf dem Arme. Aus der Ferne hätte man glauben können, es ſei die heilige Familie auf der Flucht nach Aegypten; auch in der Nähe ſah die traurige Mutter auf dem Eſelein wie die heilige Jungfrau aus, ſo ſchön und lieblich und voll Schmerzen war ſie, und ſah das lächelnde Kind auf ihrem Arm wie das Chriſtkindlein aus; aber der Mann, der das Eſelein am Zügel führte, ſah nicht aus wie der heilige Joſeph. Sein Bart war wild und ſtruppig, ſeine Haare vor der Zeit gebleicht, ſein ganzes Geſicht war ſo düſter, als ob eine Wolke darauf läge; die Augen hatten ſich tief in den Kopf zurückgezogen, als hätten ſie Angſt, in die Welt oder in ein menſchliches Geſicht zu ſehen, und die ihn in der Nähe betrachteten, glaubten auf ſeiner bleichen Stirn ein blutiges, dunkles Zeichen zu bemerken. Seine Füße waren wund und angeſchwollen, Kleider und Leib von Dornen und Geſtrüpp zerriſſen. So irrte er, immer das Eſelein am Zügel führend, Tage lang rings um das Kloſter umher; aber er hatte nicht den Muth, ſich der Schwelle zu nähern, und wenn die Nacht kam, verſchwand er im Walde, um des Morgens wieder hervorzukommen. Nur manchmal wandte er ſich zum Kinde und ſtreichelte ihm die blonden Locken: das that auch die

Mutter; dann lächelte das Kind, und der Vater faßte frischen Muth und näherte sich wieder dem Kloster, um wieder zaghaft in den Wald zu fliehen. Eines Tages, da das Kind gar lieblich lächelte, wagte er sich doch bis an die Schwelle des Klosters; aber es übernahm ihn wieder die Angst, und schon wollte er die Schritte wenden, als sich das Thor öffnete und der Papst heraustrat. Der fremde Mann warf sich ihm zu Füßen und rief: Ich bin Johann von Oesterreich, der seinen Ohm und Vormund erschlagen hat. Seit Monden irre ich mit Weib und Kind durch die Wildniß; Wurzeln und wilde Pflanzen waren unsere Kost, Höhlen unser Aufenhalt, die Thiere des Waldes unsere Gefährten, und der Geist meines Ohms und die Seelen derer, die um meiner Sünden willen unschuldig erschlagen worden, verfolgen mich. Heiliger Vater, du kannst ja binden und lösen — erlöse mich von meiner Sünde und von der tiefen Herzensangst! — Vatermörder! rief der Papst entsetzt und erhob seine Hand, als ob er ihn verstoßen wollte; aber da sah er die weinende bleiche Frau und das lächelnde Kind, und er sagte: Um dieser willen! — Und er schickte ihn in ein einsames Kloster, das in den wüsten Alpinen lag, mit einem Briefe, in welchen den Mönchen verboten war, nach

des Büßenden Namen zu fragen *). Dort ſtarb er nach zwei Jahren, und ſein treues Weib folgte ihm bald.

Während der Erzählung hatte die Mutter zu wiederholten Malen unruhig nach der Galerie hinübergeſehen. Sie ſchien beſorgt, daß der Prieſter ihrem Kinde doch etwas ſagen könnte, was es kränkte. Kaum hatte ſie geendet, als ſie ſchon unruhig aufſprang und dem Vorhang zueilte, den ſie bei Seite ſchob. Sie iſt ja nicht im Beichtſtuhl! ſagte ſie, ſich entſchuldigend gegen mich gewendet, dann bog ſie ſich hinaus, um zu lauſchen. Der Prieſter ſprach milde doch laut genug zu Gloria, daß wir jedes ſeiner Worte hören konnten; ich wollte mich entfernen, aber die Mutter winkte mir, zu bleiben.

Meine Tochter, ſagte der Prieſter, ich bin über den Zuſtand deines Gemüths beruhigt. Mit Freuden ſehe ich, daß in deinem Herzen kein Stachel geblieben iſt, daß du dein Leid mit Ergebung getragen und den Feinden vergeben haſt. Deine Fehler werden dir vergeben.

---

*) Man weiß, daß Johannes Parricida in einem Kloſter zu Piſa ſtarb; wir geben die Sage, wie ſie im ſüdlichen Frankreich lebt. — Eine öſterreichiſche Chronik erzählt, daß Parricida's Sohn zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts als blinder bettelnder Greis in Wien geſtorben

Der Prieſter ſchwieg einen Augenblick; Gloria ſah ruhig vor ſich hin, der Mutter fiel eine Thräne aus dem Auge.

Nach einigem Zaudern, als ob er die rechten Worte ſuchte, fuhr der Prieſter fort: Bei deinen löblichen und gottgefälligen Geſinnungen zweifle ich nicht, daß du deinem Kinde eine chriſtliche Erziehung zu geben gedenkſt.

Gloria wurde blaß, ihre Lippen zitterten, ihr ganzer ſchöner Leib erbebte.

Armes Kind! ſeufzte die Mutter.

Der Geiſtliche bemerkte den aufgeregten Zuſtand des Mädchens nicht, denn er ſtand mit niedergeſchlagenen Augen da, und er ſprach mit Milde weiter: Dein Kind muß nun in dem Alter ſein, daß man ihm ſchon vom Worte Gottes ſprechen und es mit den Segnungen der Religion bekannt machen kann. Das iſt nun der Zweck meines Beſuches, dich zu fragen, meine Tochter, ob du ſelbſt, denn du vermagſt es, deinem Kinde die Heiligkeit der Religion offenbaren oder ob du es wie die anderen guten Mütter meiner Pflege anvertrauen willſt?

Statt aller Antwort nahm Gloria den milden und wohlwollenden Mann ſanft am Arme, führte ihn aus der Galerie in den Garten und deutete

ſtumm mit ausgeſtreckter Hand auf einen Hügel, der oben mit Roſen, rings umher mit Cinerarien bepflanzt war. Erſchrocken hob der Prieſter beide Hände auf und ſah Gloria ins Geſicht; ihre Bläſſe ſagte ihm und mir das Uebrige. Daß Gloria's Kind in ungeweihter Erde ruhte, ſchien den Prieſter nicht zu überraſchen; es iſt im ſüdlichen Frankreich nichts Seltenes, daß man geliebte Todte in der Nähe des Hauſes, auf einem Felde, im ſchattigen Hofe oder im Garten begräbt. Der Brauch ſchreibt ſich aus der Zeit her, da man den Proteſtanten ehrliches Begräbniß verweigerte, und er theilte ſich hier und da den Katholiken mit. Der Prieſter ſtreckte ſeine Hand ſegnend über das blumenbepflanzte Grab aus; dann ſagte er: Ich werde in den nächſten Tagen kommen und dieſen Boden weihen, auf daß das ſchuldloſe Weſen in geweihter Erde ruhe.

Gran mercis, Mossjou lou Coura! rief die fromme Mutter, der die Thränen in Strömen über die Wangen liefen. Der Prieſter verneigte ſich und ging, von der Mutter bis vor die Thür begleitet. Wie ſie wieder zurückkam, eilte ſie ihrer Tochter zu, die ihr weinend in die Arme ſank.

Der Zufall, der mich dieſe aufregende Scene mit erleben ließ, trug nicht wenig zum ſchnellen

Wachsthum unſerer Freundſchaft, zur raſcheren Entwicklung rückhaltloſen Vertrauens bei. So wagte ich es nun öfter, von Jaques zu ſprechen, von Zeit zu Zeit ſeiner treuen Liebe und ſeiner Abſichten zu erwähnen. Meine Mittheilungen wurden ruhig, doch mit einiger Wehmuth aufgenommen; das Gute hatten ſie, daß ſie Gloria an glückliche Zeiten erinnerten, die ſie in früher Jugend ſchön, rein und ungetrübt mit Jaques verlebt hatte. Die Liebe, oder wie ſie das Gefühl nannte, die Freundſchaft zu Jaques, die mit ihr aufgewachſen war, kam in mancher Aeußerung, in manchem bedauernden Wort zum Vorſchein, und bald glaubte ich an ihr das Phänomen beobachten zu können, das ich im Leben ſchon oft beobachtet habe: wie nämlich eine ſchöne Jugendliebe, die man begraben wähnt, nach Jahren und Jahren unter der Decke von Leidenſchaften, Unglück und traurigen Erfahrungen aufs Neue ſich zu regen beginnt, neue Keime treibt und endlich mächtig durch alle Schichten, die ſich über ſie gelagert haben, ſiegreich durchbricht. So weit war es wohl bei Gloria noch nicht gekommen; aber ich hoffte für Jaques, und da es mir ſchien, als ob Alles zu einer Entwicklung dränge, da mich meine eigene, häufige Anweſenheit in Gloria's Hauſe das Ende ihres einſa-

men Lebens däuchte, ſo beſchloß ich, Jaques vor meiner bevorſtehenden zeitweiligen Abweſenheit von Arles ins Haus zu führen und das Uebrige ihm und ſeiner Liebe zu überlaſſen.

So ließ ich noch einige Tage nach dem Beſuche des Pfarrers vorübergehen, beſuchte Gloria oft, ſtattete an Jaques, der mich allabendlich im Hotel erwartete, treuen Bericht ab, und lud ihn endlich ein, mich, anſtatt ſpät Abends, einmal ſogleich nach Einbruch der Dämmerung zu beſuchen, um mit mir einen Spaziergang in die Umgegend zu machen. Er kam, und wir gingen. Mißtrauiſch ſah er mich an, da ich ihn, anſtatt dem Stadtthore, der Gaſſe Gloria's zuführte. Je mehr wir uns näherten, deſto langſamer wurde ſein Schritt, und als er endlich über den Zweck unſeres Ganges nicht mehr zweifeln konnte, begann er am ganzen Leibe zu zittern. Ich nahm ihn unter den Arm und führte ihn weiter. Was wird ſie ſagen? fragte er beklommen.

Du biſt ein Poltron, Freund Jaques! ſagte ich und zog ihn weiter.

An der Thür Gloria's raffte er ſich zuſammen und ſtellte ſich ſtraff und ſtolz hin. So iſt's recht! ſagte ich, ſo muß der Mann auftreten! und ich pochte. Die Thür ging auf, ich ſchob Jaques in

die Stube, zog die Thür wieder zu und eilte ins Hotel zurück.

Am andern Morgen früh verließ ich Arles; ich beſuchte die wunderbare Felſenſtadt Les Baux in den Alpinen, die Triumphbögen und das Mauſoleum zu St. Remy, der Vaterſtadt des großen Propheten Noſtradamus, und kehrte erſt nach mehreren Tagen nach Arles zurück. Ich fand Jaques bei Gloria, aber dieſe nachdenklicher, jenen trauriger. Ich fragte nicht, ich miſchte mich in nichts, ich ließ mir von der Mutter Geſchichten erzählen. Ich kam und ging und kam wieder. Jaques' Verhältniß zu Gloria ſchien immer daſſelbe und er immer trauriger. Mehrere Male ſprach er von baldiger Rückkehr in ſeine Fiſcherhütte und verwünſchte ſich und ſeine Schwäche, daß er ſie noch nicht bewerkſtelligt habe.

Seine Klagen ſchienen mir denn auch gerechtfertigt, als ich einmal, von Marſeille zurückgekommen, Gloria beſuchte und bei ihr nicht Jaques, den Fiſcher aus der Camargue, ſondern einen eleganten, ſchönen jungen Mann fand, der, wie es ſchien, ſchon ſeit mehreren Tagen anweſend war. Er ſaß bei Gloria in der Galerie und machte ein erſtauntes, faſt eiferſüchtiges Geſicht, wie er mich eintreten und als Freund begrüßt ſah. Es war Paul, der berühmte

Maler aus Paris, der, wie es Jaques vorausgesagt und wie es Gloria verlangt hatte, indessen angekommen war. Beim ersten Anblick mußte ich mir zugestehen, daß der Mann, gegen den ich doch im Vorhinein eingenommen war, alle Eigenschaften besaß, die das Herz eines Weibes gewinnen können. Gestalt und Züge des Gesichts war schön zu nennen; Stirn und Wangen hatten von den Reisen in Italien und Griechenland eine braune Farbe mitgebracht, die ihnen etwas Männliches gab, neben dem sich die Weichheit der blauen Augen und des feinen Mundes gut ausnahm. Das Ganze sprach für künstlerische Empfänglichkeit, für ein Gemüth, das allen Eindrücken leicht offen steht. Unterstützt von gefälligen Manieren, nahm das ganze Wesen dieses Mannes bald für sich ein, und ich sagte mir, daß Jaques seit seiner Ankunft sehr elend sein müsse. So war es auch. Ich erschrak, als ich ihn des Abends wieder sah. Seine Augen blitzten, seine Stimme zitterte beim Sprechen und schien rauher geworden zu sein. Er erzählte mir, daß Gloria ganze Tage mit dem Maler zubringe, daß sie ihn ohne die geringsten Vorwürfe, ja, mit Freundlichkeit empfangen habe; kurz, daß sie alle Unbill vergessen zu haben scheine und sich ganz unwürdig benehme. Letzteres schien beson-

ders auf Jaques zu laſten; in ſeinen Anklagen klang immer das Leid der Enttäuſchung hervor, das Unglück, eine geliebte Perſon verachten zu müſſen.

Ich widerſprach mit Heftigkeit und behauptete, daß Gloria den Mann, der ſie der Schande Preis gegeben und im Unglück unbarmherzig verlaſſen, ganz und gar aufgeben und daß ſie ſich, ſtolz, wie ich ſie kenne, nicht verläugnen werde.

Aber auch ich wurde in meinem Glauben an Gloria erſchüttert, als mir Jaques darauf erzählte, was in den letzten Wochen vorgegangen war. Eben die projectirte pariſer Heirath Paul's und die Forderung, die an ihn geſtellt wurde, ſeine Angelegenheiten in Arles zu ordnen, hatten ihn an ſeine Jugendliebe erinnert, die durch den Aufenthalt in Rom, durch die Reiſen in Italien und Griechenland, durch die Reize einer verführeriſchen hochgeſtellten Frau in den Hintergrund gedrängt worden war. Der Briefwechſel mit Gloria, zu dem er gezwungen war, trug noch dazu bei, alte Gefühle neu in ihm aufzuregen. Schon halb erſchüttert und zweifelhaft über das, was zu thun, hatte er Paris verlaſſen, und in Arles angekommen, wo er zum erſten Male das ganze Unglück erkannte, das er über Gloria gebracht, wo er von ihrer achtjährigen Einſamkeit gehört, wo er end-

lich wieder in dieſes herrliche, ehemals nur ſchöne, nunmehr durch Unglück veredelte Geſicht geſehen, — in Arles erlag ſein leichtbewegliches, künſtleriſches Gemüth all dieſen Eindrücken und den Vorwürfen ſeines Gewiſſens. Er bat Gloria um Vergebung, er erbot ſich, alles wieder gut zu machen, was er verbrochen hatte — und wird, fragte Jaques am Ende ſeiner Erzählung, wird Gloria einer Jugendliebe widerſtehen und der Hoffnung, ihre Ehre wieder hergeſtellt zu ſehen?

Sie wird! ſagte ich, obwohl ich ſelbſt nicht ganz überzeugt war.

Sie wird nicht! ſagte Jaques traurig, und wenn ich wirklich ihr Freund bin, darf ich es wünſchen? fügte er noch trauriger hinzu.

Schon der nächſte Tag ſchien den armen Jaques Recht geben zu wollen. Den Morgen hatte ich auf meiner Stube im Hotel du Forum zugebracht; als ich gegen Abend ausging, rief mir die Wirthin, ſelber auch eine ſchöne Arleſerin, aus der Küche zu: Monsjou! wiſſen Sie ſchon die große Neuigkeit? Gloria iſt ausgegangen am hellen, lichten Mittag; am Arme des Herrn Paul aus Paris iſt ſie ausgegangen! — Der Wirth rief mir aus der Salle à manger daſſelbe entgegen, und daſſelbe wiederholte

der Lohnbediente, der vor der Thür lungerte. Wie ich weiter durch die Gaſſen ging, konnte ich bemerken, daß ganz Arles in förmlicher Aufregung war. Ueberall ſtanden Gruppen zuſammen und erzählten einander, daß Gloria ausgegangen. Ein Ladenmädchen rief dem anderen über die Gaſſe die große Neuigkeit zu. Haſt du ſie geſehen? Sie iſt noch ſchöner geworden. — Ja, aber ſie iſt blaß. — Nein, ich finde ſie gealtert. — Sie wird nun eine große Dame und kommt nach Paris. — Der Art abgebrochene Sätze klangen mir rechts und links ans Ohr. Ich ſchüttelte den Kopf und wußte nicht, wie mir die Sache zu deuten. Bei St. Trophyme kam mir Jaques entgegen. Nun, Herr? fragte er bitter lächelnd. Leben Sie wohl, ich gehe in die Camargue! damit drückte er mir die Hand und eilte fort, ohne meinen Abſchiedsgruß abzuwarten.

Den Reſt des Tages hindurch war in ganz Arles von nichts Anderem als von Gloria's Ausgang die Rede. Verſtimmt, weil ich Freund Jaques ſo traurig geſehen und weil mich das Benehmen Gloria's, das ich mir nicht zu deuten verſtand, in Zweifel ſtürzte, zog ich mich früh auf meine Stube zurück. Da fiel mir ein kleines Büchlein ins Auge, das auf dem Tiſche lag und welches mir Gloria vor einigen

Tagen mit Lächeln gegeben hatte. Ein ſonderbares Büchlein, das auf ſonderbare Weiſe entſtanden iſt und welches der Aufzeichner dieſer Begebenheiten eines Tages in Ueberſetzung dem deutſchen Publikum mitzutheilen gedenkt. Vor zwei Frühlingen nämlich hatten ſich die provençaliſchen Nachtigallen, ich meine die zahlreichen provençaliſchen Dichter, ſo wie ſie es zu thun gewohnt ſind, in Arles verſammelt, um einander ihre provençaliſchen Dichtungen vorzuleſen und einige Tage gemeinſchaftlich in Freuden zuzubringen. Bei einem Glaſe Wein kamen ſie, wie natürlich, auf arleſer Schönheit, die ſie ſeit Tagen entzückte, zu ſprechen, und einer der Dichter bemerkte, wie die Gabe der Götter, die Schönheit immer mit großen und traurigen Schickſalen verbunden ſei. Man erzählte einander die Geſchichten einzelner berühmter Schönheits-Königinnen aus Arles und beſchloß endlich, dieſe Geſchichten in kleinen Dramen poetiſch darzuſtellen. Die Stoffe wurden gewählt und vertheilt und jedem Dichter aufgetragen, ſein kleines Drama binnen einer gewiſſen Zeit zu liefern. Das geſchah, man ließ die Sachen in Carpentras drucken, und ſo entſtand das kleine, höchſt intereſſante Büchlein, das mir Gloria gegeben hatte. Ihr eigenes Schickſal war darin in einem kleinen Drama darge-

geſtellt, und es war ihr, wahrſcheinlich um ſie zu kränken, über die Mauer in den Garten geworfen worden, wo ſie es eines Morgens fand. Aber wenn es wirklich von einem Feinde kam, ſo hat dieſer ſeinen Zweck nicht erreicht; denn Gloria fand den Troſt darin, daß ihre Geſchichte auch ſchön, poetiſch, verſöhnend betrachtet werden konnte, und ſie hatte keine Scheu, mir es zu geben, als ich es eines Tages auf ihrem Tiſche liegen fand. Ich las es an jenem Abend mit dem bitteren Gefühle, daß man empfindet, wenn man zu erfahren glaubt, wie ſchwer es dem Wirklichen, dem Lebenden wird, den Intuitionen der Poeſie nachzukommen. Gloria war in dem ihr beſtimmten Drama von Anfang bis zu Ende ſchön, muthig und weiblich duldend dargeſtellt; das Ende, das der Poet hinzuzudichten gezwungen war, war der Heldin würdig. Wie contraſtirte es mit dem Ende, das allem Anſcheine nach Gloria ſelbſt in der Wirklichkeit hinzufügen wollte!

Ueber dieſen Contraſt, über Poeſie und platte Realität nachdenkend, ſaß ich in der Dämmerung da, als es an die Thür pochte und plötzlich die Mutter Gloria's vor mir ſtand. Sie ſah bekümmert und aufgeregt aus.

Madame, fragte ich, nachdem ich ihr einen Stuhl

geſtellt und Licht angezündet hatte, ich habe gehört, daß Gloria mit Paul ausgegangen iſt und ſich vor aller Welt an ſeinem Arme gezeigt hat — was geht vor?

Ich weiß es nicht, antwortete ſie, das Benehmen meines Kindes iſt mir unverſtändlich. Sie ſpricht mir nicht darüber, und ich frage nicht. Sie iſt freundlich gegen Paul, und ich weiß, daß in ihr ſeit lange jeder Funke von Liebe zu ihm erloſchen iſt und daß ſie für Jaques ein inniges Gefühl empfindet. Aber ich vertraue ihr, ich kenne ihre Feſtigkeit und ihren Stolz. Sie wird die Demüthigungen, die ſie erlitten, nicht vergeſſen und ſich nicht der Liebe hingeben, die, wie es ſcheint, in der Bruſt des Malers aufs Neue aufgewacht iſt. Stellen Sie ſich vor, wie ſie heute vom Spaziergang zurückgekommen ſind und meine Tochter, erſchöpft von Aufregungen, faſt ohnmächtig hinſank, da warf er ſich ihr zu Füßen, küßte ihr die Hände und bat ſie, ihn nicht zu verlaſſen, mit ihm als ſein Weib nach Paris zu gehen, wo er Alles thun wolle, um ſein Unrecht an ihr gut zu machen.

Und was hat ſie geantwortet?

Sie verlangte von ihm, daß er dieſe Bitte vor zwei Zeugen wiederholen ſolle, und die zwei Zeugen ſollen Sie und Jaques ſein. Darum

eben komme ich, lieber Herr; ich habe Jaques vergebens in der ganzen Stadt gesucht; Sie wissen vielleicht, wo er zu finden ist. Ich bitte Sie, so bald als möglich mit ihm zu uns zu kommen.

Ein neuer Hoffnungsstrahl dämmerte; ich jubelte auf und versprach, morgen früh mit Jaques vorzusprechen. Zu Pferde hoffte ich ihn noch zu erreichen, und so eilte ich zu Herrn v. O ..., dem Director des National-Gestütes, an den ich empfohlen war, bat um ein gutes Pferd, und schon nach einer halben Stunde trabte ich auf einem prächtigen Anglo-Normannen durch die dunklen Gassen der Stadt, langsam über die Schiffbrücke, schneller durch den alten Flecken Trinquetaille, am anderen Ufer der Rhone, und endlich fortbrausend wie der Sturmwind die breite weiße Straße hin, die eine Strecke lang in die Camargue hineinläuft. Ich kam mir vor wie einer, der, mit weißem Tuche wehend, einem Richtplatze zusprengt und eine Begnadigung bringt. Leider mußte ich die Straße bald verlassen und mich links in die Sümpfe vertiefen. Da führten nur schmale Pfade hin, denen allein die Wurzeln der Tamarisken, welche rechts und links hoch aufwuchsen, einige Festigkeit gaben, da sich der Weg ohne sie in weichen, haltlosen Sumpf aufgelöst hätte. Doch wa-

ren die Wege hier und da durch breite Riſſe, in denen ſich Waſſer geſammelt hatte, unterbrochen; mein Pferd überſprang ſie inſtinctmäßig, wenn auch oft mit großer Anſtrengung, wohl ahnend, daß es in dieſen Löchern ſammt ſeinem Reiter verſinken könnte. Kam ich mir doch ſo ſchon ſammt meinem Roſſe wie vom Sumpfe verſchlungen vor, da rechts und links die Rohr- und Schilfgewächſe ſo hoch aufwuchſen und ſo dicht zuſammenſchlugen, daß nur über meinem Kopfe ein ſchmaler Streifen zur Ausſicht auf den beſtirnten Himmel offen blieb. Von fern hörte ich das Bellen der rieſigen Camarguer-Hunde, die ich aber nicht fürchtete, da ſie niemals Menſchen angreifen; von Zeit zu Zeit regte es ſich im Schilfe, und aufgeſchreckt vom nächtlichen Reiter ſprang eine ganze Horde wilder Stiere auf und zertheilte ſich durch den Wald von Rohr, der unheimlich aufrauſchte. Manchmal blieb wohl auch ein Stier am Wege ſtehen und glotzte mich mit blitzenden Augen an oder legte ſogar die Hörner wie zum Kampfe ein; das war wohl einer von denen, die in der Arena von Nimes oder Arles oder anderswo im ſüdlichen Frankreich die Bosheit der Menſchen kennen gelernt haben und ſich nun ewig zum Kampfe bereit machen. An ſolchen ſprengte ich auf meinem Anglo-Normannen raſch vorüber. Von

Zeit zu Zeit rief ich „Jaques, Jaques!“ in die Nacht hinaus; mein Ruf verſcholl ohne Wiederhall. Der arme Jaques in ſeiner Verzweiflung mochte ſchnell gelaufen ſein, und ich gab die Hoffnung auf, ihn noch auf ſeiner Wanderung zu erreichen, um ſo mehr, als ich bald jeden Weg verloren hatte. Da war kein feſter Pfad mehr; ich ließ das Pferd mit ſchlaffem Zügel dahin gehen und über Sümpfe von Wurzel zu Wurzel, von einem feſten Punct zum andern ſpringen; nur darüber wachte ich, daß es die Richtung nach Süden einhielt. Endlich ſah ich Seewaſſer durch die Nacht leuchten; das konnte nur der ſo genannte Etang de Valcarès ſein, eine Art von Meerbuſen, der ſich hier zwiſchen den Rhone-Mündungen in das Delta der Carmargue hinein zieht, von Inſeln und Landzungen durchſchnitten und nur durch einen ſchmalen Ausgang mit dem mittelländiſchen Meere verbunden iſt. Im weſtlichſten Winkel dieſes ſchönen Meerbuſens, wo ihn nur ein ſchmaler, natürlicher Damm, deſſen Breite nach Schritten zu meſſen iſt, vom Meere trennt, liegt das einſame Fiſcherdorf Saintes Maries, wo der Legende nach die beiden Marien, die heilige Martha, die heilige Anna und Lazarus landeten, um das Land zum Chriſtenthume zu bekehren. Sie hatten ſich im heiligen Lande, nach der Kreuzigung des

Heilandes, in einen Kahn ohne Ruder, Steuer oder Segel geſetzt und kamen, von einem heiligen Winde getrieben, an dieſe Küſte, die ſie dem Heile gewannen. Ungefähr eine halbe oder drei Viertelſtunden vor dieſem Dorfe, am Ufer des fiſchreichen Etang de Valcarès, mit der Ausſicht über Bucht, Inſel und Meer gut gelegen, ſicher vor dem Fieber, erhebt ſich die Hütte Jaques.

Am Strande angekommen, konnte ich ſie nicht mehr verfehlen, wenn ich mich immer weſtwärts hielt und der Düne folgte. So ließ ich nun, da ich die Hoffnung aufgegeben hatte, Jaques noch auf ſeiner Wanderung zu erreichen, mein Pferd auf dem vom Wellenſchlage gefeſtigten Sande gemächlich dahin traben. Es ging wie über eine Tenne. Bald traten bekannte Büſche hervor und bald erkannte ich die Hütte, deren Dach und Wände von großen Fiſchernetzen bedeckt waren und an deren einer Seite der Maſtbaum, der aus dem Kahne genommen war, wie ein ſchlanker Thurm hervorragte. Vor der Hütte auf dem Sande lag der Kahn, an deſſen Hintertheil die Welle plätſcherte. Alles athmete die tiefſte Ruhe. Erſt als ich vom Pferde ſprang und mich umſah, wo ich es anbinden könnte, regte ſich etwas; es war Jaques, der im Schatten auf der Schwelle gelegen

hatte, nun ſich erſtaunt erhob und mich mit großen, ſtarren Augen anſah, wie einer, der aus tiefem Traume erwacht.

Nicht lange geſtaunt, Freund Jaques! rief ich und ſchüttelte ihn — ich komme, von Gloria geſchickt. Sie bittet dich, ſogleich mit mir zurückzukehren — ſie hat uns beiden etwas Wichtiges zu ſagen.

Jaques ſchüttelte den Kopf.

Hollah! rief ich wieder, nicht lange gezaudert und ſich zur Wanderung bereit gemacht! Ich wette meine Freundſchaft zu dir, es wird Alles wieder gut.

Jaques athmete auf und fragte nach einem langen Seufzer, was es gebe. — Die Erzählung und Aufklärung wird uns den Rückweg verkürzen, antwortete ich und ſchwang mich wieder aufs Pferd, das ich in Bewegung ſetzte. Jaques folgte mir wie ein Nachtwandler. — Erſt nachdem ich eine Strecke geritten, fiel es mir ein, daß der ganze Weg nicht auf dieſe Weiſe zurückgelegt werden könne, und ich forderte Jaques auf, ſich ein Pferd zu verſchaffen. Er blieb ſtehen und ſchien nachzudenken, ob er ſich denn wirklich auf den Weg machen ſolle. Ich ließ noch einige aufmunternde Worte fallen, worauf er, zwei Finger zwiſchen den Zähnen, nach den Sümpfen zu einen mächtigen Pfiff ergellen ließ. Bald antwortete ein

zweiter Pfiff aus den Tiefen des Röhrichts. Ein Pferd, ein Pferd! ſchrie Jaques, und zehn Minuten ſpäter kam ein Pferdehüter angeſprengt, umgeben von einem Rudel wilder Pferde, unter deren Tritten das Rohr zuſammenknackte und dort und da Lachen aufſpritzten wie flüſſiges Feuer; denn das Waſſer dieſer Sümpfe in der Nähe des Meeres leuchtet. Auch die Tropfen, die an ihren Hufen, Schweifen oder Mähnen hangen blieben, leuchteten wie Feuer durch die Nacht.

Zum Teufel! rief der Hirt, was weckſt du mich und meine Pferde mitten in der Nacht?

Ich muß ein Pferd haben, antwortete Jaques kurz.

Ein Pferd! das iſt leicht geſagt, antwortete der Hirt; keines dieſer edlen Sumpfkinder hat noch je ein menſchliches Weſen auf ſeinem Rücken getragen.

Gieb mir deines! ſagte Jaques.

Und ich ſoll unberitten bleiben? fragte der Hirt; nicht um die ganze Camargue und die Weinhügel von Lunel!

Du ſollſt, wenn ich wieder komme, einen ganzen Monat lang Fiſche, Polypen und Krabben umſonſt bekommen.

Und Krabben? wiederholte der Hirt nachdenklicher.

Und Krabben und Seeſterne!

Das läßt ſich hören!

Der Hirt ſprang ab, Jaques ſchwang ſich auf ſein Pferd, und fort ging's. Jaques führte mich kürzere und bequemere Wege; wo ſie zu eng wurden, ſcheute ſein ſchlammgebornes Pferd weder Sumpf noch Schilf und ſprang wie der Wind über beide hinweg. Mein Begleiter ſprach wenig und ſchien die Ankunft in Arles nicht erwarten zu können; er ſtieß und ſchlug ſein Roß, ſo flogen wir dahin und kamen in der Stadt an, noch bevor es in den Gaſſen lebendig geworden.

Es war noch zu früh, um zu Gloria zu gehen; ſo ſtellten wir die Pferde in den Stall, und ich warf mich auf mein Bett, um nach der ermüdenden Nacht auszuruhen, während Jaques in meiner Stube auf und ab rannte. Oft blieb er am Fenſter ſtehen und ſtarrte hinaus, ob die Sonne nicht ſchon über die Dächer ſteige; dann wieder hielt er vor meinem Bette und ſah mich vorwurfsvoll an, daß ich ſo ruhig daliegen könne. Endlich ſchien ihm die Zeit gekommen, eben da ich eingeſchlafen war; er ſchüttelte mich und ließ nicht eher ab, als bis ich auf meinen Füßen ſtand und ihm in die Gaſſen folgte. Erſt vor der Thür Gloria's ſah er ein, daß es noch zu früh war,

um einzutreten, und folgte meinem Rathe, noch einen kleinen Spaziergang zu machen. Bald haſtig, bald langſam und nachdenklich ſchritt er neben mir einher; ſein Geſicht brannte wie im Fieber, ſeine Locken hingen wirr und wild um Stirn und Nacken. Was kann ſie wollen? fragte er oft, ohne eine Antwort zu erwarten. Manchmal ſchien er einen Verdacht ausſprechen zu wollen, ohne den Muth dazu zu haben, und erblaßte und ſchwieg. So gingen wohl zwei qualvolle Stunden hin. Endlich lenkte ich die Schritte Gloria's Hauſe zu; vor ihrer Thür blieb Jaques plötzlich ſtehen und rief mit wüthendem Blicke: Und was thue ich ihr, wenn ſie uns in der That nur als Zeugen ihrer Verlobung braucht? — Ich unterdrückte einen Fluch der Ungeduld, und Jaques mit der einen Hand faſſend, pochte ich ſtark mit der andern.

Als wir in die Stube traten, ſaß der Maler ſchon da; Gloria ging mit großen Schritten und unruhig auf und ab. Wie ſie uns erblickte, reichte ſie uns beiden die Hände; Jaques ſtreckte ihr die ſeine mit Widerſtreben entgegen, ohne ſie anzuſehen, dann ſetzte er ſich in einen dunklen Winkel am Kamin und drehte ſeinen Hut im Kreiſe.

Gloria ſtellte ſich vor Paul hin und ſagte mit zitternder, doch lauter Stimme: Mein Herr, ich habe

gestern verlangt, daß Sie Ihren Antrag vor zwei Zeugen wiederholen; hier sind diese zwei Zeugen.

Gloria, erwiderte Paul gekränkt lächelnd, doch sanft — Gloria, ich habe dein Mißtrauen verdient — ich habe so an dir gehandelt, daß du ein Recht hast, jedes meiner Worte durch Zeugen gesichert zu wünschen; wenig gestehe ich das ein. Aber, Gloria, diese Demüthigung ist nicht edel.

Mein Herr, fuhr Gloria fort, machen Sie sich noch auf eine andere gefaßt — aber glauben Sie mir, daß ich sie zu anderen Zwecken, nicht zu Ihrer Beschämung ersonnen habe. Ich will mich nicht an Ihnen rächen, und wenn das, was Sie jetzt erfahren sollen, wie Rache ist, so sei mir das vergeben, und es sei mir vergeben, daß ich seit Wochen geheuchelt habe, daß ich gewünscht habe, in Ihnen ein Gefühl wieder zu erwecken, das ich nicht mehr erwiedern kann, und daß ich das gethan, um Sie zu einer Erklärung zu bringen, die ich zur Rettung meiner Ehre in den Augen der Welt für nothwendig hielt. Daß ich Ihnen das voraus sage, mag Ihnen beweisen, daß ich Sie edler Regungen für fähig halte. Und so frage ich Sie, fuhr Gloria mit erhöhter, fast gebieterischer Stimme fort, so frage ich Sie, haben Sie mich gestern zum Weibe begehrt?

Das that ich, ſagte Paul mit lauter Stimme, indem er aufſtand, und ich wiederhole hier meine Bitte.

Gloria ging mit lächelndem Geſichte auf Jaques zu und nahm ihn bei der Hand, dann ſagte ſie: Du haſt es gehört, mein Freund, und Arles, das mich an ſeiner Seite geſehen, wird es glauben. Ich hielt dieſe Ehrenrettung für nothwendig, ehe ich Dir, mein Freund, mein treuer, geliebter Freund, mit frohem Gemüthe mein ganzes Herz hingeben konnte. Nicht meinetwegen, die ich die Meinung der Welt mit Ruhe ertragen lernte, Deinetwegen habe ich es ſo gewollt.

Dann wandte ſie ſich zu Paul und fuhr ſanfter fort: Sie, mein Herr, ſpreche ich jeder Schuld und jeder Verpflichtung gegen mich los und ledig. Von heute an iſt nichts zwiſchen uns, was uns trennt oder verbindet; dieſem Manne, der treu bei mir ausgehalten hat, als ſich Alles von mir abgewendet, gehöre ich von heute an für alle Zeiten. — —

Nur wenige Wochen nach dieſem Tage zog Jaques mit Gloria in die einſame Fiſcherhütte, fern von der Meinung der Welt. Die Einſamkeit war ihr lieb geworden, und nun theilte ſie ſie mit einem, der ſie, den ſie liebte. Wenn dem Wanderer auf

seinen Streifzügen durch die weltentlegene, interessante Camargue, an der Düne des Etang von Valcarès, aus niederer, doch friedlich anmuthender, mit Fischernetzen behängter Hütte ein Weib von höherer Schönheit entgegen tritt, so kennt er dieses Weib und seine Geschichte.

3.

Der blinde Wilhelm.

Die Schicksale meiner Freunde, die Schönheit der Einwohner waren nicht die einzige Ursache meines längeren und wiederholten Aufenthaltes zu Arles. Neben ihnen hielten mich in dieser merkwürdigen Stadt vorzugsweise ihre Bau-Monumente und unter diesen wieder besonders die Schöpfungen romanischen Styles zurück. Was kann es Interessanteres geben, als eine Entwicklung zu belauschen, eine Entstehungs-Geschichte ihren Quellen entgegen, wie ihren Ausgangspunkten zu, auf und ab, zu verfolgen, sei es

nun die Entwicklungs- und Entstehungs-Geschichte eines Individuums, eines Volkes oder einer Kunstrichtung. Nur der Philister hat Angst vor dem Werdenden; er freut sich bloß am Fertigen und klammert sich mit krampfhafter Erhaltungssucht daran, selbst wenn es schon ein Abgestorbenes. Das ist es, was ihn vorzugsweise vom eigentlichen Menschen unterscheidet. — Vielleicht nirgends wie im südlichen Frankreich liegt ein Land gleich dem aufgeschlagenen Geschichtsbuche der romanischen Bauart da. Da kann man es deutlich und klar herauslesen, wie von griechischer Anmuth die römisch-kolossale Kraft gezeugt worden und wie dann auf das römisch-übermüthige, gebietende, imperatorische Bewußtsein die christliche Demuth folgte. Man stelle den griechischen Tempel von Nimes, das Triumph-Thor von St. Remy oder von Orange und die Kirche von St. Gilles oder den Klosterhof von St. Trophyme in Arles neben einander, und man wird die Familien-Aehnlichkeit, nur modificirt durch Stand, Charakter, Zeit und Religion, auf den ersten Blick erkennen. So wird einem der romanische Styl erst interessant und nach längerer Vertrautheit, trotz dem Ascetischen in seiner Ganzheit, trotz dem Embryonenhaften in seinen Verzierungen, endlich sogar werth. Man liebt in ihm

die Züge, die Bewegungen der lateiniſchen Mutter oder helleniſchen Großmutter, je nachdem man der einen oder der anderen den Vorzug gibt. Und endlich ſagt man ſich mit jener Freude, die man bei Auflöſung eines Räthſels empfindet: in einem Lande, wo Sydonius Apollinaris in claſſiſcher Römerſprache chriſtlich ſchrieb, wo aus römiſchen Senatoren- und Patricier-Geſchlechtern Väter und Stützen der Kirche entſprangen, wie jener Sydonius Apollinaris, der liebenswerthe Gregor von Tours u. A. — in einem ſolchen Lande mußte ſich nothwendiger Weiſe dieſer romaniſche Styl zu hoher Blüthe entwickeln. — Ja man könnte, um den Genuß noch zu verlängern, aus einzelnen Andeutungen, wie z. B. aus den Bogen von St. Trophyme, die ſich ſchüchtern und unmerklich zuſpitzen, herausleſen und prophezeien, wie die chriſtliche Demuth der erſten Jahrhunderte ſich im ſpäteren Mittelalter in jene Myſtik verwandeln werde, die himmelan, ins Unendliche ſtrebt. Aber dieſe Betrachtungen würden uns zu weit und bald nach dem Norden führen; uns aber thut es noth, noch etwas im ſchönen Süden zu verweilen.

Das Wunderwerk von St. Trophyme zu Arles, die Rudera an der Kirche Ste. Marthe zu Tarascon in der Provence, das unvergleichliche Portal zu St.

Gilles und die romaniſchen Ueberreſte der Biſchofsſtadt auf der mährchenhaften Inſel Maguelonne in Languedoc u. ſ. w. hatte ich ausgekoſtet; es blieb mir von romaniſchen Bauwerken in dieſen Gegenden nichts mehr zu ſehen übrig, als das von Wilhelm Kurznaſe, einem der Paladine Caroli Magni, gegründete Benedictiner-Kloſter St. Guilhem le Déſert, das im Weſten an dem wilden Fluſſe Herault liegt.

Schon im Mai 1851, an einem ſonnigen Tage, wanderte ich von der berühmten Heraultbrücke, die auf römiſchen Pfeilern ruht, dem wilden Gebirgsſohne durch das Felſenthal entgegen. Rechts und links ſteil-abſchüſſige Bergwände, hart am ſchmalen Wege der tiefe Abgrund, in welchem der Fluß ſchäumt und jammert. Troſtloſe Oeden bis in die Nähe des Dorfes. Dort befindet ſich jene urſprünglichſte Brücke, das ſchreiendſte Widerſpiel der kunſtreichen römiſchen am Eingange des Thales; ſie beſteht aus einem einzigen Seile, das, an Felsſtücke geknüpft, ſchlaff über dem Abgrunde ſchwebt und an welchem der Wanderer, vermittels eines Rädchens und eines Querſtabes, von einem Ufer zum anderen gelangt. Als ich an dieſer primitivſten aller Brücken angekommen war, bot ſich mir eines der lieblichſten Schauſpiele dar. Vom jenſeitigen Berge herab kam

ein junges Mädchen, frisch und luftig von einer Felskante zur anderen springend, das kurze Gewand vorn aufgeschürzt, das schwarze Sammtjäckchen phantastisch um die Schultern geworfen, den breiten Strohhut leicht auf den einen Scheitel gebunden. In den Armen trug sie eine kleine Harfe, die sie, um sie vor den Felsenspitzen zu behüten, bei ihren gewagten Sprüngen hoch in die Lüfte hob und zugleich, sie hin und her wiegend, zur Erhaltung des Gleichgewichtes brauchte. So kam sie glücklich an der Seilbrücke an. Da nahm sie die Röckchen zusammen und setzte sich auf den Stab, der an einem kurzen Stricke vom Hauptseile herabhängt und oben mit der Rolle verbunden ist. Das Instrument legte die Harfenistin in den linken Arm, dann stieß sie mit dem Fuße ab und einen Jauchzer, eine Art Jodler ausstoßend, der in den Bergen wiederhallte, flog sie mit Blitzesschnelle über den felsigen Abgrund, in dessen Tiefe hundert Tode gähnten. Wie ein Luftgeist war sie während dieses Fluges anzusehen, und angstlos, nur von dem schönen Anblick erfreut, stand ich am Ufer.

Bravo, Mademoiselle, gut geflogen! rief ich ihr zu, als sie mit einem kecken Sprunge gerade neben mir landete.

Ma foi! rief ſie — das ſind wir hier zu Lande gewohnt.

Sind Sie aus dieſem Lande? fuhr ich fort, indem ich mich ihr anſchloß und mit ihr den Flecken zuwanderte — ich hätte das nicht geglaubt — denn Ihr Inſtrument iſt hier fremd, und dieſes hier iſt das erſte, das ich in dieſem Lande ſehe.

Sie haben Recht, erwiederte ſie, ich bin die Einzige in der ganzen Gegend, die Harfe ſpielt. Das hat ſeine Urſachen. Ich hab's von einem gelernt, der eben auch nicht aus dieſem Lande iſt. Darum thut's mir auch Keiner nach! rief ſie mit einem gewiſſen kecken Geſichte, das ihr vortrefflich ſtand. — Sie ſind wohl fremd im Süden? fragte ſie dann und maß mich mit großen ſchwarzen Augen von Kopf bis zu Fuß.

Ja wohl, antwortete ich, ich komme aus einem fernen Lande, wo viel Harfe geſpielt wird.

Ei! rief ſie und blieb ſtehen und ſah mich noch einmal an — es wäre prächtig — wenn Sie aus Deutſchland wären.

Nun, wenn es prächtig wäre, ſo bin ich's auch!

Prächtig, herrlich! rief ſie aufjubelnd — kommen Sie, bitte, kommen Sie ſchnell, fügte ſie hinzu, indem ſie mich feurig am Arm faßte und Miene machte, mich in das Dorf hineinzuziehen. Dann aber blieb ſie ſtehen und fragte weiter: Aus welchem

Lande Deutſchlands ſind Sie denn? ich weiß, Deutſchland hat viele Länder.

Es iſt ja merkwürdig, ſagte ich und mußte lächeln, es iſt ja merkwürdig, wie Sie mein Vaterland kennen! Ich bin aus jenem der vielen deutſchen Länder, das man Böhmen heißt.

Die Freude der Kleinen hatte keine Gränzen; ſie ſprang in die Luft, ſie klatſchte in die Hände, ſie jauchzte auf, ja, ſie war nahe daran, mich zu umarmen. Ich ſtand verdutzt da und begriff nicht, warum das Languedoker-Mädchen ſich ſo ſehr am Anblick eines Böhmen erfreute, als wäre ein Böhme ein Phönix oder Paradiesvogel. Wie wird ſich der alte Mann freuen! rief ſie endlich; ſeine blinden Augen werden weinen vor Freude! Der gute alte närriſche Mann! Pécayre! Wie ſchade, daß er Sie nicht ſehen kann!

Da ich noch ſtutzte und ſie verwundert anſah, fügte ſie ihren Ausrufen wie erklärend hinzu: Er iſt ja Ihr Landsmann, mein alter Großvater. Er iſt auch aus Böhmen! Aber ſeit vierzig Jahren iſt er aus ſeiner Heimat fort, und er hat keinen Landsmann begrüßt, und er ſehnt ſich ſo ſehr zurück nach ſeiner Heimat! — Liebſter, beſter Herr, bat ſie, die Hände wie zum Gebete faltend, kommen Sie mit mir, ſprechen Sie zu ihm, das wird ſein altes Herz

erfreuen, das wird ihn glücklich machen; Sie thun ein gutes Werk.

Wie ſie ſo bittend vor mir ſtand und ſich ihr ſüdliches, braun blaſſes Geſicht vor Freude und Innigkeit röthete und die dunkeln Augen noch glühender wurden, war ſie ganz lieblich anzuſehen.

Liebes Kind, ſagte ich, führen Sie mich, wohin Sie wollen; ich werde mich auch freuen, einen Landsmann zu ſehen.

So kommen Sie, bon Mossjou! rief Sie freudig und eilte mir ungeduldig einige Schritte voraus.

Ich begriff nun, woher ſie die in dieſem Lande ausgeſtorbene Kunſt des Harfenſpielens hatte und wie die Harfe, ein exotiſches Inſtrument im ſüdlichen Frankreich, in ihre Hände gekommen. Ich ſagte mir, daß ihr Großvater wahrſcheinlich einer jener herumziehenden böhmiſchen Muſikanten ſei, die durch aller Herren Länder wandern und oft in weiter Ferne ſitzen bleiben.

Iſt Ihr Großvater ein Muſikant? fragte ich.

Ob er ein Muſikant iſt? Er ſpielt alle Inſtrumente der Welt! rief das Mädchen zurück.

Schien mir dieſe Antwort auch etwas übertrieben, ſo erinnerte ſie mich doch an das Sprichwort,

das da ſagt, man dürfe einen Böhmen nie fragen, ob er ein Inſtrument ſpiele, ſondern wie viele er ſpiele. Sehen Sie, fuhr ſie fort, von ihm habe ich die Harfe ſpielen gelernt, und es giebt keine Hochzeit auf zehn Stunden in der Runde, wo ich nicht aufſpielen muß. Die Tuna und ihre Harfe ſind überall gern geſehene Gäſte, und das danke ich dem guten alten Manne. Er ſelbſt ſpielt nur noch ſelten; für Harfe und Zither ſind ſeine Hände ſchon zu ſchwach, und für Clarinette und Flöte iſt ſchon ſein Athem zu kurz. Aber er verſteht noch die Kunſt, und als er mich als kleines Mädchen unterrichtete, war er noch jünger. Und Lieder weiß er! Herr, man könnte ein ganzes dickes Buch vollſchreiben mit ſeinen Liedern. Ich verſtehe die Worte nicht, aber die Melodieen ſinge und ſpiele ich, und ſie gefallen den Leuten ganz außerordentlich und bringen mir viel Lob und Geld ein. Eben komme ich von einer Hochzeit zurück, wo ich geſtern den ganzen Abend aufſpielte und die Leute faſt weinten vor Rührung. Ich habe dem Großvater verſprochen, ihm was Schönes mitzubringen, und nun bringe ich ihm einen Landsmann. O, er wird weinen vor Freude! — Er iſt manchmal — ſetzte ſie langſamer und traurig hinzu — ganz krank vor Heimweh, und da leidet er

viel, und — ich leide auch dabei, wie gut er auch ſonſt iſt.

So ſprechend ſchritt ſie immer raſcher vor mir einher und führte mich ſchnell in den Flecken. St. Guilhem le Déſert oder du Déſert füllt den ſchmalen Eingang in ein ungeheures Keſſel-Felſenthal aus, welches ohne jene ſchmale Oeffnung dem Thale aus der morgenländiſchen Sage gliche, aus welchem den hinein Geworfenen nur der fabelhafte Vogel Rock oder Simurg mit gewaltigen Flügeln tragen kann. Der Flecken ſelbſt iſt freundlich und mit der alten Kirche, dem alten Kloſterhofe und der Ruine des Schloſſes Don Juan's, die von der Höhe goldgelb herabblickt, gleich beim Eintritt ſehr maleriſch anzuſehen. Der viereckige Platz, zum Theil aus Gebäuden gleichen Styles und gleichen Alters mit der Kirche beſtehend, mit der friſch und reichſprudelnden Fontaine in der Mitte, könnte ſich, was intereſſante Schönheit betrifft, mit manchem berühmteſten Platz mancher berühmten Stadt meſſen. Die Stille, die auf ſeinen Räumen ruht, die aus den durch Säulchen getrennten Bogenfeſtern blickt, das Plätſchern der Ciſterne die ungeheuren Felshäupter, die ſich überall vorbücken, um über die Dächer herein zu lugen, geben ihm noch einen beſonderen Reiz. Ich

durfte das alles nicht länger genießen, denn Tuna schritt, immer und eifrig vor sich hinsprechend, schnell vorbei und auf ein Haus los, das sich zwischen Kirche und Felsen, in den versteckteſten Winkel St. Guilhem's hineingezwängt hat. Es gehörte ehemals wahrscheinlich mit zum Kloſter, denn es sah mir wie eine Fortsetzung desſelben aus. Sie stieß an eine Thür, die unverschloſſen, obwohl die große Halle, in die ſie führte, menſchenleer war.

Großvater iſt nicht zu Hauſe, sagte ſie, stellte ihre Harfe in den Winkel, nahm mir mein geringes Gepäcke ab, legte es auf einen Schrank und lief dann schnell wieder an die Thür. Ich werde gleich wiſſen, wo er steckt, sagte ſie und ließ darauf aus voller Bruſt einen weithin tönenden Ruf, der mit dem tyroler Jodler viel Aehnlichkeit hatte, den Bergen entgegen schallen, woher er in vielfach gebrochenen Echo's zurückkam. Kaum war der Wiederhall verſtummt, als ſich von der Höhe ein lang gezogener, rufender Flötenton hören ließ.

Großvater hütet die Schafe beim Schloſſe Don Juan's, sagte ſie — kommen Sie! — Ich geſtehe es, daß ich bei der ſtarken Nachmittagshitze viel lieber ausruhend in der kühlen Stube geblieben wäre; aber es ſchien ihr ſo viel daran zu liegen, meine

Bekanntſchaft mit dem Großvater zu beſchleunigen, daß ich ohne Wiederrede folgte. Sie führte mich durch eine dunkle Gaſſe, deren eine Seite von den Häuſern, die andere von der Felſenwand gebildet war, dann aufwärts einen ſchmalen, ſteilen Felſenpfad. Bald ſchritten wir in der brennendſten Sonnenhitze, mitten durch ein Labyrinth einzelner thurmartig aufragender Steinſpitzen, die glühten, wenn man ſie berührte.

Wie kommt es, fragte ich Tuna, daß Ihr Großvater Schafe hütet, da er doch, wie ich aus Ihren Reden entnommen habe, blind iſt?

Das thut nichts, antwortete Tuna, immer weiter wandernd — die Schafe kennen ihn und ſeine Flöte. Mit dieſer führt er ſie, wie er will, auf die Berge und wieder heim. Auch hat er einen guten Hund, und er ſelbſt kennt alle Wege auf dieſen Bergen und verirrt ſich nie. Er hat ſie eben meiſt als Blinder kennen gelernt. Abends beſorgt ein Anderer die Schafe für ihn, und ſo hat ihm Herr Grenier, der Proprietär, den Dienſt gelaſſen.

Wir ſtiegen weiter. Nach ungefähr zehn Minuten waren wir an den Ruinen des Schloſſes. — Wo biſt du, Großvater? fragte Tuna.

Hier, mein Kind! Hier, mein Töchterlein! ant-

wortete eine Greisenstimme. Tuna winkte mir, leise aufzutreten, und ging um die Ruinen, dem Schatten zu, wo in einer durch Verfall entstandenen Nische ein Greis in der einfachen Leinwandtracht der Bauern dieser Gegend saß. Die schwarze Sammtjacke, so wie den breiten Hut hatte er neben sich hingelegt, und reiche, aber hellweiße Locken fielen ihm über Nacken und Hals und rahmten ein tiefdurchfurchtes, sonnengebräuntes, doch sanft und zärtlich lächelndes Gesicht ein. Den Augen sah man es kaum an, daß sie blind waren; ihr etwas matter Schein erhöhte nur noch die Milde des ganzen Gesichtes, und nur die Bewegungen, das ungewisse Entgegenstrecken der Arme verriethen die Blindheit und flößten durch ihre Unbeholfenheit Mitleid ein.

Bist du da, Tunette, bist du da? rief er voll Freude und drückte sie in die Arme und streichelte ihr die Haare. — Wie ist es dir ergangen? Was hast du ihnen gespielt? Warum bist du so lange ausgeblieben?

Es ist mir gut gegangen, Großväterchen, antwortete Tuna, deine Lieder habe ich ihnen gespielt, und so gut haben sie ihnen gefallen, daß sie mich heute morgen nicht fortlassen wollten und daß ich ihnen noch aufspielen mußte.

Das glaube ich, daß ihnen meine Lieder gefallen haben, ſagte der Alte lächelnd. Dann mit Einem Male murmelte er, immer Tuna ſtreichelnd, auf Deutſch vor ſich hin:

Hier ſind wir armen Narren
Auf Plätzen und auf Gaſſen
Und thun die ganze Nacht
Mit unſrer Muſik paſſen.
Sobald der helle Tag
Sich nur beginnt zu neigen,
Gleich ſtimmen wir die Laut',
Die Harfen und die Geigen.

Tuna blinzelte mir zu und fragte mich mit den Augen, ob ich das kenne. Ich blinzelte wieder und ſie lächelte, indem ſie mir die Achſel zuckend und mit einer Handbewegung andeutete, daß ſie nichts davon verſtehe.

Siehſt du, Tuna, ſagte der Alte, nachdem er dieſe Strophen des deutſchen Volksliedes vor ſich hingemurmelt hatte, wieder in der Landesſprache, ſiehſt du, mit meinen Liedern wirſt du den Leuten immer gefallen. Es kann gar nicht anders ſein; die deutſchen Lieder ſind die ſchönſten der Welt und rühren jedes Herz. Und wenn du ihnen erſt die Worte ſingen könnteſt, und wenn ſie ſie verſtehen könnten, dein Glück wäre gemacht; auf den Händen würden ſie dich tragen von Dorf zu Dorf. Haſt du ihnen

denn auch mein Leiblied gespielt? Weißt du, dieses? — Und er nahm die Flöte und blies die Weise zu den Worten:

Bei Straßburg auf der Schanzen,
Da ging mein Trauern an.

Es wiederhallte traurig und klagend in den Felsen.

Freilich habe ich das, Großväterchen, sagte Tuna liebkosend —, du weißt, daß ich immer dein Lieblingsstückchen spiele.

Bah! es nützt nichts, sagte der Alte plötzlich verdrießlich — wie oft hab' ich ihnen all die schönen Sachen vorgespielt und vorgesungen, und jetzt thust du's — aber sie lernen's nicht. Hab' ich doch immer geglaubt, ich werde einmal wo im Felde, von irgend einem Jungen oder einem Mädel so ein Lied singen hören, — es ist mir noch nicht passirt. Glaub, Tuna, dazu muß man deutsches Blut in den Adern haben, wie ich und du, sonst versteht man's nicht.

Tuna lächelte mich wieder an, während ich gerührt auf den Greis schaute, den es grämte, daß er das deutsche Volkslied in Languedoc nicht heimisch machen konnte.

Aber es ist noch Jemand mit dir gekommen, Tuna, fuhr der Greis fort; ich hörte dich auf dem

Wege ſprechen, und jetzt höre ich noch den Athem von Jemand, der in der Nähe ſteht. Biſt du es, Denis?

Nein, Großvater, es iſt nicht Denis, antwortete Tuna raſch, bevor ich erwidern konnte.

Wer iſt es denn?

Ein fremder Herr.

Ein fremder Herr, fragte er erſtaunt, indem er ſich ein wenig gegen die Seite, wo ich ſtand, verneigte — womit können wir Ihnen dienen? fragte er höflich weiter.

Ich habe den Herrn gebeten, mit mir zu kommen, weil ich wußte, daß es dir Freude machen wird! ſagte Tuna.

Gewiß, ſagte der Alte, ſich noch einmal vor mir verneigend — aber —

Der Herr kommt aus weiter Ferne, fuhr Tuna fort.

Aus weiter Ferne? wiederholte der Alte, noch immer ungewiß, was er aus dem Beſuche machen ſolle.

Er kommt aus Deutſchland — ſagte Tuna vorſichtig.

Aus Deutſchland! wiederholte er vor Freude, faſt ſchreiend.

Der Herr kommt aus Deutſchland, aus Böhmen, iſt dein Landsmann! fuhr ſie langſam fort, in-

dem ſie vorſichtig, doch freudig die Ueberraſchung beobachtete, die ſich in allen Zügen, in der ganzen Geſtalt des alten Mannes ausdrückte.

Er ſtand regungslos da; nur die Arme bewegte er und ſtreckte ſie mir mechaniſch entgegen. Er wollte ſprechen und konnte nicht, er wollte auf mich zu gehen und war keines Gliedes mächtig. Endlich kam eine Art Stammeln hervor. Tuna und mir wurde bange, denn die Aufregung des alten Mannes ſchien ganz außerordentlich. Um ihn zu ſich zu bringen, faßte ich eine der dargereichten Hände mit meinen beiden und ſagte: Ihre Enkelin meinte, es werde Ihnen Freude machen, einen Landsmann zu ſprechen.

O Herr! ſeufzte er aus tiefſter Bruſt auf, drückte mir die Hände krampfhaft und tappte dann nach dem Steine zurück, auf dem er vorhin geſeſſen hatte. Wie gebrochen ſank er dort zuſammen. Tuna kniete neben ihn nieder und ſtreichelte und überhäufte ihn mit den zärtlichſten Liebkoſungen. Er drückte ihren Kopf an die Bruſt und fing laut zu weinen an; Tuna weinte mit ihm. Der große Schäferhund aus den Pyrenäen, der unruhig die ganze Scene mit angeſehen hatte, ſchlug an und maß mich mißtrauiſchen

Auges. Tuna beruhigte ihn, und er legte ſich vor ſeines Herrn Füße.

O, Herr, ſagte dieſer, wieder zu mir gewendet und in deutſcher Sprache, verzeihen ſie der Schwäche eines alten Mannes. Bald ſind es vierzig Jahre, ja, vierzig Jahre, daß ich kein deutſches Wort gehört habe. Hätte ich nicht mit mir allein geſprochen, und hätte ich nicht meine Lieder geſungen, ich würde die Sprache meiner Mutter wohl längſt vergeſſen haben.

Nach dieſen traurig ausgeſprochenen Worten etwas ruhiger, deutete er mit der Hand, daß ich mich neben ihn ſetzen ſolle, und ſchob vorſorglich ſeine Sammtjacke hin, um mir einen weichen Sitz zu bereiten. Er bat mich, etwas von der Heimat zu erzählen, und ich erzählte ſo viel als möglich; doch verſchwieg ich, daß ich ſie ſelbſt ſchon vor mehreren Jahren verlaſſen habe, um meinen Mittheilungen nichts von den ihm wohlthätigen Reizen zu benehmen. Oft unterbrach er mich mit Ausrufungen, wie: o das kenne ich! da bin ich oft geweſen! — wer hätte das geglaubt vor vierzig Jahren! — wie ſich die Dinge ſchnell ändern! — ich werde das wohl nie wieder ſehen! Er fragte mich dann um Namen und Reiſezweck und verlangte von Tuna, daß ſie ihm den

Fremdling genau beſchreibe. Tuna that es lachend, indem ſie mich ſo gut, als es in Worten ging, von Kopf bis zu Fuß abmalte.

Verzeihen Sie, ſagte der Alte, verzeihen Sie die Freiheit, die ich mir nehme. Landsleute ſind in der Fremde wie Anverwandte. Ich heiße Wilhelm Hille und bin aus dem petſchauer Thale, unweit von Karlsbad; hier im Flecken nennt man mich nur den blinden Wilhelm. Ich bin auf ganz andere Weiſe hieher gekommen als Sie.

O, ſagte ich, ich weiß es ja, wie böhmiſche Muſikanten die Welt durchziehen und in den verſchiedenſten Ländern ſitzen bleiben. Es gibt ihrer überall, in Schweden, in Amerika, in Spanien.

Nein, ſagte der Blinde, bei mir war's anders. In meiner Jugend, als Junge von vierzehn Jahren, bin ich auch mit vielen Cameraden in die Welt gelaufen und habe in aller Herren Ländern aufgeſpielt. Am längſten bin ich in Deutſchland herumgezogen, in Sachſen, in Weſtfalen, am Rhein, in Schwaben, und da habe ich nach und nach alle die ſchönen Lieder gelernt, die wir im deutſchen Böhmen nur ſelten zu hören bekommen. Dann aber war ich auch in Dänemark, in Schweden und in Holland. Ich war ſchon weit über die Zwanzig, als ich wieder nach Hauſe kam und

mir mit der Erſparniß ein Häuschen bauen wollte. Aber da brach eben der Krieg aufs Neue aus, und ſie ſteckten mich unter die Soldaten, und weil ich ſo viele Inſtrumente ſpielte, wurde ich als Hoboiſt, zu meiner größten Freude, der Regiments-Muſik beigegeben. Wir zogen mit der Armee in Frankreich ein, und unſerm Regiment wurde Lyon als Garniſon angewieſen. Da brachen in Nimes die Unruhen zwiſchen Katholiken und Proteſtanten aus, und weil die meiſten Soldaten nach dem Falle des Kaiſers deſertirt waren und die noch übrigen bezwungen oder maſſacrirt wurden, rief der Herzog von Angouleme die Oeſterreicher aus Lyon zur Hülfe. Viertauſend Mann marſchirten dahin; der größte Theil beſetzte Nimes und vertrieb die Ruheſtörer, die von Katholiken und Proteſtanten gleich ſehr gehaßt waren. Einige Hundert Mann und mit ihnen die Regiments-Muſik blieben in Unzès, welches ruhig war. Aber die Räuber, welche ſich Verdets nannten, durchzogen nun das offene Land und griffen die nur ſchwach oder gar nicht beſetzten Orte an. So kamen ſie eines Tages auch nach Uzès; an ihrer Spitze ſtand der ſchreckliche Böſewicht Graffan, der auch Quatretaillon oder der vierfache Henker hieß. Sie plünderten, mordeten und legten Feuer an; Katholiken oder

Proteſtanten, Alles war ihnen gleich. Da war aber ein guter Mann und Prieſter, der Abbé Pathien, dem das Weſen der Verdets ein Gräuel war. Er ſuchte die erſchrockenen Einwohner zu ſammeln und forderte auch die Oeſterreicher auf, ſich an ihn anzuſchließen und die Räuber zurückzuſchlagen. Das thaten die Oeſterreicher, und wir Muſikanten liefen mit. Den guten Abbé an der Spitze, ſchlugen wir Quatretaillon bald aus der Stadt; nun aber verbreiteten ſich ſeine Banden in der Umgegend; wir erfuhren es und eilten in einzelnen Haufen hinaus. Aus einem einſam ſtehenden Landhauſe kam uns Geſchrei und Hülferuf entgegen, obwohl das Haus, wie es das Marienbild über der Thür anzeigte, von Katholiken bewohnt war. In der Thür ſtand ein Mädchen, das allein den Eingang gegen fünf Verdets vertheidigte. Ihr Geſicht war todtenbleich, das Haar zerrauft, die Kleider in Unordnung. Auf der Bruſt trug ſie bereits eine Wunde, und das Blut floß in Strömen herab — dennoch hielt ſie ſich aufrecht mit der einen Hand an den Pfoſten und ſtieß mit der anderen die heranſtrömenden Räuber zurück.

Sehen Sie, lieber Landsmann, unterbrach hier der Alte ſeine Erzählung, ſehen Sie hier meine Tuna an; alle Leute ſagen, daß ſie jenem heldenmüthi-

gen Mädchen ähnlich ist; jenes Mädchen war ihre Großmutter und hieß wie sie Tuna oder Marquesuna. — Wie glücklich wäre ich, könnte ich in dieses Gesichtchen sehen! sagte er zärtlich, indem er Tunas Kopf in beide Hände nahm und sich hinabbeugte, als könnte er wirklich in das schöne Antlitz des jungen Mädchens schauen.

Der Alte fuhr fort: Eben da wir ankamen, legte Einer sein Feuerrohr auf das Mädchen an; ich schlug es ihm aus der Hand und ihn selbst mit einem Säbelhieb zu Boden. Bei unserem Anblicke flohen die anderen Verdets, und das Mädchen stürzte kraftlos und ohnmächtig zusammen. Ich trug sie ins Haus, während meine Gefährten die Verdets verfolgten. In der Stube fand ich eine vornehme Familie, aus einer Dame und einigen Kindern bestehend. Tuna, das Kindermädchen hatte sie vertheidigt. Ihnen übergab ich die Verwundete und wollte meinen Cameraden folgen; ich konnte nicht. Ich konnte das Mädchen nicht verlassen, so lange die Wunde blutete und so lange sie die Augen nicht aufschlug. Ihr erster Blick dankte mir für die Errettung, und dann konnte ich wieder nicht gehen. — Wozu die lange Geschichte, Herr? Ich kam jeden Tag und verbrachte ganze Tage bei der holdseligen

Tuna. Die Wunde war nicht tödtlich, sie schloß sich bald, und Tuna genaß unter meiner und der Familie zärtlichen Pflege. Da verbreitete sich das Gerücht, daß die Oesterreicher Uzès verlassen würden, und aus allen Dörfern, Flecken und Städten floh man ins Gebirge der Cevennen, wo man sich vor den Verdets weniger glaubte fürchten zu müssen. Auch Tuna zog mit ihrer Herrschaft in die Gebirge. Die Dörfer waren nicht groß genug, um alle Flüchtlinge zu beherbergen, so wohnten sie unter Zelten auf Feldern, in Weingärten, auf den Bergplateau's und stellten Wachen aus, welche die ganze Umgegend beobachten mußten. Da sie in großer Anzahl versammelt und die Eingänge in die Thäler leicht zu vertheidigen waren, so kamen auch die Verdets nicht, und die Flüchtlinge lebten in Frieden — Katholiken und Protestanten mit einander. Die Regiments-Musik hatte in jener Zeit wenig zu thun, und ich wanderte mit und ohne Urlaub, jeden Morgen früh einige Stunden weit ins Gebirge zu den Flüchtlingen und kam erst spät in der Nacht zurück. Um den Flüchtlingen eine Freude zu machen, wohl auch um Tuna meine Kunst zu zeigen, nahm ich Flöte und Clarinette mit, und die Jungen tanzten nach meiner Musik. Ich war ein gern gesehener Gast und fühlte

mich wohl bei den Verfolgten und glücklich bei Tuna. Bald blieb ich Tage und Nächte lang draußen, und immer ſchwerer wurde es mir von Tuna ins Standquartier zurück zu kehren. Ich durfte mir Manches erlauben, denn der Hauptmann nahm es mit den Muſikanten nicht genau. Wie ich aber einmal nach Uzès zurückkomme, war die öſterreichiſche Garniſon ab- und nach Nimes gezogen, um ſich mit dem Hauptcorps zu vereinigen. Von dort aus ſollten ſie zuſammen über die Rhone wieder nach Lyon und endlich von Lyon aus nach Oeſterreich zurückmarſchiren. Ich konnte nicht nach, ich wußte ja nicht, ob mir Tuna folgen wollte. Das mußte ich erſt wiſſen, und ich ging wieder ins Gebirge. Aber ich hatte nicht den Muth, ſie darum zu fragen, und ſo vergingen Tage um Tage, und endlich erfuhr ich, daß das Regiment nach Lyon abmarſchirt ſei. Ich war beſtürzt, doch dachte ich mir, daß ich wohl noch vor Abzug der Truppen mit Tuna in Lyon eintreffen und mit leichter Strafe davon kommen könnte, wenn ich mich ſelber ſtellte, und daß ich dieſe Strafe mit Freude für Tuna tragen würde. Wenn ich ſie nur anſah, war aller Kummer, waren alle Sorgen dahin. Wir Muſikanten ſind ein ſo leichtes Volk. Und wie die Tage vergingen, wurde auch meine Sorge immer

geringer, und einmal als beim Brande eines Dorfes, den die Verdets angelegt hatten, meine öſterreichiſche Uniform zu Grunde ging und ich gezwungen war, die Tracht der Leute aus dieſem Lande anzulegen, kam ich mir gar nicht mehr wie ein öſterreichiſcher Soldat vor. Zur ſelben Zeit wurde ich in den öffentlichen Blättern vom öſterreichiſchen Commando als Deſerteur ausgeſchrieben; das fiel mir ſchwer aufs Herz. Tuna ſagte mir, ich ſolle tiefer ins Gebirge gehen, in das Dorf, wo ihre Eltern wohnten, und ſie wolle mir bald nachfolgen. Dieſe Verſicherung entſchied, und ich ging ins Gebirge. Ich erinnerte mich noch ganz genau, daß ich auf dem ganzen Wege, die ganze Nacht immer die Worte ſang:

Gute Nacht, ihr Officier,
Corporal und Grenadier,
Und Grenadier.
Ich ſchrei mit heller Stimm',
Von Euch ich Urlaub nimm,
Ja, Urlaub nimm.

Doch war mir's ſchwer, ein Deſerteur zu ſein, wenn ich auch nie ein rechter Soldat geweſen bin. Aber ich ergab mich drein, als ich hörte, daß die Oeſterreicher aus Lyon fort waren, und als eines Tages Tuna mit ihrem Bündel bei den Eltern ankam und

zu mir sagte: „Du hast mir das Leben gerettet, du hast mir deine Heimat aufgeopfert; ich liebe dich und will dein Weib sein.“ — Ich konnte nicht recht an mein Glück glauben; es war immer, als ob mich der Soldaten-Eid früher oder später doch zurück ziehen müsse, als ob ich an die Ferse der Oesterreicher mit eisernen Ketten gebunden wäre. Von den Nachsuchungen der französischen Behörden hatte ich nichts zu fürchten, denn die drückten die Augen zu und lieferten keinen Deserteur aus; dennoch sang ich mir immer, so oft ich Tuna ansah:

Wohl heute noch und morgen
Da bleibe ich bei dir;
Wenn aber kommt der dritte Tag,
So muß ich fort von hier.

Der blinde Wilhelm schwieg. Er schien älter Zeiten zu gedenken und mich und die ganze Umgebung zu vergessen. Dieses Schweigen will ich benutzen, um dem Leser dieser wahrhaftigen Geschichten eine Erklärung abzugeben. Es muß ihm auffallen, daß ich, höchst unklug, wie es scheint, Enkelin und Frau des blinden Wilhelm mit demselben Namen benenne und so vielleicht Unklarheit und Verwechslung verursache. Ich thue das einmal, weil die hier genannten Personen wirklich so hießen, dann, um den Localbräuchen der Schauplätze, auf denen diese Ge-

ſchichten ſpielen, keinen Abbruch zu thun. Es iſt nämlich im ſüdlichen Frankreich beim Landvolke ſeit uralter Zeit hergebracht, daß ſich der Name der Mutter immer auf die älteſte Tochter forterbt. So kommt es, daß derſelbe weibliche Name faſt in jedem Hauſe zweimal, oft dreimal vorkommt. Man unterſcheidet ſeine Trägerinnen dann nur durch verſchiedene Diminutive. Heißt die Großmutter Marqueſuna, dann nennt man ihre Tochter Quiſuna und ihre Enkelin Tuna. Stirbt die Großmutter, dann nimmt die ihr nächſte Generation ihren vollen Namen in Beſitz, ſo wie auch die zunächſt folgende zum erſten Grade der Verkleinerung vorrückt. Nur wenn die Jüngſte in der Reihe der Kindheit noch nahe iſt, behält ſie ihr kleinſtes Diminutiv, das man wohl auch aus Zärtlichkeit einer älteren Perſon giebt. So hatte Tuna, wie wir bald erfahren werden, längſt das Recht, den ganzen ſonoren Namen Marqueſuna zu tragen — aber weil ſie ſein holdſeliges Enkelein war, ließ ihr der Großvater ihren kindlichen.

Nicht ſo lange als dieſe Erklärung dauerte das Schweigen des Alten. — Mein Weib, fuhr er fort, machte mich doch bald Oeſterreicher- und Eid-vergeſſen. Aus den Weiſen, die ich vor mich hinbrummte oder auf der Clarinette blies, errieth ſie jedes Ma',

welcher Kummer mich bedrückte, und ſie verſtand es, ihn zu vertreiben. Ich nährte mich gut mit meiner Muſik, denn ich war der einzige Muſikant im Gebirge, und Quiſuna gab mir bald ein liebes Töchterlein. Vaterland und Eid waren vergeſſen, ich war ſo glücklich. Da fing ein Unheil an, das . . . .

Hier unterbrach ſich der Alte wieder in ſeiner Erzählung, indem er ſich mit der folgenden ſonderbaren Frage an mich wandte: Herr Landsmann, haben Sie wohl ſchon jemals Clarinettiſten geſehen, die gute, ſehende Augen hatten?

Doch wohl! antwortete ich, und unterdrückte ein Lächeln.

Ich auch! ſagte der Alte ganz ernſthaft, ich habe ihrer auch geſehen, aber nicht viele. Es ſcheint ein Fluch auf dieſem Inſtrumente zu liegen. Es iſt faſt das einzige Inſtrument, das Blinde lernen, und wer es mit ſehenden Augen lernt, der wird blind. So iſt es mir ergangen. Kaum zwei Jahre nach meiner Hochzeit wurden meine Augen ſchwach und immer ſchwächer; kein Arzt und keine Brille half. Da rieth man mir, eine Wallfahrt hieher an das Grab meines Schutzpatrons, des heiligen Guilhem oder Wilhelm, zu machen und ihn um Heilung meiner Augen anzufleben. Ich machte mich auf den Weg; mein

Weib mußte mich führen, obwohl ſie ihr Kind auf dem Arme trug. Die Reiſe durch das Gebirge dauerte über eine Woche; die Anſtrengung, die Hitze hatten das Ibrige gethan, und ich war blind, bevor ich das Grab meines Schutzpatrons erreichte. Blind kam ich hier an, und ich war noch in den beſten Jahren. Mein Schickſal fand großes Mitleid in St. Guilhem le Déſert; es fand ſich auch, daß Herr Grenier, der größte Proprietär des Ortes, ein Anverwandter der Familie war, bei welcher mein Weib gedient hatte, und in Erinnerung an den Dienſt, den ſie bei Vertheidigung des Hauſes den Verwandten geleiſtet, und an die Wunde, an deren Folgen ſie von Zeit zu Zeit noch immer litt, räumte er uns das alte Haus an der Kirche zur Wohnung ein. Was ein Weib kann, habe ich damals erfahren; mein Weib war mein Augenlicht und mein Stab, meine Hand und mein Fuß. Sie arbeitete bei Herrn Grenier und nährte das Kind und mich, da ich der Blindheit wegen nicht mehr umherziehen konnte, um mit meiner Muſik etwas zu gewinnen. Herr, ich will Ihnen nicht lange erzählen vom Unglück der Blindheit, wie es mich Anfangs bedrückte, und auch nicht von dem größeren Unglück, das mich nur wenige Jahre darauf betraf. Die beſtändige Arbeit und die Folgen der

Wunde, die ſie tiefer verletzt hatte, als wir Anfangs geglaubt, zehrten an meinem Weibe, ohne daß ich blinder Mann es merkte, und ehe ich auf mein Elend nur in Gedanken vorbereitet war, lag Tuna auf der Bahre. Meine Tochter heirathete ſchon mit ſechszehn Jahren — man heirathet früh in dieſem Lande — einen braven Mann, einen Weber aus St. Guilhem; die Geburt dieſes Kindes, das mir hier zu Füßen ſitzt, gab ihr den Tod. So traf mich das Unglück Schlag auf Schlag. Das Kind hatte noch nicht ſechs Jahre, als mir es der Vater als Führer gab; er ſelbſt ging nach Aniane, um daſelbſt in der Fabrik zu arbeiten, da dieſe Fabrik alle Weber des Ortes brodlos machte. Ich hatte indeſſen, wie ich oft in meinem Elend einſam zwiſchen den Felſen umherkroch, trotz meiner Blindheit alle Pfade auf dieſen Bergen kennen gelernt, und Herr Grenier konnte mir ſeine Schafe anvertrauen, die ich ſo abrichtete, daß ſie meiner Flöte folgen. Abends unterrichtete ich meine kleine Tuna in Geſang und Harfenſpiel und habe aus ihr die Freude des ganzen Landes gemacht. So ſind mir vierzig Jahre hingegangen in Glück und Jammer. Alles wollte ich ruhig und geduldig hinnehmen, wenn mir nur Ein Wunſch, nur Einer erfüllt würde.

Welcher Wunsch? fragte ich.

Wir wollen noch darüber sprechen, sagte der Alte in einem Tone, als fühlte er eine gewisse Angst, davon anzufangen — wir wollen noch darüber sprechen, und ich will mich mit Ihnen, als meinem Landsmann, berathen. Sie wohnen ja bei mir; Sie müssen bei mir wohnen, ich muß das Glück haben, einen Landsmann unter meinem Dache zu beherbergen. Heute Abends wollen wir plaudern. Sie sind ja nicht meinetwegen nach St. Guilhem gekommen, sondern wohl um das Kloster anzusehen. So bitte ich Sie um Verzeihung, daß ich Sie mit meiner Geschichte um Ihre Zeit gebracht habe. Ich konnte nicht anders: es ist mir, als hätte ich zu einem lieben Verwandten nach spätem Wiedersehen gesprochen über vieles, was mich drückte — so leicht ist mir. Ich bitte Sie noch einmal um Verzeihung.

Ich drückte ihm die Hand, versprach, Abends bei ihm einzukehren, und ging leise fort, um Tuna nicht zu wecken, die während der Erzählung, von der sie wohl kein Wort verstanden hatte, das holde Köpfchen auf das Knie des Großvaters gelehnt, eingeschlafen war.

Die Kloster-Ruinen mit ihren altehrwürdigen Gängen und Galerieen, die wohlerhaltene Kirche mit

ihren jüngeren, doch nicht minder maleriſchen Nebengebäuden, der große Platz vor der Kirche mit ſeinen Bauernhäuſern, welche alten kleinen Herrenſitzen gleichen, gaben mir den Reſt des Tages hindurch volle Beſchäftigung und reichen Genuß. Das Buch von Laurens und Renouvier war mir ein bequemer und lehrreicher Führer. Erſt als ich nicht mehr darin leſen konnte, merkte ich, daß die Dämmerung und, ihr ſchnell auf dem Fuß, die Nacht hereinbrach. Es war Zeit zum Einkehren, und ich ging in die Wohnung des blinden Wilhelm.

Die Halle war von einer irdenen Ampel beleuchtet, die in der Mitte von der Decke herabhing. Doch ſtand noch auf dem Tiſche eine andere, antik wie jene geformt, getragen von einem hohen, dreifüßigen Geſtelle aus gebranntem Thon. Dieſe wurde erſt bei meinem Eintritt von Tuna angezündet und beleuchtete ein bereitetes Mahl. Der Alte, der im Winkel hinter dem Tiſche ſaß, ſtreckte mir die Hand zum Gruße entgegen und lud mich ein, mir es bequem zu machen und mich am bereiteten Mahle zu ſtärken. Es hatte, wie das Mahl des ärmſten Mannes im ſüdlichen Frankreich, in den Augen des Nordländers einen reichen und zugleich griechiſch-antiken Charakter, denn es beſtand, neben dem kalten Fleiſche,

aus edlen, freilich diesmal, der frühen Jahreszeit wegen, nur getrockneten Früchten, aus Oliven in Oel, aus Weinmuß, wie ihn die homerischen Helden genossen, aus trefflich duftenden Schaf- und Ziegenkäsen — alles das auf irdenen, aber anmuthig geformten Schüsseln. Zwischen diesen standen die zwei schlanken, irdenen, fast etruriſch geformten Vasen oder Krüge mit Henkeln, deren einer dunklen Wein, der andere frisches Quellwasser enthielt. Das heilige Brod lag in der Mitte von all dem auf der nackten Tischplatte. So wie ich mich binsetzte, stellte sich Tuna, gleich einer Sclavin, nach der Sitte des Landes, die den Frauen verbietet, sich mit den Männern an den Tisch zu setzen, hinter meinen Stuhl, um mich zu bedienen und eine Schüssel nach der anderen hinzureichen. In der Hand hielt sie ein Henkelkrüglein mit Oel, um dieses, sobald ich eine Olive aus der Schüssel auf meinen Teller nahm, über die Frucht zu gießen. Sie stellte es nur dann hin, wenn ich mein Glas geleert hatte und eine neue Mischung von Wein und Wasser nöthig war.

Erst als gegen Ende des Mahles ein junger Mann in die Stube trat, wurde sie etwas zerstreut. Sie nickte ihm vertraut, und er grüßte wieder, setzte sich aber, um sie in ihrem Geschäfte nicht zu stören,

schweigend in einen Winkel und legte den breiten Bauernhut vor sich hin auf den Tisch. Er trug das dunkelblaue Wollhemd der südfranzösischen Landleute, die rothe Schärpe um den Leib und die schwarze Manchesterhose. Das schwarze, kurz geschnittene Haar ließ eine braune breite Stirn, dunkelschwarze Augen, überhaupt ein schönes braunes Gesicht sehen. Der Alte erkannte ihn am Schritt und rief ihm zu: Sind die Schafe wohl versorgt, Denis?

Ja, Païré (Vater und Schaffner), antwortete der Jüngling mit ziemlichem Respect.

Ist das kranke wohl verbunden?

Ja, Païré.

Warum kommst du heute so spät? fragte der Alte weiter.

Ich wußte nicht, daß Tuna schon zurück ist, antwortete Denis naiv.

Ich konnte es dir nicht sagen lassen, entschuldigte sich Tuna, zu ihm gewendet — erst war ich mit dem Großvater auf dem Berge, dann mußte ich das Essen für diesen Herrn, unsern Gast, besorgen.

Denis sah mich an, dann wandte er auf Tuna einen fragenden Blick.

Ein Landsmann Großvaters! sagte sie.

Bei diesen Worten legte sich Denis' Stirn in

Falten; die Ankunft eines Landsmannes schien ihm nicht zu behagen.

Indessen war das Mahl beendet. Tuna trug schnell ab, dann eilte sie auf Denis zu und reichte ihm die Hand, in die er herzlich einschlug, und setzte sich zu ihm. Das Paar fing leise an zu plaudern, während der blinde Wilhelm sich zu mir wandte und, wie es schien, über mancherlei nachdachte, das er mir zu sagen hatte. Es kam mir vor, als müßte ich ihm helfen, und so begann ich: Mein Landsmann, Sie wollten mir etwas sagen; was ist es? Um was handelt es sich? Sprechen Sie ohne Scheu, aber ich bitte, es in Patois zu thun, da es mich genirt, vor diesen zwei Landeskindern in ihnen unbekannten Worten zu sprechen.

Wohl, mein Landsmann, antwortete Wilhelm in der Sprache des Landes, das ist mir ganz recht, denn ich will, daß mich Tuna verstehe und daß sie vernehme, wie sehr jeder Unparteiische ihr Benehmen gegen mich mißbillige.

Bei diesen Worten erhob sich Tuna rasch von ihrem Sitze, eilte dem Tische zu und setzte sich mir gegenüber. So that auch Denis. — Ja, sagte Tuna mit Kraft, während sich ihre Wangen rötheten, ja, das will ich vernehmen! — Es war, als fühlte sie

ein Unrecht, das ihr widerfuhr, und als bereitete sie sich zu einer Vertheidigung.

Tuna, sagte ich, sieht mir nicht so aus, als könnte sie sich gegen ihren blinden, alten Großvater schlecht benehmen. Sie hat einen guten, herzlichen Blick, die kleine Tuna.

Denis sah mich mit einem dankbaren Lächeln an, während er die Hand Tuna's faßte und sie herzlich drückte. Gewiß, sagte er, Herr, Sie haben Recht.

Schweige du, Denis, sagte der Alte streng, du bist parteiisch in diesem Streite zwischen mir und Tuna. — Dann, zu mir gewendet, fuhr er fort: Herr, Tuna ist ein gutes Kind; es ist nichts auf der Welt, was ich so liebe, wie sie. Sie hat ein Herz, so gut wie das Herz ihrer Mutter und Großmutter. Sie ist mein Alles, der Trost meines Alters und das Auge meiner Blindheit. Aber in Einem ist sie verstockt, in Einem setzt sie mir so harten Sinn entgegen, daß ich verzweifeln muß, meinen liebsten Wunsch je erfüllt zu sehen.

Hören Sie ihm aufmerksam zu, sagte Tuna zu mir — ich weiß, was er sagen wird.

Sprich, alter Landsmann, rief ich halb scherzend dem Blinden zu, indem ich das Gesicht eines ernsten Schiedsrichters annahm.

Ich habe Sie, fuhr der Blinde fort, ich habe Sie heute Nachmittag nicht länger mit meiner unglücklichen Geschichte langweilen wollen. Erlauben Sie mir jetzt, Ihnen weiter zu sagen, wie es nach dem Tode meines Weibes und meines Kindes mit mir wurde. Allein in der Welt, allein mit diesem Kinde, umgeben von Bergen, Häusern, Menschen, die ich nicht kannte, die ich nie gesehen hatte, fingen meine Gedanken an rückwärts zu fliegen, zurück in die Zeit meiner Jugend und zurück in die Berge, in denen ich geboren bin; Tage lang, Nächte lang (denn mir sind ja Tag und Nacht gleich) dachte ich an nichts Anderes, als an die Heimat. Was früher, so lange mein Weib lebte und als ich noch sah, in meinem Gedächtnisse verwischt war, wurde wieder frisch; ich erinnerte mich an jedes Haus, an jeden Baum, an jeden Strauch, und das ganze Thal sah ich immer im schönsten Frühlingslichte, wie es an dem Tage war, als ich es zum letzten Male verließ. Eine schreckliche Sehnsucht bemächtigte sich meiner; ich konnte nichts Anderes denken, und wenn ich endlich müde und matt einschlief, sah ich Alles noch schöner als im Wachen. Im Traume sah ich, wonach ich mich wachend sehnte. Freilich erwachte ich manchmal in Angstschweiß gebadet, weil die Träume meist trau-

rig endeten — denn immer kam es mir vor, als ob ich, der Deserteur, entdeckt würde. Ich floh, sie holten mich ein, sie stellten mich vors Regiment, sie erschossen mich.

Der Alte seufzte tief auf und fügte dann die deutschen Worte des Volksliedes hinzu:

Ach, in Trauern muß ich schlafen gehn,
Ach, in Trauern muß ich früh aufstehn,
In Trauern muß ich leben meine Zeit,
Dieweil ich nicht kann haben, was mein Herz erfreut.

So sang der Musikant die Zeilen des deutschen Volksliedes; ich aber, als ich den alten Wilhelm ansah, der traurig wie diese Worte, stumm und gebrochen vor mir saß, ich dachte an Dante, was er in seiner Abhandlung über die Beredtsamkeit sagt: „Mit allen Unglücklichen fühle ich Mitleid, vor allen aber mit jenen, die, vom Exile betroffen, ihr Vaterland nur in ihren Träumen sehen."

Nach einer langen Pause, während welcher der herausfordernde Ausdruck auf Tuna's Gesichte einem milderen, mitleidsvollen gewichen war, nahm der blinde Wilhelm wieder das Wort. Besonders im Frühlinge, sagte er, wurde mir wehe; ich wollte fort, ich wollte heimwärts wandern und war durch meine Blindheit wie angeschmiedet. Desto verhaßter wurde mir das Land, an das ich gebunden war. Gott

verzeihe mir's, ich haßte die Menſchen, ich haßte das Vieh, ich haßte die Frucht des Baumes und des Feldes, den Duft der Blumen und den Geſang des Vogels, ich haßte alles, was hier heimiſch war, was aus dieſem Boden entſtand und was er nährte. Jede Speiſe und jede Frucht, die dieſes Land vor dem meinigen voraus hatte, ward mir zuwider, die Feige, das Oel, der heiße Wein. Selbſt die fremde Sprache mochte ich nicht hören, und ob auch genug getrennt von den Menſchen durch meine Blindheit, floh ich ſie doch noch, um ihren fremden Laut nicht zu hören, und ſang und ſagte mir in der Einſamkeit meine deutſchen Lieder vor. Endlich wurde ich krank. Ich hatte Niemanden, als Tuna, die damals ein Kind von kaum eilf Jahren war. Ihr allein konnte ich klagen, was die Urſache meiner Krankheit war. O, ſie war ein gutes Kind; ſie ſaß Tage lang an meinem Bette und hörte, oft weinend, meinen Klagen zu. Da ſprach ſie einmal, und es war, als hätte es ihr ein guter Engel eingegeben, da ſprach ſie und fuhr mir dabei mit der kleinen Hand über die Wange: „Großvater," ſagte ſie, „ſei ruhig und klage nicht; wenn ich erſt groß bin, führe ich dich nach Deutſchland zurück. Ich werde vor den Leuten die Harfe ſpielen und ſingen, und wir werden uns

bis in dein Dorf ſchon durchſchlagen." — Herr, dieſes Wort gab mir die Geſundheit zurück. Stramm ſtand ich wieder auf meinen Füßen; das Herz voll Hoffnung, lehrte ich dem Kind, was ich von Muſik wußte, und unterbrach meine Lehre manchmal nur, um mit ihr von unſerer Wanderung zu plaudern. Sie lernte ſchnell, und ſchnell, ſchien es mir, gehe die Reiſe heimwärts. Mit Geduld wartete ich, und meine Sehnſucht wurde milder. Nun iſt die Zeit gekommen, ſie iſt herangewachſen, ſie läuft mit der Harfe im Arm ſtundenweit und allein ins Gebirge, nun iſt die Zeit da.

Bei dieſen Worten ſtand der Blinde auf, ſchüttelte die grauen Locken aus dem Geſichte, ſtreckte die Hand aus und rief mit lauter und zorniger Stimme: Und ſie bricht mir das Wort, ſie läßt mich vergehen in der Sehnſucht nach meiner Heimat — ſie will mich nicht dahin führen!

Tuna war von dem Zorne in Wort und Geberde viel weniger erſchrocken, als ich; im Gegentheil athmete ſie auf, als die Anklage gegen ſie heraus war. Sie wandte ſich zu mir und ſagte ſanft, aber beſtimmt und entſchloſſen: Wie der Großvater ſein Land, ſo liebe ich das meine. Ich bin keine Deutſche, wie er mir immer einreden will, ſondern eine

Languedokerin. Nicht wahr, Herr, alle deutſchen Mädchen haben blonde Haare und blaue Augen? ſehen Sie, ich bin ganz ſchwarz, meine Haare, meine Augen ſind pechſchwarz. Ich kann mir nicht denken, daß ich in einem anderen Lande leben könnte. Doch thäte ich, was der Großvater will — aber ſagen Sie, ob es möglich iſt, mit einem alten, blinden Manne die lange, lange Reiſe zu Fuße zu machen! Den Wagen zu bezahlen, haben wir kein Geld; muß ich nicht fürchten, ihn in ſein Grab zu führen, wenn ich mit ihm fortziehe, erſt durch die heißen Thäler des Südens, dann durch die Schneeländer des Nordens?

Sehen Sie, rief der Blinde bitter darein, ſehen Sie, ſo ſtellt ſie ſich unſer Land vor, ſo thöricht wie alles Volk in dieſem Lande! Sobald man über die Berge kommt, glauben ſie, fängt ein kaltes, rauhes, ſchnee- und eisbedecktes Land an, ſo eine Wildniß, von Raubthieren und wilden Menſchen bewohnt! Thörichtes Kind! rief er Tuna zu, hier iſt es wild, hier, wo die Sonne jedes Gräschen verbrennt und die Berge kahl ſtehen und ohne Erdreich, und nirgends ein Schatten iſt für den Wandersmann oder den Hirten; hier iſt es wild, denn hier kommen im Winter die hungrigen Wölfe bis vor das Gemeindehaus

in jedem Dorfe. Viel Aberglaube iſt noch hier, die Menſchen wiſſen nichts von der Fremde und kennen keine Muſik und leſen nicht in den Büchern. In Deutſchland iſt es ſanft wie ein Schatten und friſch wie ein kühles Waſſer. Die Sonne ſcheint milde und verbrennt nicht Menſchen und Bäume, und wenn es ſchneit, ſitzen wir am warmen Heerd und erzählen von fremden Ländern und ſingen Lieder und haben wohl auch manches alte Buch, daraus zu leſen von den Wundern der Welt.

Aus ſeinen blinden Augen floſſen zwei große Thränen herab. Er ſetzte ſich wieder hin und lehnte den Kopf in beide Hände. Wir ſchwiegen alle; Tuna zuckte die Achſeln und wies auf ſein graues Haar und ſah mich an, als ob ſie ſagen wollte: Iſt es möglich, mit dieſem alten, gebrechlichen Manne die beſchwerliche Reiſe zu unternehmen? Durch das offene Fenſter drang das Lied der Nachtigall, die in dem nahen Kloſterhofe niſtete. Der Alte, der den Kopf voll deutſcher Volkslieder hatte, murmelte vor ſich hin:

Nachtigall, ich hör' dich ſingen,
Das Herz möcht' mir im Leib zerſpringen,
Komme doch und ſag' mir bald,
Wie ich mich verhalten ſoll.
Nachtigall, wo iſt gut wohnen?

Es war ganz traurig in der Stube. Der Alte brütete, Denis saß mit verschränkten Armen und düster da, immer Tuna beobachtend und mit Angst erwartend, was sie antworten werde. Diese brach endlich in einen Strom von Thränen aus und rief: Ich kann nicht! ich kann nicht!

Ich weiß es! sagte der Alte darauf — du kannst nicht! Tuna, Tuna, alles, was du da von den Mühen der Reise gesagt hast und von wilden, kalten Ländern, alles das kommt dir nicht von Herzen, — es ist erfunden und nur eine Ausrede; denn du hast Muth genug und würdest etwas wagen für deinen alten, blinden Großvater. Dieser hier, rief der Alte, indem er die Hand gegen Denis ausstreckte, dieser ist schuld daran, daß du mich aufgiebst.

Ich sah Tuna an; sie schlug die Augen nicht nieder, sondern lächelte heiter und ließ es geschehen, daß Denis bei den Worten des Alten die Arme um sie schlang und sie sanft an sich drückte.

Ich fühlte, daß nun die Zeit gekommen war, wo ich meinen Urtheilsspruch fällen sollte, und war in großer Verlegenheit. Das kranke Gemüth des Alten wollte geschont sein, und doch mußte ich Tuna Recht geben, die mit vielem Zartsinne bei ihrer Vertheidigung wenig Nachdruck auf sein Alter und seine

Gebrechlichkeit gelegt hatte. Ich ſagte mir, daß ich, wie ein Arzt bei einem Kranken, härter und energiſcher werde verfahren müſſen, um den Alten von ſeinen Heimwehträumen ſo viel als möglich abzubringen und für Tuna's künftige Ruhe zu ſorgen. Und ſo ſagte ich, vom Großvater zum Reden aufgefordert, ungefähr Folgendes:

Mein Landsmann, ich werde dir nicht zu Willen reden, das ſage ich voraus; aus Liebe zu dir und zu Tuna werde ich dir nicht zu Willen reden; ich bitte dich alſo, mir es nicht übel anzurechnen und es nicht zu bereuen, daß du einen Landsmann freundlich bei dir aufgenommen haſt. Tuna hat Recht, und ſie handelt weiſe, wenn ſie deinen Wünſchen und Anklagen widerſteht; ſie thut es zu deinem Wohle. Von ihr und ihrem guten Herzen gepflegt, kannſt du in dieſer Stube noch gute, lange Tage leben; aber für die beſchwerliche, lange Reiſe biſt du zu alt. Auf halbem Wege würdeſt du hinſinken, und das Kind würde verlaſſen da ſtehen in der fremden Welt. Du biſt ein braver und ehrenwerther Mann — weißt du nicht und haſt du nie bedacht, was aus einem verlaſſenen Harfenmädchen in der wildfremden Welt werden könnte? — Du liebſt dein Vaterland, kannſt du ihr einen Vorwurf daraus

machen, daß ſie das ihrige liebt, — ſie, die an dir erkannt hat, wie ſchwer ſich die Heimatloſigkeit trägt? Aus Liebe haſt du das deinige aufgegeben, aus Liebe will ſie, wie du ſagſt, in dem ihren verbleiben. Oder haſt du etwas gegen dieſen Denis?

Nein, ſagte der Alte traurig, wenn ich gerecht ſein ſoll — nein, ich habe nichts gegen ihn; er iſt ein braver Junge.

Du biſt alſo hart und ſelbſtſüchtig, wie es alte Leute zu ſein pflegen, wenn du verlangſt, daß ſie deinem Glücke, welches du vielleicht gar nicht mehr findeſt, das ganze Glück ihrer Jugend, ihres Lebens aufopfere. Ich kann dir auch mit Liedern dienen, und da heißt es in einem:

Ach Gott, wie weh thut Scheiden,
Hat mir mein Herz verwund't!

Ergib du dich in dein Schickſal. Ich könnte dir Viele und Junge nennen, die ſich in dieſer Zeit an den Gedanken gewöhnt haben, ihr Vaterland erſt mit grauen Haaren oder gar nie wieder zu ſehen! Schwerlich würdeſt du deine Heimat ſo ſchön wiederfinden, wie du ſie dir in jahrenlangen Träumen ausgemalt haſt. Viele von denen, die du geliebt, ſind wohl todt, andere, an die du in der Fremde

denkſt, haben dich vergeſſen; deine Blindheit würde dich doppelt ſchmerzen, wenn du die Orte nicht ſehen könnteſt, wo du glücklich warſt, wenn du den Kaſtanienbaum nur rauſchen hörteſt, unter dem du geſpielt haſt. Und neben dir einher ginge, wenn du dein Dorf glücklich erreichteſt, verlaſſen und einſam, weil ſie die Sprache der Fremde nicht verſteht, die arme Tuna und wäre elender als du jetzt biſt, und du könnteſt ihr nicht helfen, weil du älter geworden wäreſt und unfähig, die Rückreiſe zu machen, die du dann eben ſo ſehr wünſchen würdeſt, wie du jetzt die Heimreiſe erſehnſt. Dir iſt ein glücklicheres Loos beſchieden. Tuna wird dieſen braven Jungen heirathen, und du wirſt noch Urenkelein auf deinen alten Knieen wiegen und ihnen deine deutſchen Lieder vorſingen.

Der Alte antwortete nicht. Mit verſchränkten Armen ſaß er da und ſtarrte vor ſich hin, als ob er über das Geſagte nachdächte. Denis und Tuna drückten mir dankbar die Hände. Der junge Menſch umarmte ſeine Geliebte aufs zärtlichſte, als ob er ſagen wollte: Du wirſt mir erhalten, ohne Unrecht mir erhalten! Da der Alte immer ſchwieg und es ſchon ziemlich ſpät wurde, ſtand Denis leiſe auf und ſchlich, ſich gegen mich verbeugend, zur Thür

hinaus. Tuna folgte ihm. Ich zündete meine Cigarre an und fing an, in der geräumigen Halle auf und nieder zu wandeln. Wie ich einmal vor dem offenen Fenster stehen blieb, bemerkte ich das junge Paar, das sich im Dunkel der Nacht zärtlich umschlungen hielt. — Die, dachte ich, soll man nicht trennen lassen und soll der blinde Wilhelm nicht scheiden; vielleicht fiele es ihm selbst nicht ein, könnte er den Ausdruck herzinniger Liebe sehen, der auf beiden Gesichtern ruht, wenn sie einander ins Auge blicken. — Die Nachtigall fing wieder zu schlagen an und weckte den Blinden aus seinem starren Hinbrüten; die Macht des Tones schien große Gewalt über ihn zu haben.

Komm, Troſt der Nacht, o Nachtigall,

sang oder vielmehr murmelte er, stand auf und tappte dem Verschlage zu, in welchem sein Bett stand. Von dort aus hörte ich noch die Worte des Volksliedes, welches „Der Schildwache Nachtlied" betitelt ist:

Ich kann und mag nicht fröhlich sein!
Wenn alle Leute schlafen,
So muß ich wachen,
Muß traurig sein.

Tuna kam zurück und zeigte mir das Bett, das

für mich bereitet war, und gab mir die Hand zur guten Nacht.

Habt ihr viel geküßt? fragte ich leiſe.

Ja, Herr, antwortete ſie eben ſo leiſe, aber lächelnd, viel, aber nicht genug.

Weil du alſo noch einige Küſſe übrig haſt, ſo gib mir einen.

Hier, Herr!

Sie küßte mich, dann klomm ſie, flink wie ein Eichhörnchen, die Leiter hinan auf den Boden, wo ſie auf dem Heu ſchlief.

Als ich mit dem Früheſten, während Großvater und Enkelin noch zu Bette waren, vor die Thür trat, um meine Wanderung auf die Berge zu beginnen, ehe die Sonne ſich in Gluthen getaucht, ſtand ſchon Denis da und ſchien mich zu erwarten. Er trat auf mich zu und ſagte, er wiſſe von Tuna, daß ich auf die Berge gehen wolle, und bitte mich, ſeine Führerſchaft anzunehmen, da es nicht ſo leicht ſei, die nur ſchmalen Pfade an den abſchüſſigen Wänden aufzufinden, und ich außerdem als Fremder an manchem vorübergehen könnte, was da in den Bergen, an ſonderbaren Geſtaltungen, furchtbaren Riſſen, beſonders aber an Adlerneſten ſehenswerth ſei. — Ich dankte ihm für ſeine Güte und meinte, es wäre zu

viel, wenn ich, seine Gefälligkeit mißbrauchend, ihn um einen einträglichen Arbeitstag brächte. Er aber bestand auf seiner Bitte, und indem er sich meiner Wanderung schon angeschlossen hatte, versicherte er, es sei nur ein kleiner Dienst, den er mir da leiste, während ich hingegen durch mein offenes Wort von gestern ihm und Tuna einen wahrhaft großen erwiesen und mir ihrer Beiden Dank erworben habe. Der Alte, meinte er, sei über meine Ansicht von der Sache offenbar betroffen gewesen, und er gebe gewiß viel auf das Wort seines Landsmannes. Tuna würde nun wohl für einige Zeit Ruhe haben, und auch er, Denis, werde nicht fürchten dürfen, daß ihm der Großvater das geliebte Mädchen endlich doch in die Ferne entführe, was für ihn ein großer Schmerz wäre. Der Alte, welch ein weiser, erfahrener und ehrwürdiger Mann er auch sonst in allen Stücken sei, in Betreff seines Heimwehs sei er ein rechtes Kind. Er, Denis, müsse das offen sagen, wie weh es ihm auch thue und wie großes Mitleid er auch mit dem sehnsuchtskranken alten Mann fühle. Nun werden sich auch, wenigstens für lange Zeit, nicht solche Vorkommnisse ereignen, wie jenes war, das erst zu Anfang dieses Frühlings Tuna in Schrecken versetzt hat. Nachdem der blinde Wilhelm eines Abends

das arme Kind wieder mit Vorwürfen überhäuft hatte, war er am Morgen darauf verſchwunden. Tuna ſetzte den ganzen Flecken in Alarm, und alle Bewohner mit Denis und ihr machten ſich auf, den verlorenen blinden Mann zu ſuchen. Man fand ihn endlich auf dem Wege nach Aniane, unfern der Mühle von Clamous, auf jenem Pfade, der vom Herault hier beſpült, dort unterwühlt iſt, überall am Rande des Abgrundes hingeht und ſelbſt für Wanderer mit zwei geſunden Augen gefährlich iſt. Man fragte ihn, wohin er wollte. Fort, immer fort, ſagte er, fort und weiter; vielleicht komme ich ſo nach Deutſchland und in mein Vaterland. Nur den Thränen Tuna's, die er trotz Allem doch heißer liebt als ſeine Grille, gelang es, ihn wieder in das Dorf zurückzubringen.

So erzählend brachte mich Denis auf den Pfad, der, von unten kaum bemerkbar, nur wie ein gemalter Strich an der Felſenwand des furchtbaren Thales dahinläuft. Da verließ Denis den Gegenſtand ſeiner und Tuna's Leiden, um mit größter Sorgfalt über jeden meiner Schritte zu wachen, mir jede ſchöne Felſenbildung zu zeigen und mich alle hübſchen Ausſichtspunkte genießen zu laſſen. Manchmal ſtarrte er in die Luft und zeigte mir einen Adler, wo ich nach langer Anſtrengung nur einen dunklen

Punkt entdecken konnte. Aber ich mußte ihm glauben, da ſchon der erſte Punkt, den er mir ſo gezeigt hatte, immer größer und größer wurde, bis er ſich endlich, in einem Goldadler verwandelt, mit ausgebreiteten Fittichen und rauſchend, uns gegenüber auf einer Felſenſpitze niederließ. Wir kamen über eine durch Mauern geſtützte und vervollkommnete Felſengalerie auf das waldbewachſene Plateau, wo ſich jene Quelle befindet, von der allerlei Wunder erzählt werden und die jenen Bach ausſchickt, der ſich als ein wilder Waſſerfall in das Thal von St. Guilhem le Déſert hinabſtürzt. Wir wanderten immer weiter, da mir Denis viel zu zeigen und zu erzählen hatte, und ſo verloren wir uns in der Höhenwüſte, wo weit und breit kein Dorf zu finden. Doch mußten wir endlich ruhen, bis die allzu große Mittagshitze vorüber war. So führte mich Denis in den Schatten eines Gebüſches und packte da zu meiner freudigſten Ueberraſchung aus ſeinem Schubſacke ein ſehr angenehmes, aus Brod, Wein, Käſe und Früchtemuß beſtehendes Mahl aus. Erſt mit abnehmender Hitze machten wir uns auf den Rückweg, und ſchon war der Abend nahe, als wir unten im Flecke ankamen. Der Wagen, den ich beſtellt hatte und der mich noch am ſelben Tage nach dem unfernen

Aniane bringen sollte, erwartete mich schon auf dem Platze. So eilte ich denn schnellen Schrittes zum blinden Wilhelm, um meine Sachen zu holen und von ihm und Tuna Abschied zu nehmen.

Bevor ich in die Stube trat, bat mich Denis, im Falle es noth thäte, dem Alten meine gestrige Ansicht noch einmal und wo möglich mit noch größerem Nachdrucke vorzutragen. Es that nicht noth; das ahnte ich sogleich bei meinem Eintritt in die Stube. Der Alte und Tuna saßen friedlich neben einander und schienen mich zu erwarten. Beide machten mir freundschaftliche Vorwürfe über mein langes Ausbleiben und daß ich schon heute wieder abreisen wollte. Der Großvater sagte: Sie fürchten vielleicht, daß ich Sie noch mit meinen Klagen quälen werde; fürchten Sie das nicht. Ich habe über das, was Sie mir gestern sagten, die ganze Nacht und diesen ganzen Tag gedacht, und ich thue, wie Sie mir empfohlen haben; ich ergebe mich in mein Schicksal. Wegen der wenigen Tage, die ich noch zu leben habe und die ich im glücklichsten Falle in meiner Heimat zubringen könnte, soll mein geliebtes Kind nicht das Glück eines ganzen Lebens verlieren. Was liegt an mir! Eine alte Frau sagte mir einmal ein Gleichniß, an das ich nun denken muß. Wenn man

um einen Groſchen Aepfel kauft, ſagte ſie, ſo bekommt man die beſtimmte Zahl guter, friſcher Aepfel. Hat man die, ſo bittet man: Guter Mann, gib mir noch einige Aepfelchen zu! Er thut es, aber was gibt er zu? Einige verfaulte Aepfelchen. So iſt es mit dem Leben. Siebenzig Jahre ſind dem Menſchen beſtimmt; hat er die, ſo bittet er: Guter Gott, gib mir einige Jährlein zu! Der gute Gott thut es — aber es ſind verfaulte Aepfelchen.... So will ich mich noch mit den verfaulten Aepfelchen freuen, ſo gut es gebt.

Während er ſo ſprach, hielt er immer meine Hand feſt in die ſeinige geſchloſſen. Aus der Milde des Tones ſprach eine Ergebung, die mich trauriger machte als ſeine geſtrigen Klagen. Nach einiger Zeit fuhr er fort: Mit Ihrem Beſuche haben Sie einem alten blinden Manne eine große Wohlthat erwieſen, und ich danke Ihnen vom ganzem Herzen und aus ganzer Seele. Aber ſo ſind alle blinden Leute; ſie hecken immer was Neues aus, um ſich und Andete zu quälen. Ein neuer Wunſch bedrückt meine Seele, und Sie ſollen mir ſagen, wie ich ihn erfüllen kann, und wenn Sie es vermögen, ſollen Sie mir ſelbſt dazu behülflich ſein.

Er ſchwieg wieder, als ſcheute er ſich, als fühlte er Furcht oder Scham, ſeinen Wunſch auszuſpre-

chen. Nur heraus damit! sagte ich, und ich verspreche im Voraus, daß ich thun will, was in meinen Kräften ist.

Meinen Pardon will ich haben! rief er schnell. — Ich errathe es, daß Sie lächeln, sagte er wieder nach einigen Secunden; denn mein Wunsch muß Ihnen kindisch vorkommen. Sehen Sie, lieber Landsmann, ich weiß es selbst, wie kindisch ich bin; ich wollte ja früher ohne meinen Pardon heimkehren, ich wußte, daß sie einen alten blinden Mann nicht erschießen werden. Aber es ist mir so, als ob ich durch meinen Pardon mit der Heimat erst ausgesöhnt würde, und daß zwischen ihr und mir immer etwas ist, so lange ich nicht meinen Pardon habe. Ich werde bald von hinnen gehen, aber ich werde mit größerer Ruhe sterben, wenn ich meinen Pardon habe.

Schnell fuhr mir ein Plan durch den Kopf, wie dem armen Blinden zu willfahren sein werde, und ich sagte zu ihm, daß sich die Angelegenheit leicht werde ordnen lassen, er solle sie nur ganz mir überlassen. Aufs Neue ergriff er meine Hand und rief: Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen; mit einem Ausdruck, als ob ich ihm das Leben oder etwas noch Theureres gerettet hätte.

Dann nahmen wir Abschied, und ich versprach, wo möglich noch einmal nach St. Guilhem zu kommen. Er tappte mir bis an die Schwelle nach; Tuna und Denis begleiteten mich bis vor den Flecken.

In Aniane angekommen, schrieb ich noch am selben Abend an eine Freundin, eine berühmte Künstlerin, von der ich wußte, daß sie mit einigen Beamten der österreichischen Legation in Paris befreundet war. Ich wandte mich an ihr gutes weibliches Herz, ich erzählte ihr die ganze Geschichte, stellte ihr die Qualen und den Wunsch des armen blinden alten Deserteurs vor und bat sie, ihren ganzen Einfluß, ihre ganze unwiderstehliche Anmuth aufzuwenden, um kalte diplomatische Gemüther zu erwärmen und dem blinden Wilhelm zu helfen. Ich that es wohl in wärmeren Ausdrücken, ich brauchte wohl auch lebendigere Farben als in dieser Geschichte, denn die Eindrücke waren frischer und neuer. Schon nach vierzehn Tagen erhielt ich eine trostreiche Antwort und eine ausführliche Relation über alle Maschinen, welche die eben so kluge als gute und geniale Künstlerin zur Erreichung unseres Zweckes in Bewegung gesetzt hatte.

Aber so geht es mit menschlichen Dingen, be-

sonders wenn sie vom Geschäftsgange in östereichischen Bureaux abhangen: die Angelegenheit zog sich in die Länge. Ich hatte im südlichen Frankreich so viel zu sehen, das Schicksal meiner Freunde in Arles beschäftigte mich so sehr, daß Geschichte, Qualen und Scrupel des blinden Wilhelm nach und nach in den Hintergrund traten und halb und halb vergessen waren. Da erreichte mich, viele Monate später, zu St. Hippolyte in den Cevennen ein Brief der Freundin. Sie hatte es durchgesetzt. Das Actenstück war zwar noch nicht angekommen, aber es war gewiß, daß es bald ankommen und daß der blinde Wilhelm seinen Pardon erhalten werde.

St. Hippolyte liegt nur wenige Stunden von St. Guilhem le Déſert. So machte ich mich denn gleich nach Empfang des Briefes auf, um dem blinden Wilhelm die gute Nachricht zu überbringen. Auf einem guten Gebirgspferde auf der Straße von Ganges dahintrabend, dem Laufe des Herault folgend, erkannte ich bald die spitzen Felsennadeln, die das Gebirge von St. Guilhem vor dem Reſt der Cevennen auszeichnen. Ein milder, sanft umhüllter Herbſt-Nachmittag gab der Gegend einen ganz anderen Charakter, als der war, den ich kennen gelernt hatte. Eine gewiſſe Wehmuth lag auf den Bergen,

die im Frühling sozu sagen leidenschaftlich geglüht hatten, und den Himmel in meinem Gemüthe widerspiegelnd, ritt ich selbst wehmüthig in den stillen Flecken ein. Ich ließ das Pferd im Hotel Don Juan und begab mich in die stille Gasse des blinden Wilhelm. Ich setzte voraus, daß sein Haus verlassen und daß er und Tuna auf den Bergen sein würden, und trat, ohne weiter anzupochen, in die Stube. Da aber fand ich sämmtliche Freunde versammelt, doch zu einer Gruppe versammelt, die nichts Gutes errathen ließ. Der blinde Wilhelm lag im Bette; neben ihm auf Schemeln saßen schweigend, wie zwei Krankenwärter, Tuna und Denis. Wie sie mich bemerkten, traten sie mir freundlich, aber mit leisen Schritten, entgegen und reichten mir die Hände. —

Ist er krank? fragte ich. — Die Beiden nickten bejahend und führten mich an das Bett, in welchem der Alte, schwer athmend und bleichen Gesichtes lag. —

Großvater, sagte Tuna mit sanfter Stimme — es ist ein Freund angekommen. —

Ein Freund? lispelte der Alte. —

Ja, ein Freund und Landsmann, fuhr Tuna fort, während ich seine Hand faßte. Er hielt mich

feſt und rief: „Ich habe Sie erwartet! Wie ſchön, daß Sie mich nicht vergeſſen haben!

Ich bringe auch eine Nachricht, ſagte ich, die Ihr Herz erfreuen wird.

Sie bringen mir den Pardon? fragte er lächelnd.

Ja, wenigſtens die Verſicherung, daß er mit Nächſtem eintreffen werde.

Ich danke Ihnen, mein lieber Landsmann! aber wenn er nicht bald kommt, dann kommt er zu ſpät.

Oh, oh! alter Wilhelm ſo muthlos?

Ja, ja, lieber Freund, lächelte er, ſo iſt es, wie es im Liede heißt:

Heute marſchiren wir,
Morgen marſchiren wir
Zu dem hohen Thor hinaus.

Und in einem anderen Liede heißt es:

Es iſt ein Schnitter, der heißt Tod,

das iſt ein ſchönes Lied und gar nicht ſo traurig, wie man glaubt. Was der Schnitter mäht, gibt neuen Samen und neue Frucht.

Nach einiger Zeit fuhr er fort: Ich danke Ihnen für die Mühe, die Sie ſich gegeben haben; der Pardon macht mir doch die letzte Freude, denn mit mir iſt es bald aus. Seit Sie da waren, iſt es

ſchnell zu Ende gegangen. Sehen Sie, alte Menſchen haben ſo Gedanken in ſich, die ſie lange ſtützen, wie Balken ein altes Haus. Nimmt man die Balken fort, ſtürzt das alte Gemäuer zuſammen. So ein Stützbalken war der Gedanke an meine Heimreiſe — wie der fort war, war's auch aus. Ich fühlte, wie ſich Alles in mir ſenkte und zum Falle neigte — das iſt aber gut ſo. Ein altes Haus, das geſtützt werden muß, braucht auch nicht länger zu ſtehen. Sie haben freilich das Ihrige dazu gethan, daß ich den Gedanken an die Heimkehr aufgegeben habe, aber ich mache Ihnen keinen Vorwurf darüber, denn Sie hatten Recht.

Er ſchwieg erſchöpft und fing zu hüſteln an. Tuna machte mir ein Zeichen, daß ich ihn ſchweigen laſſe. So zog ich mich einige Schritte vom Bette zurück. Aber bald hatte er ſich wieder erholt, und er rief mich ans Bett.

Daß Sie Recht hatten, habe ich erſt in der letzten Zeit klar erkannt — fuhr er mit ſchwächerer Stimme fort. Denis und Tuna haben viel Gutes an mir gethan — ſeit vielen Wochen weichen ſie nicht von meinem Bette. Ihre guten Herzen paſſen zu einander, und ſie ſollen nicht getrennt werden. Gleich nach dem Trauerjahr ſollen ſie einander hei-

rathen, das haben ſie mir verſprochen. — Es wäre ſchlecht geweſen, wenn ich ſie ihm entführt hätte. — Sie, lieber Landsmann, wenn Sie je in die Heimat zurückkehren, grüßen Sie mir ſie herzlich, und wenn Sie vielleicht in mein Dorf kommen, fragen Sie dort nach, ob ſich noch Jemand meiner erinnert.

Das waren die letzten Worte, die ich aus dem Munde des blinden Wilhelm vernahm; denn des Abends, als ich fort mußte, war er ſo ſchwach, daß er mir nur die Hand geben konnte, ohne ein leiſes „Lebewohl“ hinzuzufügen. Tuna ſagte mir weinend, daß ich ihn nie wiederſehen werde. So war es auch. Der blinde Wilhelm ſtarb zwei Tage nach meinem Beſuche.

Dessau,
Druck von Gebrüder Kay.

Erzählungen eines Unstäten.

Zweiter Band.

Erzählungen eines Unstäten.

Von

Moritz Hartmann.

Zweiter Band.

N. 1911. 53.1

Berlin.
Verlag von Franz Duncker.
(W. Besser's Verlagshandlung.)

1858.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Drittes Buch.

Drittes Buch.

1.

Der Verbannte.

Nach St. Hippolyt zurückgekehrt, erzählte ich den dort verſammelten Freunden das Schickſal des blinden Wilhelm. Es war ein Abend wie gemacht zu Erzählungen am Kamine. Der Pic St. Loup, der König der Cevennenberge, hatte ſeine dunkle Haube über die Ohren gezogen; vom Himmel ſtrömte ein Gewitterregen, wie er dieſe Gegenden zwar ſelten, aber dann mit deſto größerer Gewalt heimſucht. Der gelblich grüne Nachwuchs der Maulbeerbäume fiel unter den ſchweren Tropfen, und von den kahlen kalkigen Bergabhängen ſchäumten plötzlich-geborene Wildbäche in übertriebener Jugendluſt. Unter dem gaſtlichen Dache, das uns ſeit Tagen beherbergte, in der großen Vorhalle ſaßen wir am Kamine im Halbkreiſe um die goldene Flamme, die über Weinreben praſſelte. Es war eine ſonderbar zuſammen-

gewürfelte Gesellschaft, eine Musterkarte der verschiedensten Nationen, wie sie der Zufall manchmal zusammenstellt. Die Franzosen ausgenommen, bestand sie meist aus Verbannten, die sich, als Schicksalsgenossen desto enger befreundet, in diesem verborgenen Winkel der Erde, wo einst der Freiheitssinn seiner Einwohner Wunder der Tapferkeit verübt, ein Rendezvous gegeben. Als Verbannte mußte sie das Schicksal des blinden Wilhelm desto wärmer interessiren; aber am tiefsten von meiner Erzählung erregt schien der Russe Nikolas, dem neben der tiefen Gemüthlichkeit seines Wesens, der warmen und wahrhaftigen Vaterlandsliebe im besten Sinne, der Wehmuth des Exils noch ein gewisser mystischer Anhauch einen besonders anziehenden Anstrich gab. Gedankenvoll blies er den Rauch aus einem der Tschibuks, die unser Wirth aus dem Orient mitgebracht hatte, und schlürfte er den türkischen Kaffee von der Oberfläche des schwarzen Sumpfes weg.

Was brüten Sie, Nikolai Pawlowitsch? fragte der Hausherr.

Die Geschichte des blinden Wilhelm, erwiederte er, erinnert mich an einen Verbannten, den ich unter ganz anderen Umständen, unter einem ganz anderen Himmelsstriche kennen gelernt. Diese Erinnerung

macht mich traurig, denn ich muß der theuersten Freunde gedenken, die nunmehr unter demselben Himmelsstriche, ach! vielleicht ein trostloses Leben hinfristen, wenn sie nicht schon vom Schnee Sibiriens begraben sind.

Das beste Gegengift gegen solche Erinnerungen ist ihre mündliche Mittheilung, nahm wieder der vorsorgliche Hauswirth das Wort. Was können wir heute Besseres anfangen, als uns den Abend mit Erzählungen vertreiben, da bei dem schlechten Wetter an unseren beabsichtigten Ritt nach dem Vigan doch nicht zu denken ist!

Ja, ja! erzählen Sie, Nikolai! scholl es aus Aller Munde, erzählen Sie.

Nikolai that noch einige tiefe Züge aus dem Tschibuk und begann:

Zu Anfang der dreißiger Jahre schloß ich mich, thatenlustig und lernbegierig, wie ich war, jener Expedition an, welche von der russischen Regierung ausgerüstet wurde, um die nördlichen Küsten des europäischen und asiatischen Rußlands zu untersuchen. Trotz den Gefahren, die uns bei anbrechendem Frühling von Stürmen und schwimmenden Eisbergen drohten, ging ich doch froh und glücklich an Bord, denn Seefahrten, Abenteuer zu Wasser und etwas Seehelden-

thum waren der Traum meiner Jugend. Wir liefen vom Hafen zu Archangel aus. Kaum wiegten wir uns auf den grünen Fluten des weißen Meeres, als ich ſchon ganz und gar ein Raub der widerwärtigſten, entmuthigendſten aller Krankheiten war. — „Bah!“ tröſtete der Capitän, „in drei Tagen, ſind Sie's gewohnt, und wenn nicht in drei Tagen, ſo doch gewiß, wenn wir aus dem Meerbuſen heraus ſind und auf dem offenen Meere ſchwimmen.“ — Aber die drei Tage vergingen, ſchon ſegelten wir auf offenem Meere dem Oſten zu, mein Zuſtand hatte ſich nur in ſo weit verändert, als er von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde ſchlimmer wurde. — „Bah!“ tröſtete der Capitän wieder, „es iſt ein theures Lehrgeld, aber doch nur ein Lehrgeld. Nelſon war auch ſeekrank, ſo oft er an Bord kam.“ — Wochen vergingen, ich war immer krank. Kraft- und gefühllos lag ich bald in der Cajüte, bald in der friſchen Luft auf dem Verdecke. Der Schiffsarzt hatte alle Mittel erſchöpft und ließ mich, um nur etwas zu thun, bald hinauf, bald hinunter tragen. Der wochenlangen Seekrankheit folgte eine vollkommene Erſchöpfung aller Kräfte; ich lag ſtumpf und gedankenlos da, und endlich erklärte der Arzt, daß ich unfehlbar zu Grunde gehen müßte, wenn ich nicht ans Land geſetzt würde. Das war

nicht schwer zu bewerkstelligen, da unsere Fahrt fast immer die Küste entlang ging und der Capitän mit den ihn zu diesem Zwecke begleitenden Offizieren oft landete, um die Küsten aufzunehmen. Wenige Tage nach jener definitiven Erklärung des Arztes warfen wir an der Mündung des sibirischen Flusses Jenisey die Anker. Es ist das ein wichtiger Punkt; die Tiefe der Mündung, so wie das Fahrwasser an der Küste gegen Osten und Westen sollten untersucht werden. Da man an diesem Punkte länger Halt machen wollte, so war es auch möglich, mir einige Leute von der Mannschaft mitzugeben, die ich mehrere Tage bei mir behalten durfte, bis ich an Menschenwohnungen kam, wo ich neue Führer nehmen und die alten Begleiter zurückschicken sollte.

So wurde ich denn an einem hellglitzernden Morgen mit einigen Matrosen in das Boot gesetzt. Wehmüthig nahm ich von den Gefährten und von der maritimen Helden-Laufbahn Abschied und wurde dem Strome entgegen gerudert. Ein günstiger Nordwind kam uns zu Hülfe, wir spannten die Segel aus und fuhren ziemlich schnell durch mehrere Tage dem Süden zu. Rechts und links breitete sich eine lebenslose Wüste, in deren Unendlichkeit die meist ganz flachen Ufer einen unheimlich freien Blick ge-

währten. Mitten in dieſer todten Natur lebte ich wieder auf, und nach einigen Tagen ſchon fühlte ich mich, zwar noch matt, aber ziemlich geneſen.

Noch einige Tage, und wir kamen an eine Stelle, die von Natur nicht weniger todt, doch diesmal von zwar ſchmutzigen, halbwilden, doch gutmüthigen ſamojediſchen Stämmen belebt war, die ſich aus dem Inneren des Landes hier geſammelt hatten, um aus dem für kurze Zeit vom Eiſe befreiten Strome ihre einzige Nahrung, die Fiſche, zu holen. Dieſen übergaben mich meine Begleiter, deren Friſt abgelaufen war. Ich miethete einen Kahn und fuhr, mit Vorrath verſorgt und mit zwei friſchen Ruderern, dem Strome entgegen dem Süden zu, während meine bisherigen Reiſegefährten den Strom hinab gegen Norden ſchwammen.

Wieder nach einigen Tagen, da wir uns ſchon ziemlich tief im Innern des Landes befanden, ohne daß es ſein wüſtes Ausſehen verloren hätte, fühlte ich mich, der kaum Geneſene, müde und ſprach gegen meine Reiſegefährten die Sehnſucht aus, unter einem menſchlichen Dache ausruhen zu können.

„Nichts leichter als das!“ antworteten ſie: „nicht weit von hier findet ſich eine Colonie.“ —

Alſo gelandet! — Der Kahn wurde angebunden, und wir wanderten vom linken Ufer landeinwärts. Nach dreiſtündiger Wanderung, auf der wir nur manchmal einer einſamen, erbärmlichen Zwergceder begegneten, wurde die Gegend freundlicher, oder vielmehr ſie bekam in ihrer Einförmigkeit mehr Abwechſelung, was nach wochenlanger Reiſe durch die Oede ſchon an ſich wohl thut. Eine Reihe von kahlen und ſchroffen Felſen tauchte aus dem Boden; die Vegetation an ihrem ſüdlichen Fuße, wo ſie gegen die Nordwinde geſchützt war, wurde reicher und dichter, hier und dort lächelte ſie ſogar mit einem ziemlich dichten Grün. Mein Herz wurde fröhlicher bei dieſem Anblick, aber laut jubelte es auf, da ich am Fuße dieſer Felſen ankam. Kaum hundert Schritte von demſelben riß ſich der Erdboden zu einem tiefen Thale auf. Die Abhänge, die hinabführten, waren bis zur Hälfte von anſehnlichen Bäumen und Strauchwerk grün bedeckt; die andere und tiefere Hälfte theilte ſich in regelmäßige, von Furchen durchzogene und theilweiſe ſchon von ſproſſendem Grün bedeckte Getreidefelder. In der Mitte des Thales erhob ſich ein anſehnliches Haus, ein Art Blockhaus, welches beſcheidene Glasfenſter, doch aber Glasfenſter hatte und aus deſſen Kamine gaſtlicher Rauch aufſtieg.

Rings um dieſes Haus reihten ſich fünf kleinere Holzgebäude, die alle mit einander durch niedrigere Wirthſchaftsgebäude, Scheunen, Stallungen, Holzlager verbunden waren und um das größere Haus einen feſt geſchloſſenen Kreis bildeten. — Ich ſchlug vor Ueberraſchung die Hände zuſammen. — Ihr müßt euch nicht einbilden, meine Freunde, daß ich da ein Arkadien, ein Tempe oder ein Campaner-Thal vor mir geſehen habe; weit entfernt. Die Schönheit des Thales wie der kleinen Colonie war eine höchſt beſcheidene. Aber nach den Gegenden am Ufer des Jeniſey, in Sibirien, ſchien mir dieſe Schlucht ein wahres Paradies.

Raſchen Schrittes ſtieg ich den Abhang hinab, und meinen Führern voraus eilte ich der Colonie entgegen. Wie ich in die Umfriedigung trat, ſchlug ein Hund an; die bunt-baumwollenen Vorhänge eines Fenſters am inneren Hauſe bewegten ſich, und ich ſah den Kopf einer alten Frau, die mich überraſcht anblickte. Schnell fielen die Vorhänge wieder zu, und eine Secunde ſpäter trat mir die Alte auf der Schwelle entgegen. Ein Gaſt, ein Gaſt! rief ſie voll innerer Bewegung, die ihre alten, runzeligen Wangen röthete. Auf der Schwelle des Hauſes ſtehend, faßte ſie meinen Rockſchoß, um ihn zu küſſen.

Väterchen! rief ſie mit vor Aufregung zitternder

Stimme; Väterchen! wiederholte ſie mehrere Male, ohne mehr hervorbringen zu können. Es iſt nämlich die Sitte des ruſſiſchen Volkes, jeden Höherſtehenden, und ſei er noch ſo jung mit „Väterchen“ anzureden, eben ſo wie es das kleinſte Mädchen aus adeliger Familie „Mütterchen“ titulirt.

Willſt du einen Kranken und Müden erlauben, unter deinem Dache auszuruhen? fragte ich.

O, Väterchen! rief ſie dagegen — tritt herein, tritt ſchnell herein und beglücke das Haus Oſſyp Ivanowitſch's; wie eine Gnade flehe ich darum, komm herein und gewähre uns das Glück, einen Gaſt zu beherbergen; iſt uns ſo lange, ach, ſo lange vom Himmel nicht gewährt worden!

Ich trat in die Stube. Schnell geſchäftig nahm ſie mir und den Führern die Reiſegegenſtände aus den Händen und ordnete ſie auf der Bank, die um den breiten Ofen lief. Dann fuhr ſie mit der Schürze über den ohnehin von Reinlichkeit glänzenden Tiſch und über den Stuhl, den ſie mir am oberſten Ende hinſtellte.

Sitze hier, Väterchen, und ruhe aus. Sogleich ſoll dich ein guter Thee erquicken.

Während ſie hinausging, um ihre Vorbereitungen zu treffen, ſah ich mich in der Stube um. Ich

hätte nie gedacht, daß in der Wüste Sibiriens eine so wohnliche und gemächliche Häuslichkeit anzutreffen sei. Alle Möbel, die Vorhänge an den Fenstern, mancherlei luxuriöse Verzierungen an Ofen und Wänden sprachen von Wohlhabenheit. In der einen Ecke über einem großen, zum Theil von Vorhängen verdeckten Bette hing die heilige Mutter Gottes von Kasan mit dem hergebrachten Goldgrunde, umgeben von anderen Heiligen-Bildern, die sämmtlich von einer ewigen Lampe beleuchtet waren. Auf Schränken und Commoden standen chinesische Gefäße und Hausgeräthe, wie man sie in Europa in manchem eleganten Salon oder bei Raritäten-Liebhabern findet. Aus den Fenstern sah ich über einen reinlichen Hof in die kleineren Nebengebäude; so viel ich durch die halb verhängten Fenster wahrnehmen konnte, herrschte in diesen unansehnlicheren Wohnungen dieselbe Art von Eleganz und Wohlhabenheit.

Indessen kam die Alte mit einem riesigen Samowar zurück, in welchem bereits das Wasser brodelte. Sie stellte ihn auf den Tisch vor mich hin und daneben mehrere chinesische, mit verschiedenem Thee gefüllte Büchsen. Wie sie die Deckel davon abhob, um mir den Thee zu zeigen und mir die

Wahl zu laſſen, ſtieg mir ein überaus lieblicher und ſtarker Duft entgegen.

Wähle, Väterchen! ſagte die Alte — es iſt echter, unverfälſchter Thee. Meine Söhne bringen ihn ſelbſt von der chineſiſchen Gränze heim. Denn dorthin reiſen ſie jedes Jahr, um die Felle des Wildes, das ſie im Winter erlegen, an die Chineſen zu verkaufen und mancherlei Waaren im Handel auszutauſchen.

Bei wem bin ich denn eigentlich zu Gaſte? fragte ich.

Du biſt bei Oſſyp Ivanowitſch zu Gaſte, antwortete die Alte mit einem überaus freundlichen und freudigen Geſichte.

Und wer iſt Oſſyp Ivanowitſch? fragte ich weiter.

Oſſyp Ivanowitſch, ſagt die Frau, indem ſie etwas wehmüthig den Kopf nach der Seite ſenkte — Oſſyp Ivanowitſch iſt ein Unglücklicher (ein Neſchtjasny).

Ich wußte, was dieſer Titel im Munde des Volkes bedeutet. Einen Neſchtjasny oder Unglücklichen nennt das Volk von Rußland einen Verurtheilten, einen nach Sibirien Verbannten, ohne Rückſicht auf ſein Verbrechen. — Darum war ich bei

dieſer offenherzigen Erklärung, die nicht ohne Wehmuth gegeben wurde, etwas verlegen und ſchwieg; aber die Alte fuhr mit großer Einfalt fort: Oſſyp Ivanowitſch hatte als ganz junger Burſche das Unglück, im Zorne einen Mann zu erſchlagen. Mit einem Fauſtſchlage hat er ihn hingeſtreckt. Auf Lebzeiten wurde er nach Sibirien geſchickt und ihm befohlen, ſich hier anzubauen und hier zu jagen. Da lernten wir uns kennen; denn die Hütte meines Vaters, ebenfalls eines Unglücklichen, ſtand nur wenige Stunden von hier, und Oſſyp kehrte auf ſeinen Jagden oft bei uns ein. Wir liebten und heiratheten einander, und der Herr hat uns geſegnet. Wir entdeckten dieſe Schlucht, über welche alle kalten Winde hinziehen, ohne den Grund zu berühren; wir bauten hier unſere Hütte, und unſerem Fleiße iſt es gelungen, einen großen Theil der Schlucht urbar und fruchtbar zu machen. Der Herr gab uns fünf Söhne, die uns bei der Arbeit halfen und wie Tannen heranwuchſen. Ihnen gehören die fünf Hütten, die ſich um das Haus Oſſyp's, ihres Vaters, reihen. Zwei von ihnen ſind ſchon verheirathet und haben Kinder. Du wirſt ſie ſehen, Väterchen, wenn du ſo gnädig ſein und mit uns das Nachteſſen einnehmen willſt. Da verſammeln ſich Alle. Jetzt ſind ſie

draußen auf den Feldern. Sie treiben, wie ich dir schon gesagt habe, Handel nach China und bauen mit dem Vater das Feld; so haben sie großen Wohlstand ins Haus gebracht, und Ossyp Ivanowitsch und sein Weib haben nicht vor einem traurigen Alter zu zittern. Denn sie sind nicht nur fleißig, meine Söhne, in ihrem Herzen wohnt auch Gottesfurcht und Liebe zu Vater und Mutter.

Sie sagte das alles so einfach her und mit so viel Gefühl eines schönen und sicheren Glückes, daß es mir nicht einen Augenblick in den Sinn kam, daß ich mich bei einem Mörder zu Gaste befand. Während ich vom kostbarsten Thee schlürfte, plauderte die Alte weiter, erzählte Manches aus ihrem Familienleben und manches Interessante aus dem Leben der Verbannten; wie Der und Jener aus Sehnsucht nach der Heimat zu Grunde gegangen, und wieder wie Andere sich in ihr Schicksal ergeben, ein ganz neues Leben angefangen und und sich und oft ihren Kindern eine dauernde Heimat, ja, ihr Glück gegründet haben. — Nachdem ich genug des Thee's getrunken, breitete meine Wirthin mehrere Pelze auf die Bank und lud mich ein, mich nun mit etwas Schlaf zu erquicken, was ich gern annahm. Sie verließ das Zimmer, und ich sank bald in einen angenehmen

Schlummer, aus dem ich erst gegen Abend durch Bewegung und Stimmen im Hofe geweckt wurde.

Die Thür öffnete sich leise, und die Alte steckte den Kopf herein. Da sie mich erwacht sah, that sie die Thür weit auf, und fünf große, prächtige Männergestalten, ihre Söhne, traten nach einander herein. An der Thür warfen sie ihre Ueberröcke, eine Art dicker Lodenröcke, ab und traten auf mich zu, nannten mich „Väterchen", drückten mir die Hand, die ich ihnen reichte, und die Augen zum Himmel gewandt, dankten sie sämmtlich mit einer Art von religiöser Andacht dem Herrn, daß er ihnen einen Gast gesandt, den sie bewirthen durften mit allem, was ihr Haus vermöge. Mir wurde ganz wohl bei diesen Söhnen des Todtschlägers. Nach ihnen traten zwei junge Weiber herein, die mich mit einer bescheidenen Kopfverneigung begrüßten, worauf sie sich schweigend auf die Ofenbank setzten, und mehrere Kinder, die mir von ihren jungen Vätern zugeführt wurden, daß ich sie segne und sie mir die Hand und den Rock küßten. Es wurde sehr lebhaft in der Stube und sehr eigenthümlich. Die Männer waren fast ganz nach Art der russischen Bauern gekleidet, nur daß sie anstatt des langen Rockes kurze, mit Pelz verbrämte und gefütterte Jacken, vom Knie abwärts eine Art wollener

Umhüllung trugen, die von den Schnüren der hoch aufsteigenden Schuhe zusammengehalten wurde. Vom Kopfe nahmen sie Pelzmützen ab und ließen lange, dichte Haare sehen, die hinter den Ohren auf den Nacken fielen. Den jüngsten ausgenommen, trugen sie sämmtlich ziemlich lange und dunkelbraune Bärte und sahen einander so ähnlich, daß man sie nur durch die Verschiedenheit des Alters von einander unterscheiden konnte.

Am längsten ließ der Patriarch dieser Schar, der Vater, auf sich warten, auf den ich doch am begierigsten war. Endlich trat auch er herein; er war gekleidet wie seine Söhne, nur daß er anstatt der Jacke einen langen, über das Knie hinabfallenden und in der Mitte durch eine breite Wollbinde zusammengehaltenen Rock trug. Sein Haar ebenfalls lang und dick wie das seiner Söhne, war stark mit Grau gemischt; sein Gesicht war dunkel und wettergebräunt, und durchfurcht von oben bis unten und der ganzen Breite nach, glich es in der That einem stark bearbeiteten Ackerfelde. Starke Augenbrauen beschatteten die Augen so sehr, daß ihre Farbe und ihr Ausdruck kaum zu erkennen waren. Ueberhaupt hätte man aus diesem Gesichte nur schwer oder gar nicht auf den Charakter des alten Ossyp schließen

können; er mußte erſt ſprechen, um den Eindruck, den er hervorbrachte, klar zu machen. Er ging nicht wie ſeine Söhne direct auf mich los; er ließ einen Zwiſchenraum von ungefähr drei Schritten zwiſchen mir und ſich, verbeugte ſich tief zur Erde und ſprach mit wohltönender, feierlicher Stimme: Gelobt ſeien Gott und die heilige Jungfrau von Kaſan, die einen Gaſt und Landsmann über die Schwelle des Sünders Oſſyp Ivanowitſch geführt und ihn dieſes Glückes und dieſes Zeichens der Gnade gewürdigt haben! Amen!

Ich ſtreckte ihm die Hand entgegen; er ſchien es nicht zu bemerken, denn er zog ſich, ohne ſie zu faſſen, in das Gewühl ſeiner Familie zurück. Er hatte etwas feierlich Zurückhaltendes, und zum erſten Mal fühlte ich bei ſeinem Anblicke in dieſer Geſellſchaft der Wüſte etwas Befremdendes. Er nahm mein Gepäck, das noch auf der Ofenbank lag, und trug es hinaus in die Stube, die mir zum Nachtlager beſtimmt war, und überließ mich ganz der Geſellſchaft ſeiner Söhne. Von Zeit zu Zeit nur blieb er ſtehen und hörte unſeren Geſprächen zu, meiner Reiſe-Erzählung vom Eismeere und ihren Bemerkungen und Fragen.

Indeſſen hatten die beiden jungen Weiber mit

Hülfe der Kinder den Tiſch zum gemeinſamen Mahle bereitet. Wieder brodelte und ſang der rieſige, kupferrothe Samowar, umgeben von mehreren chineſiſchen Theebüchſen; dann wurde in großer Schüſſel eine Art von Grütze, Kaſcha, aufgetragen, in welcher allerlei Fleiſch begraben war: ein Mahl, wie es in den Hütten Sibiriens, einige Stunden vom Ufer des Jeniſey, auf eigentlich ſamojediſchem Gebiete, gewiß zu den ſeltenſten und üppigſten gehört. Die ganze zahlreiche Familie ſtellte ſich um den Tiſch, verrichtete ein ſtilles Gebet und ſetzte ſich dann. Mir gab man als Gaſt den Ehrenplatz. Als ſchon Alles geſeſſen, bemerkte ich erſt, daß der Hausherr, Oſſyp Iwanowitſch, ſich nicht in unſerem Kreiſe befand. Einen Teller in der Hand, ſtand er groß und hoch, aber ſchweigend an den Pfoſten der Thür gelehnt, gleich einer Karyatide.

Sonderbar! ſagte ich zu meinen nächſten Nachbarn, der Alten und ihren Söhnen — ſonderbar! Iſt das die Sitte hier, daß ſich der Hausvater nicht mit zu Tiſche ſetzt? Oder thut er es nur nicht, wenn er einen Gaſt hat? Die Gaſtlichkeit der ruſſiſchen Bauern und Eure, meine Wirthe, iſt ſo groß, daß ich nach dieſem Poſten des Vaters glauben muß, die Sitte gebiete ihm, während des Eſſens die Thür zu

bewachen, daß nichts für den Gaſt Störendes herein zu dringen vermöge.

Bei dieſen meinen Worten ſchlugen die Alte und die Söhne und Schwiegertöchter verlegen die Augen nieder, und Niemand regte die Lippen, um meine Fragen zu beantworten.

Aber Oſſyp Ivanowitſch hatte mich auch gehört, und rief mir mit feſter Stimme zu, ohne ſeine Stellung an der Thür zu verlaſſen:

Nein Väterchen, es iſt nicht Sitte in dieſem Lande, daß der Hausvater während des Mahles an der Thür ſtehe, ob er nun Gäſte habe oder nicht. Im Gegentheil ſitzt er immer obenan am Tiſche, und wenn er einen Gaſt hat, ſitzt er neben ihm, um ihn zu bedienen und ihm die beſten Stücke vorzulegen. Verzeihe mir, Väterchen, daß ich das nicht thue. Niemals ſaß ich mit meinem Weibe und meinen Kindern an demſelben Tiſche. Siehe, auf mir iſt Blutſchuld, und Jene dort ſind rein — es muß aber eine Unterſcheidung ſein zwiſchen dem Befleckten und dem Reinen.

Ich war überraſcht und wußte nicht, was auf dieſe mit lauter Stimme und abſichtsloſer Feierlichkeit ausgeſprochenen Worte zu antworten. Durch die halbe Dämmerung, welche die Thranlampe durch die

Stube verbreitete, ſtarrte ich nach Oſſyp hinüber; ruhig ſtand er auf ſeinem Büßerplatze und aß vom Teller, den er in der Hand hielt. Und endlich ſagte ich: Oſſyp Ivanowitſch, auch ich bin von ſchweren Fehlern frei, aber ich würde dich gern an meiner Seite ſitzen ſehen und mich durch deine Berührung gar nicht verunreinigt fühlen, um wie viel weniger würden es deine Kinder! (Die Söhne nickten zu dieſen Worten und lächelten mir zu.) Uebertreibſt du nicht? Was du in deiner Jugend begangen haſt, iſt längſt abgebüßt.

Nein, Väterchen! rief mir Oſſyp mit derſelben Ruhe entgegen. Das iſt es eben nicht. Wie ſollte ich es abgebüßt haben? Als ich vom Czaaren hieher geſchickt wurde, fand ich hier ein Weib, das mich liebte, Arbeit, die gedieh, Kinder, die ſchön, geſund und brav aufwuchſen, für ſie und mich Wohlſtand und ein ſorgloſes Leben. Wo hatte da die Strafe Platz und die Abbüßung Zeit? Dieſe mußte ich mir ſelber auferlegen, wie mein Gewiſſen ſie mir befahl. — Ich wollte antworten, aber der Aelteſte, der neben mir ſaß, bat mich, ihm nicht zu widerſprechen und ihn gewähren zu laſſen; denn ſo ſei es nach alter Erfahrung beſſer, und ſein Entſchluß, ſeit mehr

als fünfundzwanzig Jahren eingewurzelt, sei nicht zu erschüttern.

Noch drei Tage blieb ich in der patriarchalischen Colonie Ossyp Ivanowitsch's. Endlich, wohl ausgeruht und gepflegt, nahm ich vom Todtschläger und seinem Geschlecht nicht ohne Rührung meinen Abschied und schlug landeinwärts, vom jüngsten Sohne begleitet, den Weg gegen Tobolsk ein. Aber der tiefe Eindruck, den mir die selbst auferlegte Buße Ossyp's und seine freiwillige Scheidung von den reinen Häuptern seiner Kinder gemacht, blieb und begleitete mich weiter auf meiner ganzen langen Reise durch Rußland. Ein jugendlicher Patriot, wie ich damals noch war, erfüllte mich alles Gute, das ich zwischen dem baltischen Meere und der Behringsstraße fand, mit Jubel. Stolz war ich auf das Strafverfahren Rußlands, das alle Straf-Systeme des gebildeten Europa an Milde und Humanität übertrifft, das im Stande ist, eine Colonie wie jene ins Leben zu rufen und einen Charakter wie den Ossyp's zu bilden. Bei manchen Gebrechen, bei manchem kranken Fleck, den ich während meiner Reise entdeckte, erinnerte ich mich nur an meine Freunde in Sibirien und war getröstet. Nicht vergessen darf ich, daß ich in Tobolsk eine Gesellschaft zusammen fand, die manche Gesellschaft man-

cher gebildeten Stadt Europa's weit hinter ſich ließ. Der humane Gouverneur, Graf Speranski, der damals in Tobolsk regierte, hat die beſten und edelſten Geiſter aus den politiſchen Verbannten in ſeiner Hauptſtadt verſammelt und dafür geſorgt, daß ihren Civiliſations-Bedürfniſſen durch Kunſt, Wiſſenſchaft und geſellſchaftlichen Umgang ſo viel, als es unter dieſen Himmelsſtrichen und bei der ſchweren Communication mit Europa möglich war, genügt wurden. In welchem Staate, fragte ich, kommt dergleichen noch vor?

Sie hatten Recht, rief einer aus der Geſellſchaft, da Nikolai in ſeiner Erzählung inne hielt. Sie hatten Recht auf dieſes Straf-Syſtem Ihres Vaterlandes ſtolz zu ſein. Was gibt es Grauſameres als unſere Gefängniſſe? Sie ſind geſchaffen, um den Verbrecher zum Thiere herab ſinken zu laſſen. Gar dieſe Blüthe unſerer Civiliſation, das Zellen-Syſtem, das man, wie ſie ſagen, erfunden hat, um den Sünder auf ſich und ſein Inneres anzuweiſen, daß er in ſich gehe — nur drei Wochen ſaß ich einmal in einſamer Zelle, und ich glaube aus Erfahrung behaupten zu dürfen, daß es nur zur vollkommenen Verſtockung oder zum Wahnſinn führen kann. In der Einſamkeit ſpricht das Gewiſſen, „dieſer alte Einſiedler

des Herzens", wie es die Indier nannten, mit der Stimme des Gespenstes, des erbitterten Feindes, des unheimlichen Zuchtmeisters. Nur in Berührung mit der Natur, nur bei der Erheiterung der Arbeit, dem allabendlichen Bewußtsein einer vollbrachten That, nur beim Klange der Menschenstimme, der Stimme des Nächsten, nimmt jener Einsiedler des Herzens die ihm natürliche Stimme des Gemüthes an und lehrt und gibt den Muth, ein neues Leben anzufangen, und erhebt den Verbrecher zu seinem eigenen Richter, wie er das bei Ossyp Ivanowitsch gethan hat. Sie hatten ganz Recht, stolz zu sein, lieber Nikolai.

Nikolai zuckte die Achseln und sagte bitter lächelnd: Ich war damals ein so guter Patriot, wie ihn nur ein russischer Polizeimeister wünschen kann. Aber mein sibirischer Patriotismus war diesseit des Ural bald verraucht!

Das begreift sich! riefen mehrere Stimmen und lachten.

Ja, es begreift sich, wiederholte jener junge Mann, der vorhin über den alten Einsiedler des Herzens und das Zellengefängniß gesprochen hatte, ein deutscher Flüchtling von ungefähr dreißig Jahren, den das Schicksal viel hin und her geworfen hatte nnd der die Eigenthümlichkeit besaß, alle Vorkomm-

niſſe und Zuſtände des Lebens bald mit holdem Leichtſinn, bald mit tiefem Gemüthe zu ergreifen. Es begreift ſich, wiederholte er, aber wir wollen nicht weiter dabei verweilen; ich kenne unſern Freund Nikolai. Stundenlang kann er traurige Geſchichten aus Rußland erzählen — ſtimmt man aber mit ihm darin überein, daß es in ſeinem Vaterlande höchſt traurig ausſehe, oder lacht man gar leichtſinnig, wie ihr eben gelacht habt, während ihm das Herz blutet, dann wird er verſtimmt und iſt gekränkt. — Alſo ſtille! Mich aber erinnert die Geſchichte Oſſyp's und ſeines Gewiſſens an eine andere, aus meinem Leben, die, obwohl ganz anderer Art, mich ſelbſt fühlen lehrte, was das eigentlich iſt: das Gewiſſen.

2.

Das Neſſuskleid.

Meine Geſchichte, fing er an, datirt aus jener jugendlichen Reiſezeit, da ich das nördliche Italien durchlief und Luſt hatte, die ganze Halbinſel als ir-

render Ritter von einundzwanzig Jahren zu durchstreifen, eine Luft, welcher die öſterreichiſche Polizei an der Gränze Modena's ihr Ziel ſteckte. Der erſte Act meiner Geſchichte ſpielt in Venedig.

A la bonne heure! riefen die Freunde — in Venedig!? — der Ort iſt gut, der Schauplatz für Abenteurer mit Kennerauge gewählt!

Das meinte ich auch, fuhr er fort; als Oeſterreicher mehr mit Novellen à la Bianca Capello als mit Geſchichte großgeſäugt, bildete ich mir ein, auf Schritt und Tritt den ſchönſten Abenteuern zu begegnen. Den Dolch, den ich in der Taſche trug, hielt ich nicht für überflüſſig. Nur an der Seite glänzender Nobili oder luſtiger titianiſcher Schüler, glaubte ich, könnte man in Venedig durch die Gaſſen ſchreiten; vor jedem Fenſter hoffte ich auf Lauten und Mandolinen und überall auf allen Apparat hergebrachter Romantik. — Ihr wißt, daß dem in dem heutigen Venedig nicht mehr ſo iſt. Anſtatt jener herrlichen Geſellſchaft ging ein langweiliger, viel plaudernder, ſlavoniſcher Cicerone an meiner Seite, anſtatt der Lauten und Mandolinen hörte ich auf dem Marcusplatze öſterreichiſche Militär-Muſik, und die meiſten Fenſter alter Paläſte waren mit Brettern vernagelt oder blickten hohläugig auf die Canäle

herab, oder dienten als Trockenplatz für zerriſſene Wäſche. Anſtatt in einem Palaſte zu wohnen, hauſ'te ich in der ſchmuckloſen Stube der Citta Lubiana einer höchſt ärmlichen Herberge. — Erſt nach mehreren Tagen gewöhnte ich mich, in der Pracht des Canale grande, des blauen Himmels, des Meeres am Lido, der Titiane und Veroneſes Erſatz für die verlorene Jugend-Illuſion zu ſuchen. Am Ende wußte die jugendliche Phantaſie ſelbſt die verfallenden Paläſte ſchön zu bevölkern, und nach Kurzem ſtand das alte Venedig wieder in ſeiner Märchenhaftigkeit da. Ein Zufall trug zu dieſer ſchnellen Wiederherſtellung nicht wenig bei.

An einem und demſelben Tage ſah ich eine ganze Reihe der allerherrlichſten Frauenköpfe. In der Mittagsſtunde, da auf dem Marcusplatze den unzähligen Tauben nach alter Sitte ihr Futter geſtreut würde, traten, um das Schauſpiel mit anzuſehen, auf den Balcon unter dem Orologojio drei Mädchengeſtalten heraus, die ſchöner waren als die drei Grazien und die ſich anmuthig über uns Barbaren, mich und mehrere wiener Studenten, die wir geblendet von ihrem Glanze hinaufſtarrten, luſtig machten. In der Galerie Barbarigo, die wir darauf beſuchten, fanden wir keine Venus und keine Nymphe

ſo ſchön, wie die Horen unter dem Orologojio. — Auf dem Rückwege, da wir in die Kirche Ai Frari traten, waren wieder Horen und Grazien und Venus und Nymphen vergeſſen, denn da kniete an einem Betſtuhl eine chriſtliche Heilige, die das ganze Heidenthum ſiegreich überſtrahlte. Wir ſchwuren, daß es auf Erden nichts Schöneres geben könnte, als dieſe Betende, und den Bewundernden wäre das Licht der Sonne geſunken, wenn ſie nicht, den ſchwarzen Schleier vorgeſchoben, in Geſellſchaft einer brummigen Alten, hinter der Kirche verſchwunden wäre. Wir ſollten bald erfahren, daß wir falſch geſchworen hatten. Denn als wir in unſerer offenen Gondel weiter fuhren und noch von den langen Wimpern, dem dunkeln, dicken Haar, dem göttlichen Fuß, der himmliſchen Hand ꝛc. ꝛc. zu ſchwärmen wußten und uns in excentriſchen Superlativen überboten, rief, da wir eben in der Nähe der Piazza San Zacharia ankamen, einer unſerer Reiſegefährten: „Gewiß, heute iſt der Teufel los!“ — Wir folgten ſeinem Blicke, und aus einem jener Paläſte, die ſich melancholiſch über den Canal beugen, deren Fenſter zur Hälfte verrammelt, deren Säulchen verſtümmelt, deren Canaltreppe zerbrochen iſt, blickte ein Weib — meine Herren — ein Weib! Baſta! ſie war ſchöner als alle lebenden

und gemalten, die wir an dieſem höchſt aufregenden Tage geſehen hatten. Ich war froh, daß die Nacht heranbrach, die heute nichts mehr zu ſehen geſtattete, auf daß dieſes Bild nicht aus der Seele verdrängt werde. Der Tag war tactvoll wie ein Capellmeiſter, der nach einer Beethoven'ſchen Sinfonie den Tactſtock hinlegt und nichts mehr folgen läßt.

Auf dem Marcusplatze erwarteten uns mehrere Bekannte, unter dieſen ein junger Maler aus Wien, die uns hier ein Rendez-vous gegeben hatten, um uns hinter den Procuratieen in eine Kneipe zu führen, wo wir venetianiſches Volksleben kennen lernen ſollten. In dieſer Kneipe ging es bei Käſe, Salami und ſchwarzem Wein in der That lebendig genug her. Der Maler machte mich auf die Phyſiognomie, die Bewegungen, die Gruppen, auf die Reſte maleriſchen Coſtumes aufmerkſam — aber ich ſah nur mit zerſtreutem Auge. Er bemerkte das und fragte nach der Urſache meiner Zerſtreuung. —

Mein Freund, ſagte ich, Sie kommen zu ſpät. Das Schönſte, das Venedig bieten kann, habe ich heute geſehen; nichts iſt im Stande, das Bild zu verwiſchen, das ſich mir heute in die Seele geprägt hat.

Aha! — rief er, Sie haben die titianiſche Himmelfahrt geſehen?

Nichts da von Himmelfahrt! Ich bin verliebt, und damit beginnt wahrſcheinlich eine Höllenfahrt.

Alſo nichts Gemaltes, Fleiſch und Blut? fragte er weiter.

Sie ſind ein Maler, ſagte ich, aber Sie ſind ein Stümper und bleiben es Ihr Leben lang, wenn Sie mir nicht Auskunft geben können. Denn der Maler, der ſeit einem halben Jahre in Venedig lebt und die Schönheit, die ich heute geſehen, nicht kennt, ja, der nicht magnetiſch von ihr angezogen wird, ohne ſie geſehen zu haben, ja, der nicht ein Mißbehagen und ein myſteriöſes Drängen fühlt, bis er ſie kennen gelernt, der Maler iſt und bleibt ein Stümper.

Ich nehme das an, antwortete er, denn ich bin gewiß, die größte Schönheit Venedigs zu kennen. Wo haben Sie ſie geſehen?

In dem alten Palaſte rechts von der Piazza San Zacharia; er iſt ganz venetianiſchen Styles, ſein oberſtes Stockwerk iſt unbewohnt und verfallen, in der Mitte hat er ein großes Bogenfenſter mit Säulchen von iſtrianiſchem Marmor; die ſchwarzmarmornen Treppen am Canale gehen aus den Fugen.

Ich ziehe es vor, Ihnen ihr Haus zu beſchreiben, ſie ſelbſt iſt unbeſchreiblich.

Ohne mir zu antworten, nahm der Maler ſeinen Hut, reichte mir den meinen, faßte mich am Arm und führte mich fort durch mehrere Gaſſen in ſein Haus und Atelier. Er leitete mich in der Dunkelheit an ein Sopha, auf das ich mich ſetzen mußte. In der entgegengeſetzten Ecke zündete er zwei Lampen an. Dann ging er, jede in einer Hand tragend, vorwärts, ſtellte ſich hinter die Staffelei und ſchob plötzlich mit ausgeſtreckten Armen die beiden Lampen vor, ſo daß ihr ganzer Schimmer auf ein Bild fiel, das mich plötzlich, wie aus der Nacht geboren, mit unendlichem Liebreiz anlächelte. Sie war es! Es war mir, als ſähe ich in den Fauſtusſpiel. Vor Ueberraſchung ſprang ich auf und auf das Bild zu; aber unfertig und farbenfriſch, wie es war, verſchwammen mir die holden Züge in der Nähe, ſo daß ich mich wieder zurückziehen mußte, wie ſehr es mich auch anlockte, es ſo nahe als möglich zu betrachten, es mit meinem Hauche zu berühren. Auch wollte es der Maler nur aus der Ferne ſehen laſſen und zog jedes Mal, wenn ich mich näherte, die Lampen hinter die Leinwand zurück, daß mir das Bild in Nacht verſchwand. Am Ende wurde ich gezwungen, mich

auf dem Sopha ruhig zu halten. Aber es war mir, als lägen Meilen zwiſchen mir und dem herrlichen Angeſichte; es war mir wie ein Traum, in dem man das Schönſte vor Augen ſieht und es mit den ausgeſtreckten Armen nicht erreichen kann. — Trotz dieſem tiefen Eindruck mußte ich dem Maler ſagen (ich glaubte es dem Original ſchuldig zu ſein), daß das Bild bei Weitem die Schönheit von der Piazza San Zacharia nicht erreiche. Er entſchuldigte ſich damit, daß das Bild kaum angefangen ſei, und daß er es nur nach Hauſe genommen habe, um in Mußeſtunden an einigen Nebenſachen zu arbeiten. — In wenigen Tagen, ſagte er, ſollen Sie mir gerechter werden, denn morgen fangen die Sitzungen wieder an.

Sie kommt zu ihnen? fragte ich haſtig.

Nein, lächelte er, aber ich gehe zu ihr.

Was ſeid ihr doch glücklich, ihr Maler! rief ich: — ihr ſeid die Oberſtſchatzmeiſter der Schönheit und habt offenen Zutritt zum Schatze.

Ja wohl, erwiderte er, aber der Schatz iſt nicht unſer, wie er gewöhnlich dem Schatzmeiſter nicht gehört.

Ich wollte ihn bitten, mich, wenn es möglich, zu ihr zu führen, aber ich hatte nicht den Muth, die

Bitte ſo geradezu auszuſprechen. Ich fing allerlei Geſpräche an, um ihn ſelbſt auf den Gedanken zu bringen, und das war nicht ſchwer.

Sie möchten wohl, ſagte er endlich, während ich mich aufs Neue in Betrachtung des Bildes vertiefte, — Sie möchten wohl Zanetta gern perſönlich kennen lernen?

Sie heißt Zanetta?

Zanetta, auch die ſchöne Zanetta. Aber ſie antworten mir nicht!

Bedarf's da einer Antwort? fragte ich.

Wohl, ſagte er, ich werde morgen mein Möglichſtes thun und Ihnen Abends ſagen, ob ſie Sie empfangen will.

Um dieſe große Dienſtbereitwilligkeit des Malers zu begreifen, muß man wiſſen, daß er in Wien mit der Tochter einer mir nahe befreundeten Familie in ſehr intimen Verhältniſſen ſtand und daß er dieſe nach ſeiner Rückkehr aus Italien heirathen ſollte. Es lag ihm daran, mir zu zeigen, daß er Zanetta gegenüber ohne Eiferſucht, alſo auch ohne Liebe und daß ſein Verhältniß zu ihr nur das des Malers zu einer außergewöhnlichen Schönheit und eine bloße gute Bekanntſchaft ſei.

Ich begriff das ſchnell und ſah ein, daß er in

seiner Dienstwilligkeit ganz offen und ohne Rückhalt sein werde.

Aber, fuhr ich fort, Sie haben mir noch nicht gesagt, wer eigentlich Zanetta ist!

Es wäre vielleicht besser, antwortete der Maler, wenn Sie Sich damit begnügten, sie schön zu wissen, und nicht weiter fragten. Gebe ich Ihnen ganze und rückhaltslose Antwort, dann wird Ihr Eifer, sie kennen zu lernen, vielleicht etwas erkalten.

Wiewohl mich die Worte etwas erschreckten, so machten sie mich doch desto neugieriger, und ich bat ihn, mir alles zu sagen.

Zanetta, sagte er mit einem trockenen Seufzer, ist die Geliebte, oder gute Freundin, oder was Sie wollen, eines reichen polnischen Grafen Zalesky.

Ich sah ihn starr vor Schrecken an.

Sie sehen, fuhr er fort, daß man manches Schönste nicht in der Nähe betrachten darf. Indessen fühle ich mich verpflichtet, hinzuzufügen, daß sie trotzdem neben ihrer Schönheit eines der liebenswürdigsten Geschöpfe der Erde ist und daß sie Eigenschaften des Herzens und des Geistes besitzt, die ihre Stellung vergessen machen. Auch das Häßliche dieser Stellung kann, wenn man die hiesigen Verhältnisse kennt, gemildert erscheinen. Zanetta ist die Tochter

einer jener zahlreichen Nobile-Familien, die heute so tief herabgekommen ſind, daß ſie von öſterreichiſchen Gnadengehalten leben müſſen. Die Regierung kauft ihnen ihre ehemaligen Herrlichkeiten ab mit einem Zwanziger per Kopf täglich. Die Töchter dieſer Familien haben eine ſehr traurige Stellung; die alten Vorurtheile, die ſie gern vergeſſen möchten, haben ſich beim Bürger mächtiger erhalten als bei den Adeligen, und erſterer iſt mehr ſchuld an der fortbeſtehenden Trennung als die letzteren. Der Adel der anderen öſterreichiſchen Provinzen hält den beſiegten venetianiſchen Patricier nicht für ſeines Gleichen. So ſtehen die armen jungen Mädchen von allen verlaſſen da, und in ihrer Kaſte hat ſich im Laufe der Zeit eine Art Duldung für gewiſſe Halbehen ausgebildet, die faſt zur Sitte geworden und eine Stellung wie die Zanetta's gar nicht mehr ehrlos erſcheinen läßt. Bei Zanetta iſt das um ſo weniger der Fall, als ihr Geliebter, oder „Marito" von hohem Adel iſt und ſich ihre Familie ſo weniger zu vergeben glaubt. Man nennt das hier Ehen an der linken Hand, obwohl kein Prieſter etwas dabei zu ſchaffen hat. Zanetta's Familie iſt ſtolz darauf, daß ihr Sprößling nicht, wie andere Signorite, die mit reichen Kaufmannsſöhnen in Verhältniſſen ſte-

hen, eine Mesalliance gemacht hat, und man kann sagen, daß die Stadt die Sache fast so betrachtet wie die Familie.

Sie sind sehr gütig, sagte ich gezwungen lächelnd, Zanetta entschuldigen zu wollen. Ich habe sie nur im Fluge gesehen, und was mich an ihr interessirt, ist ihre Schönheit; indessen ist es ein schönes, sehr menschliches und sehr künstlerisches Gefühl, das uns treibt, ein Wesen, welches uns äußerlich so vollkommen erscheint, auch von inneren Flecken so viel als möglich zu reinigen. Ich aber klage überhaupt Niemanden an, bevor ich ihn kenne, ihn, seine Vergangenheit, seine Umgebung, seine Bildung und Lebensansichten. Also, lieber Freund, geben Sie Sich keine Mühe. Sagen Sie mir nur, wer der Mann oder Marito ist.

Wie ich Ihnen schon sagte, ein polnischer Graf Zalesky (so wollen wir ihn nennen), der sich in früher Jugend als Revolutionär compromittirte, in Spielberg gefangen saß und später begnadigt nach Venedig verbannt wurde. Er darf die Inselstadt nur mit besonderer Erlaubniß der Regierung verlassen, um Reisen zu machen. Sie wird ihm jedes Jahr auf einige Monate gegeben — so ist er auch jetzt seit längerer Zeit abwesend, und ich habe ihn

nie zu Geſichte bekommen. Bei ſeiner Rückkunft ſoll er mit dieſem Bilde überraſcht werden, — welcher Umſtand mir die Bekanntſchaft Zanetta's, die ich lange begehrt, verſchafft hat.

Sie liebt ihn alſo?

Bah! wer kann das wiſſen! Sie ſagte mir, das Bild ſei dem „guten Grafen", dem Wohlthäter ihrer Familie, beſtimmt. Schließen Sie aus dieſen Worten, was Sie wollen.

Ich ſchließe gar nichts; ich weiß nur, daß ich die ſchönen Mädchen haſſe, die ſich für die Wohlthäter ihrer Familie malen laſſen.

Ich ſoll Sie alſo nicht anmelden? fragte der Maler boshaft.

Leben Sie wohl, gute Nacht! Was kümmert mich Zanetta's Geſchichte? Ich will nur ein Meiſterſtück der Schöpfung noch einmal in der Nähe ſehen.

Der Maler lachte noch, als ich die Thür ſchon hinter mir zugeſchlagen hatte.

Der folgende Tag verging mir ſchneller, als ich gehofft hatte. Aufregungen, wie ſie durch bloßen Anblick und Geſpräch entſtehen, werden leicht durch einen guten Schlaf beruhigt, und mit der Ausdauer des gewiſſenhaften Reiſenden fuhr ich fort, Galerieen, Kirchen, Paläſte zu betrachten. Als ich am Abend

wieder dem Maler begegnete und er mir mittheilte, daß er mich angemeldet und daß wir Zanetta, so es uns beliebte, augenblicklich besuchen könnten, fühlte ich mich ruhig genug, um ihm als höflicher Mann und kühler Verehrer und nicht als strohfeuriger Enthusiast folgen zu können. Wir stiegen nicht an der Canal-Treppe, sondern auf der entgegengesetzten Inselseite aus der Gondel und mußten ein kleines, enges Gäßchen durchschreiten, um an den Haupteingang des alten Palastes zu gelangen. Er breitete dem Gäßchen zwei Arme entgegen, die ein hohes Gitter verband, welches, wie man im Mondschein sehen konnte, ehemals an den Spitzen und obersten Verzierungen vergoldet gewesen war. An den Säulen zwischen den Gitterflügeln hingen große eiserne Ringe, die einst Fackeln getragen, und streckten sich Pechkörbe an langen Armen hervor. Aber Säulen, Gitter, Ringe, Körbe, so wie die kleinen Steinbilder auf den Säulen waren verrostet, zerbrochen, verfallen. Im Hofe war das Quaderpflaster theils eingesunken, theils ganz verschwunden und fast ganz von hervorwucherndem Grase bedeckt. Sämmtliche Fenster der Seitenflügel waren mit Brettern verschlagen; nur aus dem Mittelgebäude blickten im Mondschein einige ganze Glasscheiben. Im Hintergrunde schloß

ſich der Hof an eine Halle mit zahlreichen Säulen, deren Füße vom Mondſchein beleuchtet waren, während ſich ihre Capitäle in Nacht verloren.

Hier machte mein Führer Halt und klatſchte mehrere Mal in die Hände. Bald erſchien auf der Höhe der Treppe eine Alte mit einer Lampe in der Hand. Bei dem ſpärlichen Lichte erkannte ich ein Veſtibule, das ehemals prächtig geweſen ſein mochte, nun aber einförmig und ärmlich mit Kalk überſtrichen war. Hier und da blickte, um Zeugniß von der entſchwundenen Pracht zu geben, ein gemalter Fuß, eine nackte Schulter, ein Arm mit Goldſchmuck hervor. Die hohe gewölbte Decke blieb in Nacht und Spinngewebe verſteckt. Die Treppe, auf der wir dem Licht entgegen ſtiegen, ſchien jünger als der Palaſt; denn ihre ganze Form, ſo wie das eiſerne Gitter trugen alle Merkmale des Bauſtyles aus dem Zeitalter Ludwig's XV.

Die Alte öffnete eine Thür, und wir traten in in einen großen hohen Saal, der ſo ſpärlich beleuchtet war, daß ſich nichts erkennen ließ. Der Maler nahm mich am Arm und führte mich einem Winkel zu, aus dem uns Lampenſchein entgegen kam. Dort lag Zanetta auf einem niedrigen Sopha; die Lampe ſtand ihr zu Häupten und beleuchtete ihr herrliches

Geſicht, während die hingegoſſene Geſtalt von Schatten in dichte Schleier gehüllt war. Erſt in der Nähe erkannte ich, daß bereits drei junge und für Venedig elegante Männer auf niedrigen Stühlen oder vielmehr Schemeln ihr gegenüber ſaßen. Zanetta bewillkommte mich mit vieler Freundlichkeit und wies mir einen Schemel ihr zu Füßen an. Ich beeilte mich, ihrer Einladung nachzukommen; denn bei der Begrüßung hatte ſie ſich halb erhoben, und ihr Geſicht war im Schatten ganz unſichtbar geworden. Ich wünſchte, daß ſie ſich bald wieder hinlege, daß ich es mit Muße betrachten könne. Dieſer Wunſch wurde mir erfüllt, da der Maler mit voller Vertraulichkeit zu ihr hintrat und ſie wieder in die frühere Lage ſanft zurückdrückte. Wohl empfindend, welch ein Unglück es ſei, ſich in ein ſolches Weib zu verlieben, hatte ich mir auf dem Wege in den Palaſt vorgenommen, ſie als bloßer Beſchauer zu betrachten, wie man ein ſchönes Bild betrachtet, und nachdem die erſten Begrüßungs-Formeln, die Antworten auf das gewöhnliche Woher und Wohin? und wie lange der Aufenthalt? und die wohlgemeinten Ausrufe über die Reize der Lagunenſtadt vorüber waren, machte ich mich bereit, meinem Vorhaben ſo ruhig als möglich nachzukommen. Ich rückte meinen Schemel ſo,

daß ich Zanetta's Geſicht mit größerer Bequemlichkeit ſehen konnte und da mich jene täuſchende Ruhe überkam, die man beim Anblicke vollendeter Schönheit empfindet, bildete ich mir ein, daß ich meinen Vorſatz mit ehrenwerther Charakterſtärke durchführe. Nur der Ungewohnheit ſolchen Genuſſes ſchrieb ich es zu, daß ich beim Wohllaut ihrer Stimme, die mit der Holdſeligkeit des ganzen Weſens ſo ſehr übereinſtimmte, daß ich bei jeder ihrer Bewegungen, bei jedem Blicke, der mich traf, leiſe erzitterte. Ich bemerkte nicht, wie ich mich in den Anblick Zanetta's ſo ſehr vertieft hatte, daß ich halb und halb jede von Zanetta's Bewegungen nachahmte, daß mein Geſicht unwillkürlich den Ausdruck ihres Geſichtes annahm und daß ich, ſo beſchäftigt, endlich mehr als eine halbe Stunde da geſeſſen hatte, ohne ein Wort zu ſprechen.

Glücklicher Weiſe wurde das von den drei jungen Herren und, wie es ſchien, auch von Zanetta nicht bemerkt, da ſie das Geſpräch, das unſer Eintritt unterbrochen hatte, wieder lebhaft fortſetzten. Zanetta kümmerte ſich nicht um den ſchweigſamen Gaſt oder, was ich aus einem unterdrückten Lächeln ſchließen wußte, mollte ihn in ſeiner tiefen, ſchmeichelhaften Betrachtung nicht ſtören. Der älteſte unter

den Beſuchern, ein ziemlich geſetzter Mann, von zuvorkommenden Manieren, glaubte die Unachtſamkeit der Wirthin gut machen zu müſſen und wandte ſich mit allerlei Fragen zu mir, die ich nur kurz beantwortete. Abgeſchreckt, kehrte er ſich zum Maler und ſagte: „Ihr Freund ſcheint ſich im Italieniſchen genirt zu fühlen.“

Nicht, daß ich wüßte, antwortete dieſer.

Zanetta lächelte, als ob ſie ſagen wollte: Ich verſtehe dieſes Schweigen beſſer. Aber ſie begnügte ſich mit dieſem Lächeln nicht und ſagte zum Maler: Der Signor Foreſtiere beurtheilt im Stillen Ihr Talent — er vergleicht mich ſehr gewiſſenhaft mit Ihrem Bilde und findet, daß ich viel ſchöner bin.

Dem Regen von Complimenten, der auf dieſe unumwundene Herausforderung folgte, ſetzte ſie kein Wort der Erwiderung entgegen; immer lächelnd fuhr ſie gegen die drei eleganten Beſucher fort: Ich kann Ihnen, Signori, dieſen Maler auf das gewiſſenhafteſte empfehlen, mein kaum angefangenes Bild hat dieſen Herrn bewogen, meine Bekanntſchaft zu ſuchen.

Ich merkte, daß der Maler ein wenig geprahlt und die Sache nicht ganz nach der Wahrheit dargeſtellt hatte. Aber ich merkte auch zugleich aus dem

Lächeln Zanetta's, daß ſie den Künſtler ſo gut durchſchaute wie ich, und daß ſie ſich wohl erinnerte, vor zwei Tagen von mir mit bewundernden Augen angeſehen worden zu ſein. Die geſchmeichelte Eitelkeit ließ mich meine guten Vorſätze vergeſſen, ich gab die Rolle des Beſchauers auf, und den Schemel näher an das Sopha rückend, miſchte ich mich lebhaft, ja, mit einiger Aufregung in das Geſpräch und in die Courmacherei der Anderen. Meine nordiſche Art mochte ihr neuer geweſen ſein, als die der Anderen, denn — ich darf es mit gutem Gewiſſen behaupten — ſie horchte mir mit größerer Aufmerkſamkeit als den Anderen, und die Hoffnungen, die ich darauf baute, wurden nicht getäuſcht; denn beim Abſchiede lud ſie mich ein, ſie während meines kurzen Aufenthaltes, ſo oft es die venetianiſchen Sehenswürdigkeiten erlaubten, zu beſuchen.

Es gibt keine größere, als du ſelber biſt, dachte ich bei mir, und bat ſie, ſchon morgen Abend wiederkommen zu dürfen. Mit einem anmuthigen Lächeln wurde mir das gewährt, und wir gingen.

Wie es die Art derer iſt, die uns in ein Haus einführen, glaubte mir der Maler ſchon auf der Treppe verſichern zu müſſen, daß ich auf Signora Zanetta keinen ungünſtigen Eindruck gemacht, obwohl

ich mich zu Anfang ganz ungeſchickt, wie er meinte, deutſch unbeholfen benommen hätte. Ich antwortete ihm nur mit enthuſiaſtiſchen Ausrufungen über Zanetta's Schönheit, und ſo ehrlich waren dieſe gemeint, daß ich mich und meine Unbeholfenheit ganz vergaß. Wieder, da er meine Aufregung ſah, hielt es mein Freund für Pflicht, mir als einer, der Zanetta's Charakter wohl kannte, zu verſichern, daß man auch auf den beſten Eindruck keine Hoffnungen, welcher Art ſie immer ſeien, bauen dürfe. Er habe bei Vielen die Erfahrung gemacht, daß ſolche Hoffnungen eitel ſeien. Zanetta, meinte er, verdiene den Ruf, deſſen ſie ſich in ganz Venedig erfreue. Bei ihrer in der That phänomenalen Schönheit ſei es kein Wunder, daß ſie von Hofmachern und verliebten Leuten umdrängt ſei, aber ſie alle zögen ſich nach einiger Zeit zurück, und es ſei bis jetzt noch Keiner ſo eitel geweſen, ſich eines Vorzuges zu rühmen. Er, der Maler, glaubte zwar nicht, daß es die Liebe zum polniſchen Grafen ſei, was Zanetta's Tugend aufrecht halte; aber, ſei es nun, was es ſei, ſei es Klugheit oder Kälte, die Sachen verhalten ſich ſo, wie er ſie darſtelle. Er, der Maler, glaube, daß Zanetta, das Kind eines adeligen Hauſes, ihre geduldete Halbehe durch ihre Haltung

gewiſſer Maßen ſanctioniren und ihre Stellung dadurch ſo ehrenwerth als möglich machen wolle.

Ich geſtehe, daß ich dieſer Auseinanderſetzung nur mit halbem Ohre gefolgt bin, und ferner geſtehe ich, daß mich alle venetianiſchen Kunſtwerke, hiſtoriſchen Erinnerungen, maleriſchen Anſichten am Morgen nach dieſem Beſuche ſehr gelangweilt haben und daß ich den Nachmittag, wo ich Zanetta wieder, und dieſes Mal allein, beſuchen wollte, kaum erwarten konnte.

Um die dritte Stunde fuhr ich dahin. Der Saal, in welchem ſie mich empfing, war in ein Atelier verwandelt. Die beiden Seitenfenſter waren ganz, das mittlere und größte nur halb verhängt. Ein ruhiges Licht ergoß ſich von oben herab und tauchte die Gegenſtände und die Bewohnerin in einen ſchönen Frieden, der ſich dem Eintretenden auf angenehme Weiſe mittheilte. Der Eintretende brauchte das, denn mit Herzklopfen war ich die Treppe hinauf geeilt.

Der Aufenthalt Zanetta's hatte nichts von dem, was wir bei den Appartements der Geliebten reicher Grafen vorausſetzen. Nirgends kleinlicher Putz oder Luxus, ausgenommen der an Decke, Wänden, Spie-

gerahmen, Fenſter-Verzierung aus alter Zeit übrig geblieben war. Der Saal war der Prunkſaal der ehemaligen Beſitzer des Palaſtes geweſen. Die Säulchen an den Fenſtern waren nach innen in ſchlanke Statuetten verwandelt, die anſtatt der Capitäle Blumenkörbe trugen, aus denen ſich Gewinde aller Art emporſchwangen und zur Decke hinauf liefen, wo ſie ſich mit neuerer Stuccaturarbeit in Eines verflochten. Die Seitenwände bedeckten bemalte Leinwand-Tapeten, die von altem, geſchnitztem Eichenholz umrahmt waren. Von demſelben Holze und in demſelben venetianiſch byzantiniſchen Style geſchnitzt war dem Balcon gegenüber die Hauptthür, welche, da die eiſernen Angeln zerbrochen, mit ledernen Riemen an den breiten, dunklen Pfoſten befeſtigt waren. Wie die Thür trug der ganze Saal die Merkmale des Verfalles. Die Holzſchnitzereien waren verſtümmelt, die Vergoldungen um den wandhohen Spiegel verwiſcht, der Spiegel ſelbſt mehr als zur Hälfte erblindet, die Tapetenmalereien verſtaubt, hier und da durchlöchert oder fadenſcheinig. Die Löcher und Vertiefungen im Eſtrich ſuchte ein Teppich vergebens zu verdecken. Dieſer Teppich war wohl das Luxuriöſeſte in Zanetta's Hausrath, der ſich aus jenem niedrigen Sopha, auf dem ſie zu liegen pflegte, aus

einigen niedrigen Stühlen und einem an die Wand befeſtigten Tiſche von braunem Holz zuſammenſetzte.

Auf dieſem höchſt einfachen Schauplatze entwickelte ſich und ſpielte ſich im Laufe der nächſten vierzehn Tage eine Art von Idylle ab, mit deren Einzelheiten ich Euch, als meine Freunde, verſchonen will, — eine Idylle, ſo moraliſch, ſo unſchuldig, wie ſie einem guten Buche für ſechszehnjährige Töchter gebildeter Herkunft Ehre machen würde. Allerdings müßten in dieſem Buche die Wünſche, Hoffnungen, Regungen meines Innern weiſe verſchwiegen werden. Dieſe abgerechnet, lebten wir wie Paul und Virginie — ganz im Widerſpruche mit dem Schauplatze, mit Venedig, von dem Ihr Euch ſo viel verſprochen habt. Daß mir Zanetta im Laufe der Tage erlaubt hat, mich auf den Teppich zu ihren Füßen zu legen, während ſie ſelbſt auf ihrem Sopha italieniſch träg ausruhte — daß ich ihr in dieſer Stellung, den Kopf aus Sopha gelehnt, Geſchichten erzählte, Späße vormachte, manchmal einen Seufzer wagte und oftmals die Hand küßte, wird man nur natürlich, dem Alter und der Lage angemeſſen und nicht im Geringſten übertrieben finden. Und die Stunden und halben Tage, die mir ſo vergingen, gehörten noch zu den angenehmſten — trauriger war es, wenn Zanetta,

wie ſie es beſonders liebte, ſich in einen Winkel des Saales kauerte und ich, vor ihr ſtehend, von fremden Ländern und Menſchen und dergleichen erzählen mußte. Sie ſah dann einer kleinen, im Gebüſche lauernden Tigerkatze nicht unähnlich. Ihre Augen brannten aus der Tiefe herauf, wie zwei conſolidirte Irrlichter; die nur loſe umgehängten Kleidungsſtücke fielen dann von der Schulter, die ſich vergebens bemühte, ſie oben zu erhalten, und unter den Bemühungen noch mehr enthüllte als verbarg; ihr Mund, mit den herrlichen, weißen Zähnen, lachte dann und ſchien jeden Augenblick zu einer tigerhaften That bereit. Und ich mußte aufrecht vor ihr ſtehen — denn wenn ich mich zu ihrer Lage bequemte und mich auch hinkauerte, wurde ich ausgelacht, und wenn ich, mit weniger Ueberlegung, hinſtürzte und ſie an beiden Schultern faßte, wurde ich mit einem einfachen „St!“ zur Ruhe verwieſen, und ich hielt mich ruhig.

Man glaubt es nicht, bis zu welchem Grade der Menſch, reſpective der Mann zum Sclaven geboren iſt. Aber manchmal empört ſich der Sclave; er ſtellt plötzlich das Hofmachen ein, er wirft ſich auf den Teppich oder aufs Sopha und gibt ſich einer vollkommenen Unthätigkeit hin; er brummt die Melodie einer italieniſchen Oper durch die Zähne, er grollt.

So lag ich eines Tages da und führte meine Rolle mit großer Charakterstärke durch. Der Maler kam und malte und ging. Zanetta fragte Das und Jenes und bekam kurze Antworten; sie ging ins Nebenzimmer und kam geputzt und schön wie ein Engel zurück. Sie bat mich, ihr einen kleinen Spiegel zu halten, da sie noch etwas an ihrer Coiffure zu vollenden hatte; ich that es und brummte ihr Lieblingslied: O pescator dell' onda, weiter und fand die Coiffure, da ich um meine Meinung gefragt wurde, gar nicht übel. Da nahm mir Zanetta den Spiegel aus der Hand und warf ihn hin; dann schob sie ihre Finger in meine Haare, knieete zu mir hin und fragte, ob wir nicht endlich diesen Abend unsere Gondelfahrt machen wollten. Ich sprang auf, ich schlang meinen Arm um ihren Hals, und trotz ihrem fürchterlichen „St!" drückte ich einen Kuß auf ihre Stirn und eilte fort, die Gondel zu bestellen.

Seit vielen Tagen hatte ich bei ihr um eine abendliche Gondelfahrt petitionirt und immer umsonst. Eine solche Fahrt im Mondschein, den Canal Grande entlang, dann hinaus auf den Lido schien mir das Höchste — endlich hatte ich es erreicht. Mondbeglänzte Zaubernacht lag bereits auf Venedig, als meine Gondel vor den alten Treppen des Palastes

erſchien; mit Mühe that die Alte das Thor auf, und ich eilte hinauf, um Zanetta abzuholen. Sie erwartete mich bereits, den herrlichen Kopf in einen ſchwarzen italieniſchen Schleier gehüllt. Mit triumphirendem Herzen führte ich ſie hinab und in die Gondel. Sie erlaubte nicht, daß die ſchwarze Decke abgehoben werde, und ich war es zufrieden. Sie ſtreckte ſich auf die eine Bank hin und wies mir die andere als Lager an; ich wollte mich in die Mitte und auf den Boden der Gondel legen, aber ſie erlaubte es nicht; das ſtöre das Gleichgewicht und verhindere eine angenehme Fahrt. Ich mußte mich damit begnügen, daß ſie mir von Zeit zu Zeit die Hand entgegenſtreckte und daß ich ihre melodiſche Stimme hörte, da ſie, wie ſie ſagte, meinen Cicerone machen wollte und mir die Namen der Paläſte nannte, an denen wir vorüberfuhren. Ich knirſchte mit den Zähnen und ſagte ihr endlich, daß ich die Fahrt höchſt langweilig finde, die ſo entzückend ſein könnte, wenn ich ſie an der Seite einer Geliebten oder nur eines empfindenden Weſens machte.

Ich bin aber nicht deine Geliebte, ſagte ſie ruhig, ſondern die Geliebte eines Anderen; du weißt es.

Ich weiß es!

Alſo warum die Vorwürfe? Als du mich kennen lerntest, wußtest du, welche Bekanntſchaft du machtest. Und was das „empfindende Weſen“ betrifft, fügte ſie halb ironiſch hinzu, ſo werde ich mich hüten, es zu ſein mit einem zwanzigjährigen Jungen, der zufällig durch Venedig läuft und wieder in der Welt verſchwindet auf Nimmerwiederſehen.

Du haſt Recht, Zanetta! ſagte ich mit einem Seufzer und ſchwieg. Auch ſie verſank in Schweigen, das ſie manchmal mit Nennung der Inſel oder eines Palaſtes, an denen wir vorüberfuhren, zu unterbrechen ſuchte; und endlich gab ſie das auf, und in unſerer Gondel war es ſtill wie in einem Sarge, und ſo ſtill fuhr ſie noch eine Stunde lang dahin. Es war Mitternacht, als wir wieder an der Treppe anlegten; ſie reichte mir ſchweigend die Hand und verſchwand im Dunkel des alten Palaſtes. Ich fuhr weiter bis an die Riva der Slavonen.

Um eine große Enttäuſchung reicher, warf ich mich ins Bett, wohl fühlend, daß ein Entſchluß gefaßt werden müſſe, und ich faßte ihn. Noch einmal wollte ich Zanetta ſehen und dann die Stadt verlaſſen. Mit dieſem Entſchluſſe bewaffnet, trat ich am anderen Tage vor ſie. Ich hatte wenig oder viel-

leicht gar nicht geſchlafen und ſah wohl ſehr blaß und müde aus.

Armer Junge! ſagte Zanetta gleich bei meinem Eintreten, indem ſie die Hand auf meinen Kopf legte: wie ſeine Stirn brennt, wie er blaß iſt!

Signora! ſagte ich, ich bin Ihres Mitleids müde und komme, um Abſchied zu nehmen.

Gewiß? fragte ſie raſch.

Gewiß, Signora, ſo gewiß, als ich nicht mehr Willens bin, mich ferner plagen zu laſſen.

Mein Freund, erwiderte ſie, du biſt müde, dich länger plagen zu laſſen! Siehſt du, eben ſo gibt es Männer, die leicht des Glückes müde werden. Kann ich wiſſen, ob du zu dieſen gehörſt oder nicht? Meiner und des Glückes, das ich dir bieten kann, ſollteſt du nicht müde werden, dazu biſt du mir in dieſen Tagen zu lieb geworden. Ewig friſch und ungetrübt, ungeſchwächt durch Wiederholung ſoll in dir die Erinnerung an das Glück leben, das ich dir geben kann. Iſt es gewiß, daß du reiſeſt?

Gewiß!

Und wann? fragte ſie haſtig weiter.

Morgen, mit dem Früheſten.

Dein Wort, daß du den Entſchluß nicht mehr änderſt, was ich dir auch immer ſagen werde.

Ich zauderte; sie drang in mich, indem sie mir die Hand entgegen hielt: Gib mir dein Wort!

Mein Wort! rief ich und schlug ein.

So geh jetzt fort, mein Freund, denn ich erwarte Besuche — aber komme heute Abend wieder.

Wie ich den Tag verbracht, welche Gassen ich durchrannt, wie ich meine Sachen gepackt, wie ich die Barke bestellt, die mich am anderen Morgen nach Mestre bringen sollte — ich weiß es nicht. Die Barke bestellte ich in die Nähe der Piazza San Zacharia und übergab ihr meine kleinen Reise-Habseligkeiten.

Die Sonne war noch nicht ganz ins Meer getaucht, als ich in Zanetta's Saal trat; sie war nie so schön gewesen als an jenem Abend, in jener Nacht. —

Am Morgen sprang ich in die Barke. „Nach Mestre!" rief ich, und Zanetta, die auf dem Balcon stand, konnte es hören. Ich warf mich der Länge nach hin und schloß die Augen und wollte keinen Stein mehr sehen von der herrlichen Stadt, aus der ich scheiden mußte, nachdem ich in ihr so viel Glück gefunden. Eine süße Betäubung bemächtigte sich meiner, und die Bilder der entschwundenen Nacht zogen reihenweise, doch traumhaft an mir vorüber.

Die Sonne ſtand ſchon hoch, als wir auf der offenen Lagune hinfuhren. Ich öffnete die Augen und ſah das feſte Land vor mir liegen — hinter mir im Morgenduft, traumhaft, verſchwommen, lag Venedig. Es war mir, als führe ich aus einem ſchönen Traume hinaus in die Wirklichkeit; als wäre ich mit dem ſüßen Gefühl der Müdigkeit in meinen Gliedern gar nicht mehr gemacht, in dieſen wirklichen Welten umher zu wandeln, und als ob etwas geſchehen müßte, was mich wieder fähig mache, auf reellem Boden hinzuwandern. Ich ſprang auf, warf die Kleider ab und ſtürzte mich in die friſche, noch in Morgenbauch dampfende Flut. Eine Strecke weit ſchwamm ich neben der Barke einher; dann ſtieg ich wieder ein wie neu geboren, und als wir in Meſtre landeten, ſchwang ich meinen Wanderſtab, und mit dem geſunden Gefühl der Jugend und dem dankbaren für erlebtes Glück wanderte ich in den Morgen und in die ſchöne Welt hinein, den ſtillen Wellen der Brenta entgegen. An der Brenta ſtehen viele, viele prächtige Landhäuſer, die meiſtens den Nobili's von Venedig gehört haben und jetzt wie ihre Paläſte in der Stadt verfallen. Vor ihren prächtigen Portalen fließt die Brenta, hinter ihnen dehnen ſich große, weite Parks und Gärten mit unendlichen Alleen, mit verwilderten

Taxusgängen, mit dichtem Gebüsch und unzähligen Statuen, die meist vom Sockel gesunken, von vielen todten Herbsten bedeckt sind. In einen solchen Park trat ich, ließ mir vom Besitzer ein Glas Wein vorsetzen, und da saß ich Stunden und Stunden lang und prägte mir, was ich erlebt hatte, tief in die Seele. Nach diesem erkenne ich mich selber kaum, wenn ich mich nur einige Wochen später, an einem regnerischen unangenehmen October-Morgen in der guten Stadt Regensburg wieder finde, wie ich, einen Aufenthalt von kaum einer Stunde, den Pferdewechsel und die Frühstückszeit benutzend, nach einer durchreis'ten Nacht als wißbegieriger Jüngling den alten Dom umwandle und mir die Formen altgothischer Kunst fast mit demselben Eifer einzuprägen suche, wie ich mir in jenem Garten an der Brenta andere lebendige, holdbeglückende Formen einzuprägen gesucht hatte. Ich war nicht allein. Ein Mann von ungefähr fünfunddreißig Jahren, von gefälligem, einnehmendem Aeußeren, in elegantem Reise-Costume ging neben mir einher. Er hatte im Gasthause gehört, wie ich mich beim Conducteur erkundigte, ob ich Zeit genug hätte, den Dom zu besehen, und bat mich um die Erlaubniß, sich mir anzuschließen. Er verstand nichts von der gothischen Kunst, aber das Schöne

gefiel ihm, und er ließ sich von dem Wenigen, was ich über den Gegenstand wußte, gern mittheilen. Ins Posthaus zurückgekehrt, fanden wir die Pferde noch nicht vorgespannt, und nun lud mich mein Gefährte vom Dome ein, mit ihm voraus zu gehen, die Brücke und mit ihr einen Theil des Schlachtfeldes von Regensburg zu beschauen. In der Vorstadt könnten wir in den Postwagen steigen. So wanderten wir voraus. Nun war es an meinem Gefährten, die Rolle des Cicerone zu übernehmen. Er kannte die Einzelheiten der Schlacht von Regensburg ganz genau, er zeigte mir, und zwar mit einer gewissen Freude, wo und wie die Oesterreicher Fehler gemacht, wo diese gestanden und von ihren Landsleuten, den Rheinbunds-Truppen, viel mehr als von den Franzosen gelitten haben; er bezeichnete mir genau den Punkt, wo Napoleon verwundet worden und wo die Oesterreicher ihren verhängnißvollen Rückzug begonnen haben, und knüpfte an seine Mittheilungen manche Bemerkung, wie Dies und Das anders geworden wäre, wenn man Dies und Das nicht vernachlässigt hätte.

Sie sind Soldat? fragte ich ihn.

Ich war es! antwortete er mit einem Seufzer.

Aber Sie sind kein Deutscher, fuhr ich fort;

denn aus allen Ihren Worten ſpricht ſich, wie mir ſcheint, mehr Sympathie für die Franzoſen, als für meine Landsleute aus.

Es iſt war, ich bin kein Deutſcher, antwortete er, doch iſt mehr meine Erziehung als Sympathie oder Antipathie ſchuld daran, daß meine Worte dieſe Färbung annehmen. Es iſt eine uns Polen anerzogene Schwäche, Napoleon als unſeren Freund zu betrachten. Geht doch ein Theil meiner myſtiſchen Landsleute neuerer Zeit ſo weit, ihn als einen wahren Meſſias der Welt darſtellen zu wollen.

Es freute mich, daß der Pole bei dieſen Worten die Achſel zuckte und daß er die ſcheinbare Freude an dem Siege der Franzoſen als eine Folge ſchlechter vorurtheilsvoller Erziehung darſtellte. Dieſer Umſtand trug nicht wenig dazu bei, dem an ſich ſchon einnehmenden Manne mein Herz zuzuwenden.

Der Poſtwagen kam, und wir ſtiegen ein. Mit meiner einundzwanzigjährigen Polenbegeiſterung konnte ich nicht lange an mich halten, und kaum daß wir auf unſeren Plätzen ſaßen, als ich wieder das Thema aufnahm und, davon ausgehend, meine ganze Sympathie für Polen, ſeine Sache und ſeine Helden in ſeinen Buſen ausſchüttete. Der Pole lächelte mir dankbar zu, gab mir aber auch durch einige Winke,

indem er auf den neben uns sitzenden Capuziner und einen wohlbehäbigen Beamten deutete, zu verstehen, daß wir nicht allein wären und daß dieses Thema nicht in Gesellschaft zu verhandeln sei. Er that es mit solcher Freundlichkeit, daß ich über die Abwehr meiner Begeisterung nicht im Geringsten beleidigt war, ja, seine Mahnung sogar mit Dankbarkeit hinnahm. Ueberhaupt sprachen sich in seinem ganzen Benehmen neben vieler Milde ein gewisses Maß, eine gewisse lobenswerthe Vorsicht aus, wie sie bei seinen Landsleuten selten sind. Mit Geschick brachte er ein anderes Thema aufs Tapet, daß auch bald die zwei anderen Reisegefährten ins Gespräch verwickelt waren und der Weg bis Amberg unter lebhaften gegenseitigen Mittheilungen schnell zurückgelegt wurde und die Reisegefährten, die uns hier verließen, ihr Bedauern aussprachen, die Reise nicht weiter in dieser Gesellschaft fortsetzen zu können. Wir blieben zusammen, denn unser beider Reiseziel war Böhmen. In Amberg mußten wir mehrere Stunden auf den Postwagen warten, der aus Nürnberg kommen sollte. Ich legte in der Gaststube mein kleines Gepäck ab, und mich selbst streckte ich auf die Ofenbank, um wo möglich den Schlummer, den ich in der letzten Nacht zwischen München und Regensburg verloren hatte,

einzuholen. Aber ſchon nach wenigen Minuten trat der Pole an mich heran und lud mich ein, ihm auf die Stube zu folgen, die er genommen hatte, da ich mich dort beſſer als in dem lärmenden Saale von der Müdigkeit der Reiſe werde erholen können. Mit Dank nahm ich die Einladung an und folgte ihm. In der wohnlichen Stube, deren Ofen bei dem naßkalten Wetter bereits eine angenehme Wärme zu athmen anfing, forderte er mich auf, mir auf einem zurechtgeſtellten Sopha gütlich zu thun und auszuruhen, da er bemerkt habe, daß ich überaus ermüdet, ja, unwohl ſei. So war es auch. Die Studenten-Sommertracht, in der ich in den heißen Tagen nach Italien gelaufen war, genügte dem deutſchen Herbſte nicht mehr, und die letzte Nacht, die ich im Poſtwagen zugebracht hatte, bewies es mir, indem ſie mir eine ziemliche Erkältung anhängte. So gehorchte ich gern meinem Johanniter und legte mich aufs Sopha, das er mir noch mit Hülfe von Kiſſen und Decken ſo bequem als möglich zu machen ſuchte, trotz aller Gegenreden, die ich gegen ein ſolches Uebermaß von Güte erhob. A la guerre comme à la guerre! antwortete er — auf Reiſen muß man einander helfen. — Aber, lieber Herr, fuhr er fort, Sie haben

Fieber; Sie müſſen etwas thun, wenn Sie noch heute Ihre Reiſe fortſetzen wollen.

So ſprechend verließ er das Zimmer und kam bald mit einem großen, eleganten, in ruſſiſches Leder gehüllten Reiſe-Neceſſär zurück, das er auf den Tiſch ſtellte und aufzuſchnallen und aufzuſchließen anfing. —

Hier in dieſem Kaſten, ſagte er, habe ich eine ganze Reiſe-Apotheke. Sie müſſen mich nicht auslachen und mich für einen Weichling halten, weil ich wie eine ruſſiſche Fürſtin mit dergleichen Zeug reiſe. Das Neceſſär iſt das Geſchenk einer beſorgten Mutter, der ich habe verſprechen müſſen, es auf allen Reiſen mitzuführen. Die gute Mutter! ſie hält mich für geborgen, wenn ich die Maſchine mit mir habe. Sehen Sie, als ich mich auf dieſe Reiſen begab, habe ich es in Venedig, meinen Wohnort, vergeſſen — ich konnte nicht ruhen, bis ich es mir per Poſt habe nachkommen laſſen.

Bei dem Worte „Venedig" fuhr ich zuſammen — ich richtete mich auf und ſah am Reiſe-Neceſſär ein gräfliches Wappen. Schreckliche Gedanken fuhren mir durch den Kopf. Gott, dachte ich, wenn dieſer mein edler Pfleger Zanetta's Pole wäre! Das mußte ich wiſſen, wie ſehr ich auch fürchtete, in mei-

ner Vermuthung bestärkt zu werden. Das Wappen, sagte ich mit zitternder Stimme, ist mir bekannt; ich bin kein starker Heraldiker, aber ich glaube, es ist ein gräfliches.

Ja, sagte der Pole, ich bin Graf.

Himmel und Hölle! dachte ich, auch Zanetta's Pole ist ein Graf.

Bekannt, fuhr der Graf fort, mag Ihnen das Wappen auch sein; Sie mögen es in Wien oft gesehen haben.

Möglich, sagte ich zitternd, möglich — Sie sind so gütig gegen mich, Herr Graf, daß es natürlich ist, wenn ich Ihren Namen zu wissen wünsche.

Mein Name — sagte er zaudernd, indem er ein Flasche aus dem Necessär zog und ein Gläschen mit ihrem dunkeln Inhalt füllte — mein Name ist . . . da unterbrach er sich wieder, indem er mit dem Glase an mein Sopha trat . . . Da, trinken Sie, und Ihr Fieber wird schnell vergehen.

Ich nahm das Glas, aber meine Hand zitterte, und ich war nicht im Stande, es an die Lippen zu führen. — Vielleicht wenn du wüßtest, o Graf, woran ich jetzt denke, du würdest mir lieber Borgia-Gift als Arznei reichen.

Als ob er meine Gedanken errathen hätte, ſagte er lächelnd: Sie zittern ja, als ob ich Ihnen Gift gäbe; erſchrecken Sie nicht, es iſt nicht einmal Medicin, ſondern guter, uralter Malaga. Ein Gläschen davon wird Sie bald wieder herſtellen — probatum est!

Nein! ſagte ich, ich trinke nicht eher, als bis ich Ihren Namen weiß — ich will auf Ihr Wohl trinken.

Ah, Pardon, erwiederte er, ich habe vergeſſen, daß Sie mich nach meinem Namen gefragt haben; ich bin der Graf Raizky!

Auf Ihr Wohl, Graf Raizky; rief ich frohlockend. Ich war gerettet: Zanetta's Pole hieß Graf Zalesky!

Graf Raizky ſah mich erſtaunt an; mein ganzes Benehmen, beſonders mein Jubel, da er ſeinen Namen nannte, mochten ihm ſonderbar erſcheinen. Er ſchüttelte den Kopf und ſagte: Ihnen thut Ruhe noth; jetzt wenden Sie Sich mit dem Geſichte zur Wand und ſchlafen Sie.

Ich that, als ob ich gehorchte, aber mit dem Schlafe war es nichts. Ein ſchwerer Stein war mir vom Herzen gefallen, dennoch ließen mich verſchiedene Fragen nicht ruhen. Wie kommt's, daß mehrere

polniſche Grafen in Venedig hauſen? — wie kommt's, daß Graf Raizky dasſelbe Alter hatte, wie Graf Zalesky nach den mir gemachten Mittheilungen haben mußte? Wie kommt's, daß beide in Venedig wohnende Polen desſelben Alters ſich zu derſelben Zeit auf der Reiſe befanden? Mit dieſen Fragen beſchäftigt und von den auf dieſe Weiſe aufgeregten Erinnerungen an Venedig, ſein ſchönſtes Weib und meine ſchönſte Nacht fiel ich endlich in einen unruhigen Schlaf, in welchem Venedig, Zanetta, der Graf mit dem Glas Malaga in der Hand wie unheimliche Phantasmagorieen vorüber zogen. So glaubte ich noch zu träumen, als ich das ſchöne venetianiſche Volkslied „O pescator dell' onda", das Zanetta zu ſingen pflegte, verſchwommen und undeutlich wie Bienenſumſen unweit von meinem Lager hörte. Aber ich hatte ſchon die Augen offen; ich ſah mich um und erblickte den Grafen, der am Fenſter ſtand, in Gedanken vertieft in den regneriſchen Tag hinausſtarrte und zerſtreut das Volkslied vor ſich hinbrummte. Alſo noch eine Erinnerung an Zanetta? Sollt' er es doch ſein! — Meinetwegen! Ich reſignirte mich und nahm mir vor, die Löſung des Räthſels mit Ruhe abzuwarten. Aber dieſer Entſchluß verging wie Dunſt, ſobald der Graf bemerkte, daß ich erwacht

war, und ſich mit den treuherzigen, großen blauen Augen, dem milde lächelnden Geſichte zu mir wandte. Er hatte während meines Schlafes einen Thee bereiten laſſen, den er mir nun ſelbſt entgegenbrachte. Er hielt mir mit der einen Hand die Taſſe hin, während er mit der anderen meine Stirn anfühlte ob ſie noch heiß war. — O, ſagte er mit zufriedenem Geſichte, der Schlaf hat Ihnen wohl gethan; Sie können die Reiſe ruhig fortſetzen.

Sie haben da ein ſchönes Lied vor ſich hingeſummt, ſagte ich ſelbſtquäleriſch.

Kennen Sie es? fragte er. O, natürlich! man kann nicht drei Tage in Venedig geweſen ſein, ohne es hundert Mal gehört zu haben. Und ich — fügte er lächelnd hinzu —, wie oft habe ich es gehört, und von welchen Lippen! O ſchöne Venezia!

Nach dieſem entzückten Ausrufe hielt ich es für beſſer, nicht weiter zu fragen. Ich ſtand auf und machte mich zur Reiſe bereit; denn ſchon war es Abend geworden, und wir hörten den nürnberger Poſtwagen die Straße herunterrollen. Wir ſtiegen hinab, und nach einer halben Stunde fuhren wir durch kalten Wind und Regen aus Amberg hinaus den böhmiſchen Bergen entgegen. Diesmal waren wir allein in einem Coupé; ich aber war von der

ſeit Stunden gehegten Angſt, der neben mir ſitzende polniſche Graf könnte trotz aller Verſchiedenheit des Namens der polniſche Graf Zanetta's ſein, ſo müde, daß ich mich hütete, das Geſpräch eine Wendung nehmen zu laſſen, die mich wieder hätte in neuen Zweifel ſtürzen können. Wir ſprachen über gleichgültige Dinge, über Reiſe-Eindrücke, über die wiener Geſellſchaft, die der Graf kannte, und dergleichen. Bald aber wurde ich ſchweigſam. Mein leichtes Sommer-Coſtume bewies mir noch heftiger als in der vergangenen Nacht ſeine Unzuläſſigkeit; vom Fichtelgebirge wehte der Wind nordiſch kalt und machte das Wort auf meinen Lippen erfrieren. Meine Zähne klapperten, und ich drückte mich ſo tief als möglich in die gepolſterte Ecke. — Meine traurige Lage konnte, trotz der Dunkelheit, dem guten Herzen des Grafen nicht lange verborgen bleiben. Jeſus Maria! rief er plötzlich, Sie vergehen ja vor Kälte!

Mit klappernden Zähnen erklärte ich ihm, wie ich es büße, germaniſchen Herbſt in einem Coſtume herauszufordern, das für italieniſchen Sommer berechnet war.

Graf Raizky lächelte zwar über meinen ſtudentenhaften Leichtſinn, meinte aber doch ſehr ernſthaft,

daß das nicht ſo bleiben könne und daß auf der nächſten Station geholfen werden müſſe. Glücklicher Weiſe kamen wir bald im nächſten Poſthauſe an. Noch bevor der Wagen anhielt, war der Graf ſchon hinabgeſprungen.

Wie lange halten wir hier? fragte er den Conducteur.

So lange als nöthig, um die Pferde zu wechſeln.

Könnte ich nicht indeſſen einen Koffer abpacken und öffnen laſſen? fragte der Graf.

Unmöglich! rief der Conducteur — das würde uns zu lange aufhalten.

Der Graf nahm ihn am Arm, führte ihn bei Seite, und nachdem er ihm einige Worte ins Ohr geflüſtert, griff er in die Taſche und drückte ihm eine Hand voll baieriſchen Silbers in die Hand. Der Conducteur ſah ihn erſtaunt an, rief den Hausknecht und befahl ihm, den Koffer abzupacken, den ihm der Herr Paſſagier anzeigen werde. Schnell kletterte der Graf mit dem Hausknecht auf den Wagen, ſchnallte mit ihm die lederne Decke los und half ihm aus dem Gros des Gepäckes einen großen ſchwarzen Koffer herausziehen. Er wurde herabgelaſſen, und der Graf ſelbſt trug ihn mit Hülfe des Hausknechtes durch den ſtrömenden Regen unter die Wagenremiſe,

wo er ihn beim Licht der Stalllaterne auszupacken und zu durchwühlen begann. Ich folgte ihm, um zu helfen. Was ſuchen Sie ſo eifrig? fragte ich.

Es muß ſich in dem Koffer ein prächtiger Reiſe-Paletot befinden, der Ihnen, lieber Reiſe-Camerad, treffliche Dienſte leiſten wird — erwiederte der Graf, während er in den Kleidungsſtücken herumwühlte.

Umſonſt bat ich ihn, ſich die Mühe zu erſparen, indem ich mich auf meine gute Conſtitution und mit einiger Uebertreibung auf meinen abgehärteten Körper berief; er ließ ſich nicht ſtören und wühlte den Koffer bis auf den Grund durch. Der Schweiß ſtand ihm auf der Stirn, denn er eilte, um dem Conducteur ſo viel möglich eine Geſetzes-Uebertretung zu erſparen — plötzlich aber rief er: Teufel, der Paletot muß in einem anderen Koffer ſtecken!

Der Conducteur kam heran und drängte. — Kann ich nicht noch einen zweiten Koffer auspacken laſſen? fragte der Graf.

Nein unmöglich! rief der Conducteur, ich komme in Strafe, ich verliere mein Amt.

Aber es muß ſein!

Unmöglich! rief der Conducteur noch einmal — das Geſetz! das Geſetz! fügte er mit Pathos hinzu.

So geben Sie es doch auf, lieber Graf, bat ich; ich versichere Ihnen, daß ich den Paletot gar nicht nöthig habe.

Aber der Graf achtete auf meine Worte nicht — er nahm den Conducteur wieder bei Seite und füllte ihm die Hand wieder mit klingender Münze.

Das wäre gegen die Natur, solcher Güte zu widerstehen, murmelte der Conducteur — Hausknecht, den anderen Koffer! . . . das schlechte Wetter wird die Verspätung entschuldigen.

Der Graf stopfte Kleider und Wäsche in den Koffer, der, kaum geschlossen, wieder auf das Dach des Wagens geworfen wurde. Dann kletterte er wieder mit dem Hausknecht hinauf, und nach wenigen Minuten stand ein zweiter Koffer im Hofe. In diesem endlich fand sich der Paletot, den der Graf triumphirend hervorzog und, während er das Wiedereinpacken und Verschließen dem Hausknecht überließ, mir vorhielt, mich einladend, in die Aermel zu fahren. Mit einer fast kindischen Freude knöpfte er ihn selber zu und verpackte mich so von oben bis unten. So, lieber Freund! sagte er, jetzt werden Sie hoffentlich nicht mehr frieren.

Es war ein prächtiger Paletot! ich sehe ihn noch, als hätte ich ihn gestern getragen. Aus dich-

tem und feſtem engliſchem Stoffe, legte er ſich doch, da er mit Wollſeide gefüttert war, weich und warm um den Leib. Er ging tief über die Kniee und legte ſich vorn doppelt um die Bruſt. Man ſtak darin wie in einer gemächlichen, geheizten Stube. Nun bekannte ich es, daß mir dieſe Hülle ſehr wohl that, und der Graf freute ſich mit dieſem Bekenntniß. Unbekümmert, ob ſein Koffer wieder aufgepackt werde, warf er dem Hausknecht noch ein Geldſtück hin und drängte mich, nun einzuſteigen, um den armen, vor dem Geſetz zitternden Conducteur nicht länger aufzuhalten.

Raſch flog der Wagen dahin. Gemächlich ſaßen wir in unſerem Coupé und ließen Wind und Regen an die geſchloſſenen Fenſter ſchlagen. — Nicht wahr, fragte mein Reiſegefährte, Sie befinden Sich ſo beſſer?

Ich bin wie in meinem Bette, antwortete ich.

Tant mieux! ſo wollen wir noch Eins dazu rauchen, rief er ganz vergnügt, indem er mir eine Cigarre bot. Da ſaßen wir denn gemächlich und dampften.

Mitten in dieſem Behagen, unter mancherlei Scherzen und Geſchichten, fing es mit Einem Male wieder in mir zu wühlen oder vielmehr zu nagen an.

Jener „alte Einſiedler des Herzens“ fing wieder, erſt in abgebrochenen, dann in zuſammenhangenden Sätzen, zu murmeln an: Wie nun, wenn dieſer Mann, dieſer Fremde, der ſeit heute Morgen deinen Krankenwärter gemacht, dich ununterbrochen mit Gefälligkeiten, ja, Wohlthaten überhäuft hat, der dir brüderliche, ja, mütterliche Sorgfalt bewieſen hat — wie nun, wenn er trotz aller Namens-Verſchiedenheit doch derſelbe wäre, den du gewiſſer Maßen beſtohlen, dem du gewiß überaus wehe, ein großes Unrecht angethan haſt? Wie kämen mehrere polniſche Grafen nach Venedig? Warum behauptet dieſer, das Lied „O pescator dell' onda“ von unvergleichlichen Lippen gehört zu haben? Gibt es denn zwei Zanetta's, die dieſes Lied ſangen? Zwei Zanetta's ſind eine Unmöglichkeit; es gibt nur Eine Sonne, nur Einen Mond! Und ſagte dieſer Pole heute Morgen nicht, daß er Soldat war, und war der Pole Zanetta's nicht Soldat der polniſchen Revolution?

So fragend fuhr der Einſiedler fort, gleich einem Criminalrichter, der trotz falſcher Papiere und Päſſe die Identität einer Perſon herzuſtellen ſucht. Mir wurde bange bei all dieſen Fragen, die ich nicht beantworten konnte. Indem ich mich ſo quälte, ver-

ſank ich immer tiefer und tiefer in Stillſchweigen; aber der Graf unterbrach es.

Sie haben mir heute Morgen, ſagte er, viel Sympathie für mein Vaterland ausgeſprochen. Es muß Ihnen ſonderbar geſchienen haben, daß ich Ihnen nicht dankbarer entgegen kam; aber wir waren in Geſellſchaft, und ich habe ſchon die unangenehmſten Erfahrungen gemacht. Meine Stellung, beſonders aber meine Art, zu reiſen, gebieten mir die größte Vorſicht. Sehen Sie, lieber Freund, ich bin ein Compromittirter, ich habe an der Revolution von 1830 thätigen Antheil genommen und bin halb und halb ein Verurtheilter.

Das iſt Graf Zalesky auch! dachte ich und erſchrak. Aber, fügte ich in Gedanken hinzu, es gibt viele compromittirte Polen. Dennoch wurde mir warm, und ich knöpfte den oberſten Theil des Paletots auf.

Wie Sie mich hier ſehen, auf Reiſen, allein, unbewacht, ſcheine ich Ihnen ein freier Mann zu ſein, aber ich bin nur ein Vogel, den man am Bande ein wenig fliegen läßt. Nachdem ich eine Zeit lang auf dem Spielberg geſeſſen, hat es meine Familie durch Protection dahin gebracht, daß man mir Venedig als Aufenthalt anwies, und in dem

letzten Jahre habe ich es ausgewirkt, daß man mich auch jeden Sommer, auf Ehrenwort, in einem gewissen Umkreise und in gewissen Ländern reisen läßt.

Das war zu viel, denn er erzählte mir die Geschichte des Grafen Zalesky. Mir wurde heißer in in meinem Paletot — ich seufzte tief auf, ja, es war eine Art Geächze, das ich ausstieß.

Was haben Sie? fragte mein Reisegefährte besorgt, sind Sie wieder unwohl.

Gott bewahre! Es ist nichts! rief ich schnell. In der That, dachte ich, kann die österreichische Regierung nicht systematisch mehrere compromittirte Polen in die einsame Lagunenstadt verbannt haben?

Ich beklage mich über die österreichische Regierung nicht, fuhr er fort. Einmal ist ihr Verfahren bei ihrem System ein sehr mildes, denn ich gehörte zu den Compromittirtesten unter den österreichischen Polen; ich war der Adjutant Chlopicki's und nach ihm Skrzynecki's und habe den polnischen Feldzug von Anfang bis zu Ende mitgemacht. Dann habe ich in der Stadt, die sie mir als Gefängniß anwies, ein Glück gefunden, das ich vielleicht in der Freiheit Jahre lang vergebens gesucht hätte. — Mein Freund, hätten wir uns anstatt in Regensburg und

im Eilwagen auf dem Marcusplatze kennen gelernt. Sie hätten durch mich ein Weib zu ſehen bekommen, wie es die Natur in dieſem Jahrhundert vielleicht nicht zweimal geſchaffen, ein Weib ſo ſchön wie die Engel des Himmels, ein Weib, das mich alle Bitterniſſe des Exils und der gezwungenen Unthätigkeit mit einem Lächeln ihres Mundes vergeſſen machen kann.

Ich hatte genug; jetzt war kein Zweifel mehr möglich. Du biſt geliefert! dachte ich, und ſtreckte mich krampfhaft. Kalter Schweiß trat mir auf die Stirn, aber mein Leib fühlte ſich in dem Paletot wie in der Hölle. Er brannte mir auf die Haut, er ſchien ſich zuſammenzuziehen, um mich zu erwürgen. Um den Hals wurde er immer enger wie eine zuſammengezogene Schlinge, um die Bruſt drückte er wie eine Folter, und in die Arme ſchien er ſich mit Brandmalen feſtzufreſſen. Ich bedurfte aller Geiſtesgegenwart, um nicht laut aufzuſchreien; vielleicht hätte ich es auch nicht gekonnt, denn es war mir, wie wenn im Traume ein Alp auf die Bruſt drückt und Athem und Stimme benimmt. Doch hatte ich Beſinnung genug, die ſtockfinſtere Nacht zu ſegnen, die dem Grafen verwehrte, in mein Geſicht zu ſehen;

es muß alle jämmerlichen Farben eines Armenſünder-Geſichtes geſpielt haben.

Ich bin nicht ſentimental, fuhr er ruhig fort, darüber iſt man in meinen Jahren hinaus; aber ich liebe Zanetta. So heißt ſie, fuhr er mehr gegen mich gewendet fort, und beim Schein der Cigarre, die er mächtig anzog, erkannte ich, wie ſich ſein Geſicht bei dieſem Namen verklärte.

Zanetta! ſchrie ich, Zanetta! Und mit dieſen Worten war es, als ob ein Bann von mir genommen wäre; ich konnte mich wieder regen, und mit einer wilden Bewegung riß ich ſämmtliche Knöpfe des Paletots von oben bis unten auf.

Zanetta! ſchrie ich noch einmal, Zanetta heißt ſie, und Sie, wie heißen Sie?

Was iſt Ihnen, ſagte der Graf, indem er ſich vorbeugte und mir ins Geſicht zu ſehen ſuchte, was iſt Ihnen? Sie ſcheinen ſehr aufgeregt!

Aufgeregt? Nicht im Geringſten, antwortete ich möglichſt ruhig. Du gehörſt einmal dem Teufel, dachte ich, nun mußt du heucheln und lügen. Der Name, fuhr ich ruhiger fort, erinnert mich daran, daß Sie auch ſchon die Güte hatten, mir den Ihren zu nennen, aber es iſt mir ſo ſchwer, Ihre polni-

ſchen Namen zu behalten. Raizky, glaube ich, ſagten Sie; iſt es nicht ſo?

Wohl, ſo ſagte ich, antwortete der Graf, doch muß ich Sie um Entſchuldigung bitten, denn Raizky iſt nicht mein eigentlicher Name. Unſere Familie hat ihn mit einigen Gütern erſt vor Kurzem geerbt, und die öſterreichiſche Polizei zieht es vor, mich unter dieſem unſchuldigen Namen reiſen zu laſſen und für die Zeit meiner Reiſe den eigentlichen, compromittirten und bekannten Namen zu unterdrücken. So nehme ich denn auch den Namen meines Paſſes an, um nicht in Ungelegenheiten zu kommen; eigentlich aber heiße ich Felix Zalesky.

Nun war Alles klar, und ich geſtehe, daß es mir mit dieſer Klarheit auch klarer im Gemüth wurde. Ich wußte es nun, daß ich als Verbrecher, als Dieb, als Gott weiß, was neben meinem Freunde, meinem Wohlthäter ſaß. Meine Poſition war eine fertige, in ſich abgeſchloſſene. Gern hätte ich mich ſchon als in das Unvermeidliche, Unabänderliche, darein ergeben, wenn der unglückſelige Paletot nicht in ſeinem hölliſchen Zauber fortgefahren wäre. — Die Cigarre des Grafen, eine köſtliche Cigarre, hatte ich in der Aufregung bereits zur Hälfte verdampft, zur Hälfte zerkaut, aber der Paletot mit ſeinem

Brennen, Drücken, Zuſammenſchnüren klebte mir am Leibe, und es ſchien mir, als würde ich ihn nie los werden. Ich erinnerte mich an jene Sage von dem italieniſchen Herzog, der als Gefangener in einem kunſtvoll gebauten Zimmer wohnen mußte und die Wände dieſes Zimmers von Tag zu Tag näher an einander rücken ſah, bis ſie ſein Sarg wurden. Ich erinnerte mich an das Neſſushemd, das ſich in die Glieder des unglückſeligen Helden feſtfraß und ihn nicht mehr los ließ. Meine Gedanken begannen zu ſchwärmen, und ich dachte das Tollſte. Es zog mir ſogar einen Augenblick durch den Sinn: Ob der Graf nicht indeſſen in Venedig erfahren hat, was vorgegangen? Racheglühend iſt er mir nachgereiſ't, hat mich eingeholt, hat, während ſeines langen Aufenthaltes ganz zum Italiener geworden, mir mit verſtellter, perfider, wälſcher Freundlichkeit ein künſtlich vergiftetes Kleid aufgedrungen und reiſ't nun neben mir, um ſich an meinen Leiden und Qualen zu weiden. Die vergifteten Briefe, Handſchuhe, Cigarren ſind keine Fabel, warum ſollte es nicht einen vergifteten Paletot geben?

Aber da ſaß er in ſeinem Winkel und plauderte und erzählte ſo ruhig fort, ſo unſchuldig wie ein Kind. Ohne daß ich es in meinem Paroxysmus

merkte, war er wieder auf den polnischen Feldzug gekommen und sprach mit großem Feuer, mit vieler Begeisterung für sein Vaterland. Ich hörte wenig davon. —

Fühlen Sie, rief er plötzlich, ich weiß nicht, in welchem Zusammenhange, fühlen Sie, was mich trotz Allem und Allem stolz macht! Bei diesen Worten riß er seine Kleider auf, faßte meine Hand und führte sie über die Fläche seiner Brust. Ein Schauer durchzuckte mich; diese Brust glich einem geackerten Felde. Eine Narbe neben der anderen fühlte die Hand, und wie er sie leitete, ging sie wie über Berge und Thäler dahin.

Alles das von russischen Lanzen, Degen und Kugeln — alles das vor meinem vierundzwanzigsten Jahre, sagte er mit aufgeregter Stimme und ließ meine Hand sinken.

Darauf schwieg er und schien sich in Erinnerungen an alte Zeiten zu versenken.

Und ein Held, ein Märtyrer, ein edler Sohn seines Vaterlandes ist er auch! seufzte ich in tiefster Seele. Anstatt des Paroxysmus überkam mich eine große Ehrfurcht, eine innige Wehmuth. Ich hätte weinen mögen und wußte nicht, worüber; vielleicht über das Glück, das ich vor einigen Wochen so sehr

gewünſcht und mit ſo vielem Rauſche genoſſen hatte. Leiſe zog ich den Paletot ab und legte ihn zwiſchen uns. Da wurde es mir leichter. Hätte ich reden dürfen, vielleicht wäre mir ganz wohl geworden, aber Schweigen war mir Pflicht. Doch dauerte es nicht lange, und eine mächtige Thräne ſchlich durch die Stille der Nacht über die Wange hinab; es war eine aufrichtige Reuethräne. Ich verwiſchte ihre Spur, da es über dem Fichtelgebirge zu tagen begann.

Und als ich kam zum finſtern Wald hinaus,
Da war verſchwunden der Sünde Graus.
Da ſtand der Morgenhimmel in rother Gluth,
Da ward mir wieder froh zu Muth.

Hier ſchwieg der Erzähler und ſah die Geſellſchaft mit heiteren und naiven Augen an.

Nun, und dann? fragte der Ruſſe.

Ja wohl, und dann? — ſetzte einer der Freunde, ein deutſcher Arzt, hinzu. Mit dieſem muſikaliſchen Schluſſe iſt uns nicht gedient.

In Karlsbad, fuhr der Erzähler fort; trennten wir uns als gute Freunde.

Aber haben Sie nie etwas über Zanetta's und des Grafen fernere Schickſale gehört?

Nicht über Zanetta's, wohl jedoch über des Grafen fernere; aber ich theile das nicht gern mit; es klingt wie Ironie.

Die Ironie iſt oft das Fabula docet einer moraliſchen Geſchichte, ſagte der Arzt, alſo heraus damit.

Graf Zalesky — betonte der Erzähler mit Nachdruck —, von Zanetta beglückt, hat im Laufe der Zeit Venedig ſo lieb gewonnen, daß er ſich in der Revolutionszeit als bereits vierzigjähriger geſetzter Mann für die Lagunenſtadt mit derſelben Tapferkeit ſchlug, wie einſt für ſein Vaterland. Er blieb bei Vertheidigung des Forts Malghera.

3.

Das Wort einer Frau.

Durch dieſen Schluß, ſagte der Arzt, nachdem die Geſellſchaft eine Zeit lang theils nachdenkend, theils debattirend die erzählte Geſchichte noch einmal geprüft hatte — durch dieſen Schluß kommt ein neues Element aufs Tapet: die Ironie. Dieſe —

in Verbindung mit Ihrem „Einſiedler des Herzens“ erinnert mich an eine Begebenheit, die ſich in dem Städtchen, in welchem ich vor meiner Verbannung als Arzt prakticirte, gewiſſer Maßen unter meinen Augen zugetragen.

Das Städtchen, in einer lieblichen, mäßig gebirgigen Gegend Norddeutſchlands gelegen, gehört zu jener Zwittergattung von Flecken, die in ſchönen, eleganten Landhäuſern und bequem ſich ausbreitenden Gärten den Comfort der Stadt mit der Anmuth des Landlebens verbinden und deßhalb von den Städtern zu beliebten Villeggiaturen erhoben werden. Zu Anfang eines Frühlings der dreißiger Jahre kam ein junger Mann, den wir Eduard nennen wollen und der hier ein ſchönes und bequemes Landhaus beſaß, in dieſem Städtchen an und richtete ſich für einen längeren Aufenthalt ein. Eduard gehörte der beſten Geſellſchaft an. Aus einer hohen und reichen Beamten-Familie entſproſſen, hatte er ſeine Studien ſchnell und mit Glück zurückgelegt, war dann auf Reiſen gegangen, und ſo eben von Italien zurückgekehrt, wollte er eine Zeit lang in ländlicher Ruhe noch der Freiheit genießen, die er beim Antritt ſeiner Beamten-Carriere, welche ihm bereitet war, in einigen Monaten verlieren ſollte. Ein kenntniß- und

geiſtreicher junger Mann, war er nicht ohne Nutzen gereiſ't. Er hatte viel geſehen, viel beobachtet und in Tagebücher und Notizen eine reiche Ausbeute niedergelegt. Vorzugsweiſe um im Geiſte die glücklichen, freien Reiſetage noch einmal zu genießen und jene Notizen und Tagebücher zu ordnen, wohl auch um aus ihnen für ſeine künftige Carriere manchen praktiſchen Fingerzeig zu gewinnen, der ihm, was in der Beamtenwelt oft ſo nützlich iſt, etwas vor ſeinen Collegen Auszeichnendes, eine Specialität geben könnte, hatte er ſich auf dieſes Landhaus zurückgezogen und war ſogleich an die Arbeit gegangen.

Kurze Zeit nach Eduard's Ankunft traf in dem Städtchen ein ſeit mehreren Jahren gewohnter und beliebter Gaſt ein: Frau Louiſe von B..., die Gattin eines hohen Beamten, die ſich ſeit mehreren Jahren nach den rauſchenden Vergnügungen des Winters, allein oder mit ihrem Gatten in ihr hieſiges Landhaus zu flüchten pflegte. Gezwungen, in der Stadt ein großes Haus zu machen, umdrängt von einer Schaar von Anbetern und Schmeichlern, gebunden von den ermüdenden Geſellſchafts-Pflichten ihrer Stellung, that ihr die Ruhe des Landlebens noth, und man muß es zu ihrem Lobe ſagen, ſie ſuchte es auf, ſobald es nur ihre Pflichten und die

Sitte gestatteten. Man nannte sie in dem Städtchen die erste Schwalbe. Diesmal kam sie, da ihr Mann durch die politischen Reformen seines neuen Fürsten in seinem Bureau festgehalten war, wie übrigens schon früher geschehen, allein. Man wunderte sich darüber nicht, da das Verhältniß zu ihrem weit älteren Manne ein zwar sehr anstands- und rücksichtsvolles, aber doch sehr kühles war. Da es in dem Städtchen noch ganz an Gesellschaft fehlte, so war die Bekanntschaft zwischen Eduard und Frau Louise von B . . . leicht gemacht, um so leichter, als die Gleichheit des Standes, die nahen Beziehungen beider Familien und ein Brief der Schwester Eduard's es diesem zur Pflicht machten, der jungen und liebenswürdigen Frau über die ersten regnerischen Wochen des Frühlings hinwegzuhelfen. Der erste Besuch Eduards ermangelte zwar nicht jenes Unbehagens, das man empfindet, wenn man sich einer arbeitsamen Einsamkeit gewidmet hat und durch gesellschaftliche Pflichterfüllung aus dieser liebgewordenen Einsamkeit herausgerissen wird. Aber dieses Unbehagen konnte nicht lange bestehen. Louise war schön, geistvoll und stand eben in jenem verführerischen Alter, wo sich eine voll und reich entfaltete

Jugend mit einer angenehmen, den Umgang ſo ſehr erleichternden Erfahrung verbindet.

Dieſe Erfahrung und ihr heller, menſchenkenneriſcher Verſtand wären zwar geeignet geweſen, auf ein friſches Gemüth wie Eduard, das bei Frauen mehr noch warme Gefühle ſucht, eher erkältend als erwärmend zu wirken, wenn nicht etwas Elegiſches, etwas wie eine Klage über Verlorenes oder wie eine vergebliche Sehnſucht nach Unbekanntem dem Weſen der ſchönen Frau die gewünſchte Romantik, die bei der Jugend geliebte Gefühlsfärbung gegeben hätte. Eine junge ſchöne Frau an einem älteren Mann gefeſſelt, in eine tolle, conventionelle Welt geworfen — das Räthſel war leicht gelöſ't, das Elegiſche erklärlich, das Mitleid natürlich.

Eduard kam oft. Er war erſt ihre einzige Geſellſchaft, ſpäter, da das Städtchen ſich mehr bevölkerte, ihr erklärter Ritter. Er erzählte ihr von ſeinen Reiſen, ſie hatte nach ihrer Hochzeit dieſelben Länder geſehen, und ſie ſchwelgten mit einander in der Erinnerung. Mancher ſchöne Punkt Italiens, Griechenlands ſchien Eduard ſchöner, als er ihm vom Munde Louiſens beſchrieben wurde. Sie kannte bald Eduard's Beſchäftigung, und ſie war im Stande, ihm zu helfen. Er brachte ſeine Notizen und Ta-

gebücher herüber, und es vergingen ihnen Stunden und Tage in gemeinschaftlicher Arbeit. Als Louise Einsicht in die Papiere hatte, lernte sie mit dem der schwärmerischsten Frau eigenthümlichen Charakter den Mann achten, der überall das Nützliche, das Belehrende beobachtete, der immer mit Rücksicht auf seine künftige Wirksamkeit sammelte. Eduard hingegen bemerkte mit Freuden, wie sie in seinen Tagebüchern gern bei der Beschreibung des Schönen verweilte, wie sie da jede Andeutung verstand, sie commentirte und sich daran begeisterte.

Bald, freilich, waren diese wohlgefälligen gegenseitigen Beobachtungen die Hauptsache. Die Arbeit, mit großem Eifer angefangen, ging langsam von Statten; wenn sich die Hände berührten, trennten sie sich nicht gern, um ein Blatt umzuwenden; wenn sich die Augen trafen, kehrten sie sich nicht gern ab, um todte Schrift zu lesen. Louise und Eduard liebten einander, und sie hatten beide Verstand genug, es bald zu wissen, und Jugend genug, sich dieser Liebe und ihrem ganzen Glück hinzugeben.

So verging der Sommer. Louise wurde von ihrem Manne früher als gewöhnlich in die Stadt zurückgerufen, und die Liebenden erschraken wie vor einer Entdeckung. Es stellte sich zwar schon aus

dem nächstfolgenden Briefe aus der Hauptstadt heraus, daß Herr v. B... seine Frau nur darum zurückberief, weil er ein großes Diner geben mußte, bei dem sie die Honneurs machen sollte; aber Eduard war dieser Schrecken vor einer Entdeckung neu, und das Verheimlichungswesen, seinem offenen Charakter und klaren Leben bisher so fremd, gab seinem Schmerze über die Trennung einen störenden, so zu sagen vergiftenden Beigeschmack. Eduard hatte den Entschluß gefaßt, auch den Winter auf dem Lande zu verbringen, um seine Arbeit, die in der letzten Zeit so langsam vorgeschritten war, zu vollenden, auch, um, wie er zu Louisen offen sagte, sich das Schauspiel zu ersparen, wie sie mit ihrer Liebenswürdigkeit aller Welt angehörte, vor Allem aber, um sie nicht mit ihrem Manne zu sehen, zu dessen Gesellschaft, ja Freundschaft er in der Stadt durch seine Stellung gezwungen sein würde. Man verabredete einen fleißigen Briefwechsel, und Eduard sah mit Vergnügen, wie sich Louise gegen alle die heimlichen Mittel und Vorsichtsmaßregeln sträubte, die nothwendig waren, um die Lebhaftigkeit dieses Briefwechsels zu verbergen.

Louise reis'te ab. Die Trennung von dem geliebten Weibe, die durch jenen falschen Schrecken bei ihrer Zurückberufung und bei den letzten Gesprächen

angeregten Gefühle, die ihn auf das Schiefe, leider auch Lügenhafte eines ſolchen Verhältniſſes aufmerkſam machten, die plötzliche Vereinſamung — alles das wirkte mit trüber Macht auf Eduard's Gemüth. Die Arbeit, einſt ſo belebt in Louiſens Geſellſchaft, ſchien ihm ſchaal und unerquicklich, und er ſuchte ſich bei der noch anweſenden Stadtbevölkerung zu zerſtreuen. Sie langweilte ihn und fehlte ihm doch, als ſie das Städtchen verlaſſen. In der vollkommenen Einſamkeit verſank er in immer tieferen Trübſinn, und ſeine Briefe an Louiſe trugen dieſen Stempel. In deſto häufigeren Briefen ſuchte ſie ihn zu tröſten und aufzuheitern, indem ſie ihn auf den Frühling verwies, der ihr Glück wieder in der Blüthe ſehen ſolle. Sie ermunterte ihn zur Arbeit, ohne es ganz zu verhehlen, daß ſie ſich durch ſeine Traurigkeit geſchmeichelt fühle. Dennoch forſchte ſie mit der Anſtrengung eines gewiſſenhaften Arztes nach allen möglichen Urſachen ſeines Trübſinnes, der in wahre Melancholie ausgeartet war, und ſuchte alle dieſe Urſachen zu heben. So ſchrieb ſie ihm einmal, daß ihre Liebe aller Welt ein vollkommenes Geheimniß ſei, daß ſie für ihren Ruf nichts zu fürchten habe und daß er ſich über dieſen Punkt vollkommen beruhigen könne. In der That gehörte Louiſe zu

jenen Frauen, an die ſich beim ungezwungenſten Umgange mit Männern der böſe Leumund nicht heranwagt, und von denen man in Geſellſchaft ſagt: Sie iſt zu klug, um ſich in ein Verhältniß einzulaſſen, das ſie compromittiren könnte.

Der Winter verging. Frau v. B... war wieder die erſte Schwalbe des Städtchens; ja, ſie kam in dieſem Jahre noch früher als gewöhnlich, da ihr Mann ſie für jene haſtige Abberufung entſchädigen wollte. Sie fand Eduard ſehr verändert. Er war blaß, ſchweigſam und in ſich verſunken. Sie konnte ſich nicht ſagen, daß er ſie weniger liebe als im vergangenen Sommer, im Gegentheil fand ſie jedes ſeiner Worte, jeden ſeiner Blicke inniger, intenſiver; aber ſie mußte erkennen, daß die Freude des Wiederſehens ihn zwar aufgeregt, aber im traurigen Zuſtande ſeiner Stimmung keine Kriſe hervorgebracht. Mit jener zärtlichen Geduld des Krankenpflegers, deren das Weib in ſo hohem Grade fähig iſt, erſchöpfte ſie in den langen Nachmittagen und Abenden, die ſie während der ſchlechten Zeit auf ihrer Stube verbrachten, alle die Mittel, Gründe und Ueberredungskünſte, die ſie ſchon in ihren Briefen erſchöpft hatte; ſie war heiter, um ihn zu erheitern, ſie weinte, um ſich von ihm tröſten zu laſſen. So gelang es ihr

wohl, ihn auf Momente aus ſich ſelbſt heraus zu reißen, im Ganzen aber blieb ſein Zuſtand derſelbe. Am Ende ſchien es ihr, als ob er ihr etwas verſchweige, als ob er eine Frage an ſie zu richten habe, die er nicht auszuſprechen wage, und daß ſie ſeinem Trübſinn auf der rechten Spur ſei, bemerkte ſie einmal mit Erſtaunen, als ſie ihm wieder lange zugeredet hatte und er ſich plötzlich lächelnd und wie ſcherzend zu ihr wandte und ſo obenhin fragte: Liebſt du mich denn wirklich, Louiſe?

Für Louiſen war das Räthſel gelöſ't; nicht Scrupel waren es, es war der Zweifel, der Eduard's Heiterkeit untergrub. Viel vermag eine Frau, wenn ſie alle Schätze der Liebe vor dem Auge, dem Herzen des Geliebten ausbreiten will. Jede Minute im Leben Louiſens war von nun an ein Beweis von Liebe. Mit dem Frühling wurde auch Eduard heiterer — aber jene Frage wiederholte ſich trotz Allem von Zeit zu Zeit.

Indeſſen war es ſonnig geworden und grün, und die Liebenden durchſchweiften die Gegend, und Eduard ſchien immer mehr und mehr einer heiteren Ruhe entgegen zu gehen.

Eines Nachmittags kam er lächelnd zu Louiſen, die ihn zu einer Promenade ins Gebirge eingeladen

hatte — aber als man einen Gang durch den Garten machte und es da ſo heimlich und von aller Welt abgeſchloſſen war, zog man es vor, die ſchönen Stunden in der buſchigen Laube beim Geſang der Vögel, dem Dufte der ſich erſchließenden Blumen zuzubringen. Louiſe ſaß auf der Bank, Eduard ihr zu Füßen, das Haupt in ihrem Schooße. Sie ſprachen wenig; Louiſe ſchien über die Klarheit ihres Freundes glücklich. Da ertönte wieder jene Frage: Liebſt du mich denn wirklich, Louiſe?

Louiſe antwortete nicht; ſie zog die Hände aus den Haaren Eduard's, in denen ſie geſpielt hatte und ſah, beleidigt, erſt vor ſich hin, dann zum Himmel hinauf, den Vögeln nach, die zwitſchernd über den Garten flogen.

Da erſchallt ein Schuß in ihrer nächſten Nähe; ſie ſieht herab, Eduard liegt mit zerſchmetterter Stirn zu ihren Füßen.

Gott, meine Briefe! ruft Louiſe. Sie ſpringt auf, zieht den Schleier vors Geſicht, eilt über die Gaſſe hinüber in Eduards Wohnung auf ſeine Stube. Da liegt ein Meſſer auf dem Tiſche, damit erbricht ſie eine Lade im Pulte, nimmt das wohlverbundene Paket Briefe, das da liegt, ſchiebt es unter ihr Tuch und eilt wieder nach Hauſe.

Der Arzt ſchwieg, ſeine Geſchichte war zu Ende.

In dieſer Geſchichte, lieber Freund, ſagte der Ruſſe, haben Sie uns, mit Einem Worte, hinterliſtig mit einer Pointe etwas zu viel von Ihrer beliebten Ironie aufgetragen.

Was vermag ich gegen ein Factum? antwortete der Arzt, denn ein wirkliches und leibhaftiges Factum habe ich Ihnen mitgetheilt. Uebrigens habe ich es weniger der Ironie wegen gethan, als um unſerem jungen Freunde zu zeigen, wie verſchieden ſich jener ſein Einſiedler des Herzens äußert, beſonders wenn er überraſcht wird.

Das iſt ja eben Ihre vermaledeite Ironie! rief der Hausherr.

Nein! ſagte der Arzt mit immer gleicher Ruhe — und ich will es Ihnen zum Theil beweiſen, indem ich Ihnen mittheile, was ich verſchweigen könnte. Frau Louiſe v. B... wurde in ſpäteren Jahren nervös und war oft krank; ich behandelte die trotz vorgerücktem Alter und allen Leiden immer noch reizende Frau. Ich ſaß oft Stunden lang an ihrem Bette und plauderte. Sie war proteſtantiſch und hatte keinen Beichtvater, da ſchenkte ſie ihr Vertrauen dem Arzte und ſie ſelbſt war es, die mir dieſe Geſchichte mitgetheilt hat, und wenn mein junger Freund

will, erlaube ich ihm das als eine Regung seines viel genannten Einsiedlers des Herzens zu betrachten.

Das wollen wir! riefen wir alle, denn das ist das Richtige!

4.

Ein frommer Betrug.

Mit diesem uns alle ehrenden Ausruf verlassen wir die Gesellschaft der Erzähler von St. Hippolyt; aber anknüpfend an jene Erzählungen, in denen das Gewissen eine Rolle spielt, will ich die Geschichte eines Mannes mittheilen, der im Bewußtsein reinsten Wollens verachtungsvoll mitten durch Verdächtigungen mit Energie seinem Ziele entgegen ging. Den herrlichen Park, den hauptsächlichen Schauplatz dieser Begebenheit, habe ich selbst zu öfteren Malen durchwandert, und im lieblichen Rauschen seiner Tannen und Eichen ist mir die Geschichte aus authentischstem Munde erzählt worden.

Die Familie derer v. B ... gehört zu den bekanntesten und reichsten Banquiers-Familien des Continents. Die Herren v. B ..., nachdem sie in ihrer Provinz großen Grundbesitz und in ihrem Staate, einem der Großstaaten Europa's, den Adels-Titel sammt den daran haftenden Privilegien erworben haben, ziehen es zwar vor, zur Aristokratie ihres Landes gezählt zu werden, dennoch aber lassen sie echt bürgerlich ihre Banken weiter arbeiten und ihr Vermögen von Tag zu Tag vergrößern, und zeichnen sie sich durch jenen specifischen Stolz aus, der sich in der heutigen plutokratischen Welt mit dem Bewußtsein ihrer fast ausschließlichen Macht verbindet. Neben dem commerciellen Gewinne besitzt der Vorsteher dieses Hauses das Geschick, durch eine halb mediceische Art von Unterstützung der Künste und Wissenschaften, durch Heranziehung glänzender Berühmtheiten, durch pompöse Feste und durch Betheiligung an philanthropischen Unternehmungen einen gewissen Glanz um sich zu verbreiten, der die Cassen und Ziffern und die Prosa des Geldlebens vergessen macht. Die Frauen der Familie dienen mit ihrer natürlichen und gebildeten Güte des Herzens unbewußt den Planen des Herrn v. B ..., indem sie die Armuth unterstützen und so dem Hause noch den Ruf der Wohlthätig-

ſichern. Die ältere Linie der Familie bewohnt in der welthiſtoriſch berühmten Stadt, die nun freilich zu einer Provinzial-Hauptſtadt herabgeſunken iſt, den Palaſt, den ehemals die erſte Familie des Landes bewohnt hatte und der wegen ſeiner hiſtoriſchen Wichtigkeit ſowohl, als wegen ſeiner großartigen, wahrhaft königlichen Bauart eine Merkwürdigkeit geworden iſt, an der kein Fremder vorüber gehen darf. In ſeinen Sälen hat Herr v. B ... Sculpturen des größten Bildhauers dieſes Jahrhunderts aufgeſtellt. Die Provinz iſt von ſeinen Schlöſſern und Muſter-Meiereien ſo zu ſagen bedeckt; worauf er aber beſonders ſtolz iſt, das ſind die Parks, welche er von engliſchen Kunſtgärtnern an ſeinen Schlöſſern mit großen Koſten anlegen ließ und die, wie ſein Palaſt in der Stadt, Zielpunkte neugieriger Wanderer geworden ſind.

Die Familie v. B ... ſteht mit Einem Worte in vollſter Blüthe. Aber ſie hat den Ring des Polykrates vergeſſen, ſie hat es vernachläſſigt, den „Neid der Götter“ zu verſöhnen. Herr v. B ... hatte drei Töchter, die man gern mit den drei Grazien verglich, welche in Marmor im Schlafzimmer ſeiner Frau ſtanden. Unter ihnen zeichnete ſich die jüngſte, Emilie, nicht nur durch höhere, geiſtigere Schönheit,

ſondern auch durch eine wahrhaft magnetiſche Anziehungskraft aus, der Niemand widerſtehen konnte. Man hatte das ſchon früh bemerkt und baute auf Emilien die ſtolzeſten Hoffnungen. Durch ſie hoffte man eine angeſehene, wahrhaft ariſtokratiſche Verbindung erreichen und ſo factiſch in die Welt des hiſtoriſchen Adels eintreten zu können. Aber ſchon in ihrem ſechszehnten Jahre fingen die ſchönen und ſanften braunen Augen Emiliens zu kranken an, und in ihrem ſiebenzehnten Jahre, der Blüthezeit des Lebens, der Zeit der Hoffnungen und Träume, war ſie eine arme unglückſelige Blinde. Das Unglück laſtete ſchwer auf der Familie. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Alles gethan wurde, um es abzuwenden. Reiſen zu den berühmteſten Aerzten wurden unternommen, und als man die Reiſemühen als ſchädlich erfand, wurden andere aus weiter Ferne herbeigeholt. Sie alle gaben nur ſpärlichen Troſt, indem ſie auf die ferne Zukunft verwieſen, oder gar keinen, indem ſie die Blindheit für unheilbar erklärten.

Emilie war im ganzen Hauſe diejenige, die ſich bei den traurigen Ausſichten zuerſt und mit Sanftmuth ins Unvermeidliche ergab; die den Blinden eigenthümliche Heiterkeit ſtellte ſich bald bei ihr ein, und ſie ſuchte die Anderen über ihr eigenes Unglück

zu tröſten. Nach und nach gewöhnte man ſich an die Unglückliche, die, von einer Geſellſchafterin geführt, im Hauſe umherſchlich; man umgab ſie mit allen Bequemlichkeiten, die einem Blinden das Leben erleichtern, man gab ihr Geſellſchafterinnen ihres Alters, die ſie unterhalten ſollten, Vorleſerinnen in mehreren Sprachen, Muſiker, die ihr die trüben Stunden mit Ausführung der ſchönſten Kammer-Compoſitionen erheitern ſollten. Es war ein glänzendes Elend; doch wurde es mit der Zeit als ein Theil des Luxuslebens betrachtet, und man hörte die Bemerkung gern, daß Herr v. B ... das Unglück ſeiner Tochter auf großartige, wahrhaft fürſtliche Weiſe zu verſchönern verſtehe.

Mit dieſem ihrem Hofe lebte Emilie im ſtillſten Flügel des Palaſtes. Da ſie weder mehr an den Bällen und Soireen des Hauſes oder befreundeter Familien, noch an Beſuchen u. dgl. Theil nehmen konnte, wurde ſie in ihrer kleinen Welt immer einſamer. Mutter und Schweſtern kamen des Morgens, um ihr die Stirn zu küſſen und ihr einige freundliche Worte zu ſagen — dann hörte ſie meiſt den ganzen Tag nichts mehr von ihnen. Selten einmal verſammelten ſie ſich mit den intimſten Freunden in Emiliens Zimmern, um daſelbſt ein kleines Concert

anzuhören, und auch das betrachtete man als eine Pflicht. Es iſt traurig, aber wahr: auch Kinder ſinken im Preiſe. Die arme Blinde machte ähnliche Betrachtungen und zog ſich immer mehr in ſich zurück.

So vergingen Jahre, und als man in einem Herbſte einmal von der Villa in die Stadt überſiedelte, bat Emilie um die Erlaubniß, mit ihrer Gouvernante und ihren Geſellſchafterinnen den Winter in dem einſamen Hauſe zuzubringen. Die Eine Schweſter war verlobt; man machte ſich zu glänzenden Feſten bereit, der Winter ſollte lärmend werden — man ſah ein, daß all das Emilien nur ſtören könnte; das Landhaus lag in der Nähe der Stadt, man konnte ſie im Nothfalle ſchnell in die Stadt holen, und man hatte gegen ihren Wunſch nichts einzuwenden. Eine Anzahl Bediente wurde ihr noch beigegeben und dazu eine Art Major domus, ein alter, treuer Freund, der ehemals der Mutter Unterricht gegeben hatte und nun im Hauſe gewiſſer Maßen das Gnadenbrod aß.

Die Villa, in welcher nun Emilie wie eine verwittwete Königin wohnte, gehörte zu jenen oben erwähnten, die ihrer Schönheit, beſonders der Schönheit ihres Parkes wegen, von Fremden beſucht wurden und weit und breit berühmt waren. Emilie

erinnerte ſich ihrer noch klar aus der Zeit ihrer Kindheit und fühlte ſich wohl im Bewußtſein der umgebenden Schönheit. Weniger gehindert als in der Stadt, konnte ſie hier ihr Leben ganz nach ihren Neigungen einrichten; manches, was ſie dort unangenehm berührte, fiel hier weg, und bald war ſie unter ihren heiteren Genoſſinnen die Heiterſte. Mit Spazierfahrten, Vorleſung, Muſiciren, ſelbſt ernſteren Studien verging die Zeit aufs angenehmſte.

Emilie war zweiundzwanzig Jahre alt. Ihr Auge hatte ſich der Welt verſchloſſen, eben, da ſich ihr das Herz vielleicht erſchließen wollte. Erſchrocken vor dem Unglück, zog es ſich zuerſt krampfhaft zuſammen und entſagte nach Ueberwindung des erſten Schmerzes den Freuden, dem Glücke, das die Welt bieten kann. Später war ihre zartfühlende und liebevolle Seele vollauf und ſchmerzlich beſchäftigt, ſich an alle ungeahnten Folgen ihres Unglücks, vorzugsweiſe an die Vereinſamung zu gewöhnen. Jetzt da dieſe Kämpfe überſtanden waren und ſie zu einer Art beſchaulicher Ruhe durchgedrungen war, erwachten wieder manche Gefühle und Wünſche, die ſeit ihrer erſten Jugend gewiſſer Maßen unberührt in ihr geſchlummert hatten. Sie hatte nie geliebt. Die Lectüre mancher poetiſchen Werke erinnerte ſie daran, und ſie

zuckte die Achseln, schmerzlich lächelnd. Aber es sind nicht die edelsten Weiber, bei denen die Liebe durch das Auge einzieht; sie weiß andere und oft bessere Wege zu finden.

Eines Abends fand die Vorleserin ein neues Buch auf dem Tische. Es war ein schön ausgestatteter Almanach, der mit einem wohlthätigen Zwecke noch den verband, die poetischen Kräfte der Provinz zu sammeln und anzuregen. Herr v. B ... war wohlthätig und unterstützte Künste und Wissenschaften. So hatte er auf eine größere Anzahl von Exemplaren subscribirt, und eines hatte man Emilien geschickt, wie man sie überhaupt mit dem Neuesten versorgte. Man nahm den Almanach mit Mißtrauen in die Hand, aber man hielt es für Pflicht, die Hervorbringungen der nächsten Umgebung kennen zu lernen. In der That wurde Vieles angefangen und nicht zu Ende gelesen; des wohlthätigen Zweckes und der guten Meinung halber verzieh man den Autoren, aber man hielt es nicht für geboten, sich durch so viel Gestrüpp zu schlagen. So war das Buch bald zur Hälfte durchblättert. Plötzlich aber blieb man vor einer Reihe von Gedichten überrascht stehen; die Vorleserin hielt unwillkürlich inne, als ob sie sagen wollte: Hier ist etwas von einer ganz anderen Gat-

tung, und als ob ſie abwarten wollte, bis man die bisher angeregte ſpöttiſche Stimmung verbannt und ſich auf eine ernſtere vorbereitet habe.

Es gibt Gedichte, die mit dem erſten Verſe alle Saiten des Herzens vibriren machen, die den Leſer oder Hörer meiſt mit den einfachſten Worten auf unerklärliche Weiſe ergreifen und ſelbſtherrſchend um ihn eine Atmoſphäre verbreiten, der er ſich nicht mehr entziehen kann. So waren die Gedichte, welche die Vorleſerin Emiliens nach einigem Stillſchweigen vortrug. Ein edles Gemüth ſprach in ihnen eine ſanfte, doch männliche Melancholie in einfachen Worten aus. Die Melodie der Sprache wirkte, als ob dieſe Lieder bereits in Muſik geſetzt wären, als verlangten ſie nur geſungen und nicht geleſen zu werden. Emilie ließ ſie ein zweites, ein drittes Mal wiederholen; ſie war tief ergriffen. Sie ging ans Clavier und ſuchte unter Mendelsſohn's Liedern ohne Worte nach einer Melodie, die zu dieſen Verſen gepaßt hätte. Sie fand keine und ſpielte ſich endlich, um die angeregte Stimmung feſtzuhalten, das Adagio aus Beethoven's Cismoll-Sonate. — Dann verſank ſie in Träumereien und wurde ſchweigſam. Erſt ſpät fragte ſie nach dem Namen des Verfaſſers: er hieß Karl Blank.

„Ich möchte ihn kennen, dieſen Karl Blank!“

ſagte ſie, indem ſie das Buch nahm und ſich die Hand auf die Blätter legen ließ, welche die ſchönen Verſe enthielten. Dann legte ſie ſelbſt ein Zeichen in die Blätter, ſchloß das Buch und ließ ſich an dieſem Abend nichts mehr vorleſen.

Da Emilie am anderen Morgen, nach abermaliger Vorleſung der Gedichte, wieder den Wunſch äußerte, den Verfaſſer kennen zu lernen, und da ihre Umgebung gern jeden Wunſch der gütigen und ſanften Herrin erfüllte, ſo fing man an, ſich nach allen Seiten hin nach dem unbekannten Karl Blank zu erkundigen. Beſonders war der Major domus bei ſolchen Gelegenheiten thätig. Der hatte es bald heraus, daß Herr Karl Blank als Arzt in einem benachbarten kleinen Städtchen ein beſcheidenes Leben führte.

Das Unwohlſein einer der Geſellſchafterinnen wurde benutzt, ihn, ohne das Wiſſen Emiliens, herbeizuholen. Erſt als er ſchon im Hauſe war, wurde ſie davon in Kenntniß geſetzt und gefragt, ob er ihr vorgeſtellt werden dürfe. Mit der ihr eigenen Unbefangenheit ging ſie darauf ein, obwohl man ihr geſagt hatte, daß Dr. Karl Blank ein junger Mann in den zwanziger Jahren und von ſehr liebenswürdigen Manieren ſei. Die Gouvernante glaubte eine Be-

merkung machen zu müſſen, aber Emilie lächelte halb ſchmerzlich; durch ihre Blindheit war ſie vor jeder übeln Nachrede geſchützt.

Der Arzt kam. Emilie reichte ihm die Hand und empfing ihn wie einen alten Bekannten, ohne ihm zu ſagen, wie ſie ſeine erſte Bekanntſchaft gemacht. Er ſelbſt fühlte ſich beengter, verlegener. Jung und noch wenig beſchäftigt, noch nicht abgehärtet gegen menſchliche Leiden, obwohl Arzt, rührte ihn der erſte Anblick dieſer anmuthigen Geſtalt, die zum Glücke geboren ſchien und in der ſchönſten Zeit des Lebens vom Leben ausgeſchloſſen war. Er ſtotterte einige Worte, aus denen Emilie das Mitgefühl und die Verlegenheit heraushörte; deſto mehr hielt ſie es für ihre Pflicht, durch unbefangenes Weſen und Zuvorkommenheit ihm ſeine Sicherheit wieder zu geben.

Karl hatte während und nach ſeiner Studienzeit in der Welt gelebt; erſt ſeit Kurzem hatte er ſich, um nur einen Wirkungskreis zu haben, in das Städtchen verbannt, und er hatte daſelbſt ſeine weltmänniſchen, ſicheren Manieren noch nicht verloren. So fand er denn bald ſeine Faſſung wieder und kam Emilien mit jener dankbaren Offenheit entgegen, die ihre Unbefangenheit verdiente, und mit jener Hinge-

bung, die edlere Seelen von Anfang an dem Unglücke gern beweiſen. Der Ton ſeiner Stimme that ihr wohl; ſie war männlich und ſanft und paßte ſo zu ſeinen Worten. Als Blinde hatte ſie es gelernt, die Menſchen nach den verſchiedenſten äußeren Zeichen zu beurtheilen, und ſo fand ſie auch, daß in ſeinem Händedruck beim Abſchiede viel Herzlichkeit lag, viel mehr als in dem erſten, als ſie ihn empfing. Kaum war Karl fort, als ſie alle ihre Geſellſchafterinnen verſammelte, um ſich ſein Aeußeres beſchreiben zu laſſen; ſie ſtimmten alle darin überein, daß er etwas ſehr Einnehmendes habe und zum Arzte wie geſchaffen ſei, da ihm das Vertrauen förmlich entgegen fliege. Er ſei zwar nicht geradezu ſchön zu nennen, doch habe er viele Schönheiten, die bei einem Manne mehr werth ſeien, wie ein ſanftes, doch ſehr ernſtes dunkles Auge, eine hohe, weiße Stirn, eine feine Hand und einen Mund, der zwar etwas groß ſei, aber viel Energie verrathe und dieſe wohlthätig mit einem ſanften Lächeln verdecke. Die Kranke, zu welcher Karl als Arzt gerufen worden, konnte ſein Benehmen nicht genug rühmen und ſchilderte vorzugsweiſe ſeine Art, zu ſprechen, zu gehen, zu ſitzen, ſich zu bewegen, und ſo wurde es Emilien nicht ſchwer, ſich aus den einzelnen Vorzügen, die jede der Damen

beſonders hervorhob, ein vollkommenes und lebhaftes Bild Karl's zuſammen zu ſetzen.

Karl kam bald wieder, um ſeine Kranke zu ſehen. Es war ein heiterer Wintertag, und er mußte in den Garten, um die Herrin des Hauſes zu begrüßen. Er ſchloß ſich ihrem Spaziergange an, und es that ihm wohl, Emilien auf ihrem Gange manchen Dienſt leiſten zu können. Der Weg führte über eine hochgewölbte amerikaniſche Brücke, und ſein Arm war nicht zu viel, obwohl die Gouvernante ſie führte. Er übernahm alle Functionen des Dieners, der nachfolgte, er legte ihr den Mantel um, da man an eine luftigere Stelle des Parkes kam, er ſtützte ſie, da es den Hügel hinabging. Auf dem Wege ſchob er vorſorglich jedes Steinchen oder jedes todte Zweiglein bei Seite. Dabei wußte er, um Emilien ſeine Geſchäftigkeit nicht merken zu laſſen, ein lebhaftes Geſpräch zu unterhalten. Beim zweiten Beſuch wagte es Emilie ſchon, ihm von ſeinen Verſen zu ſprechen und ihm ihre Dankbarkeit dafür auszudrücken. Sie verweilte mit Liebe bei dieſem Gegenſtande, aber beſcheiden wußte er das Geſpräch in ein allgemeines über Poeſie zu verwandeln. Gern hörte ſie ihre Lieblingsdichter von ſeinem Munde gelobt; mit größerer Freude horchte ſie ſeinen Urtheilen, die in kla-

ren Worten aussprachen, was sie nur dunkel gefühlt und wovon sie sich nie Rechenschaft gegeben hatte. Es schien ihr, als ob sie nun Alles besser verstände und als ob sie künftig mit ganz anderen Ohren hören werde. Sie bat ihn bald wieder zu kommen, ihre Bibliothek anzusehen und die Lücken auszufüllen.

Karl erkannte bald die schöne Gedanken- und Phantasiewelt, welche Emilie in ihrer einsamen Nacht um sich aufbaute, und es schien ihm eine süße Pflicht, ihr am Ausbau behülflich zu sein. Er benutzte die Einladung, bald wieder zu kommen, und er hatte ihr in Bezug auf ihre Bibliothek in der That manchen nützlichen Rath zu ertheilen. Er blieb dabei nicht stehen. Bei späteren Besuchen, da er erkannt hatte, mit welcher aufrichtigen Dankbarkeit Emilie seine Rathschläge annahm, erlaubte er sich, sie auf manche Fehlwege aufmerksam zu machen, auf die sie bei ihren ernsteren historischen Studien gerathen war, und bald war er gewisser Maßen ihr Lehrer geworden.

So brachte Karl neue Elemente in diese kleine abgeschlossene Welt, wie das immer geschieht, wenn plötzlich ein Mann in einem Frauenkreise erscheint. Einem Manne gegenüber sind Frauen nicht eifersüch-

tig auf ihren Einfluß; einem gebildeten gestehen sie gern Ueberlegenheit zu. So thaten auch Gouvernante und Gesellschafterinnen. Es wurde viel von ihm gesprochen; seine Gespräche gaben Stoff zu neuen Gesprächen, in seiner Abwesenheit berief man sich auf ein von ihm ausgesprochenes Wort; war er da, machte man ihn zum Schiedsrichter. Emilien war er bald mehr, war er ein lieber Freund geworden. Von ihm geführt, machte sie ihre Spaziergänge durch den Park, verbrachte sie ganze Stunden im vertraulichsten Gespräche.

Da sie sich in seiner Gesellschaft neu aufleben fühlte, so war es natürlich, daß sie ihm von ihrer früheren Vereinsamung, von den Leiden einer von der Welt Ausgeschlossenen erzählte. Er konnte ihr dabei ungestört ins Auge sehen; es glänzte milde wie ein sanft umhüllter Stern, und das seine konnte unbelauscht eine Thräne zerdrücken. Doch war es ihm manchmal, als fühlte sie das und als sehe sie ihm ins innerste Herz. Er irrte sich nicht; am Zittern des Arms, am Tone seiner Stimme, an manchen Worten erkannte sie mit dem Instincte der Blinden den Freund, der mit ihr fühlte, wie noch Niemand mit ihr gefühlt hatte.

In der Freude ihres Herzens sprach sie der

Mutter, die ſie oft beſuchte, mit Begeiſterung von der neuen Bekanntſchaft. Die Mutter äußerte den Wunſch, Karl kennen zu lernen, und er wurde auf einen beſtimmten Tag eingeladen, um ihr vorgeſtellt zu werden. Frau v. B... fand ihn ſehr liebenswürdig, machte ihm Vorwürfe, daß er ſich in einem kleinen Städtchen begrabe, da er ganz geeignet ſei, in der großen Welt ſein Glück zu machen, und lud ihn ſchließlich ein, ſie doch ja zu beſuchen, wenn er in die Stadt komme, und ihr Haus als das ſeinige zu betrachten. Bald lernte ihn auch der Vater kennen und fand ihn „charmant".

Sonderbar genug: die Geſellſchaft des Städtchens, welches Karl bewohnte, und der Umgegend der Villa nahm die häufigen Beſuche des jungen Arztes ernſter. Emilie war rückſichtslos gegen eine Welt, die für ſie nicht exiſtirte; ſie gab ſich ihrer Freundſchaft ohne Rückhalt hin, ſie machte kein Hehl daraus, daß ſie in Karl's Geſellſchaft Stunden und halbe Tage verlebe, ſie zeigte ſich auch außerhalb des Parkes an ſeiner Seite. Kein Zweifel! das blinde Fräulein liebt ihn, der arme Arzt will ſein Glück machen und eine reiche, wenn auch blinde Braut heimführen. Das Gerede drang in die Stadt und mit Hilfe guter Freunde bis an die Ohren der

Familie v. B... Anfangs war man überraſcht, ja, beſtürzt; einen armen Arzt ohne Ruf und Namen als Schwiegerſohn in die Familie aufzunehmen, ſchien etwas Ungeheures. Der Vater ſeufzte in Erinnerung an die Pläne, die er einſt mit Emilien gehabt hatte. Abends wurde Familienrath gehalten, und man begann die Debatten in ſchlechter Stimmung; nach einigem Ueberlegen aber fand man, daß ſich die Dinge im Grunde gut fügen, daß man am Ende zufrieden ſein müſſe, wenn die arme Emilie überhaupt einen Mann finde. Man habe ſich mit dieſem unglücklichen Kinde in ſo Vieles fügen müſſen, man müſſe auch das ertragen, daß man ſie nicht ſtandesgemäß verſorgen könne. Karl ſei ein Mann, den man in der Welt präſentiren dürfe, und ſein Charakter ſei, wie es ſcheine, der Art, daß er Emilien ein ruhiges und rückſichtsvolles Leben verbürge. Auf das Bedenken der Mutter, daß Karl ihre Tochter wohl nicht aus Liebe heirathen wolle, antwortete der Vater, daß es ihm achtbar ſei, wenn ein mittelloſer junger Mann eine ſolche Gelegenheit benutze, ſeine Zukunft zu ſichern. Zuletzt wurde beſchloſſen, daß der Vater ſchon am nächſten Tage nach der Villa fahren und mit Emilien und, wenn ſie ein Verhältniß mit Karl zugebe, auch mit dieſem ſprechen ſolle.

Herr v. B... fand ſeine Tochter nicht unvorbereitet.

In Emiliens wie in Karl's Seele war es klar. Seit mehreren Tagen waren ſie im vollen Bewußtſein ihrer Liebe glücklich. Sie hatte es zuerſt gewußt, daß ſie einander liebten; er hatte es ihr zuerſt geſagt.

Und du willſt als der barmherzige Führer einer Blinden durchs Leben gehen? fragte ſie ihn weinend in jener glücklichen Stunde.

Er küßte ihr anſtatt aller Antwort die beiden ſanften blinden Augen. Da wiſchte ſie die Thränen ab und rief mit freudeſtrahlendem Geſichte: Wie ſegne ich meine Blindheit! Sie allein wird es möglich machen, daß ich dein werde; wer weiß, was ſie ſonſt aus mir gemacht hätten!

Bedurfte es für ihn eines größeren Beweiſes ihrer Liebe? Und ſie — war ſie nicht ſeiner innigſten Liebe gewiß, da er ſie, die Hülfloſe, für ein Leben lang in ſeinen Schutz nahm? Denn kein beleidigender Gedanke, keine, auch nur die flüchtigſte Erinnerung an die Schätze, die ſie dem armen Arzte mitbrachte, war ihr in den Sinn gekommen.

So ſeiner und ihrer Liebe gewiß, antwortete ſie auf des Vaters Frage mit einem einfachen Ja.

Herr v. B... erwiderte, daß er nach reiflicher

Ueberlegung gegen die Heirath mit dem vortrefflichen jungen Manne nichts einzuwenden habe und daß die ganze Familie, wie aus einer geſtrigen Beſprechung hervorging, einverſtanden ſei. Emilie, ahnend den Inhalt jener Familien-Conferenz, lächelte.

Es blieb nichts übrig, als mit Karl zu ſprechen. Herr v. B... ſchickte ſeine prächtige, mit Wappen geſchmückte und von zwei feurigen engliſchen Pferden gezogene Carroſſe ab, daß ſie ihn abhole. Iſt einmal die Sache ſo weit, dachte er, dann kann man den Mann nicht früh genug an ein convenables Auftreten und die Bedürfniſſe des Luxus gewöhnen.

Herr v. B... nahm indeſſen die Muſter-Meierei, die er in der Nähe der Villa hatte, in Augenſchein und durchging den Park, um für den nahenden Frühling mancherlei Anordnungen zu treffen. In das Haus zurückgekehrt, ſah er von fern ſchon die Carroſſe heranbrauſen und fand, als ſie in den Hof einfuhr, daß ſich Karl in einem ſolchen Wagen ganz gut ausnehme und daß er ſich mit Würde zurückzulegen verſtehe.

Herr v. B... empfing den Ankommenden mit vielem Wohlwollen. Verzeihen Sie, lieber Herr Dr. Blank, wenn ich Sie geſtört und ihren Patienten entzogen habe; ich habe Wichtiges mit Ihnen

zu beſprechen. — Mit dieſen Worten nahm er ihn freundſchaftlich unter den Arm und führte ihn hinab in die Säulenhalle, die an der Parkſeite vor dem unteren Salon hinlief.

Junger Mann! — fing er da im Auf- und Abgehen an — ich will mit Ihnen offen von einem Gegenſtande ſprechen, von dem anzufangen, eigentlich an Ihnen geweſen wäre. Indeſſen begreife ich, daß Sie bei der denn doch obwaltenden Verſchiedenheit unſerer Stellung, bei der Schüchternheit, die in Ihrem Alter nicht immer ganz verſchwunden iſt, und bei der Natur der in Rede ſtehenden Angelegenheit etwas zaghaft waren, und ich will, wie es mein Name und meine Stellung erlauben, ohne dadurch mich oder meine Tochter zu compromittiren, jede Formalität bei Seite ſetzen, indem ich ſelbſt von dem Gegenſtande beginne. — Sie haben es verſtanden, meiner Tochter eine in der That lebhafte Neigung einzuflößen — Sie wünſchen ſie zur Frau zu haben . . .

Ich bitte, Herr v. B . . . — fiel ihm hier Karl ins Wort — ich bitte, dieſe letzten Worte . . .

Stille, junger Freund, fuhr Herr v. B . . . fort, ſtille, ich weiß Alles. Es iſt mir, Gottlob! gelungen, meine Kinder ſo zu erziehen, daß ſie kein

Geheimniß haben vor ihrem Vater! Ich weiß Alles! Sie haben Sich gewiſſer Maßen verlobt, junger Freund — hier legte Herr v. B... die eine Hand auf die Schulter Karl's, indem er ihm die andere hinreichte — ich habe nichts gegen dieſe Verlobung einzuwenden.

Sie ſind ein edler Mann, murmelte Karl und legte ruhig ſeine Hand in die dargebotene des Herrn v. B...

Nein, mein Freund, fuhr Herr v. B... fort, ich bin nur ein guter Vater. Nach allen eingezogenen Erkundigungen und nach dem Eindrucke, den Sie mir ſelbſt und Frau v. B... gemacht, können wir das unglückliche Kind unmöglich beſſeren Händen anvertrauen. Aus Liebe zu unſerem Kinde ſetzen wir auch gern jede Rückſicht bei Seite, die uns ſonſt Stand und Stellung auferlegen. Lieber Doctor, fügte Herr v. B... human lächelnd hinzu, Sie kommen in eine aufgeklärte Familie, in der Sie nichts von veralteten Vorurtheilen werden zu leiden haben.

Auch Karl lächelte; er fühlte den ganzen Hochmuth, der aus dieſen Worten ſprach, und unwillkürlich entzog er Herrn v. B... ſeine Hand. — Warſt du denn auf dergleichen nicht gefaßt? fragte er ſich.

— Geduld! Geduld! und er krampfte die Hand zusammen und ſetzte die Wanderung an der Seite des Herrn v. B... fort. Dieſer ſchien eine Antwort zu erwarten oder die Fortſetzung ſeiner Rede zu überlegen und ſchwieg. In Karl ſtieg ein Gedanke auf, der ihn glücklich lächeln machte. Er dachte nach, ob er Herrn v. B... nicht ein Wort hinwerfen ſolle, das ihn beſchämen mußte. Aber dieſes Wort hätte ein ihm theures Geheimniß verrathen, das ſelbſt Emilie noch nicht kannte und das ſie doch vor allen Menſchen zuerſt kennen mußte, und er murmelte noch einmal: „Geduld! Geduld!“ und ſchwieg. — Dann dachte er wieder an all das Gerede, das ſeit Wochen die Gegend erfüllte, an die Fragen ſeiner Freunde und Bekannten, ob man denn wirklich eine Blinde lieben könne, und an die oft wiederholten Lobſprüche, daß er ein praktiſcher Mann ſei, der ein Auge zuzudrücken und ſich eine der reichſten Erbinnen des Landes zu holen wiſſe. Er war nicht darauf gefaßt, ungefähr dasſelbe aus dem Munde des Herrn von B... zu vernehmen, der wieder begann:

Ihr Schweigen, mein Freund, finde ich natürlich. Sie ſetzen bei mir, wie ich mir ſchmeichele, einigen praktiſchen Sinn voraus; Sie wiſſen, daß ich unſer Verhältniß mit Kaltblütigkeit, ohne Illu-

ſionen betrachte, und als junger Mann fühlen Sie Sich mir gegenüber etwas beengt. Beruhigen Sie Sich! Ich achte den Mann, der — Sie ſehen, ich ſpreche offen — mit einiger Selbſtverläugnung, wo ſich ihm die Gelegenheit bietet, für ſeine Zukunft zu ſorgen verſteht. Hoch achte ich den jungen Mann, der früh einer ſolchen Handlungs- und Anſchauungsweiſe fähig iſt. Und damit Sie ſehen, wie offen ich bin, wie klar ich die Verhältniſſe betrachte, ſo füge ich noch ohne Rückhalt hinzu: Sie werden uns bei allem Reichthum, den Ihnen meine Tochter bringt, nichts zu danken haben. Schwer und groß ſind die Pflichten, die Sie mit einer blinden Frau übernehmen; es iſt nur billig, daß der Lohn ihrer Erfüllung ein großer ſei.

Karl blieb ſtehen, keines weiteren Schrittes fähig. Handelsmann! — das Wort ſchwebte auf ſeinen Lippen, aber er dachte an Emilien, an die Vorſätze, die er gefaßt, an ſein ſüßes Geheimniß, und er wiſchte ſich ſchweigend den kalten Schweiß von der Stirn. Dann wieder dachte er, ihn mit einem Worte mit plötzlicher Enthüllung ſeines Geheimniſſes zu beſchämen, aber wieder fiel es ihm ein, daß Emilie es zuerſt kennen müſſe. Er faßte ſich und ſagte ſo ruhig als möglich:

Herr v. B . . ., erlauben Sie mir, bevor ich auf alles, was Sie mit ſo großer Offenheit darzulegen die Güte hatten, antworte, erſt noch einige Worte mit Fräulein Emilie zu ſprechen.

Herr v. B . . . war zwar etwas überraſcht, fand es aber billig, daß, wenn noch eine Erklärung zwiſchen den jungen Leuten nöthig ſei, dieſe Statt finde.

Karl eilte die Treppe hinauf und in Emiliens Zimmer.

Emilie! — rief er ihr ſchon von der Thür zu — was habe ich hören müſſen!

Wiederhole es nicht — bat Emilie, indem ſie ihm mit der Hand liebevoll über die Stirn fuhr — wiederhole es nicht, mein Freund, ich ahne, ich weiß es.

Nein, ſagte er, ich werde es vor dir nicht wiederholen — ich werde dich nie ſo kränken. Ich komme auch nicht darum, fügte er hinzu, und ſchlang den Arm um ihren Hals — ich komme, um dich ans Herz zu drücken und dir ein Geheimniß mitzutheilen, daß du vor allen Menſchen dieſer Erde zuerſt kennen mußt.

Ein Geheimniß? fragte Emilie?

Ja, ein ſüßes Geheimniß, das mich beglückt, wie mich noch nichts im Leben beglückt hat. Seit Wochen

trage ich es in mir, aber ich wagte nicht, es auszusprechen. Jetzt, da meine Zweifel und Hoffnungen zur Gewißheit geworden, jetzt erst wage ich es, dir davon zu sprechen.

Er nahm das holde Gesicht Emiliens in beide Hände und sagte: Versprich mir, es ruhig und mit Fassung anzuhören.

Ich verspreche es, antwortete Emilie, obwohl sie zu beben und zu zittern begann.

Er küßte sie auf beiden Augen und sagte mit fester und sicherer Stimme: In wenigen Wochen ist die Krankheit dieser beiden geliebten Sterne reif; ich werde ihnen das Licht wiedergeben.

Karl! schrie Emilie, Karl! Und keines anderen Wortes fähig, warf sie sich an seine Brust, umschlang ihn mit beiden Armen und benetzte seine Wange mit ihren glücklichen Thränen.

Stille! gebot Karl, nicht geweint — der Arzt verbietet es.

Durch dich bin ich in trüber Einsamkeit wieder aufgelebt, schluchzte Emilie, soll ich durch dich die köstliche Gabe wieder erhalten? Ich soll dein theures Antlitz sehen können, mein Freund, mein Retter, mein Befreier!

Mein theures Kind! rief Karl, indem ihm ſelbſt die Thränen aus den Augen ſprangen.

Aber, mein Freund, fuhr Emilie nach einiger Zeit fort, täuſcht dich deine Liebe nicht mit eitlen Hoffnungen, da mich die erfahrenſten Aerzte längſt aufgegeben haben?

Emilie, hat dir einer von all den berühmten Aerzten ſo lange und ſo tief ins Auge geſehen, wie ich? hat ihm dabei wie mir die Liebe mit ihrer Fackel geleuchtet? fragte Karl mit ſanftem Vorwurf.

Wahr, mein Freund, ich glaube dir; ſcheint es mir doch ſo gewiß, daß mir von dir alles Heil kommen müſſe! antwortete Emilie.

Nun du es weißt, Emilie, gehe ich wieder hinab zu deinem Vater, um ihm zu ſagen, was ich dir für all dein Geld mitbringe.

Schon war Karl an der Thür, als ihn Emilie plötzlich und mit ängſtlicher Stimme zurückrief. Halt, mein Freund, ſagte ſie mit zitternder und aufgeregter Stimme, eile nicht! Warte, bis ich einen Gedanken ganz erfaßt habe, einen traurigen Gedanken, der mir ſo eben durch den Kopf zog. Schweige, ſprich nicht davon! Nur du und ich ſollen das Geheimniß kennen. Gott, es iſt ſchrecklich! Wenn du mich heilſt, werden ſie dich mit Geld überhäufen, ich aber bin

dir verloren. Niemals werden ſie mich, die Sehende, dem armen Dorfarzte geben.

Das habe ich mir ſchon ſelbſt geſagt, erwiderte Karl und habe danach meine Pläne gemacht. Aber ich konnte es doch nicht recht glauben.

Glaube es mir! bat Emilie dringend.

Was aber ſoll ich deinem Vater auf all das Beſchämende antworten? fragte Karl.

Trage es, trage es für mich! bat Emilie mit gefalteten Händen.

Das will ich, meine Geliebte, rief Karl, das und noch vieles Andere. — Er ſchloß ſie herzlich in ſeine Arme und eilte dann zu Herrn v. B... hinab, welcher, noch in Gedanken vertieft, zwiſchen den Säulen auf und ab ging.

Herr v. B..., begann Karl, zwiſchen mir und Emilien iſt Alles auf das befriedigendſte geordnet! — Und mit ceremoniöſer Haltung und etwas ſteifer Förmlichkeit fügte er hinzu: Ich werde mich glücklich ſchätzen, ich werde mich höchſt geehrt fühlen, wenn Sie mir die Hand Ihrer Fräulein Tochter gewähren und mich ſo in den Schooß Ihrer hochgeehrten Familie aufnehmen.

Lieber Doctor, antwortete Herr v. B..., um-

armen Sie mich als Ihren Schwiegervater ... Und jetzt gehen wir zu Emilien.

Karl und Emilie mußten ſich in Gegenwart des Herrn v. B ... umarmen, und er gab ihnen ſeinen Segen. Dann ſetzte er ſich zwiſchen Beide aufs Sopha, nahm Beider Hände und war ſehr gemüthlich. Er ſprach von der künftigen Einrichtung des jungen Ehepaares und ſchenkte Karl dieſe prächtige Villa ſammt Park, Muſter-Meierei und Dependenzen, da er doch hier Emilien kennen gelernt, und bat ihn um die Erlaubniß, bei einem jungen Bildhauer, den er protegirte, einen Aeſkulap zu beſtellen, den er unten in der Säulenhalle aufſtellen wollte. — Auch die Aerzte haben ihren Adel, ſagte er lächelnd, ſie ſtammen von den Göttern. — Auch auf die Hochzeit kam er zu ſprechen. Mit Anfang des Frühlings, ſagte er, heirathet Emiliens Schweſter den Grafen R. ..., die Hochzeit wird mit vieler Pracht gefeiert werden, Leider geſtattet es Emiliens Lage nicht, daraus ein Doppelfeſt zu machen; ſie könnte an all dem Tumult nicht Theil nehmen. Ihr wird es angemeſſen ſein, zu anderer Zeit und in der Stille ihre Vermählung zu feiern. Wir wollen daraus ein gemüthliches Familienfeſt machen. Auch ſind Ihre Verhältniſſe, lieber Doctor, und die des Grafen ſo verſchieden, die

Geſellſchaft wäre am Doppelfeſte innerlich ſo getrennt, daß ſich an eine Vereinigung gar nicht denken läßt. Nach der Hochzeit geht der Graf mit ſeiner Gemahlin auf Reiſen, Mama muß in ein Seebad und wird bei dieſer Gelegenheit unſeren Freunden bei Paris einen Beſuch abſtatten; ſo wird Eure Vermählung wohl bis in den Herbſt aufgeſchoben werden müſſen.

Bis in den Herbſt? rief Karl — unmöglich!

Unmöglich? wiederholte Herr v. B ... lächelnd — es iſt natürlich, daß es Ihnen ſo ſcheint, wird aber bei der Lage der Dinge doch nicht anders thunlich ſein.

Karl wurde verdrießlich und brütete vor ſich hin, ohne auf die Worte ſeines künftigen Schwiegervaters weiter zu hören. So wurde es ſpät, und Herr v. B ... nahm Abſchied, indem er verſprach, morgen Mama herauszuſchicken, daß ſie dem Brautpaar ihren mütterlichen Segen gebe. — Kommen Sie morgen ja herüber, ſagte er zu Karl, und daß ich Ihnen den Weg erleichtere, wird mit dem Früheſten ein Phaeton mit zwei kräftigen Holſteinern vor Ihrer Thür warten. Ich bitte, über Geſpann und Kutſcher als über Ihr Eigenthum zu verfügen.

Karl begleitete Herrn v. B ... an den Wagen, dann kehrte er in Emiliens Zimmer zurück und warf

ſich in die Sophaecke, wo er ſo eben neben ihm geſeſſen hatte. Er drückte die Augen in die Hände und brütete, wie vorhin.

Warum ſo ſchweigſam, mein Freund? fragte Emilie, die ſich zu ihm ſetzte.

Alſo biſt du mir doch verloren! rief Karl traurig.

Wie ſo verloren? fragte Emilie erſchrocken — iſt nicht Alles aufs ſchönſte geordnet?

Unſere Vermählung ſoll ja, wie der Vater beſtimmt, erſt im Herbſte Statt finden, antwortete Karl.

Nun, und fürchteſt du, daß deine Liebe nicht ſo lange aushält? fragte Emilie ſcherzend.

O, ſcherze nicht, während mir vor Leiden das Herz zittert! rief Karl wieder. Wenn du das Licht der Augen vor unſerer Vermählung erhältſt, dann biſt du mir verloren; darüber ſind wir beide einig. Die Krankheit deiner Augen wird eben um die Zeit der Hochzeit deiner Schweſter zur Operation reif ſein. Unſere Vermählung müßte um dieſelbe Zeit Statt finden; dann, am ſelben Tage, ſollteſt du, meine Geliebte, wieder ſehen können.

Emilie ſchwieg und verſank in Nachdenken; dann plötzlich, als ob ſie einen Ausweg aus dieſer Verle-

genheit gefunden hätte, fragte ſie: Iſt es unbedingt nothwendig, daß die Operation in der erſten Zeit der Reife Statt finde, oder kann ſie um einige Zeit aufgeſchoben werden?

Es iſt nicht unbedingt nothwendig, antwortete Karl, daß ſie in der erſten Zeit vorgenommen werde, man kann ſie allerdings aufſchieben.

Nun! rief Emilie, ſo werde ich in meiner Blindheit bleiben bis zum Herbſte, bis ich dir angetraut bin, dir unwiderruflich angehöre.

Nein, du Engel des Lichtes in der Finſterniß, nein! rief Karl gerührt und drückte ſie an ſein Herz — nein, um keinen Preis ſoll deine Nacht länger dauern, als ſie muß. Du ſollteſt noch einen Frühling verſäumen mit allen Blumen, einen Sommer mit ſeinem Meer voll Licht, und das um mich? Nein um keinen Preis auf Erden!

Um keinen Preis? auch nicht, wenn ich der Preis bin? fragte Emilie vorwurfsvoll.

Auch dann nicht! rief Karl mit Feſtigkeit; wenn die Zeit kommt, werde ich vor deinen Vater hintreten und ihm ſagen: Die Zeit iſt gekommen, Ihre Tochter zu heilen, oder auch: Ihre Tochter iſt geheilt, — wenn ich auch weiß, daß er dich dann zurücknimmt und daß ich von fern zuſehen muß, wie du

mit Gewalt irgend einem Baron oder Grafen hingegeben wirſt.

Du könnteſt das ſehen und kannſt von mir nicht das Opfer eines Frühlings und eines Sommers annehmen? fuhr Emilie in vorwurfsvollem Tone fort.

Karl wiederholte ſeinen feſten Entſchluß, ihr Geheimniß zu verrathen, wenn ihre Vermählung nicht ſchon im Frühling vollzogen und ihm ſo Gelegenheit gegeben werde, ſeinen geheimen Plan auszuführen.

Emilie dachte wieder nach. Nach einiger Zeit ſagte ſie: Sei ruhig, mein Freund, morgen kommt die Mutter. Laſſe mich erſt mit ihr allein und triff ſpäter ein. Ich werde ein Weib ſein, ich werde intriguiren, ich werde heucheln, und ich werde es durchſetzen, daß wir im Frühling getraut werden.

Es war indeſſen ſpät geworden; Karl ſprang auf und drückte Emilien in ſeine Arme. Zum Abſchied ſagte er ihr noch: O, heuchle, heuchle, Emilie! Muß ich doch einen falſchen Schein auf mir ruhen laſſen, der mich zu Boden drücken würde, wenn ich nicht mein Bewußtſein und deine Liebe hätte.

Karl hatte die letzten Worte ſo traurig ausgeſprochen, daß ſich Emilie vornahm, ihre Rolle für ihn ſo gut als thunlich durchzuführen. Und ſie hielt ſich Wort. Am Morgen kam die Mutter an. Sie

drückte ihre Tochter in die Arme und überhäufte ſie mit Glückwünſchen. Bald aber bemerkte ſie, daß Emilie nicht ſo heiter war, als ſie erwartet hatte.

Wie ſollte ich auch? ſagte Emilie — Papa zeigte mir wahre Angſt vor dem Gedanken, daß meine und der Schweſter Vermählung zuſammen gefeiert werden ſolle, und doch wird alle Welt fragen, warum das nicht eine Doppelhochzeit gebe, da doch zwei Bräute im Hauſe und keine Hinderniſſe vorhanden ſind. In der Stille will mich Papa verheirathen, wie man eine arme Couſine verheirathet, die aus Barmherzigkeit ausgeſtattet wird.

Kind, Kind! welche Gedanken! rief die Mutter erſchrocken.

Ich hätte ſie auch nicht ausgeſprochen, fuhr Emilie ſchnell fort, wenn ſie mich allein beträfen. Ich habe mich nie beklagt, ich habe mich immer zurückgezogen, um Euch nicht zu ſtören; denn ich bedachte Eure Pflichten, Eure Verbindungen, und was Ihr dieſen ſchuldig ſeid. Dieſes Mal aber betrifft die Zurückſetzung nicht mich allein, ſie betrifft Karl, meinen Mann, eben ſo ſehr. Iſt es nicht, als ob man ſich ſchämte, ihn als Schwiegerſohn zu zeigen, als ob man ſich des Abſtandes zwiſchen dem Grafen und dem armen bürgerlichen Arzte ſchämte? Werde

ich nicht, wenn Papa bei ſeinen Gedanken beharrt, ich wiederhole es, wie eine arme Verwandte behandelt?

Emilie! rief die Mutter, indem ſie aufſprang und ſie in ihre Arme ſchloß, du biſt mein Kind, mein theures Kind, deine Vorwürfe ſchneiden mir ins Herz, und ich fühle, daß etwas Wahres in deinen Worten iſt. Dein Vater hat ja nur ſo ins Blaue hinein im erſten Moment ohne Ueberlegung den Plan gemacht. Gewiß, er hätte nicht daran gedacht, wenn er gewußt hätte, daß du die Sache ſo betrachteſt. Du weißt, daß ich in ſolchen Angelegenheiten der Familie etwas vermag, und ich verſpreche dir, daß deine Hochzeit zugleich mit der deiner Schweſter gefeiert werden ſoll.

Die Mutter hielt Wort; im Familienrath wurde beſchloſſen, daß im Frühling eine Doppelhochzeit gefeiert werden ſolle. Nur am Programme der Feſtlichkeit wurde aus Rückſicht auf Emilien Manches geändert. Der große Ball wurde ganz geſtrichen, das Diner in ein großartiges Dejeuner verwandelt und anſtatt der ariſtokratiſchen Kirche der Stadt die Hauscapelle zur Vermählung beſtimmt.

So kam der Frühling heran und mit ihm die zur Doppelvermählung beſtimmte Zeit. Emilie begab ſich erſt einen Tag vor der Hochzeit in die Stadt,

wo ſich Karl bereits ſeit einer Woche befand. Er hatte einige Gaſſen weit vom Palaſte des Herrn v. B ... eine geräumige Wohnung gemiethet, in welcher er ſich mit geheimnißvollen Vorbereitungen viel zu ſchaffen machte.

Die Ceremonie fand in Gegenwart zahlreicher Gäſte Statt; zuerſt erhielt die ältere Schweſter mit dem Grafen N ..., dann unſer Paar den prieſterlichen Segen. Nach der Trauung begab man ſich in einen großen Saal des oberen Stockwerks, wo die ganze Geſellſchaft plaudernd und auf- und abwandelnd die Stunde des Dejeuners erwartete. Karl hatte ſich entfernt und Emilien in Geſellſchaft von Jugendfreundinnen zurückgelaſſen. Nach einiger Zeit kam er zurück, faßte Emiliens Arm und flüſterte ihr ins Ohr: Biſt du ruhig, mein geliebtes Weib?

Fühle meinen Puls, antwortete ſie lächelnd, ob er ſchneller ſchlägt, als du es erlaubſt.

So laß uns gemach aus dem Saale verſchwinden, ſagte Karl mit aufgeregter Stimme.

Er machte mit ihr einen Gang den Saal entlang und führte ſie leiſe vor die Thür und in den Vorſaal. Dort faßte er ſie in ſeinen Arm und trug ſie eilend hinab, wo er ſie in einen bereit ſtehenden

geſchloſſenen Wagen hob, der ſich ſofort in Bewegung ſetzte und in den nächſten Gaſſen verſchwand.

Erſt da man ſich zu Tiſch ſetzen ſollte, wurde die Abweſenheit des Einen Brautpaares bemerkt. Man ſuchte es überall — vergebens. Man wollte ſich bei Emiliens Geſellſchafterinnen erkundigen — auch ſie waren ſämmtlich verſchwunden.

Herr v. B ... fand dieſe Entführung höchſt unſchicklich und meinte, daß nur ein Mann von Karl's Stande eines ſolchen Streiches fähig ſei. Um Skandal zu vermeiden, trat er vor die Geſellſchaft und entſchuldigte Madame Blank, die ſich etwas müde in ihre Gemächer zurückgezogen habe, und Herrn Blank, der ihr Geſellſchaft leiſte. Indeſſen ſchickte er einen Vertrauten in die Wohnung Karl's mit der Weiſung, daß ſich das junge Ehepaar ſo bald als möglich zur Geſellſchaft zurück verfügen ſolle. Auch der Vertraute kam nicht zurück, und die Zeit verrann Herrn v. B ... auf eine unangenehme Weiſe, während die Gäſte ſich beim Dejeuner ſehr gütlich thaten und die heiterſte Stimmung herrſchte.

Man war eben dabei, den Grafen R ... ſammt Gemahlin hoch leben zu laſſen, als Karl mit fliegendem Haar, mit glühenden Augen, ſprühenden Wangen, tief und ſchnell athmend vor Aufregung in den Saal

ſtürzte. Meine Herren und Damen! rief er faſt ſchreiend, ſeit zehn Minuten ſieht Madame Blank; die Operation iſt vollkommen geglückt.

Mit einem Schrei der Ueberraſchung ſprangen die Gäſte von ihren Sitzen; Herr v. B ... ſtürzte ſich auf Karl und umhalſ'te ihn gerührt, Frau v. B ... weinte aufrichtige Thränen mütterlicher Liebe.

Ungeheurer Jubel bemächtigte ſich der ganzen Geſellſchaft; Jeder beſonders wollte Karl Glück wünſchen, Jeder beſonders ihm danken und ihn umarmen, und ſo wanderte er aus einer Umarmung in die andere. Herr v. B ... drückte ſeine Frau ans Herz und ſchämte ſich der Thränen nicht, die ihm von den Wangen liefen; ermattet ſank er endlich auf einen Stuhl. Frau v. B ... ſtürzte fort, um zu ihrem Kinde zu eilen, aber ihr Gatte faßte ſie noch am Arm, und während er ſich die Thränen abwiſchte, ſagte er leiſe mit noch bebender Stimme: Merkſt du's, Sophie? — ich durchſchaue Alles — eigentlich hat er uns betrogen.

Wer? fragte Frau v. B ... überraſcht.

Nun, der Doctor! antwortete ihr Gatte, noch immer mit thränenden Augen.

Gott lohne ihm den Betrug! rief Frau v. B ...

mit fromm gefalteten Händen und zum Himmel gekehrten Augen.

Gewiß, antwortete er, ich ſage nicht Nein. Ein kluger Mann! er wußte ſehr wohl, daß ich ihm das ſehende Fräulein v. B ... nicht zur Frau gebe, ſo nahm er die Blinde und machte ſich ſie ſehend. Ein ſehr kluger Mann! ich achte ihn hoch!

Mit dieſen Worten ſprang er auf und drang durch die Menge der Gäſte, um Karl noch einmal zu umarmen.

Graf R ... und ſeine Gemahlin reiſ'ten nach wenigen Tagen nach dem ſonnigen Italien ab. Nach einigen Wochen, da die Heilung vollendet war, führte Karl ſein glückliches Weib in die grünen Thäler der nahen Schweiz. In die Heimat zurückgekehrt, etablirte er ſich in der Stadt. Der Ruf jener Operation, die Verbindungen des Schwiegervaters, vor Allem aber ſein liebenswürdiges und Vertrauen einflößendes Weſen trugen dazu bei, ihm bald eine Stellung als Arzt zu geben, deren ſich Herr v. B ... nicht zu ſchämen hatte. Was aus ſeiner Poeſie, der erſten Liebes-Botin zwiſchen ihm und Emilien, geworden, wiſſen wir nicht. Er war wohl zu glücklich, um noch länger melancholiſche Verſe zu ſchreiben.

5.

Contraſte.

Der fürchterliche Contraſt zwiſchen Reichthum und Armuth erinnert mich an eine Zeit, da ich, fern von Emiliens ſonniger Heimat, fern von Herrn v. B ...'s Villen, Schlöſſern, Paläſten, Statuen und Vaſen, das Land der Armuth, das Land der herabgekommenen Königsſöhne, da ich Irland durchwanderte, in eine Hütte einkehrte und in die Wohnung des Elendes eingekehrt zu ſein glaubte.

Von Belfaſt aus kam ich mit Hülfe des Dampfes in wenigen Stunden nach der alten Celtenſtadt Antrim. Die alte, verfallene Phyſiognomie der Menſchen und Häuſer abgerechnet, findet der Fremde in Antrim nichts Auffallendes, während für die Einwohner im Gegentheil ein ſolcher Tag, da ein Fremder über ihren öden Marktplatz geht, allerdings höchſt merkwürdig iſt. „Aus den erblindeten Glasfenſtern der beſſeren, aus den papierverklebten der ſchlechteren Häuſer blicken dann verwitterte Geſichter mit erſtaunten Augen und ſcheuen ſich nicht, dem Wanderer Ausrufe höchſter Ueberraſchung, oft ſehr wilder Art, in

die Ohren zu ſchreien. Die halbnackten Kinder, die vor den Thüren ſpielen, ſpringen erſchrocken auf und eilen, ſich im Schooße der Mutter zu verbergen. Auf dem grasbewachſenen Marktplatze gehen bewaffnete engliſche Conſtabler auf und ab und langweilen ſich. Sie ſind froh, einen Fremden zu ſehen, weiſen ihn gern zurecht und ſcheinen die einzigen civiliſirten Menſchen.

Indeſſen kommt man nicht nach Antrim, um Antrim zu ſehen, man kommt ſeines See's wegen, welcher der größte von allen iriſchen Seen iſt und bei den Einwohnern der Laugh Neagh heißt. So verläßt man denn bald die Stadt, um die Ufer aufzuſuchen. Man ſteigt nun die Hügel hinab und gelangt in eine Art von Vorſtadt. Sie beſteht aus Lehmhütten, von denen jede nur Ein Gelaß hat und gar kein Fenſter — der Fenſterſteuer halber. Die Thür ſteht offen und muß auch im Winter offen ſtehen, wenn man etwas Licht haben will. Im Halbdunkel dieſer erbärmlichen Wohnungen hocken unbeweglich abgezehrte weibliche Geſtalten, oder liegen oft betrunken alte und junge Männer. Selten, daß ein heimliches Kaminfeuer das Unheimliche dieſer Menſchenwohnungen mildert. Geht man durch ſolche Gaſſen und will man Almoſen austheilen, ſo kann man

es ohne Unterbrechung thun und nach rechts und links reichen; magere, knochige, gierige Hände werden ſich überall entgegenſtrecken.

Hat man den Weſten geſehen oder auch nur die Moorgegenden von Caſtleblanay, dann iſt man freilich ſchon an Solches und an Aergeres gewohnt. Hat man die Hütten geſehen, von denen der Beamte des Grundbeſitzers das Dach geriſſen und die wohl zu Hunderten mitten aus Moorgründen oder ſandigen Kartoffelfeldern ihren Lehmgiebel wie dürre Arme klagend gen Himmel ſtrecken; hat man die einſtigen Bewohner dieſer Hütten geſehen, wie ſie, Mann, Weib und eine lange Reihe von Kindern, wie Vögel mit bleigetroffenen Flügeln, nackt, krank, mit den Symptomen des nahenden Hungerfiebers über die Kartoffelfelder oder die naſſen Moorgründe irren, ohne zu wiſſen, wohin ſich zu wenden: dann freilich ſcheinen einem die Bewohner dieſer Hütten von Antrim noch in Wohlleben ſchweigende Menſchen. So ging ich denn auch mit einem durch Gewohnheit ſchon geminderten Gefühle durch jene Gaſſe.

An ihrem Ausgange taucht man wie aus der Nacht zum Lichte auf, denn ſie mündet auf eine Wieſe, die ſich mitten durch ſchöne Gebüſche und Haine lachend hinzieht, während aus dem Hinter-

grunde die ſchimmernde Fläche des See's grüßt. Die Wieſe, Büſche und Haine ſind die letzten Ausläufer des Parkes von Shanes-Caſtle, welcher die nördlichen Ufer des Laugh Neagh mit grünen Armen umſchließt. Aber in ihrem Schooße iſt die Ausſicht noch beſchränkt; ich wanderte weiter auf dem Damme, der ſich weit in den See hinein ſtreckt. Hier thut ſich ein weiter, breiter Blick auf. Der See, der fünf Grafſchaften die Füße badet, verliert ſich gegen Süden wie ein Meer ins Unendliche — da iſt kein Berg und Wald, auch keine Hütte, die nach dieſer Richtung dem Blicke ſeine Ufer andeuteten; die wenigen Segel, die dahin ziehen, ſcheinen auf weite, lange Reiſen zu gehen, die Nebel, die ſie bald verſchlingen, ein unbekanntes Land zu verhüllen. Nur die nördlichen Ufer ſind, wie geſagt, durch den Park belebt, den die Lords O'Neil, die Herren der Gegend, im Laufe der Zeit aus dem unwirthbaren Geſtade hervorſproſſen ließen. Er gleicht, vom See aus geſehen, mehr einem nordiſchen Walde und blickt düſter wie ein Druiden-Hain. Shanes-Caſtle, das Schloß der Lords O'Neil, das mit ſpitzigen Thürmen und ſchmalen, langen Fenſtern ſeit dem großen Brande von vor zwanzig Jahren theils als Ruine aus dem Parke hervorblickt und mit eingefallenen Augen den

See bewacht, trägt nicht dazu bei, die Gegend zu erheitern. Der See war dunkel, faſt ſchwarz anzuſehen, und das war nicht die Schuld des wolkigen Himmels an jenem Tage; er iſt es immer und heißt auch im Munde des Volkes „das ſchwarze Waſſer", the black water. Die ganze Gegend hat etwas Nordiſch-Mythologiſches. Nach der chriſtlichen Tradition iſt der See das Werk des Teufels. Einmal, um eine Seele geprellt, die er bereits in ſeinen Klauen zu halten glaubte, riß er im Aerger ein Stück Landes aus der Erde und ſchleuderte es in den iriſchen Canal; ſo entſtand hier der See, dort die Inſel Man.

Natürlich wohnen auch hier in der Tiefe des See's, wie überall in Irland, die liebenswürdigen Elfengeiſter, jene halb gefallenen Engel, die, weil ſie im Kampfe der Engel des Lichtes mit den Genoſſen Lucifer's abwarteten und nicht Partei ergriffen, auf die Erde, zwiſchen Himmel und Hölle, verbannt worden ſind. Aber dieſe holden Geiſter treten hier in den Hintergrund, und man weiß von ihnen und ihren Kryſtall-Paläſten in der Tiefe des See's nur ſehr wenig zu erzählen. Eine größere Rolle ſpielt die traurigere Banſhee, eine Art weißer Frau aus dem Schloſſe Shanes-Caſtle, die jedes Mal erſcheint, wenn

ein Glied aus der Familie O'Neil ſterben ſoll. Sie läßt ſich zwar bei ſolchen Gelegenheiten nicht immer ſehen, aber man hört ihren Schrei, der ähnlich dem Pfiff des Orkanes drei Mal die Luft durchgellt, mit klagendem Tone über die ganze Gegend, welche einſt die O'Neil's beherrſcht, hinzieht und als Seufzer in weiter Ferne verhallt. Shanes-Caſtle hat ganz das Ausſehen einer ſolchen Geiſter-Reſidenz. Traurig und ſchwarz, wie es ſich in den ſchwarzen Waſſern beſpiegelt, erwartet man am hellen Tage, wenn es hier einen ſolchen gibt, daß aus ſeinen runden Thürmen und ſchmalen Fenſtern Ahnfrauen, weiße Frauen und ſolches Volk hervortreten, um weinend und ächzend über die Waſſerfläche hinzuſchreiten.

Die Banſhee wird jetzt von Tag zu Tag erwartet, denn in Shanes-Caſtle reſidirt der grauhaarige letzte Lord O'Neil. Mit ihm ſtirbt das letzte Stammhaupt, wenn auch nicht der letzte Sproſſe aus dem Königshauſe von Ulſter. Denn alle Bewohner dieſer Gegend ſind O'Neil's, alle ſind ſie Königsſproſſen, ſelbſt die wir in jener dantiſch-hölliſchen Gaſſe geſehen haben. Sie alle werden, als zur Familie gehörig, den Ruf der Banſhee hören. Den Leuten im Schloſſe ſelbſt wird noch ein anderes Zeichen werden. Aus dem Gemäuer des Hofes blickt ein uralter, in Stein

gehauener Kopf mit buſchigen Brauen, hohlen Augen und ſchmerzlich verzogenen Mundwinkeln; der Kopf wackelt und wackelt von Tage zu Tage mehr und mehr und wird endlich aus dem Gemäuer fallen und in Stücke brechen. Dann iſt das Ende des letzten Lords O'Neil gekommen. Dem armen Lord, der in dem alten, halbverbrannten Schloſſe, das er nicht mehr aufbauen läßt, in Erwartung ſolcher Zeichen ſitzt und den ſteinernen Kopf wackeln ſieht und im Kreiſchen des Wetterhahns den Ruf der Banſhee zu hören glaubt, muß melancholiſch zu Muthe ſein.

Es that mir leid um ihn. Die Gegend iſt nicht gemacht, ihn aufzuheitern; das fühlte ich, wie ich auf der letzten Spitze des Dammes da ſaß und meine Blicke über den See ſchweifen ließ, immer tiefer in Brüten verſank und meine Seele ſo dunkel wurde, wie die Wellen des „ſchwarzen Waſſers". Es gibt traurige Erdpunkte, die ſo auf den Wanderer wirken; es gibt ſolche Momente auf einſamer Wanderung, da muß man ſich ſchütteln und aufraffen, ſonſt verliert man ſeine Zeit und bildet man ſich ein, man habe zu verſteinern angefangen. Man vergißt, daß man ein gebildeter Menſch iſt, und man glaubt an all die Sagen und brütet darüber; im beſten Falle grübelt man und ſucht nach ihrer traurigen Symbolik.

Ich ſchüttelte mich und ſtand auf. Das letzte Segel war verſchwunden, vom Nebel verſchlungen, die Wolken hatten ſich tiefer geſenkt, und die Wellen und die Tannen am Ufer ſchienen mir ſchwärzer geworden. Auf der Höhe des See's ſtand ein einſames Fiſcherboot und darin ein Mann, der ſich abmühte, ein großes Netz aus dem Waſſer zu ziehen.

Ich trat den Rückweg an. Wo der Damm ſich den Baumgruppen nähert, denen ich entgegen ging, und wo er durch einen ſchmalen, grünen Raſenplatz von einer kleinen Seebucht getrennt iſt, wurde mein Blick durch eine dünn aufſteigende Rauchſäule angezogen und durch ſie auf eine rundförmige Erhöhung gelenkt, die ſich an und aus dem Damme erhob. Bei näherer Betrachtung erkannte ich dieſe Bodenerhöhung als eine Art von Hütte, deren Wände aus rohen Steinen und ſchwarzem Erdreich, deren Dach theils aus Waſen, theils aus getrocknetem Gezweige beſtand. Der Eingang in die Hütte öffnete ſich dem Raſenplatze und der Seebucht zu, und aus ihm ſtieg die Rauchſäule auf. Vor der Hütte an einem Weidenbaume hing ein Fiſchernetz ausgebreitet. Ich wollte die Bewohner eines ſolchen urſprünglichen Gehäuſes kennen lernen, und ich ſtieg den Damm hinab.

Im Dunkel der Erdhütte, die durch die Ritzen

des Daches, durch den offenen Eingang und die Flamme an demſelben nur ſchwach erleuchtet war und deren Hintergrund ſich kellerartig und ſchwarz in einer Vertiefung verlor, ſaß auf einem Baumſtumpfe eine Geſtalt, die ich nicht erkannt hätte, wenn ſie mir nicht überraſcht entgegengekommen wäre. Es war ein ſchlankes junges Mädchen von ungefähr ſechszehn bis ſiebenzehn Jahren. Anſtatt aller Kleidung trug ſie ein Hemd, das eben ſo viele Löcher hatte als das Fiſchernetz, das vor der Hütte hing, und einen dünnen Rock, der von der Höhe des Kniees bis hinab aufgeſchlitzt und mannigfach ausgefranzt war. Kaum daß dieſes Coſtume, das überdies ſeit lange nicht gewechſelt zu ſein ſchien, den mageren Leib genügend bedeckte. Das verhinderte ſie nicht, ſich im vollen Tageslichte zu zeigen, da die Mangelhaftigkeit ihrer Bekleidung ſie aus alter Gewohnheit nicht im Geringſten zu geniren ſchien. Mit freundlichen, wenn auch Anfangs etwas überraſchten, braunen Augen ſah mich das runde, echt iriſche, etwas ſtumpfnaſige Geſichtchen an. Es lächelte endlich und zeigte einen roſigen Mund voll der klarſten, ſchimmerndſten Perlenzähne; das hellbraune Haar, das ungeordnet und dick um die Scheitel hing, war rückwärts theils in einen Knoten zuſammengebunden, theils fiel es frei

und flatternd über den nackten weißen Hals herab. Die Wangen waren bleich und etwas eingefallen, was die, wie es ſchien, dieſem wie allen echt iriſchen Mädchengeſichtern natürliche Rundung ſtörte, ihm aber dafür einen überaus zarten Charakter gab.

Ein Fremder! rief ſie, als ſie vor mir ſtand, und maß mich neugierig von Kopf zu Fuß.

Ich bin aus weiter Ferne hieher gekommen, ſagte ich, mit Rückſicht auf den iriſchen Charakter, den ich ſeit Wochen kennen zu lernen Gelegenheit hatte, um Ihren wunderherrlichen See, Miß, den Laugh Neagh, kennen zu lernen.

Ich glaube (I suppose), antwortete ſie echt iriſch, ich glaube, es iſt der ſchönſte See der Welt.

Ohne Zweifel! antwortete ich mit dem größten Ernſt und folgte ihrer Einladung, in die Höhle zu treten.

Ich ſtarrte in leeres Dunkel. Anfangs glaubte ich, daß mein Auge, an das Zwielicht nicht gewohnt, die Gegenſtände nicht unterſcheiden könne, bald aber erkannte ich, daß die Höhle in der That von aller Einrichtung entblößt war. Im Hintergrunde eine aus etwas Heu und trockenen Blättern beſtehende Streu, der Baumſtumpf, auf welchen ſich das Mädchen wieder ſetzte, ein breiter Stein, der mir zum

Sitze angewieſen wurde, der Topf am Feuer und ein Porcellan-Teller, der, der Himmel weiß wie, in dieſe Höhle gekommen iſt und der zwiſchen den Hölzern der Decke ſtak — waren der ganze und einzige Hausrath dieſer Wohnung.

Iſt dieſes Ihre Wohnung, Miß? fragte ich, und ſetzte ſchnell hinzu: Ich frage nur, um zu wiſſen, ob ich bei Ihnen, ob ich Ihr Gaſt bin?

Ja, Sir! antwortete ſie mit iriſcher Grazie, ich habe die Ehre, Sie als meinen Gaſt zu begrüßen. Sie ſind in meiner Wohnung; dieſes Haus gehört Dick O'Neil, meinem Vater, der jetzt auf dem See iſt. Ich heiße Honnor O'Neil, Tochter Dick's O'Neil, Euer Ehren zu dienen.

Ich freue mich, ſagte ich, indem ich mich verneigte, Miß Honnor O'Neil kennen zu lernen.

Sie ſind ſehr gütig! erwiderte ſie und verneigte ſich ebenfalls. Sie ſchlug, in Nachdenken verſinkend, die Beine über einander; über dem Knie ſchlang ſie die Finger in einander und wiegte ſich auf ihrem Sitze hin und her. Nach einigem Nachdenken fragte ſie: Sir! Sie kommen wohl aus weiter Ferne?

Aus ſehr weiter Ferne, Miß!

Haben Sie ſchon in Ihrer Heimat von den O'Neil's gehört?

Gewiß, Miß Honnor, habe ich in meiner Heimat und in anderen Ländern von den O'Neil's gehört.

Das habe ich wohl gedacht, antwortete Honnor mit ſtolzer Ruhe — die O'Neil's waren die mächtigſten Könige der Welt, ganz Ulſter gehörte den O'Neil's. Ich, Sir, ich ſtamme von den Königen von Ulſter — alles, was hier O'Neil heißt, ſtammt von dieſen Königen; der Lord O'Neil, der dort in dieſem Schloſſe wohnt, ſtammt vom älteſten Sohne des Königs — das iſt der einzige Unterſchied zwiſchen ihm und den anderen O'Neil's.

Miß Honnor O'Neil, ich bin glücklich, den Sproſſen eines ſo mächtigen Königshauſes kennen zu lernen.

Honnor wollte mir eben mit einem freundlichen Lächeln antworten, als der Topf am Feuer mit ſeinem dunkeln Inhalte zu brodeln und überzulaufen begann. Sie ſprang erſchrocken auf, faßte ihn mit Hülfe des Rockes am Henkel und zog ihn von der Flamme zurück. Sie verbrannte ſich ein wenig die Finger, doch beachtete ſie das nicht und rief, noch erſchrocken, die Hand auf die Bruſt legend: Vor lauter Plaudern habe ich den Topf vergeſſen! St. Patrick, wenn ich den Topf hätte auslaufen laſſen, drei Tage lang hätten wir wieder hungern müſſen!

St. Patrick und St. David und all ihr Heiligen Irlands, ich danke Euch!

Sonderbar rührend klang mir dieſe fromme, aus tiefſtem Herzen kommende Dankſagung für die Rettung des Topfes aus demſelben Munde, der eben von ſeinen königlichen Ahnen und Verwandten geſprochen.

Honnor ſetzte ſich wieder auf ihren Baumſtumpf, nahm ein altes Netz, das ihr zu Füßen lag, in die Hände und kehrte, während ſie zerriſſene Maſchen wieder zu knüpfen ſuchte, mit offenbarer Liebe zum Gegenſtande unſeres Geſpräches zurück.

Haben Sie, Sir, hub ſie an, in Ihrer Heimat auch gehört, auf welche Weiſe die O'Neil's dieſes Land gewonnen haben?

Nein, Miß O'Neil! antwortete ich, ich geſtehe mit Beſchämung, daß ich das nicht gehört habe. Ich weiß wohl, daß die O'Neil's dieſes Land mächtig und mit Ruhm beherrſcht, aber wie ſie es gewonnen haben, habe ich nie erfahren.

Ich will es Ihnen erzählen, ſagte Honnor und ließ das zerriſſene Netz wieder fallen. Als vor langer, langer Zeit, kein Menſch kann es mehr berechnen, wie lange das her iſt, die erſten Menſchen, die allererſten

Menſchen in dieſes Land kamen, fanden ſie hier einen König.

Wie, Miß O'Neil? — fragte ich — als die allererſten Menſchen ins Land kamen, fanden ſie hier einen König?

Ja, ſagte Honnor ganz ruhig, ſo iſt es. Sie fanden hier einen König?

Ja, ſagte Honnor ganz ruhig, ſo iſt es. Sie fanden hier einen König. Der ſagte: Dem ſoll das Königreich Ulſter gehören, der das Land, der Erſte von Allen, mit ſeiner Hand berührt. Da nun dieſe erſten Menſchen übers Meer und Jeder in einem Kahne ankamen, fingen ſie auf das Wort des Königs alle gewaltig zu rudern an, denn Jeder wollte der Erſte das Land mit ſeiner Hand berühren und König werden. Da war Einer unter ihnen, der hieß O'Neil. Der hätte gern das Königreich gewonnen; aber es waren Andere da, die es auch gern gewonnen hätten, und die waren ihm weit voraus gerudert. Was thut O'Neil? Er zieht ſein Schwert, haut ſich eine Hand ab und wirft ſie aufs Land. So hat er mit ſeiner Hand zuerſt das Land berührt, und ſo war er König von Ulſter, und dieſer Held iſt unſer Stammvater.

Honnor ſah mich fragend an, als ob ſie auf

dieſe Erzählung etwas erwartete. Um nur etwas zu erwidern, ſagte ich, es ſei eine wunderbare Geſchichte.

Eine wunderbare Geſchichte? rief Honnor — Sir, es iſt die allerwunderbarſte Geſchichte der Welt! Und daß ſie wahr iſt, beweiſ't die „Hand", welche Lord O'Neil noch heute in ſeinem Wappen trägt. Das Wappen, fügte ſie hinzu, gehört uns eigentlich auch; es gehört allen O'Neil's, aber wir tragen kein Wappen.

Unwillkürlich hob ich die Augen auf, um mich in der Halle, die mich beherbergte, nach alten Bildern, Waffen und dergleichen umzuſehen; lächelnd mußte ich ſie auf Honnor haften laſſen, die mit einem gewiſſen Stolze, faſt mit Hoheit, lächelnd vor mir ſaß. Das Geſpräch ſchien ſie zu verklären, und wenn ſie mir auch etwas wahnſinnig vorkam, ſo ſah ich es doch gern, wie ſich ihre Wangen rötheten, und ich verharrte bei dem Gegenſtande, indem ich ſagte:

Das Haus der O'Neil's ſtirbt aus?

Ja, ſagte ſie gleichgültig, das Haus der Lords, nicht das Königshaus. Es gibt mehrere Tauſend O'Neil's. In unſerer Familie gibt es vier: meinen Vater, zwei Brüder und mich.

Ihre Mutter iſt keine O'Neil? fragte ich.

Doch, doch, Sir, rief Honnor raſch, auch ſie war aus dem königlichen Hauſe von Ulſter. Aber ſie ſtarb vor vier Jahren, ſie ſtarb vor Hunger, Sir, denn es war ein böſes Jahr. Damals ſind meine Brüder fortgegangen aus ihrer Heimat; der eine iſt Soldat, was aus dem anderen geworden iſt, haben wir nicht erfahren.

In dem Augenblicke erſcholl draußen eine rufende Stimme. Honnor eilte hinaus, ich ging ihr nach. Auf dem gegenüber liegenden, von uns durch die Bucht getrennten Ufer ſtand ein ſtattlicher, dickleibiger Bedienter in glänzender Livree. Er machte ein Zeichen, daß Honnor zu ihm hinüber kommen ſollte, Honnor deutete auf den See und daß der Vater mit dem Kahne draußen ſei. Da rief der Bediente etwas herüber, aber die Stimme erreichte uns nicht des Geräuſches halber, das in dieſer Bucht durch die Einmündung eines ziemlich wild herbeiſtrömenden Baches entſtand. Honnor machte eine fragende Geberde und fragte zugleich mit Schreien, was Maſter Jeffs wolle. Maſter Jeffs, der Bediente, wiederholte ſeinen Ruf. Da man ihn wieder nicht verſtand, wurde er ungeduldig, zuckte die Achſel und wandte ſich, um den Weg zum Schloſſe einzuſchlagen.

St. Patrick und alle Heiligen Irlands! rief Honnor verzweifelnd und die Hände ringend, wenn er fortgeht, ohne Fiſche zu beſtellen, haben wir eine Woche lang nichts zu eſſen!

So rufend lief ſie am Ufer der Bucht auf und ab. Plötzlich blieb ſie ſtehen, ſchien einen Entſchluß zu faſſen und warf ſich mit Einem Male in das Waſſer. Ich ſchrie auf vor Schrecken und eilte aus dem Dunkel der Höhle hervor, wohin ich mich beim Anblick des Bedienten zurückgezogen hatte. Bald aber beruhigte ich mich, denn Honnor ſchwamm wie eine wilde Ente und trotz den heranſtürmenden Wellen des einmündenden Baches in gerader Linie dem entgegengeſetzten Ufer und dem Bedienten zu. Dieſer, ſobald er Honnor ſchwimmen ſah, blieb ſtehen und wartete ihr Nahen ruhig ab; doch ſchien er Eile zu haben, denn er nahm ſich mit ſeinen Aufträgen nicht Zeit, bis ſie gelandet war, ſondern rief ihr vom Ufer zu, als ſie in der Nähe an einer ſeichten Stelle hielt und nur mit halbem Leibe aus dem Waſſer hervorragte. Honnor nickte ihm bejahend zu, und nachdem ſie noch eine Weile geraſtet hatte, ſchwamm ſie eben ſo raſch an das diesſeitige Ufer zurück.

Ich eilte ihr entgegen, um ihr die Hand zu

reichen. Ihre Kleider, wenn man die elenden Lumpen ſo nennen konnte, troffen und klebten am Leibe.

Maſter Jeff's hat Fiſche beſtellt, wie ich vorausgeſehen habe, ſagte Honnor froh und unbekümmert um die Ströme Waſſers, die an ihren Gliedern herunterfloſſen. — Hätte ich nicht den Einfall gehabt, hinüber zu ſchwimmen, fuhr ſie fort, er wäre weiter gegangen und hätte die Fiſche bei O'Sullivan, der dort drüben wohnt, beſtellt. Was hätte mein Vater geſagt, und was hätten wir die ganze künftige Woche gegeſſen?

So ſprechend, ſetzte ſie ſich ans Feuer. Da wird das Zeug bald trocken, ſagte ſie, mich anlächelnd. — Bald aber verſank ſie in ernſtes Nachdenken und murmelte vor ſich hin: Wenn nur der Vater einen guten Zug thut, heute oder ſpäteſtens morgen! Seit drei Tagen, fuhr ſie zu mir gewendet fort, iſt der Laugh Reagh unbarmherzig.

Iſt der See nicht fiſchreich? fragte ich.

St. Patrick, ſagte ſie, hat ihn wohl geſegnet, ſein Waſſer heilt die Kranken, aber Fiſche gibt er von Tag zu Tag weniger. Das wird, wie alte Leute ſagen, immer ärger, ſeit Irland engliſch geworden iſt; denn zu St. Patrick's Zeit und als die O'Neil's noch herrſchten, brauchte man nur mit der Hand in

das ſchwarze Waſſer zu greifen, um einen großen Fiſch herauszuziehen. — Sehen Sie, was hier in dieſem Topfe kocht, ſind alte Fiſche, von denen der letzte vor fünf Tagen gefangen wurde.

Sie warf einen trübſeligen Blick auf die ſchwarze Jauche im Topfe, und ſo that auch ich. Indeſſen fing die Näſſe doch zu wirken an, und ſie ſchüttelte ſich vor Froſt. Ich fragte ſie nicht, ob ſie die Kleider wechſeln wolle, denn ich wußte, daß ſie das nicht konnte. Doch ſprach ich meine Beſorgniß über ihre Lage aus. Das thut nichts, ſagte ſie lachend, hob das Netz vom Boden auf und umhüllte ſich damit. So ſaß ſie in der That da wie Aslauga, jene Königstochter der nordiſchen Sage, die in ihrem Exile ein Netz ſtatt aller Kleidung trug.

Es wäre mir nicht ſo kalt, ſagte Honnor ganz naiv, wenn ich nicht Hunger hätte; ich habe ſeit geſtern nicht gegeſſen und mit dieſem Topfe immer geſpart, bis der Vater vom See zurückkommt. Aber er ſcheint weit hinaus gefahren zu ſein.

Da erinnerte ich mich an den Mundvorrath, den mir die vorſorgliche Wirthin vom „Pflug“ zu Belfaſt bei meiner Abreiſe eingepackt hatte. Sir, hatte ſie geſagt, Antrim iſt ein recht iriſches Neſt und ſchwerlich im Stande, einen Gentleman würdig

zu bewirthen; nehmen Sie dieſes kleine Paket in Ihre Reiſetaſche, und Sie werden mir dankbar ſein. An das kleine Paket erinnerte ich mich, da Honnor über Hunger klagte, und ich zog es aus meiner Handtaſche; es enthielt jene angelſächſiſch vervollkommnete Zubereitung der ſächſiſchen Butterbemme, die man in England Sandwiches nennt. Ich breitete ſie auf dem Papiere vor Honnor aus und lud ſie ein, mir die Ehre anzuthun und an meinem Frühſtücke Theil zu nehmen.

Honnor ſtreckte ſogleich die Hand aus und ließ einen gierigen Blick über das Papier ſtreifen. Bald aber faßte ſie ſich und griff ſo langſam, als es ihr Hunger erlaubte, nach der Speiſe. Sie koſtete und rief überraſcht: Da iſt Fleiſch darin!

Ja, Miß, ich hoffe es wird Ihnen ſchmecken.

O, rief ſie entzückt, das iſt koſtbar — ich habe nie etwas ſo Vortreffliches gegeſſen.

Sie nahm ein zweites, ein drittes Stück; ihr Hunger ſchien während des Eſſens erſt recht zu erwachen. Langſam nagte ich an einem Biſſen, um ihr nur Geſellſchaft zu leiſten, und ſah von Zeit zu Zeit bei Seite, um ſie nicht zu ſtören, wenn ſie auf's Neue zugriff. Nach kurzer Zeit war das Papier leer.

Ich hoffe, es hat Ihnen geſchmeckt, Miß O'Neil, ſagte ich.

O, Sir, rief ſie tief aufathmend, es war die beſte Mahlzeit der Welt. Ich habe nie ſo vortrefflich gegeſſen. Wo macht man das, was Sie da in dem Papiere mitgebracht haben?

Man macht das in Belfaſt, Miß.

O, Belfaſt, da wohnen reiche Leute, lauter Engländer, ſagte ſie.

Als ich die Sandwiches aus der Reiſetaſche zog, bemerkte ich, daß ich auch ein rothſeidenes Taſchentuch eingeſteckt hatte; ich nahm es hervor und ſagte zu Honnor: Miß O'Neil, ich bitte Sie, dieſes Halstuch als ein Andenken an meinen Beſuch und an das gemeinſchaftliche Frühſtück von mir anzunehmen.

Ach, wie weich und glatt das iſt! rief ſie, indem ſie mit der Hand darüber fuhr.

Sie warf das Netz ab und nahm das Tuch und ſchlang es um den Hals. — So was Schönes, fuhr ſie fort, habe ich noch nie gehabt. Ich danke Ihnen, Sir, Sie ſind ſo gütig!

Mit dieſen Worten neigte ſie ſich zu mir herüber und ſtreckte mir ihre Hand entgegen. Sie zitterte. Ein tiefes Mitleid ergriff mich mit dem armen Geſchöpfe, das in ſo holder Jugend dem furchtbar-

ſten Elend verfallen war, das in Hunger und Jammer, mit königlichem Bewußtſein — das iſt freilich der Humor davon — ſo hinwelken mußte. Unwillkürlich neigte ich mich ihr entgegen und drückte ihr die kalte Hand. Traurig und gedankenvoll wiegte ſie das liebliche Köpfchen, und wir ſchwiegen beide.

Plötzlich aber ſprang ſie auf und rief voll Freude: Ich kann Ihnen auch etwas geben, Sir!

Sie eilte in den dunklen Hintergrund der Höhle, ſuchte dort eine Zeit lang und kam endlich mit einigen ſchimmernden Quarzen in den Händen hervor. Dieſe Steine, manchmal auch edlere, wie der Opal, werden hier im Grunde des See's gefunden; die Reiſenden kaufen ſie mit einigen Pence als Andenken an den Laug Neagh.

Honnor legte die Steine vor mich hin und bat mich, ſie mitzunehmen.

Das will ich gern, Honnor, ſagte ich — doch kenne ich die Sitte, die will, daß man die Steine bezahle.

Sie haben ſie ſchon bezahlt, ſagte ſie zögernd, Sie haben mir das ſchöne Tuch gegeben und das gute Frühſtück.

Nicht doch, die Sitte will, daß ſie mit Geld

bezahlt werden — erwiederte ich —, willſt du nicht ein Stück Geld annehmen, Honnor?

Honnor ſchwieg und ſah mich mit ſtarren Augen an.

Ich ſteckte die Hand in die Taſche und zog ein Silberſtück hervor, daß ich ihr hinreichte.

Half a Crown! (eine halbe Krone) ſchrie ſie, auf die Münze ſtarrend. Sie ſprang einige Schritte zurück, blieb dann ſtehen und blickte vorgebeugten Leibes unverwandten Auges nach der Münze. Ihr ganzes Weſen war verwandelt. Die Augen wurden immer ſtarrer und leuchteten mit unheimlichem Glanze, die Lippen wurden bleich und zitterten, die Wangen überzog eine grünliche Bläſſe. Nach und nach löſ'ten ſich die Hände von der Bruſt los, an die ſie beide feſt gedrückt hatte; ſie ſtreckte ſie beide langſam hervor, während ſich die Finger krampfhaft bewegten und krallenhaft bogen. Eine ungeheure Gier drückte ſich in Haltung, Blick und Geberde aus, zugleich mit einer gewiſſen Angſt vor ſo großem Beſitze, und daß ich die Münze wieder zurückziehen könnte. — Half a Crown! ſtotterte ſie noch einmal und ſeufzte aus tiefſter Bruſt. Es waren die einzigen Laute, deren ſie fähig ſchien.

Mir wurde es unheimlich, die Münze brannte

mir in die Finger, und ich warf ſie auf den Baumſtumpf, auf dem Honnor geſeſſen hatte. Mechaniſch folgten ihr Honnor's Blicke und drehte ſich ihr Honnor's Oberleib zu, während ſie mit den Füßen wie eingewurzelt ſtand.

Da hörte ich eine rauhe Männerſtimme hinter mir, die ebenfalls: Half a Crown! rief. Ich ſah mich um; am Eingange der Höhle ſtand, ein Fiſchernetz auf der Schulter, ein langer, magerer Mann, deſſen Blicke nach demſelben Punkte ſtarrten, wie Honnor's Blicke.

An ihm vorbei, ohne daß er mich angeſehen oder gegrüßt hätte, eilte ich von Froſt geſchüttelt aus der Höhle.

* * *

Einige Wochen ſpäter durchwanderte ich die ſchottiſchen Weſt-Highlands. An einem ſonnigen Nachmittage bog ich um die Spitze des Loch Fine, jenes ſchönſten Lochs von Schottland, der den berühmten Loch Lomond an Schönheit, Größe, Wildheit und Mannigfaltigkeit weit übertrifft. Der Loch Fine iſt kein See, wie der Loch Lomond, ſondern ein Arm des Meeres, der ſich in den mannigfachſten Krümmungen mitten durchs Gebirge ſchlingt, ſchmal und lang wie ein Fluß, mit bald felſigen, bald grünbe-

waldeten Ufern weit, weit, bis in den Schooß des Hochlandes hineindringt. Mit ihm kommen mächtige Meerſchiffe und Ebbe und Flut wie durch Zauber in Gegenden, die hundert Meilen weit vom Meeresufer entfernt zu ſein ſcheinen. Trotz Meerſchiff und Ebbe und Flut hat er mit ſeinen Krümmungen und den Bergen, die ihn überall umſchließen, überall das Anſehen eines in ſich ruhenden, abgeſchloſſenen Waldſee's. Am ſchönſten iſt wohl der Loch Fine an ſeiner äußerſten Spitze. Hohe Berge, bedeckt von dunklen Tannen, jahrhundertalte Eichen, krönen ihn mit einer zackigen Krone; mitten aus den Wäldern heraus, von den Bergen herab laufen bis an ſeine Ufer helle Lichtungen, engliſch grüne Wieſen; dort und da ſind die Berge durch lachende Thäler getrennt, in deren Tiefen ein Bach dem Loch entgegenrauſcht, deren Hintergrund durch zuſammengeſchobene Hügel oder eine grüne Wand von rieſigen Bäumen geſchloſſen iſt. Der Menſchengeiſt kam der Natur zur Hülfe, und hier mit Glück; urſprünglich mochte dieſe Gegend eine rauhe, ungaſtliche Wildniß geweſen ſein, jetzt ſind Wald und See und Berge und Thäler in einen einzigen großen Park, in einen heimlich glücklichen Erdwinkel verwandelt.

Die Sonne lag bereits über den Laubgebüſchen

des westlichen Ufers, als ich auf der Straße, den Loch entlang, das Rauschen der Flut mir zu Füßen, dem Städtchen Inverary, dem Hauptorte des Clans, entgegen eilte. Weiß und schimmernd hebt sich Inverary von dunklem Hintergrunde ab und winkt nach Norden dem wandelnden, nach Süden dem schiffenden Wanderer entgegen. In seinem Hafen lagen schon mehrere Schiffe, Häringsjäger, Glasgowfahrer u. a., wie in einem guten Nachtlager; auf ihren Verdecken brannten gemüthliche Feuer. Andere Fahrzeuge eilten mit der Flut und ausgespannten Segeln vom Süden heran, darunter ein Dampfer, der eben Fingal's Höhle besucht hat.

Es war schon Abend, als ich mich Inverary näherte. Aber hier in der Nähe des Städtchens wurde es erst recht zauberisch. Plötzlich öffnet sich der Wald zu einem weiten, freien Raume; mitten aus dem Grunde taucht ein prachtvolles, normannisches Schloß aus dem Boden, das mit vier gezackten Thürmen nach allen Weltgegenden ausblickt. Die Rundbogenfenster schimmerten hier im Wiederscheine der See, dort im Abendroth. In Abendroth getaucht, glühend steht auch der einsame Thurm, der von der Anhöhe im Hintergrunde über die Bäume der Berggipfel herabsieht auf das Schloß und das

ganze Land bewacht. Vom Schloſſe aus führen einzelne Alleen himmelhoher Eichen in dunkles Laubgebüſch, in dunkle Haine, die den weiten, grünen Raum rings umſchließen. Nur gegen Weſten verliert ſich die Wieſe in duftiger Ferne. Mit dem Abende ſenkte ſich ein zitternder Schleier auf all die Herrlichkeit, und ich erinnerte mich, daß ich auf oſſianiſchem Boden war.

Um Schloß und Park in der Nähe zu ſehen, beeilte ich mich, mein Gepäck im Gaſthofe abzugeben, und wenige Minuten darauf ſtreifte ich über den grünen Raum, durch die Alleen, dem geheimnißvollen, lockenden Hintergrunde zu. Leider war die Sonne ſchon tief geſunken; nur mit flüchtigen Blicken konnte ich die ſchöne Welt erfaſſen, die wie ein Traum ſtückweiſe in Nacht verſank. Dort jener heimliche Winkel, der eben noch von purpurner Luft durchwoben war, füllte ſich plötzlich mit Dunkelheit; jener hohe Laubgang, der an grüne Hügel führte, ſchloß ſich an ſeinem Ende und vor meinen Schritten mit ſchwarzen Thoren; in der Luft erſcholl Flügelſchlag — gewaltiges Gevögel, Geier und Habichte, vielleicht Adler, kehrten in ihre Neſter auf dieſem Berge zurück. — Ich wandte meine Schritte dem Schloſſe zu. Es erhebt ſich aus der Tiefe des Erd-

bodens, ſo daß zwiſchen der Wieſe, auf der ich ſtand, und ſeinen Mauern ein Graben entſteht; über dieſen Graben führen luftige, leichte Eiſenbrücken von zwei Seiten in das obere Geſchoß; das untere iſt in der Tiefe verſteckt. Vom Loch Fine her führt ein kleiner Canal bis an das Thor des Schloſſes, das beinahe von der wachſenden Flut beſpült wird. Vor dem Thore liegt harrend und immer dienſtbereit das Dampfſchiff des Schloßherrn, des Herzogs von Argyle.

Als ich an den Graben des Schloſſes kam, war es ſchon tiefe Nacht. Heilige Stille, nur unterbrochen durch das Plätſchern der Wellen am Dampfſchiff, das Säuſeln der Blätter, den ſeltenen Schrei eines Vogels, lag rings umher. Der Ruf der Matroſen, die im Hafen von Inverary einen Anker hoben, verſcholl in der Ferne. — Ich lehnte mich an das Geländer, das um den Graben läuft, und ſah durch ein Rundbogenfenſter des Schloſſes in die große Halle des oberen Geſchoſſes. Sie war von Dämmerung erfüllt, nur aus einem Winkel kam ein Lichtſtrahl; er kam von einer Lampe, die das ſchöne Geſicht eines jungen Mannes und das Buch vor ihm beleuchtete. Er hatte die goldenen Locken, die er gegen alle engliſche Sitte lang über den

Nacken fallen ließ, hinter die Ohren gestrichen, den Kopf auf die rechte Hand gelehnt und las mit unstörbarer Vertiefung. Aus dem schönen, jungen Gesichte sprachen Geist und Würde; von der Lampe sanft beleuchtet und von der vertieften Lecture sanft geröthet, schien sein ganzes Wesen schön durchgeistigt und erfüllt von derselben Ruhe, wie sie eben auf seiner Halle, seinem Walde, seinem Lande lagerte.

Es war der Herzog von Argyle. Er kehrt aus dem Geräusch der ungeheuren Stadt oft hieher zurück zu seiner schönen Einsamkeit, zu der Einsamkeit, die man die „Mutter der höchsten Entschlüsse" nennt. Seine Vorfahren haben dieses Land als Häuptlinge der umwohnenden Clans beherrscht; haben sich auch diese Verhältnisse geändert, so ist doch die Verehrung traditionell auf den jungen Herzog übergegangen, und immer noch ist er der Herr des Landes, das er in ein nordisches Paradies verwandelt hat. Sein ungeheures Vermögen versteht er mit Geist zu genießen; in dem Erdwinkel, den er verschönert hat, wohnt die Wohlhabenheit, sein eigener Luxus hat einen Kunststyl. Das Dampfschiff vor seiner Thür trägt ihn in wenigen Stunden nach Glasgow oder Liverpool — von dort fliegt er in kürzester Zeit nach

der Hauptſtadt, und wenn er Morgens noch in der Einſamkeit der ſchottiſchen Highlands meditirt hat, nimmt er Abends als Peer Großbritanniens Theil an Leitung und Lenkung der Geſchicke ſeines Landes. So jung mit hoher Macht bekleidet, ſcheint er dieſen Vorzug rechtfertigen zu wollen, denn ſein Vaterland blickt auf ihn wie auf eine künftige Größe. — Ruhm, Macht, Reichthum, Schönheit, Geiſt, Wiſſen, edler Sinn und eine Einſamkeit, wie dieſe in Schloß und Park von Juvenary! Wohl eine Stunde lehnte ich am Geländer, von Nacht bedeckt, und blickte über den Graben hinüber, durch das hohe Rundbogenfenſter in die Halle, in das beleuchtete Geſicht des jungen Herzogs.

Honnor fiel mir ein.

Viertes Buch.

Viertes Buch.

1.

Dur und Moll.

Und doch war Honnor glücklich. Sie lebte in der Einſamkeit, ſie hatte keinen Anſprüchen der Geſellſchaft zu genügen, ſie lebte ihren Träumen und trug neben ihrer Armuth keine andere Laſt. Wie groß hingegen iſt das Gefolge von Leiden, das ſich an die Armuth der gebildeten Märtyrerinnen in großen Städten, in der gebildeten Geſellſchaft anſchließt! Ich weiß die Geſchichte einer ſolchen Märtyrerin, einer armen Muſiklehrerin.

* * *

Eines der ſonderbarſten Gebäude der inneren Stadt Wien war der ſogenannte „große Federlhof“. Sein hohes Alter abgerechnet, hatte das Haus zwar im Ganzen nicht viel, was es von ſeiner Umgebung unterſchieden hätte. Es umſchloß einen großen vier-

eckigen Hof, welcher auch als Durchgang zwiſchen der Bäcker- und Biſchofsſtraße diente und der von zweifachen an dem alten Gemäuer hinlaufenden hölzernen Galerieen umgeben war, die wieder durch mannigfache hölzerne Treppen in freier Luft unter einander in Verbindung ſtanden. Das Geländer der Galerieen hatte einmal aus hübſch geſchnitzten Baluſtren, die den Stempel des 17. Jahrhunderts trugen, beſtanden. Jetzt war nur noch wenig von dieſem alten Schmucke übrig, und die Lücken füllte man mit höchſt ſchmuckloſen Brettern aus, die ſo weit von einander entfernt waren und ſo loſe an verroſteten Nägeln hingen, daß man für die Kinder, die ſich auf den Galerieen herumtrieben, beſorgt war. Fenſter und Thüren waren wie die Galerieen vom Alter ſchief gedrückt und zeugten für die Nothwendigkeit eines baldigen Umbaues. Wie maleriſch dieſes Innere auch anzuſehen war, ſo unterſchied es ſich zu Anfang der vierziger Jahre, wie geſagt, nur ſehr wenig von vielen alten Häuſern des alten Wien. Aber im Weſten war der große Federlhof von einem Thurme flankirt, der dem Ganzen ein geheimnißvoll hiſtoriſches, ein ſagenhaftes Ausſehen verlieh. Dieſer Thurm ragte mit ſeinem ſiebenten und achten Stockwerke hoch empor über die ganze Nachbarſchaft und

erinnerte, wenn auch nicht durch seinen Styl, so doch durch sein bloßes Dasein an jene Thürme, die sich in italienischen Städten an altadelichen Häusern erheben. Aber kein Wappen, keine Inschrift besagte etwas von seiner Geschichte; die vielen Nischen, mit denen er versehen, waren leer, und die heiligen oder profanen Bilder, die sie einst ausgefüllt und über die Vergangenheit des Thurmes etwas verrathen haben mochten, waren verschwunden. Die Fenster, oder vielmehr die schmalen Luken, von denen die obersten mit Brettern verschlagen, die unteren mit verstaubten Glasscheiben ausgefüllt waren, starrten aus ihrer steinernen Umrahmung wie erblindete Augen in die Gassen.

Im Jahre 1844 wurde der große Federlhof von einem reichen Speculanten angekauft und sollte einem neuen einträglichen Wohngebäude weichen. Jetzt, da der Thurm, an dem man sich bisher gleichgiltig vorbeigetrieben, vom Erdboden verschwinden sollte, wurde er der Gegenstand allgemeinen Interesses. Die Antiquare der Stadt fingen an, sich mit ihm zu beschäftigen, und bald fand sich manches, was seinen Verlust bedauern ließ. In diesem Thurme hatte Theophrastus Bombastus Paracelsus ab Hohenheim sein Lebenselixir gebraut und nach dem Steine

der Weisen geforscht. In diesem Thurme hatte der Friedländer gehauſ't, ehe er den Gipfel seiner Macht und seines Ruhmes erstiegen. Aus dem höchsten seiner Gemächer belauschte er die Sterne, die ihm seine Größe prophezeiten. In einem Gemache dieses Thurmes wohnte später der große Leibnitz, als er nach Wien kam, um mit Hülfe des Hofes Karl's VI. seine Lieblingsidee, die Vereinigung der beiden Kirchen, ins Werk zu setzen. Hier drängten sich die Hofleute um den eleganten Philosophen, um ein Wörtchen der Weisheit zu erhaschen; hier besuchte ihn der junge Diplomat Pombal, der sich zur Zeit als Theil der portugiesischen Gesandtschaft in Wien aufhielt, und schöpfte aus den Unterredungen mit dem Weltweisen die reformatorischen Gedanken, die er später in seinem Vaterlande verwirklichte.

Diese Entdeckungen waren für den Erzähler dieser wahrhaftigen Geschichte Grund genug, sich für den Thurm zu interessiren. Er wohnte nebenan in dem „kleinen Federlhof", und alltäglich, wenn er vor die Thür trat, nahm er sich vor, das Innere dieses geheimnißvollen Gebäudes zu erforschen. Aber seit einiger Zeit war es für den Ruf eines Jeden, besonders für den Ruf eines dreiundzwanzigjährigen Menschen, der im Hause nebenan die heiligen Pflich-

ten eines Hauslehrers zu erfüllen hatte, gefährlich geworden, die Schwelle des großen Federlhofes zu überschreiten. Die soliden Familien, welche für längere Zeit miethen, hatten das Haus, das verdammt war, niedergerissen zu werden, längst verlassen, und der Eigenthümer, um die Galgenfrist noch auszubeuten, füllte es mit jenen Stadt-Nomaden, die nur auf Wochen, höchstens Monate miethen und die, vom Gesetze weniger geschützt, in jedem Augenblicke leicht ausgetrieben werden. Auf den Galerieen wimmelte es von jenen verlorenen Geschöpfen, wie sie jede große Stadt besitzt. Sie riefen jeden Vorübergehenden an, oder sangen ihm, wenn er schnell durchzukommen suchte, höhnische Lieder nach. Solide Menschen zogen es damals vor, einen Umweg zu machen und den Durchgang durch den Federlhof unbenutzt zu lassen. Trotzdem, von meiner Neugierde getrieben, schlüpfte ich unter dem Schutze des halbverhüllenden Abends eines Tages in den Federlhof und schnell, wie ein flüchtiger Sünder, die äußere Treppe hinauf, die zum Thurme zu führen schien. Kaum auf der ersten Galerie angekommen, war ich schon von einem Schwarme umgeben und fest gehalten, so daß ich nur mit Mühe auf die obere Galerie gelangte. Oben ging es mir nicht besser, und es

wurde mir unter all dem Geſchrei ſehr ſchwer, zu erklären, daß ich nur in den Thurm zu gelangen wünſchte. Kaum hatte ich mich verſtändlich gemacht, als ein junges Mädchen, das offenbar mit zum Schwarme gehörte, trotzdem aber ziemlich beſcheiden bei Seite geſtanden hatte, ſich durchdrängte und zu mir ſagte: „Ach, Sie wollen gewiß zu dem kranken Herrn!“ So ſprechend und ohne meine Antwort abzuwarten, nahm ſie mich am Arm und führte mich eine ſteinerne Treppe hinan, die ſich von den Galerieen entfernte und in tiefe Dunkelheit gehüllt war. Während wir hinanſtiegen, ſagte meine Führerin: Es iſt Zeit, daß endlich Jemand kommt, um den armen Herrn zu beſuchen; ſeit vielen Wochen liegt er allein da, ohne daß ſich eine Menſchenſeele um ihn kümmerte. Aber er iſt auch ſo curios; ſchon hundertmal habe ich ihn um die Erlaubniß gebeten, ihn zu bedienen und manchmal zu beſuchen, aber er hat mich immer ſehr mürriſch abgewieſen.

Ohne recht zu verſtehen, was mir das Mädchen vorredete, folgte ich ihr doch, da ich ſah, daß wir uns im Thurme befanden. Auf der oberſten Stufe angekommen, ſagte ſie, indem ſie dicht vor mir eine Thür öffnete: Hier iſt es. Gleich darauf eilte ſie wieder hinab und ließ mich in ziemlicher Verlegen-

heit auf der Schwelle einer Stube ſtehen, in die zu treten ich offenbar kein Recht hatte. Doch trat ich einen Schritt weiter und ſchloß die Thür wieder hinter mir, als mir ein: Wer iſt da? entgegen ſchallte. Ich ſtand in einem kleinen, ziemlich hohen Gemache, das von den wenigen Möbeln, einem Bette, einem kleinen Tiſche, zwei Stühlen, faſt ganz ausgefüllt und von einer Kerze zu Häupten des Bettes ziemlich hell erleuchtet war. Im Bette erhob ſich ein Mann, der mir neugierig und erſtaunt entgegen blickte und in welchem ich, ſelber erſtaunt, eine Perſönlichkeit erkannte, die zu jener Zeit wohl Manchem aufgefallen war. Als Student ſah ich ihn oft an der Aula vorübergehen, und wer ihn einmal geſehen, konnte ihn ſo leicht nicht wieder vergeſſen. Der lange graue Rock, der bis über die Knöchel herabfiel, das ſtraffe und lange, mit Grau untermiſchte blonde Haar, der gleiche lange Bart, große blaue Augen, die immer ernſthaft vor ſich hinſahen, machten ihn zu einer auffallenden ſtehenden Figur, von der doch Niemand recht wußte, was ſie zu bedeuten hatte. Die Studenten behaupteten von ihm, er ſehe aus wie der Stifter einer neuen Religion. Aber der Violinkaſten, den er manchmal mit ſich trug, verrieth ihn als Muſiker.

Dieſer Mann ſaß vor mir im Bette; ſeine Violine lag ihm auf dem Schooße. Mit dem großen grauen Rocke hatte er das Sonderbare abgelegt, und Haar und Bart, die mir, ſeit ich ihn nicht geſehen, in entſchiedenes Grau übergegangen ſchienen, gaben ihm etwas Ehrwürdiges, obwohl ſein großes blaues Auge und die ziemlich roſig gefärbten Wangen viel Jugendliches hatten. Die Stirn, ſonſt hinter einem breiten Hute verſteckt, war hoch und weiß wie eine Denkerſtirn und gerundet wie die Stirn eines Künſtlers.

Ich erklärte ihm, auf welche Weiſe ich in ſeine Stube gekommen, und er nahm meine Entſchuldigung freundlich entgegen; er lud mich ſogar ein, Platz zu nehmen, und hob die Kerze empor, um mich die Spitzbogen-Wölbung des Gemaches ſehen zu laſſen. Da er verſicherte, daß ich in die höheren Stockwerke nicht gelangen könne, weil die Treppen gänzlich abgebrochen ſeien, ſo war der Zweck meines Beſuches im Thurme erfüllt, und ich hätte mich zurückziehen ſollen. Doch ſchien mir der Mann ſo einſam, es war mir, als wenn ihm die Abwechslung eines Beſuches gar nicht unangenehm wäre, und ich blieb und erzählte ihm, daß ſich das Mädchen, welches mich heraufbegleitet, über ihn beklagte.

Bah! ſagte er, wie ſehr wohl es mir auch thut, manchmal ein Menſchen-Angeſicht zu ſehen, ſo ſcheue ich mich doch vor manchen Berührungen.

Ich hielt mich nicht für berufen, auf dieſen Gegenſtand näher einzugehen, obwohl mir die Dirne von purem menſchlichſtem Mitleiden mit einem Kranken bewegt ſchien. Er verſicherte außerdem, daß er an der Bedienung eines alten Weibes, das ihn täglich zwei Mal beſuche, genug habe. Doch erlaubte er mir auf meine Bitte, ja, er lud mich ein, ihn wieder zu beſuchen, und ich ging mit dem feſten Vorſatze, bald zurückzukehren.

2.

Nach mehreren Beſuchen ergab es ſich, daß der Kranke doch manche Bedürfniſſe hatte, die zu befriedigen waren. Er geſtand, daß die Violine und all die Notenhefte, welche auf Tiſch und Stühlen umherlagen, nicht hinreichten, die Langeweile eines Krankenlagers zu vertreiben. Er ſehnte ſich nach Büchern, und die verſchaffte ich ihm, eben ſo wie manches Andere, woran es ihn die alte Frau, die ihn bediente, mangeln ließ. Ich hatte Gelegenheit, dieſen dienſtbaren Genius verſchiedene Male zu ſehen. Es war ein altes, verbiſſenes Weib, das ausſah, als müßte

es immer an ſich halten, um nicht in Zank und Bosheit auszubrechen. Mürriſch und ohne Gruß trat ſie ein, ſtellte ſie die Speiſen hin und ging wieder, wie ſie kam. Manchmal murrte ſie über die Unordnung im Zimmer, ohne es jedoch anders zu machen. Eines Abends, da der Kranke eben von einem heftigen Huſten angefallen war, rief ſie in einem mehr zänkiſchen als beſorgten Tone: „Nun, Ferdinand, Sie werden doch nicht ſterben wollen? Sie wiſſen, daß Sie nicht ſterben dürfen! Ich habe gehört, daß man durch feſten Willen ſelbſt den Tod hinausſchieben kann; Sie müſſen dieſen Willen haben, das verlange ich von Ihnen. Ich habe keine Luſt, noch in meinen alten Tagen für meinen Lebens-Unterhalt zu arbeiten.“

Auf dieſe mit hartem Tone ausgeſprochenen Worte antwortete der Kranke mit Lächeln: „Seien Sie ruhig, Tante, ich verſpreche Ihnen, in dieſer Beziehung ſo viel zu thun, als von mir abhängt.“

Die auffallende Scene, die Rohheit des alten Weibes erinnerte mich an das Mädchen, das mich bei meinem erſten Beſuche angeſprochen hatte; denn ich ſagte mir, daß ſie den Kranken gewiß beſſer und mit mehr Zartheit pflegen würde. So oft ich ihn verließ, war ich gewiß, ſie unten an der Treppe war-

tend zu finden. Jedes Mal fragte ſie mich voll Theilnahme nach ſeinem Befinden, und oft kam ſie auf die Klage zurück, daß er ihr nicht erlaube, etwas für ihn zu thun. Nach jenem Geſpräche mit der alten Frau glaubte ich ihn an das Mädchen erinnern und ſeine Strenge gegen das arme verlorene Geſchöpf tadeln zu müſſen. Aber im feierlichſten Tone antwortete er mir: Wer je, wie ich, das hohe Glück hatte, die Weiblichkeit in ihrer erhabenen Reinheit kennen zu lernen und ihr mit ganzer Seele anzugehören, der fürchtet, ein Heiligthum zu beleidigen, wenn er mit einem entweibten Weibe in was immer für Gemeinſchaft tritt.

Dieſe Worte und der Titel, den er jenem alten Weibe gegeben, boten meiner theilnehmenden Neugier endlich Gelegenheit, nach ſeinen näheren Verhältniſſen zu fragen. Bei der Vertraulichkeit, die ſich nach mancher verplauderten Stunde, bei manchen gleichen Sympathieen eingeſtellt hatte, war er auch nicht zurückhaltend, und er erzählte mir im Laufe mehrerer Abende die Geſchichte ſeines obſcuren und doch ereignißreichen Lebens.

Ich bin, ſo begann er gleich an jenem Abende, der Sohn eines proteſtantiſchen Geiſtlichen, und meine Vaterſtadt liegt im nördlichſten Deutſchland. Ich

nenne keinen Namen, weil ich nicht will, daß in jene Stadt, aus der ich voll Hoffnungen auszog und in der ich heute ein Verschollener bin, jemals wieder Kunde von mir gelange. Die geistliche Würde wird, wie Sie wissen, als ein Familien-Erbstück betrachtet, und so wurde auch ich diesem Stande bestimmt; aber schon während der ersten Jahre, die ich auf der Schule meiner Vaterstadt zubrachte, nahm meine angeborene und anerzogene Liebe zur Musik so mächtig überhand, daß ich alle Bücher darüber vergaß. Die Geige war mein Lieblings-Instrument, und die gutmüthige Vaterstadt pries mich erst als ein Wunderkind, bald als einen Künstler. In der „Harmonie", einer Gesellschaft von Musikfreunden, die es sich zur Aufgabe gemacht, nur edle classische Musik aufzuführen, spielte ich bald im wirklichen wie im figürlichen Sinne des Wortes die erste Geige. Was waren mir Sophokles und Euripides neben Gluck und Haydn!

Diese Richtung hätte mir in meinem häuslichen Leben manche Unannehmlichkeit bereiten können, wenn mein Vater nicht selbst ein geheimer Cellist und, wie man's nennt, ein guter Musiknarr gewesen wäre. Oft wenn er des Sonntags in seinem Ornate in die Kirche ging, um zu predigen, und ich mit meiner Violine unter dem Arme zur letzten Probe in den

Concertſaal eilte, rief er mir mit Neid nach: Ferdinand, könnten wir nicht einmal die Rollen tauſchen?

Mit meinem Alter wuchs mein Anſehen; als ich die Schule mit Noth und Mühe verließ, ſah ich mich als Dirigenten oder Capellmeiſter der ehrenwerthen Harmonie und in vollſter muſikaliſcher Wirkſamkeit. Meiner Vaterſtadt gehört die Ehre, eine der erſten unter den Städten Norddeutſchlands geweſen zu ſein, die den großen Genius Beethoven anerkannten. Die Harmonie trug dazu bei, ſo viel es ihre ſchwachen Kräfte erlaubten; ihren Mitgliedern war die Verehrung dieſes erhabenen Geiſtes eine Religion, und ich war der hohe Prieſter dieſer Religion.

Mit der ganzen Rückhaltsloſigkeit der Jugend gab ich mich der neuen Welt hin, die ſich aus den Compoſitionen dieſes Meiſters erhob.

Mein Freund, ſagte Ferdinand, indem er ſich mir zuwandte, mein Freund, wie jung Sie ſind, ſo werden Sie doch ſchon erfahren haben, daß es nur Momente ſind, die uns, unſer inneres Leben weiter, der Vollendung näher bringen. Solche Momente ſchafft der Anblick des Schönen, oder ein großer Schmerz, ein außergewöhnliches Ereigniß, oft ein einziges Wort eines Guten oder Weiſen. Die Seele fühlt einen Ruck nach vorwärts; man fühlt ſich ge-

wachſen, größer geworden, reiner; man faßt die beſten Entſchlüſſe, die nie ganz verloren ſind. Manche Flecken des Charakters ſind plötzlich verſchwunden; Eigennutz, Engherzigkeit, Kleinlichkeit, Selbſtſucht fallen ab, wie der Gläubige meint, daß die irdiſche Hülle von der unſterblichen Seele abgeſtreift wird. Ja, wir fühlen uns unſterblich, weil wir das Schöne fühlen, das ewig iſt. Solche Momente ſind bei mir nur eingetreten, wenn eine Beethoven'ſche Symphonie mich umrauſchte, wenn ich in ſtiller Nacht eine Beethoven'ſche Sonate hörte. Beethoven war nicht bloß der Meiſter meiner Kunſt, er war mein Sittenlehrer, mein Weltweiſer, mein Erlöſer. Frühzeitig erkannte ich das Vorurtheil, das ſeine Schöpfungen wild oder verworren oder dunkel nennt. Mir war er klar wie das Licht ſelbſt, und ſeine Form faßbar und vollendet wie die Formen griechiſcher Göttergeſtalten.

Auch die düſtere Melancholie, die man ihm vorwirft, fand ich nicht in ihm; mich trug er fort zu lichteren Höhen, und ſo fortgetragen fühlte ich mich glücklicher. Nur ernſt fand ich ihn und ſanft melancholiſch, weil Melancholie über jedem erhabenen Ernſte ſchwebt. Dieſe Melancholie geht durch alle großen Kunſtwerke aller edlen Nationen; ſie ſchwebt über den Helden Homer's, ſie klagt aus den Chören

des Sophokles, ſie liegt wie ein Schleier auf dem Marmor der Alten; Dante begegnet ihr im Himmel wie in der Hölle; ſie ſteht hinter dem lächelnden Cervantes und wiſcht ſich eine Thräne ab, ſie weint laut aus den Dichtungen des großen Briten. Sind wir nicht ſterblich? Iſt nicht jedem Glück, jeder Liebe Trennung oder Ende beſtimmt? Fühlt man nicht ewige Schranken zwiſchen ſich und dem Unfaßbaren, Schönen, das überall die Welt erfüllt? Iſt nicht jeder Schmerz einſam, einſam wie ein Eremit, wie ein Gefangener? Aber der Kunſt gelingt es, dieſe Troſtloſigkeit zu beſiegen. Denken Sie nur an den dritten Satz der C-moll-Symphonie, an die Egmont-Ouverture. Da iſt es, als ob ſich ein Elias-Wagen herabſenkte, um Sie umrauſcht von erhabenen Melodieen über alle Abgründe der Erde fortzutragen. Sie ſchütteln den Staub von Ihren Füßen, Sie ſteigen ein und erheben Sich jubelnd, triumphirend in die Welten eines ewigen Wonneliedes. Denken Sie an die Cis-Moll-Sonate, an die Paſtorale und Sie fühlen Sich Eins und einig mit der ganzen Natur, mit Wachſen, Blühen und Vogelgeſang, mit Bachesrauſchen, Mondſchein und Waldesſauſen. Sterne, Nachtigall, das Mücklein, das leuchtend am Strauche

hängt, möchten Sie Bruder nennen, und Sie ſind nicht mehr einſam in der weiten, weiten Welt.

Aber wozu das alles wiederholen, was Jeder gefühlt hat? Für meine Geſchichte iſt es genug, wenn ich Ihnen ſage, daß ich damals nach Wien geſehen habe, wie der Gläubige nach Zion oder Mekka ſieht. In Wien, wo Beethoven lebte, glaubte ich die Löſung aller Räthſel zu finden, die mich damals noch beunruhigten, und in ſeiner Nähe die Kunſtvollendung, nach der ich ſtrebte. Von Tag zu Tag wurde meine Sehnſucht größer und ſchien mir mein Wirkungskreis in der Vaterſtadt kleiner. Obwohl ich eine Säule und Stütze unſerer Geſellſchaft war, ſo fand ich doch nicht den geringſten Widerſpruch, als ich meinen Entſchluß, nach Wien zu ziehen, mittheilte. Im Gegentheil wurde ich von allen Seiten aufgemuntert, und als ich endlich abzog, wurde ich von meinen Freunden mit einer Feierlichkeit begleitet, als wären ſie die Bürger einer fernen griechiſchen Colonie und ich ihr Abgeſandter geweſen, den ſie an das Orakel nach Delphi oder Dodona ſchickten.

Mit kleiner Baarſchaft in der Taſche, aber mit großen Idealen im Herzen kam ich in Wien an. Ich brauche es Ihnen nicht zu ſagen, welch ein harter Schlag es für mich war, als ich erfuhr, daß ſie den

Meiſter vor drei Tagen zur Erde beſtattet hatten. Zwar, gewohnt, mir dieſen Genius außerhalb der Gränzen der Menſchheit vorzuſtellen, fühlte ich nicht jenen Schmerz, den man bei Verluſten durch den Tod empfindet. Aber die Stadt war mir leer und profan. Meine liebſten Hoffnungen ſah ich erſtorben, und ich nahm mir vor, in den nächſten Tagen wieder heimwärts zu wandern. Nur ſein Grab wollte ich noch beſuchen.

Es war ein heiterer klarer März-Morgen, als ich vor dem Währinger Kirchhof ſtand und den Todtengräber nach dem Grabe fragte. Verdrießlich antwortete er mir, daß er ſeit drei Tagen dieſes Grabes wegen keine Ruhe habe und daß er fortwährend von den Beſuchern danach gefragt werde. Der Alte müſſe eine Familie gehabt haben, wie der Erzvater Jakob. So eben erſt habe er ein junges Fräulein dahin begleitet; ich ſolle mich nur danach halten, ſo werde ich das Grab finden.

Ich ſchritt durch die langen Reihen der thaubenetzten Gräber und Leichen-Monumente, bis ich wirklich in einer der letzten Reihen eine weibliche Geſtalt entdeckte. Sie kniete am Fuße des Grabes und war in ſo tiefe Andacht verſunken, daß ich einige Schritte weit von ihr ſtehen blieb, um ſie nicht zu ſtören.

Vor ihr auf den frischen Schollen lag ein Veilchenkranz, den die Betende wahrscheinlich selbst hingelegt hatte, denn er war noch frisch und vom Thaue, der sonst das ganze Grab bedeckte, nicht benetzt. Ich stand so, daß ich das Profil der Betenden und den klaren, liebevollen Ausdruck, der es bedeckte, genau sehen konnte. Sie war eben nicht schön, aber die große Milde des ganzen Gesichtes, das von intelligenten blauen Augen beleuchtet und von einer großen weißen Stirn so zu sagen beherrscht war, ließen dies sogleich vergessen. Ihre Farbe war blaß, und ein feines Fältchen am Munde verrieth manche Leiden, die aber von innerer Heiterkeit, von angeborener Klarheit des Gemüthes bewältigt schienen. Ja, sie machte sogar den Eindruck der Schönheit, als sich ihre Wangen von der Inbrunst ihrer Gedanken sanft zu röthen anfingen und sich ihre Augen, die bis dahin von langen Wimpern bedeckt waren, groß und leuchtend gen Himmel wandten. Ihr Anzug, ein dunkelblauer Hut und ein braunes Kleid, das bis an den Hals geschlossen war, ein schmaler weißer Kragen über dem braunen Kleide, deutete auf bescheidene Verhältnisse hin. Eine Rolle von Notenpapier, die neben ihr auf der Erde lag, verrieth, daß sie in dem Todten einen Meister ihrer Kunst verehrte. Nach allem, was

ich Ihnen von meiner eigenen Verehrung dieſes Meiſters geſagt habe, wird es Ihnen ſonderbar erſcheinen, wenn ich Ihnen geſtehe, daß ich über das Mädchen die Stätte vergeſſen habe, an welcher ich mich befand. — Sie bemerkte mich erſt, als ſie aufſtand, um den Kranz zu Häupten des Grabes niederzulegen. Der Gedanke, daß ſie während ihrer Andacht belauſcht geweſen, brachte ſie ſichtlich in Verlegenheit. Sie ſchlug die Augen nieder, erröthete ſanft, ließ den Kranz fallen und wollte forteilen. Es war mir, als ſollte ich ſie nicht gehen laſſen, ohne mich entſchuldigt oder wenigſtens ein Wort zu ihr geſprochen zu haben.

„Mein Fräulein, iſt dieſes das Grab Beethoven's?“ fragte ich.

Sie ſah mich mit großen Augen an, nickte bejahend und eilte fort. Mit Bedauern ſah ich ſie zwiſchen den Kreuzen und Leichenſteinen verſchwinden und ärgerte mich, daß ich nicht im Stande geweſen, ſie in ein Geſpräch zu verwickeln. Da bemerkte ich zum Glück, daß ſie die Rolle Muſikalien vergeſſen hatte, und ich ergriff ſie mit Haſt, um ſie ihr zu bringen. — Früher aber pflückte ich ein Veilchen aus dem Kranze, ohne zu wiſſen, ob ich eine Reliquie vom Grabe des Meiſters oder eine Erin-

nerung an die holdſelige Mädchen-Erſcheinung zu haben wünſchte.

Ich holte ſie bald ein, und da ſie mir freundlich für den kleinen Dienſt dankte, wurde ich kühner, indem ich ihr meine Freude ausdrückte, den großen Verſtorbenen ſo verehrt zu ſehen, wie es mir ihre Andacht am Grabe gezeigt hatte. Ich ſprach die Vermuthung aus, daß wohl auch ſie der Kunſtwelt angehöre. Beſcheiden lehnte ſie das ab und meinte, ſie ſei nur eine arme kleine Muſikerin, die es eben ſo weit gebracht habe, den großen Verluſt, den die Welt durch den Tod des Meiſters erlitten, ahnen zu können. Sie habe ſein Grab beſucht, um ihm für manche glückliche Stunde, für manche tiefe Freude zu danken. Aus jedem ihrer Worte, aus jedem Zuge ihres Geſichtes ſprach ein ſo ſinnig anziehendes Weſen, daß es mir nicht möglich war, mich von ihr zu trennen. Um nur das Geſpräch fortſetzen zu können, gab ich mich ebenfalls als Muſiker zu erkennen und erzählte ihr ſo lange und ausführlich, als möglich, die Geſchichte meiner Begeiſterung und meiner Sehnſucht nach Wien und von der ſchmerzlichen Täuſchung, die ich bei meiner Ankunft in dieſer Stadt erlebt. Sie ſchien mich mit Intereſſe anzuhören; unſere Sympathieen und der gleiche Stand gaben mir, wie ich

glaubte, ein Recht, ſie weiter zu begleiten. Außerdem war ſie ſo frei und unbeklommen in ihrem Benehmen, ſo fern von Prüderie, daß ich mich am Ende gar nicht aufgefordert fühlte, ſie zu verlaſſen. — Faſt wie alte Bekannte plaudernd, kamen wir in der Stadt vor einem Hauſe an, wo ſie, eine kleine ſilberne Uhr aus dem Gürtel ziehend, erſchrocken ausrief: Ach, da komme ich eine ganze Stunde zu ſpät! Dieſer Ausruf beſtätigte mir nur, was ich ſchon vorher vermuthet hatte, daß ſie zu jenen armen Geſchöpfen gehörte, die man Muſiklehrerinnen nennt. Nach einigen Augenblicken der Verlegenheit ſagte ſie: Nun, es iſt ein kleines Opfer, das ich dem Todten dargebracht habe.

Wir gingen weiter durch die Stadt, und ehe wir wieder vor einem Hauſe Halt machten, ſagte mir meine neue Bekannte ihren Namen und lud mich ein, wenn ich mich in der fremden Stadt zu einſam fühlte, ſie zu beſuchen, wo ſie mich dann ihrer Mutter vorſtellen wollte. Am beſten, ſagte Thereſe, denn ſo hieß ſie, am beſten kommen Sie wohl morgen Abend, denn da verſammeln ſich mehrere Freunde bei mir, um Quartette, Sonaten und allerlei Kammermuſik aufzuführen. Sie werden nach allem, was Sie mir erzählt haben, fügte ſie lächelnd hinzu, hoffentlich an unſerem Geſchmacke wenig zu tadeln haben. Sie

könnten auch gleich ihre Geige mitbringen, denn ich habe eben die Kreutzer-Sonate auf dem Pult.

Ohne Heuchelei dankte ich ihr auf das herzlichſte für die Einladung und ſah ihr lange nach, als ſie in dem dunklen Gange eines alten Hauſes verſchwand, um, wie ſie mir ſagte, im vierten Stocke einem ungezogenen Mädchen eine Stunde zu geben.

3.

Der Plan, am nächſten Morgen abzureiſen, wurde dieſer Einladung wegen aufgegeben; ja, ich fragte mich im Laufe dieſes Tages mehrere Male, ob es nicht am beſten wäre, ganz und gar in einer Stadt zu bleiben, wo man ſo liebenswerthen, offenen und freundlichen Menſchen begegnet; aber dieſer Gedanke war denn doch ein thörichter, da ich in dieſer großen Hauptſtadt ohne Bekanntſchaft, ohne Verbindung und ohne Capital war, und es war mir leicht, ihn wieder zu unterdrücken, wie oft er auch auftauchte. Doch ſchienen mir die Gaſſen jetzt nicht mehr ſo todt und öde, die Menſchen däuchten mir freundlicher; ich fing an, mich umzuſehen, und es gefiel mir in dem fremden Labyrinth. Ich liebte es, da und dort einen Vorübergehenden anzuſprechen, weil mich der Dialect, den ich ſchon früher gern hörte,

an meine neue und einzige Bekanntſchaft erinnerte. Wenn mir irgendwo etwas auffiel oder ich über die hieſigen Verhältniſſe Aufſchluß haben wollte, richtete ich in Gedanken meine Fragen an Thereſe; ſie war ja die Einzige, die von mir wußte, die meinen Namen und deren Namen ich kannte. Es war mir, als wäre ich ihrem Schutze empfohlen und in Allem an ſie gewieſen. Um eine Schwäche zu geſtehen, will ich es nicht verſchweigen, daß ich den ganzen Tag vor meinem Beſuche mit Einübung der Kreutzer-Sonate zubrachte, um mir vor Thereſen ja keine Blößen zu geben.

Sie wohnte im Hinterhaus einer ſtillen Gaſſe in der Vorſtadt. Muſik führte mich über den Hof mehrere Treppen hinauf vor die rechte Thür. Ich wurde freundlich empfangen und erſt der Mutter, dann den wenigen muſikaliſchen Freunden, die ſchon verſammelt waren und ihre Streich-Inſtrumente in Händen hielten, vorgeſtellt. Ich geſtehe, daß ich mich während des erſten Stückes eines Haydn'ſchen Quartetts weniger um die Muſik als meine Umgebung kümmerte. In der Wohnung, die im Ganzen aus zwei Zimmern beſtand, ſah es ganz eigenthümlich aus. Sie war, wie ſchon ihre hohe und verſteckte Lage von außen errathen ließ, ärmlich und beſchränkt; die Decke ziemlich niedrig, die Wände weiß angeſtrichen und kahl;

aber die Möbel, obwohl alt, deuteten auf eine glänzendere Vergangenheit und ſchienen für größere und ſchönere Gemächer beſtimmt; doch waren ſie, ſoweit es thunlich, mit den Stuben in Harmonie gebracht, und man ſah in Allem die Hand ordnender und mit Geſchmack waltender Weiblichkeit. Wie ſehr Stühle, Sophas und Vorhänge ſich bemühten, die hier offenbar heimiſche Dürftigkeit zu verbergen, ſo erkannte man ſie doch bald, aber ſie hatte eher etwas Idylliſches als Trauriges. In dieſer Beziehung ſtimmte die Wohnung ganz mit den Phyſiognomieen der Tochter und der Mutter. Auch ſie hatten etwas ruhig Stolzes in ihrem Weſen, das durch die einfache, faſt ärmliche Kleidung mehr gehoben als verborgen wurde. Nur eine alte Frau, die in einem dunkeln Winkel ſaß und an Allem, was vorging, wenig Theil nahm, paßte zu der bloß traurigen Seite dieſes Haushaltes. Der große Flügel, der ein Drittheil der Stube einnahm, ſah bei dieſer Umgebung auch nicht wie Eigenthum aus; er hatte ganz die Phyſiognomie jener Inſtrumente, wie ſie die Clavier-Fabrikanten ſcheinbar aus Liebe zur Kunſt, in der That aber aus Speculation unentgeldlich von Clavierlehrer zu Clavierlehrer wandern laſſen. Doch ſind das Bemerkungen, die ich theilweiſe erſt ſpäter und bei näherer Bekanntſchaft machte.

Nach dem Quartette ſetzte ſich Thereſe ans Clavier, um an einem Trio Theil zu nehmen. Ich vergaß die ganze Umgebung und lauſchte mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit. Ihr Spiel war ſo natürlich und ſpontan, als käme die ganze Compoſition von ihr, und doch wieder ſo gehalten, daß ein ernſtes Studium nicht zu verkennen war. Die Einzelheiten, ſo wie die Auffaſſung des Ganzen verriethen ſo großes Verſtändniß, daß man gern über einzelne kleine Schnitzer wegſah — auch folgten ihr Geige und Cello mit ſichtbarem Vergnügen und ließen ſich gern leiten. Endlich kam auch die Reihe an mich, was mir in ſo fern lieb war, als ich mich gewiſſer Maßen erſt dadurch in dieſem Kreiſe einbürgerte. Nie hatte mir ein Beifall ſo wohl gethan, wie die wenigen Worte der Anerkennung, die mir Thereſe ſpendete und die mir vor ihr von den anderen Muſikern geſpendet wurden. Das angenehmſte Ergebniß meines Spieles aber war die Einladung, mich künftig als engagirtes Mitglied dieſer Geſellſchaft zu betrachten und ja oft wiederzukommen.

Der Abend war auf ſo angenehme Weiſe verſtrichen, die Geſellſchaft hatte mir einen ſo guten Eindruck gemacht, daß mir ein längerer Aufenthalt in dieſer Stadt ſehr wünſchenswerth ſchien. Ich

ſchob meine Abreiſe wieder hinaus und brauche nicht zu ſagen, daß ich der Einladung Thereſens ſo oft als möglich folgte. Ich fand nur ſelten Geſellſchaft bei ihr, aber je ſtiller es war, deſto heimiſcher und idylliſcher fühlte ich mich da. Je näher ich Thereſen kennen lernte, deſto inniger fühlte ich mich zu ihr hingezogen, deſto mehr bewunderte ich die ernſte und tiefe Bildung ihres Geiſtes. Bei der Abweſenheit aller falſchen Schaam, bei der Offenheit, mit der Mutter und Tochter von ihren Verhältniſſen ſprachen, war es mir bald kein Räthſel, wie ſie ſich dieſe mannigfache Bildung bei ihrer Armuth verſchaffen konnte. Ihr Vater, der vor einigen Jahren geſtorben, war ein angeſehener Juwelier und Goldſchmied; er hatte nichts geſpart, um ſeinen Kindern eine reiche Erziehung zu geben. Plötzlich, in Folge eines erlittenen Betruges und einer Wendung im Geſchäfte, ging alles mit Mühe und Fleiß erſparte Vermögen verloren. Die kleinen Reſte, die nach jahrelangem Reichthume immer übrig bleiben, wurden von der Krankheit aufgezehrt, die den Vater nach der eingetretenen Kataſtrophe aufs Krankenlager und endlich ins Grab bettete. Ohne alle Mittel hinterließ er eine Wittwe mit drei Kindern; der älteſte Sohn, den Talent und Neigung zum Künſtler beſtimmten, mußte

die Werkſtatt des Bildhauers verlaſſen, da er noch nicht ſo weit war, um mit ſeiner Kunſt die Familie ernähren zu können. Er ſollte den Credit und guten Namen ſeines Vaters benutzen, um deſſen Geſchäft wieder aufzunehmen. Eine alte Tante, die ihr Leben lang zuſammengeſcharrt und ihr angeerbtes kleines Vermögen bedeutend hatte anwachſen laſſen, wurde bewogen, das Capital vorzuſtrecken, und ſie that es, wenn auch mit einigem Sträuben, doch nicht ungern, da ihr Neffe, der ſchöne und phantaſtiſche Raphael, vielleicht die einzige Seele auf Erden war, für die ſie eine Art Neigung empfand, welche ſich ſogar bis zu tantlicher Schwärmerei erhob. Aber Raphael, zum Künſtler geboren und erzogen, war nicht der Mann, der durch Handel und Gewerbe auf einen grünen Zweig kommen konnte. Oft überkam ihn der Ueberdruß, und er ſchloß ſeinen Laden, um für viele Tage wieder in die Bildhauer-Werkſtatt zu fliehen. In ſeinen Laden zurückgekehrt, brachte er ſeine künſtleriſchen Neigungen mit und ſetzte ſich hin, um in Gold Kunſtwerke auszuführen, die er nicht in Marmor vollenden konnte. Ketten, Armbänder und andere Schmuckſachen wurden da eingeſchmolzen, um als Stoff zu einem Kunſtwerke zu dienen, das erſt nach wochenlanger Arbeit vollendet

war und welches, verkauft, kaum Zeit und Mühe bezahlte. — Es leuchtet ein, daß mit ſolchem Handel nicht viel erreicht und daß ein ſolcher Handelsmann bald von denen erkannt wurde, die ihn ausbeuten wollten. Ein unbegränztes Vertrauen und echt künſtleriſcher Leichtſinn lieferten ihn den ſchlimmſten Betrügern in die Hände. Und, um kurz zu ſein, nach zwei Jahren war es mit dem Geſchäfte ſo weit gekommen, daß es die Gläubiger pfändeten und ſich für den überraſchten Raphael die Nothwendigkeit ergab, die Flucht zu ergreifen, wenn er nicht ins Schuldgefängniß wandern wollte. Nun war es an Thereſen, nicht nur die Mutter und den jüngeren Bruder, ſondern auch die Tante zu ernähren, die durch Raphael's Leichtſinn arm geworden war. Die Kunſt, die ſie in beſſeren Zeiten zu ihrer inneren Befriedigung erlernt hatte, mußte ihr nun als Mittel zur Erhaltung der Ihrigen dienen. Sie nahm ihre Aufgabe mit großem Muthe auf ſich. Armes Kind! Vom Morgen bis zum Abend lief ſie von einem Hauſe zum anderen, von einer fernen Vorſtadt in die andere, und nie entwiſchte eine Klage oder auch nur ein Seufzer ihrem Munde, ſelbſt dann nicht, wenn ſie eine der vielen Demüthigungen erfuhr, den man in dieſem Stande von Seiten der

gedankenloſen Rückſichtsloſigkeit, des Unverſtandes und des Ungeſchmacks ausgeſetzt iſt; ſelbſt dann nicht, wenn ſie des Abends todtmüde auf das Sopha ſank. Sie hatte immer ein Lächeln bereit, wenn ihre Mutter ſie voll Sorgen über die abgeſpannten Züge oder die Bläſſe des Geſichtes betrachtete. War es ihr Werk, daß die ihrem Schutze anvertrauten Perſonen nicht dem bitterſten Mangel ausgeſetzt blieben, ſo war ſie es auch, die mit ihrem unerſchöpflichen Muthe, ihrer ernſten Heiterkeit über dieſes gerettete Hausweſen jene wohlthuende Heimlichkeit ausgoß, die den Aufenthalt in dieſen zwei armen Stuben ſo behaglich machte. Sie wußte, daß ſie die Mutter über ſich ſelbſt und über einen verlornen Sohn zu tröſten hatte, und ſie gab ſich alle Mühe, das ihr angeborene fröhliche Naturell nicht erſterben zu laſſen. Wenn wir des Abends zuſammen ſaßen, war ſie es, von der alle Anregung zu lebhaftem und heiterem Geſpräch ausging, und man war beſchämt, wenn man mit dem Gedanken gekommen war, ſie nach einem durcharbeiteten Tage zu unterhalten und ihre Müdigkeit vergeſſen zu machen.

Natürlich verbrachten wir auch viele Abende mit Muſik. Nun iſt aber nichts gefährlicher, als mit einer Perſon zu muſiciren oder zu ſingen, zu

der man ſich ſchon ohne das hingezogen fühlt. Es iſt da ſo viel Gelegenheit, einander ſchweigend Gefälligkeiten zu erzeigen, gegen einander aufmerkſam zu ſein, indem man ſchneller oder langſamer je nach dem Wunſche des Anderen vorwärts geht. Eins ſieht dem Anderen in die Augen, um die gegenſeitigen Intentionen zu errathen. Man nickt beifällig oder man lächelt nachſichtig zu einem Fehler und erhält ein Lächeln zurück. Eins überläßt ſich der Leitung des Anderen, bis man ſich endlich ganz verſteht, gleichen Schrittes vorwärts eilt und ſich unzertrennlich fühlt, bis beide Seelen im Sturme des Finale in einem mächtigen Zuſammenklang in einander verſchmelzen. Ein einziges Duo bringt größere Intimität zu Stande, als Geſpräche von vielen Wochen.

In der That war ich nach kurzer Zeit ein vertrauter Freund des Hauſes, und ſo war es mir auch nicht ſchwer, in dieſer kleinen Welt, die mir ſo glücklich ſchien, weil ſie mich glücklich machte, bald das Princip zu erkennen, welches die Harmonie dieſer kleinen Welt und ihre Reinheit ſtörte. Es war in der Perſon der alten Tante verkörpert. Gleich nach der Flucht Raphael's war ſie mit all ihrer Habe ins Haus gekommen und hat es ſeit damals nicht verlaſſen. „Da habt ihr mich," ſagte ſie, „jetzt er-

nähret mich! Was kümmert's mich, daß Raphael meinen Zehrpfennig durchgebracht hat! Jetzt müßt ihr für mich sorgen." In dieſem Sinne lebte ſie im Hauſe ewig in Angſt vor dem Mangel und ewig treibend, daß man für ſie ſchaffe und ſorge. Wenn Thereſe des Morgens eine Viertelſtunde länger als gewöhnlich im Bette blieb, gewiß erſchien die Tante vor ihr und ſchüttelte ſie auf, daß ſie gehe und erwerbe; eine unbarmherzige Treiberin, welche die Opfer des edlen Mädchens nicht erkennen wollte und das entſagungsvolle Leben durch rohe Anforderungen ſtörte und entweihte.

Sie kennen dieſe Tante, es iſt die Alte, die mich bedient, und deren verſchloſſenes, mürriſches Weſen ihnen aufgefallen ſein muß.

4.

Im Glücke — und ich war damals glücklich — vergeht die Zeit ſchnell. Mir waren ſeit meiner Ankunft in Wien bereits Monate vorüber gegangen, und an eine Rückreiſe, wenn ich ſie auch gewünſcht hätte, war nicht mehr zu denken, denn meine Baarſchaft war zu Ende. Dieſer traurige Zuſtand indeß erſchreckte mich nur ſehr wenig; im Gegentheil war ich voller Muth und machte ſogar Pläne, wie ich in

die Verhältniſſe Thereſens hülfreich eingreifen wollte. Bei der innigen Freundſchaft, mit der ich im Hauſe aufgenommen worden, zweifelte ich keinen Augenblick, daß man mich wenigſtens für den Tiſch auch als Hausgenoſſen aufnehmen und ich auf dieſe Weiſe Gelegenheit haben werde, die ganze Ausbeute meiner Arbeit in ihr Hausweſen fließen zu laſſen, Thereſen die große Laſt zu erleichtern, die Sorgen und den Kummer der guten Mutter zu ſtillen, die Vorwürfe der zankenden Tante zum Schweigen zu bringen, mit Einem Worte als Helfer aufzutreten und den beſcheidenen Haushalt zu einem ſorgenloſen und glücklichen zu machen. Aber es war hohe Zeit, auf Mittel und Wege zu ſinnen, wie zu dieſem Ziele zu gelangen und überhaupt eine Laufbahn in dieſer Stadt zu beginnen. Ich war nicht lange in Verlegenheit. Meine Unſterblichkeit führte ich in Geſtalt zahlreicher Compoſitionen in meinen Koffer mit mir. Dieſe wollte ich, wenn auch Anfangs zu niedrigen Preiſen, an Muſikalienhändler losſchlagen, mir ſchnell einen Namen machen und dieſen dann benutzen, um mir eine Stelle bei einem Theater, einer Capelle oder wo immer zu verſchaffen. Wenige Tage reichten hin, um meine Noten durchzuſehen, zu ordnen und hier und da zu corrigiren. Mit einer dicken Rolle unter

dem Arme, in welcher ſich Concerte, Sonaten, Trios ꝛc. befanden, trat ich voll Hoffnung meine Wanderung an. Die Muſikalien-Handlungen waren mir ja bekannt; ich wollte von einer zur anderen gehen und in jeder einen bedeutenden Theil meiner Rolle zur Anſicht zurücklaſſen und zum Verlag anbieten. Dieſer Feldzugsplan war auch ſehr ſchnell ausgeführt. Wenn man mich auch faſt in jeder Handlung befremdet und erſtaunt anſah, ſo nahm man die Compoſitionen und meine Anträge doch freundlich entgegen und verſprach in wenigen Tagen Antwort. Ohne ein einziges Notenheft, überaus fröhlich, daß Alles ſo gut von Statten gegangen, und voller Hoffnungen kehrte ich auf meine Stube zurück. Ich war ſo angenehm angeregt, daß ich mich ſogleich hinſetzte, um eine neue Compoſition, welche mir ſeit einigen Tagen im Kopfe ſummte und die ich Thereſen widmen wollte, niederzuſchreiben. Aber bald ſollte ich aus meinen jugendlichen Träumen ſchrecklich geweckt werden. Ich hatte nicht bedacht, ich habe damals noch nicht gewußt, wie viel auf Protectionen und Empfehlungen ankommt, und daß allein die Schmeichler der Oberflächlichkeit und der Tagesmode ſich ohne dieſe behelfen können. Ich trat meine Rundreiſe, um die Antwort der Verleger zu holen, in

derſelben Ordnung an, wie das erſte Mal. In der erſten Kunſthandlung antwortete man mir mit vieler Höflichkeit, daß man im Augenblicke in zu viele Unternehmungen verwickelt ſei, als daß man an neue denken könne. In der zweiten hieß es ebenfalls mit Bedauern, daß der Zeitpunkt nicht günſtig ſei, und daß ich gefälligſt ſpäter einmal wieder nachfragen ſolle. In der dritten ſagte man mir offen, daß die Compoſitionen zu ernſt ſeien und daß, wenn ſie auch Talent verriethen, ich doch beſſer thäte, ein wenig mehr auf das Moderne, Brillante zu ſehen. Der Verleger machte dazu ein ſüßſaures Geſicht und ſagte achſelzuckend: Sie werden mich dieſes Rathes wegen verachten, aber — ich bin Kaufmann. In der vierten Handlung fand ich die Rolle eben ſo, wie ich ſie gebracht, und auf demſelben Orte, wo man ſie damals hingelegt hatte. Der Commis gab mir ſie zurück und murmelte einige unverſtändliche Worte. So trug ich eine eben ſo ſchwere und dicke Rolle wieder nach Hauſe, wie ich vor wenigen Tagen hinausgetragen hatte. Was mich dabei am ſchmerzlichſten berührte, war, daß ich nun die Hoffnung, Thereſen bald hülfreich ſein zu können, aufgeben mußte.

Nach einiger Zeit war ich ſelbſt in einer hülf-

loſen Lage. Meine Baarſchaft war beinahe bis auf den letzten Heller erſchöpft und obwohl ich bereits in dem kleinen Gaſthauſe, in dem ich wohnte, Credit hatte, ſo erkannte man mit jener, allen Gaſtwirthen eigenthümlichen Scharfſichtigkeit doch bald meine Lage und fing man an, mich auf eine Weiſe anzuſehen, die mich beleidigte und mich bewog, vom Gaſttiſche auszubleiben. Die Folge war, daß ſich mit überraſchender Schnelligkeit der Hunger einſtellte. Doch ließ ich den Muth nicht ſinken! Hatte ich doch geſehen, wie jeden Abend überall in Wien arme Muſici, einzeln oder in Banden, von Kaffeehaus zu Kaffeehaus zogen. Warum ſollte ich nicht thun wie meine Collegen in der Kunſt und in der Armuth? Es kannte mich ja Niemand in der fremden Stadt, und ich brauchte mich nicht zu ſchämen. Außerdem hatte dieſe neue Art des Erwerbes einen neuen Reiz für mich, der mir nach und nach den Gedanken daran ganz erträglich machte, und ziemlich guter Dinge ſchlich ich mich ſpät Abends mit der Geige unter dem Arm aus dem Hauſe, um meine neue Laufbahn anzutreten.

Wahrſcheinlich war es doch ein Gefühl von Scham, das mich zuerſt verſtecktere Vorſtadt-Gegenden aufſuchen ließ; denn ich erinnere mich, daß ich

zuerſt in ein großes Vorſtadt-Kaffeehaus trat. Mit dem erſten Schritte, den ich in die hellerleuchteten weiten Räume that, flimmerte es mir vor den Augen und war es mir, als ſollte ich auf dem Theater debutiren. Aengſtlich ſah ich mich nach einem dunklen Winkel um. Der Kellner, welcher ſich vor mir verneigte, meinte, ich ſuche als Gaſt einen Platz, und zeigte auf einen Stuhl vor einem Marmortiſche. Sobald er aber ſah, daß ich die Violine vornahm und zu ſtimmen anfing, veränderte ſich ſein Geſicht, und auf die Thür deutend, ſagte er mir ziemlich barſch, das ſei mir nicht erlaubt! Ich weiß nicht, wie ich hinausgekommen; ich erinnere mich nur, daß ich aus Verlegenheit, ſchon in der Gaſſe ſtehend, noch mit Stimmen meiner Geige fortfuhr. Bald faßte ich mich und ſetzte meine Wanderung fort. Mit größerem Muthe, als in das Kaffeehaus, trat ich in einen ſchlechterleuchteten Biergarten, ſtellte mich unter einen Baum in den Schatten und fing friſch zu geigen an. Doch war ich nicht über die erſten Tacte hinaus, als eine derbe Hand meinen Arm faßte und ihn ſo unſanft zurückzog, daß ich mit einer ſchreienden Diſſonanz endete. Ich verſtand, daß es mir auch hier nicht erlaubt war, die Menſchen mit meiner Kunſt zu vergnügen, und ich ging.

— Es war mir unbegreiflich, warum man mich an beiden Orten ſo ungaſtlich aufgenommen. Vielleicht, ſagte ich mir, wird an beiden die Muſik aus Grundſatz zurückgewieſen. Um mich nicht zum dritten Male auszuſetzen, beſchloß ich, ein Kaffee- oder Gaſthaus aufzuſuchen, wo man eben Muſik machte, davor zu warten, bis die Muſiker abgezogen, und dann einzutreten. Wie gedacht, ſo gethan. Ich ließ ein Trio aus einem Kaffeehauſe abziehen, ging vor der Thür noch ungefähr eine halbe Stunde auf und ab, um das Publikum von der genoſſenen Muſik ausruhen zu laſſen, und trat dann mit einigem Zagen ein. Aber trotz der angewandten Vorſicht ging es hier gerade ſo, wie an den anderen Orten. Ich wußte nicht mehr, was davon zu halten, und verlor die Geduld. Ich warf Hut und Violine auf einen Tiſch und ſetzte mich als Gaſt hin, entſchloſſen, meine letzten Kreuzer auf eine Taſſe Kaffee zu verwenden und die Zeit zu benutzen, um vom Kellner die Urſache meines Mißgeſchicks zu erfahren.

Sobald ich als „Herr“ am Tiſche ſaß, verzerrte ſich das Geſicht des Kellners, der mich eben hinausgewieſen hatte, zur ausgeſuchteſten Freundlichkeit und fragte, was meine Gnaden befehlen. Als der Kaffee auf dem Tiſche ſtand, ſprach ich den Kellner mit

ziemlich herriſcher Miene an: Sagen Sie mir, Kellner, wie's kommt, daß mir heute zu wiederholten Malen ein Spaß verdorben wird! Ich gehe da mit meiner Violine aus einer Geſellſchaft, wo wir Muſik gemacht haben, und es fällt mir ein, in ein Kaffeehaus zu treten und den Leuten natürlich nur des Spaßes halber etwas vorzugeigen. Aber kaum fange ich an, ſo weiſ't mich der Kellner hinaus; ſo geht es mir auch in einem zweiten Kaffeehauſe, und ſo ging es mir, wie Sie wiſſen, auch hier. Sie haben hier doch andere Muſiker ſpielen laſſen, warum nicht mich?

Euer Gnaden, erwiderte der Kellner, der mich für irgend einen reichen Sonderling nahm, mit unterthänigem Lächeln, Euer Gnaden, das iſt natürlich. Wenn die Kellner und Kaffeewirthe gewußt hätten, daß Euer Gnaden Sich nur einen Spaß machen wollten, ſo hätten Sie Euer Gnaden gewiß mit größtem Vergnügen ſpielen laſſen; aber Sie haben Euer Gnaden für einen von den landſtreicheriſchen Muſikanten gehalten und darum Euer Gnaden zurückgewieſen. Denn wir Kaffeehäuſer und Gaſthäuſer erlauben nur den Muſikanten des Kreuzer-Vereins, die ſich das bei uns ausgewirkt haben, aufzuſpielen.

Des Kreuzer-Vereins? fragte ich aufmerksam. Welcher Art Verein ist das?

Ein Verein von armen Musikanten, antwortete der Kellner, die wöchentlich einen Kreuzer in eine Casse zahlen und einen eigenen Director haben. Aus dieser Casse werden, wie ich glaube, die Steuern der Musikanten bezahlt, und die Mitglieder dieses Vereins allein haben, wie ich Euer Gnaden schon gesagt habe, die Erlaubniß, in unseren Kaffeehäusern zu spielen. Da weiß man doch, an wen man sich, wenn es nöthig ist, halten kann, und da ist man im Stande, dieses Volk ordentlich zu beaufsichtigen.

So wurde mir denn die Ursache meines Mißgeschickes klar, und ich beschloß, um ihm künftig auszuweichen, gleich am folgenden Tage in den Verein zu treten. Der Kellner konnte mir die Adresse des Directors nicht sagen, aber nach einigem Suchen stieß ich in der Gasse auf eine Musikbande, die sie mir bereitwillig mittheilte.

5.

Indessen schreckten mich bei ruhigerem Blute die gemachten Erfahrungen doch von dieser neugewählten Laufbahn wieder ab. In meinem Bette liegend, begriff ich es nicht, wie ich mich konnte so mißhandeln

lassen, und erklärte es mir nur dadurch, daß es mir mit der Laufbahn eines wandernden Musikanten doch nicht ernst gewesen sein konnte, daß ich eigentlich nur eine Art Maskenspiel getrieben und so die Beschämungen, die nicht mir, sondern meiner Maske gegolten, ertragen mochte. Bei alledem aber sah ich nicht ein, wie ich künftig leben und wie ich Theresen helfen wollte. Den Gedanken, meinen Vater um eine Unterstützung anzusprechen, wies ich mit Stolz zurück; der arme Vater konnte mich wohl ernähren, so lange ich bei ihm wohnte, war aber, ohne sich selbst die größten Entbehrungen aufzulegen, nicht im Stande, einen Sohn, der in der großen Residenz lebte, zu unterstützen. So beschloß ich, einen Theil meiner Habseligkeiten zu Gelde zu machen und die Zeit, welche ich auf diese Weise gewann, zu benutzen, um mir einen würdigen Nahrungszweig zu verschaffen. Zum ersten Male in meinem Leben trug ich einen Rock, der mir noch lange hätte dienen können, zum Trödler, eine goldene Nadel, das Geschenk eines reichen Edelmannes in der Nachbarschaft unserer Stadt, für dessen Hochzeit ich ein Carmen componirt hatte, zum Juwelier und einen Theil meiner Reisebibliothek, die mir der Vater mitgegeben, zum Antiquar. Bei meiner Mäßigkeit reichte die kleine Baarschaft für

einige Wochen hin. Thereſe — mit jener Prophetengabe, welche den Frauen ihren Freunden gegenüber eigen iſt — mochte errathen haben, wie es mit mir ſtand, denn um jene Zeit fragte ſie mich, ob ich nicht, wenn ſich die Gelegenheit böte, hier und da Unterricht ertheilen wollte. Ich vertraute ihr, daß mir allerdings etwas der Art noth thäte, ohne ihr jedoch mitzutheilen, welche Erfahrungen ich in Wien ſchon gemacht und welche Abenteuer ich erlebt hatte. Am nächſten Muſikabend forderte ſie ihre Freunde auf, für mich zu ſorgen und mir den Ueberfluß ihrer Unterrichtsſtunden zukommen zu laſſen. Sie verſprachen das Beſte, gaben mir aber zugleich den Rath, die Zeit, die indeſſen verfließen könnte, ohne daß ſie etwas für mich fänden, nützlich anzuwenden und mich bei den Theatern um eine Orcheſter-Anſtellung zu bewerben.

Dieſer Rath ſchien mir ſehr einleuchtend, und da einige Zeit verfloß, ohne daß von einer Lection die Rede war, ſo machte ich mich endlich auf, den Theater-Directoren meinen Beſuch zu machen. Natürlich fing ich mit dem Höchſten an, mit dem Hofopern-Theater; aber nachdem ich einige Stunden im Vorzimmer des Directors gewartet hatte, wurde ich abgewieſen, ohne nur vorgelaſſen zu werden. Im

Schauspielhause antwortete man mir, das Orchester sei übervölkert und solle nächstens reducirt werden. In einem Vorstadt-Theater hatte man der Streichinstrumente nur zu viel, da man eben eines militärischen Spectakelstückes wegen vorzugsweise Blechinstrumente brauchte. Der Director dieses Theaters war überhaupt der Meinung, daß einem großen Saale, wie der seinige war, viel Blech bei Weitem angemessener sei und größeren Effect mache, als alle Saiteninstrumente der Welt. Er verfahre, so versicherte er mir, nach Grundsätzen, indem er die Saiten so nach und nach durch Trompeten und Hörner verdrängen lasse. Es blieb mir nur noch das kleinste und schlechteste Possentheater übrig. Zwar mußte ich auch hier stundenlang antichambriren, da der Director in seinem Bureau eben den Besuch seiner beliebtesten Local-Sängerin erhalten hatte; aber nach langem Warten wurde mein Herz von Hoffnung erfüllt, da mich der Director auf die Meldung, daß ein Violinist draußen warte, schnell eintreten ließ.

Sie suchen ein Engagement bei meinem Theater? rief er mir entgegen. Sie sind Violinist? Na, das ist charmant! ich brauche eben einen Violinisten. —

Ich verneigte mich tief, und mein ganzes Gesicht drückte nichts als Hingebung aus.

Glauben Sie nicht, fuhr der Theater-Director fort, daß wir hier Mangel an Geigenspielern haben; ganz im Gegentheil — jede Woche werden mir Dutzende angeboten. Aber der Mann, den ich im Augenblick brauche, ist gewisser veralteter Vorurtheile wegen schwer zu finden. Ich hoffe, fügte er hinzu, und betrachtete mich mit einem prüfenden Blicke, ich hoffe diesen Mann in Ihnen gefunden zu haben.

Ich bat um nähere Erklärungen, und der Director des Vorstadt-Theaters fuhr fort: Ich gedenke jetzt ein Zauberstück auf die Bühne zu bringen, in welchem es nothwendig sein wird, daß ein Quartett auf der Scene selbst aufgeführt werde.

Wieder schwieg der Director und betrachtete mich abermals mit prüfenden Blicken. Ich erklärte ihm, daß ich gewohnt sei, vor dem Publikum zu spielen, und daß, wenn er mich für dieses Quartett bestimmte, die Bedingung für mich nichts Abschreckendes hätte.

Na, das ist charmant! rief der Director und rieb sich vergnügt die Hände. Ich sehe, fuhr er fort, daß Sie keine Vorurtheile haben, und will Ihnen die Sache etwas näher erklären. Der Held des Stückes, ein unglücklicher Prinz, versinkt im zweiten Acte voll Sorgen in tiefen Schlaf. Die gütige Fee, eine Beschützerin, will ihn trösten und schickt ihm,

als einen verkörperten Traum, aus den Wolken und auf einer Wolke reitend, vier Genien herab, die ihm ſanfte Wehmuth ins Herz gießen ſollen. Nun kann man ſanfte Wehmuth am beſten mit Hülfe der Muſik ins Herz gießen, und mein Capellmeiſter hat zu dieſem Zwecke ein charmantes Quartett componirt, welches die vier Genien aufführen. Sie, rief der Director pathetiſch, indem er einen Schritt zurücktrat und auf der Bruſt die Arme über einander ſchlug — Sie habe ich beſtimmt, in dieſem himmliſchen Quartett den erſten Genius und die erſte Geige zu ſpielen.

Ich ſoll alſo, rief ich aus, als Genius auftreten? —

Allerdings, antwortete der Director, in feinem fleiſchfarbenem Tricot, mit zwei herrlichen Flügeln aus Gold an den Schultern und mit einer blonden Jünglings-Perrücke auf dem Kopfe. Nach Beendigung des Quartettes hätten Sie, um dem Publikum den Sinn der Muſik zu erklären, an den ſchlafenden Prinzen noch einige Worte, eine kleine Rede zu richten. Bei dieſer Rede müßten Sie Sich, um die Einheit des Stückes, das eine Local-Zauberpoſſe iſt, nicht zu ſtören, gefälligſt des wiener Dialektes bedienen.

Nachdem ich einige Zeit ſtarr vor Erſtaunen da-

geſtanden hatte, erinnerte ich mich unwillkürlich an meine heimiſchen Freunde, und was ſie ſagen würden, wenn ſie mich auf einer Wolke reitend, als muſicirenden und Wieneriſch declamirenden Genius ſähen, und ich brach in ein lautes Gelächter aus. Aber ich wurde ſchnell wieder ernſt, als ich mir Thereſen unter den Zuſchauern dachte — entſchuldigte mich mit meiner Unkenntniß des wiener Dialektes, verſicherte, daß ich um keinen Preis den einheitlichen Charakter ſeines Stückes ſtören wollte, verbeugte mich kurz und ging.

Da ſtand ich wieder in den Gaſſen, ärmer um eine Hoffnung, die mir einen Augenblick gelächelt, und trotz der Heiterkeit, die mir der Gedanke an den Genius für Momente noch erregte, herzlich traurig. Nach den Anträgen des Directors ſchien mir das Loos eines herumziehenden Muſikanten, das ich vor Kurzem von mir gewieſen hatte, überaus ehrenvoll und wünſchenswerth. Schnellen Schrittes, als fürchtete ich, abermals in meinem Entſchluſſe wankend zu werden, und dabei halb und halb mit dem Gefühle eines verlorenen jungen Menſchen, der in äußerſter Noth hineilt, um ſich anwerben zu laſſen, durchſchritt ich die langen Straßen der Vorſtadt, um die Wohnung Herrn Nikolaus Vogel's, des Directors des

Kreuzer-Vereins, aufzusuchen. Mit Zagen klemm ich die schmalen und steilen Treppen des alten Hauses hinan, fast überzeugt, daß ich selbst in den Kreuzer-Verein nicht aufgenommen werde. Schüchtern pochte ich an die Thür, und schüchtern trat ich ein.

Die Stube war von so dichtem Tabaksqualm erfüllt, daß ich die Gegenstände kaum unterscheiden und den Mann, der, eine lange Pfeife im Munde, in den Wolken auf und ab ging, kaum sehen konnte. Er trug einen langen abgefärbten Schlafrock, der in der Mitte von einem Sacktuch zusammengehalten war, und hatte graues Haar, das voll und dicht wie Borsten emporstarrte. Auf der äußersten Spitze der Nase saß eine Klemmbrille, die aber ein purer Luxus-Artikel zu sein schien, da er immer darüber hinwegsah. In Pelzschuhen daherschlürfend, kam er mir bis an die Thür entgegen und fragte nach meinem Begehr. Ich drückte meinen innigen Wunsch aus, Mitglied des Kreuzer-Vereins zu werden, und war nicht wenig erschrocken, als er mir mit vorgebücktem Leibe, mein Gesicht fast mit seiner Nase berührend, mit breitem Munde und fast grimmig die Zähne weisend, zurief: Kann Sie nicht brauchen! kann Sie nicht brauchen!

Plötzlich kam ich mir wie ein unglückseliges Wesen vor, das nirgends in der Welt an seinem Platze

ist, da mich selbst der Kreuzer-Verein nicht brauchen konnte. Ueberaus traurig wandte ich mich gegen die Thür, als mir Herr Nikolaus Vogel, der indessen ans andere Ende der Stube zurückgekehrt war, nachrief: Na, Sie Hannoveraner, Preuße, Sachse, Lippe-Detmolder, oder was Sie sonst sind, kommen Sie nur zurück, daß ich mich näher erkläre.

In der That glaubte ich, daß mir der Alte der barschen Begegnung wegen eine Erklärung schuldig wäre, und ich kehrte zurück. Er stellte mir einen Stuhl und setzte sich selbst so nahe zu mir, daß seine Kniee die meinigen berührten; dann bückte er sich wieder vor und sagte mit einem etwas minder grimmigen Gesichte: Sehen Sie, ich kann die Leute aus dem Reich nicht leiden.

Ich zuckte die Achseln und meinte, die Leute aus dem Reich werden es wohl ertragen müssen.

Nein, sagte der Alte wieder, und zwar etwas freundlicher, es ist so bös nicht gemeint; wenn ich sage, ich kann die Leute aus dem Reich nicht leiden, so meine ich, ich kann ihre Sprache nicht leiden. Es ist mir nichts so zuwider, wie das Hochdeutsche — es ist so hochmüthig, so stolz, und als ob es sich über unser Wienerisch immer lustig machte. Wer wird denn immer in Sonntagskleidern gehen? Und

das Hochdeutſche das kommt mir immer wie ein ganz neues ſteifes Sonntagskleid vor. Ich ſehe ein, daß ich gegen die Leute aus dem Reich ungerecht bin, denn ſie können ja nichts dafür, ſie wurden ſo erzogen.

Während dieſer Rede hatte ſich das Geſicht, das mich ſo grimmig angefahren, auf ſo angenehme Weiſe verwandelt und einen ſo gutmüthigen und naiven Ausdruck angenommen, daß ich in der That nicht anders als ihm vergeben konnte.

Na, begann er wieder, ſobald er mich verſöhnt ſah, Sie wollen in den Kreuzer-Verein; Sie ſollen mit Vergnügen aufgenommen werden, wenn Sie etwas kennen, aber ich nehme Niemanden auf, ohne ihn zu prüfen.

Ich erklärte mich bereit, ihm etwas vorzuſpielen und zu dieſem Zwecke morgen mit meiner Geige wiederzukommen.

Glauben Sie, rief der Director, daß der alte Vogel keine Geige im Hauſe hat? Horniſt, bring meinen Straduari her.

Jetzt erſt bemerkte ich ein Individuum, das, einen grauen Hut unter dem einen Arm, ein Waldhorn unter dem anderen haltend, ziemlich ſchüchtern und wie voll großer Ehrfurcht für Herrn Nikolaus

Vogel im Winkel ſtand. In ſeiner Dienſtfertigkeit wußte er nicht, ob er erſt den Hut oder das Horn niederlegen ſollte, und machte dabei Bewegungen, welche die Kürze ſeiner Rockärmel und die noch auffallendere Kürze ſeiner Beinkleider und rückwärts große, über die Schöße weit hinausreichende, mit Eßmaterialien gefüllte Rocktaſchen verriethen. Ich hatte offenbar einen Collegen vom Kreuzer-Verein vor mir. Er nahm den Geigenkaſten aus einem Schranke und ſtellte ihn voll Ehrfurcht auf den Tiſch. Der Director übergab mir das Inſtrument mit einiger Feierlichkeit und forderte mich auf, zu beginnen.

Das Inſtrument war ganz vortrefflich; es ſang wie eine Sirene, ſo daß ich mit Luſt darauf zu geigen anfing. Aber kaum hatte ich einige Striche gemacht, als mir Herr Nikolaus Vogel ein Halt zurief.

Warten Sie, ſagte er, dazu will ich mir erſt eine Pfeife ſtopfen, um gemüthlich zuhören zu können!

Als er die Pfeife geſtopft und angezündet, einen friſchen Federkiel in die Spitze geſteckt und ſich gemächlich in den Stuhl geſtreckt hatte, fing ich wieder an. Aber wieder ſprang er auf, fiel mir in den Arm und rief: Halt, dazu muß ich auch eine Taſſe Schwarzen trinken!

Der Horniſt eilte hinaus, und nach einiger Zeit, während welcher der Director mich kopfſchüttelnd betrachtete, flog die Thür auf, und herein, faſt über die Schulter des Horniſten hinweg, ſprang, wie von einer unſichtbaren Macht geſchnellt, ein junges Mädchen. Sie trug die Taſſe Kaffee mit aufgehobenen Armen hoch über dem Kopfe und ſchwang ſich ſo, immer weiter vorwärts fliegend, in die Luft, machte einige Pirouetten, blieb dann auf der Spitze des Fußes ſtehen, drehte ſich hierauf wirbelnd im Kreiſe und ſtellte zuletzt mit einer anmuthigen Verbeugung die Taſſe auf den Tiſch, ohne auch nur einen Tropfen ihres Inhaltes verſchüttet zu haben.

Gut, Roſa, ſagte der Alte ſchmunzelnd — das haſt du gut gemacht; aber dieſes Strampeln in der Luft, das du Pirouetten nennſt, kann ich nicht leiden. Das mußt du dir abgewöhnen.

Oh, ſagte das Mädchen, Alles kann ich für meinen Vater thun, nur das nicht. Dann, mit einem Blicke auf mich, fügte ſie leiſer hinzu: Kann ich nicht hier bleiben und zuhören? — Nichts da! fort! du würdeſt uns nur ſtören!

Und wieder mit einem Schwunge gegen die Thür war die Tänzerin verſchwunden. Der Alte that einen tiefen Schluck, nahm eine Priſe, wiſchte

lange an der Naſe hin und her, dampfte Eines vor ſich hin, lehnte ſich dann im Stuhle zurück, ſchloß die Augen und murmelte: Jetzt!

Ich ſpielte eine Cadenz, die ich mir vor Kurzem zu einem Beethoven'ſchen Concerte componirt hatte. Ich ſpielte mit großem Fleiße, um dem Alten einen hohen Begriff von meiner Kunſt beizubringen. Aber er rührte und regte ſich nicht. Nur daß er mit geſchloſſenen Augen manchmal die Hand ausſtreckte, um die Taſſe zum Munde zu führen. Die Rauchwolken, die er von ſich blies, wurden größer oder kleiner, je nach dem ſchnelleren oder langſameren Tacte meines Spieles. — Als ich endete, richtete er ſich auf, ſah mir ſtarr ins Geſicht und ſagte nichts als: Aha, ſo ſo?

Wie ein Echo wiederholte der Horniſt: Aha — dann fügte er, wie vor ſich hinſprechend, bei: Das iſt die höhere Muſik — ſo zu ſagen die muſikaliſche Muſik — mehr Harmonie als Melodie — was man ſo heißt Generalbaß und Contrapunkt-Muſik — die ſchwere, die gelehrte, die gelernte Muſik.

Schweig! herrſchte ihm der Director zu, ſchweig und geh. — Gehorſam ergriff der Horniſt ſein Inſtrument und ſeinen Hut und entfernte ſich. Herr Nikolaus Vogel ſtand auf, nahm mir die Geige aus

der Hand und fing selber zu spielen an. — Nach den ersten Strichen erkannte ich den alten Meister. Der Mann war wie verwandelt; aufrecht und stolz stand er da und strich mit einer Kraft und Gewalt, die man von den zitternden Händen nicht erwartet hätte. — Derselbe gebeugte und zitternde Greis, der vorhin mit gekrümmten Beinen im Zimmer herumschlurfte, fing nun an, mit großen und festen Schritten, immer spielend, im Zimmer auf und ab zu schreiten. Bald stürmisch, bald sanft und immer in den reinsten Tönen klang es aus der Violine, bis er mit einigen kräftigen Strichen endete. — Dies, sagte er, während er die Violine wieder in den Kasten legte, dies als Antwort auf Ihr Spiel. — Dann trat er auf mich zu, legte die Hand auf meine Schulter und sagte: Jetzt erklären Sie mir, warum Sie in den Kreuzer-Verein aufgenommen sein wollen! —

Mit kurzen Worten, denn ich sah, daß er mich schnell verstand, erzählte ich ihm, welche Erfahrungen ich schon in Wien gemacht. Mit dem Kopfe nickend, als wollte er sagen: das alles ist mir bekannt, ging er während meiner Erzählung in der Stube auf und ab. Als ich geendet hatte, blieb er vor mir stehen und rief, während er mich an der Hand faßte: Lieber Freund, so ist es mir von frühester Jugend bis

ins ſpäte Alter gegangen; hätte ich nicht eine Tochter beim Ballet, ich wäre längſt verhungert. Ich kann nichts für Sie thun, als daß ich Sie in die erſte Claſſe des Vereins einſchreibe. Da werden Sie doch etwas mehr gewinnen und wenigſtens nicht gezwungen ſein, von Kaffeehaus zu Kaffeehaus zu ziehen. Meine Muſiker der erſten Claſſe ſchicke ich nur in anſtändige Häuſer, wenn ein Quartett oder ein kleines Orcheſter für Hausbälle von mir verlangt wird. Gibt es einen luſtigen Winter, ſo werden Sie auch ſchönes Geld verdienen und können es bei einiger Sparſamkeit, und wenn Ihnen das Glück wohl will, ruhig abwarten, bis Sie in der Kunſtwelt eine Stellung erringen, die Ihr Talent verdient. — Oh, möge es bald ſo kommen! rief er mit Inbrunſt aus — wie viele edle und ſchöne Talente ſah ich zu Grunde gehen! Ein gütiger Gott möge Sie vor meinem Schickſale und dem Schickſale ſo vieler Anderen behüten!

Er warf ſich in den Lehnſtuhl zurück und bedeckte das Geſicht mit den Händen. Traurige Erinnerungen ſchienen an ihm vorüberzuziehen, und meine eigene Lage vergeſſend, fühlte ich nur inniges Mitleid mit dem, wie es ſchien, verfehlten und ſchmerzenreichen Leben des alten Mannes. Ich wollte ihn

durch Zureden wieder aufrichten; aber das that nicht noth, er war gewohnt, ſich den traurigen Gedanken ſelber zu entreißen, und bald ſetzte er mir wieder mit Heiterkeit aus einander, wie er nach Kräften für mich ſorgen wolle. Es war mir, als hätte ich einen mächtigen oder wenigſtens treuen Beſchützer gefunden, und als dankbarer Freund ging ich von dem ſonderbaren Alten, der mich ſo mürriſch und abſchreckend empfangen hatte.

6.

Der Alte hielt Wort. Er machte mich zum Chef eines kleinen Orcheſters, das je nach Bedürfniß oder Beſtellung aus ſechs, acht oder zehn Muſikern beſtand und mit dem ich in den beſten Häuſern bei Soireen und Bällen aufſpielte. Selten verging eine Woche, ohne daß ich drei bis vier Mal hätte ausziehen müſſen; die Einkünfte floſſen ziemlich reichlich, und ich lebte mit einiger Beſchränkung ohne Sorgen. Ich war meinem Chef auch dankbar, indem ich ihn in ſeiner räucherigen Stube oft beſuchte, ſeine Geſchichten aus alter Zeit anhörte, mit ihm muſicirte und ſeine Tochter Roſa, die Ballettänzerin, lobte. Ich konnte das mit gutem Gewiſſen und ohne die geringſte Schmeichelei. Roſa war

außerordentlich ſchön und eines der beſten, wenn auch wunderlichſten Geſchöpfe der Welt. Ihr Vater, der ihr in Allem nachgab und zu ihren Thorheiten nur lachte, erhielt ſie auf dieſe Weiſe in einer Kindlichkeit, die dieſe Thorheiten, trotz ihrer neunzehn Jahre, natürlich und paſſend erſcheinen ließ. Ihr ſchlanker Leib war bei aller Zartheit von einer außerordentlichen Beweglichkeit, die ſich ununterbrochen äußerte und über die man erſtaunt geweſen wäre, wenn man ſie nicht über die angeborene Anmuth, die bei jeder Bewegung zum Vorſchein kam, vergeſſen hätte. Leib und Seele waren bei ihr, ſo zu ſagen, zu Tanz geworden, und ihr angeborener muſikaliſcher Sinn hatte danach eine eigenthümliche Richtung genommen. Man konnte nicht ſagen, daß ſie die Muſik hörte, ſie ſah vielmehr jeden Ton oder Accord als Pas, Entrechat, Pirouette, Sprung, Stellung u. ſ. w. verkörpert. Sie konnte keine Muſik, von welcher Art immer, anhören, ohne in Bewegung zu gerathen, und ſo tanzte ſie auch Alles; ſie tanzte Lieder und Sonaten und hätte ein Oratorium tanzen können. Wenn ich mit ihrem Vater muſicirte, kam ſie gewiß immer in die Stube, und ich ſah durch den Tabaksqualm, wie ſie im Hintergrunde ſich hin und her neigte, wie eine Feder in die Luft ſprang

oder herüber und hinüber ſchwebte, ohne daß ihr Schritt gehört wurde. Bei allem kindiſchen Weſen betrieb ſie ihre Kunſt mit Sinn und Ernſt. Stundenlang verweilte ſie in der Galerie des Belvedere, um an den Bildern der alten Meiſter ſchöne Attituden zu ſtudiren, die ſie dann zu Hauſe, oft zum größten Erſtaunen des Publikums in der Galerie ſelbſt nachahmte. Sie trug ſich auch mit einem großen, einem reformatoriſchen Gedanken; ſie wollte nämlich, wenn ſie zu Ruhm und Einfluß gelangt wäre, den häßlichen kurzen Steifrock der Tänzerinnen ausrotten und ihn durch ein langes, weiches Gewand mit Faltenwurf erſetzen. Sie wußte nicht, daß ſie da einen antiken Gedanken hatte.

Ich hatte ihr von Thereſen geſprochen, und ſie wünſchte ſie kennen zu lernen. Vom erſten Beſuche, den ſie in meiner Geſellſchaft in dem ſtillen Haushalt machte, bekannte ſie eine außerordentliche Verehrung für die edle und ſanfte Dulderin, die ſie mit Freundlichkeit empfing und mit der Milde einer älteren Schweſter zu ihrem excentriſchen Weſen lächelte. Roſa kam oft wieder und überhäufte Thereſen mit allerlei Geſchenken, Theater-Billetten, Blumenſträußen und anderen Kleinigkeiten, die ſie ſich zu verſchaffen im Stande war. Mit großen Augen betrachtete ſie

das ruhige Walten der „weiſen Perſon", wie ſie Thereſen nannte, und wurde in deren Gegenwart ſelbſt ruhiger und maßvoller. Nur an den muſikaliſchen Abenden war es ſchwer, mit ihr auszukommen. Mit dem erſten Tone fuhr der Tänzergeiſt in ſie, und der Kampf, der in ihr entſtand, indem ſie tanzen und ihre Luſt aus Rückſicht für Thereſen und die Fremden unterdrücken wollte, brachte ſie zu ſo komiſchen Geberden und Bewegungen, daß ſämmtliche Muſiker oft mitten im Spiele mit Gelächter abbrechen mußten. Sie fand ein Auskunftsmittel, indem ſie mit Beginn der Muſik in die zweite Stube ſprang, die Thür leiſe anlehnte und ſich nun in der Einſamkeit ihrer Luſt hingab. Wenn man die Thür öffnete, fand man ſie in einer heroiſchen oder ſentimentalen Stellung, oder auch maleriſch aufs Sopha hingegoſſen, je nach dem Finale des eben beendeten Muſikſtückes.

Dieſe kleine Welt, in welcher Roſa tanzte und Thereſe ſchweigend ihr Kreuz und die Sorge einer ganzen Familie trug, bildete einen ſchreienden Contraſt mit jener rauſchenden, glänzenden, großen Welt, die ich nun in Folge meines neuen Standes über die Schranken meines kleinen Orcheſters hinweg beobachtete, aus deren Schimmer ich mich oft in das

Dämmerdunkel von Thereſens Stube zurückſehnte und in der ich doch, wie es einen Augenblick den Anſchein hatte, beſtimmt war, mein Glück zu machen. Um meine neue Beſchäftigung auf eine Weiſe mit meinen Neigungen in Einklang zu bringen und die Leere, die ſie meinem Gemüthe ließ, auszufüllen, componirte ich manches der Situation Angemeſſene, was mein kleines Orcheſter leicht einübte, und das zur Eröffnung von Bällen, während der Tafel oder in den Ruheſtunden um Mitternacht aufgeſpielt wurde. Eine ſolche Compoſition ließ ich eines Nachts bei der Gräfin P. erklingen, während die Geſellſchaft, ohne ſich viel um uns zu kümmern, plaudernd und lachend, vom Tanze ausruhend, in den weiten und prächtigen Sälen hin und her wogte. Nur ein junger Mann ſchien uns während dieſer Zeit einiger Aufmerkſamkeit zu würdigen. Leiſen Schrittes ging er vor dem kleinen Orcheſter, das man für uns errichtet hatte, auf und ab und zeigte, indem er bald horchend ſtehen blieb, bald wieder im Tacte weiter ſchritt, daß er ſich für die Muſik intereſſirte. Während eines kleinen Solo's, das ich zu meinem eigenen Vergnügen angebracht hatte, ſchlug er die Arme über der Bruſt zuſammen, ſah mich prüfend an und horchte mit offenbarer Theilnahme. Kaum hatte ich geendet, als

er mit einem ſchnellen Schritte an mich herantrat und: Bravo, Braviſſimo! das iſt ja ganz vortrefflich! ausrief. Er fragte mich nach dem Compoſiteur des Stückes, und da ich mich ſelber nannte, überhäufte er mich mit den herzlichſten Complimenten und knüpfte Bemerkungen daran, die mir zeigten, daß ich einen kunſtverſtändigen Mann vor mir hatte. Mit Einem Male wandte er ſich um und eilte in das Gedränge zurück, während welcher Zeit mir einer meiner Collegen ſagte, daß dieſer Herr der Graf N., einer der kunſtſinnigſten Ariſtokraten, einer der wenigen Mäcenaten der Reſidenz ſei. Nach einigen Minuten kam der Graf zurück und forderte mich im Namen der Frau vom Hauſe auf, das Orcheſter auf eine halbe Stunde zu verlaſſen und der Geſellſchaft ein kleines Concert zu geben. Gern, aber etwas aufgeregt, folgte ich ihm in den zweiten Saal, wo er ſich ans Clavier ſetzte und ſich bald ein großer, dichter Kreis um uns bildete. Er ſtellte eine Sonate für Clavier und Geige vor ſich und fragte, ob mir das Stück recht ſei. Es war eine meiner Lieblings-Sonaten, und ich bat ihn, nur vorwärts zu geben. Noch nie hatte ich vor einem ſo glänzenden Publikum geſpielt, noch nie hatten ſo viele Augen ſchöner und glänzend geputzter Damen auf mir geruht, und

vielleicht nie hatte ich ein Gemach geſehen, das wie dieſer Salon Anmuth und reiches, glückliches Behagen athmete. Alles das, ich geſtehe meine bürgerliche Schwachheit, wirkte aufregend auf mich, und ich ſpielte vielleicht mit mehr Feuer und Begeiſterung, als gewöhnlich. „Vortrefflich!“ „Ausgezeichnet!“ „Magnifique!“ ſcholl es da und dort aus dem Publikum. Als wir geendet, rauſchender Beifall. Eine Dame drängte ſich vor und wollte ebenfalls etwas mit mir ſpielen. Während dieſes Stückes hörte ich oft das Bravo des Grafen und bemerkte, wie er, ſich zu Dem und Jenem wendend, ſagte: Oh, das iſt ein Künſtler! Am Schluſſe überhäufte er mich aufs Neue mit Complimenten, welchem Beiſpiele das ganze Publikum und die Dame des Hauſes glaubten folgen zu müſſen. Oh, rief der Graf der Dame vom Hauſe zu, dieſen Künſtler müſſen wir Helenen empfehlen, ſie wird uns dankbar ſein. — Allerdings, thun Sie das, lieber Graf, antwortete die Frau vom Hauſe. Er führte mich wieder in den erſten Salon, und in der Nähe des Orcheſters mit mir auf und abgehend und während er etwas auf eine Karte ſchrieb, ſagte er: Sie ſind nicht an Ihrem Platze. Ich kenne das Künſtlerleben zu gut, um nicht zu wiſſen, wie oft Schickſal und Talent in Disharmonie ſind. Leider

muß ich noch heute, ſobald ich dieſes Haus hier verlaſſe, in Geſchäften meines Amtes (er war Secretär der Geſandtſchaft in London) abreiſen, ohne zu wiſſen, ob ich vor Jahren wieder nach Wien zurückkehre. Bliebe ich hier, ich würde mich bemühen, Ihnen eine Stellung zu verſchaffen, die Ihres Talentes würdig wäre. Aber — hier übergab er mir die Karte — ich empfehle Sie der Gräfin Helene Caroli, einer ausgezeichnet talentvollen Dame, welche Talente wie Sie zu ſchätzen weiß; ich kann Sie unmöglich in einem beſſeren Schutze zurücklaſſen.

In jedem ſeiner Worte, in ſeinem Tone ſprach ſich ſo viel Wohlwollen aus, daß es mir leid that, als er mich verließ und als ich, hinter die Schranken meines Orcheſters zurückgekehrt, bemerkte, daß er von der Dame des Hauſes und den Gäſten Abſchied zu nehmen anfing. Aus dem Saale und am Orcheſter vorübergehend, ſchickte er mir noch einen freundlichen, faſt vertraulichen Gruß zu, daß es mir war, als ob mein Schutzgeiſt von mir ginge. Meine Collegen im Orcheſter ſchienen auf meinen Erfolg etwas neidiſch; wenigſtens machten ſie allerlei Bemerkungen, die ſo klangen. Der Eine meinte, die Herren und Damen laſſen ſich gern unterhalten; das ſei aber auch Alles. Ein Zweiter bemerkte, von ſolchen Triumphen könne

man nicht leben, und sie seien nur geeignet, von der soliden Bahn abzubringen. Der Bassist brummte, bei all dem werde man uns keinen Pfennig mehr bezahlen, als ausgemacht sei, und nicht einmal, anstatt des schlechten heurigen, besseren Wein vorsetzen. Wahr ist es, daß sich seit Abgang des Grafen keine Seele um mich oder das Orchester bekümmerte. Man tanzte wieder, und ich war aus einem Künstler wieder zu einem Tanzmusikanten herabgesunken, und die Schranken des Orchesters waren wie vorher eine unüberschreitbare Gränze zweier Welten.

Gräfin Helene Caroli empfing mich mit großer Freundlichkeit. Als Künstler und als Empfohlener eines lieben Freundes war ich ihr, wie sie sagte, doppelt willkommen, und sie hoffte, daß wir schöne und genußreiche Stunden mit einander verleben und daß sie in ihrer Einsamkeit viel von mir lernen werde. Sie lud mich ein, bald wieder zu kommen, und bat mich, von Zeit zu Zeit, wenigstens ein oder zwei Mal die Woche, mit ihr zu musiciren.

Therese jubelte, als ich ihr von den neuen Protectionen erzählte. Ich sehe, sagte sie voll Freude, wie Recht ich hatte. Längst hätte ich Ihnen in meinen Kreisen schon hier und da eine Lection verschaffen können; aber ich wollte es nicht. Ich bin eine

Lehrerin letzten Ranges und wollte Sie nicht in meine Sphäre herabziehen, da die Leute selten nach dem Talente, aber immer nach der Region fragen, in der man beschäftigt ist. Einmal in eine niedere Sphäre gerathen, ist man darin gebannt, ohne durch Jahre, vielleicht durch das ganze Leben höher emporsteigen zu können. Darum wollte ich nicht, daß Sie in die Welt meiner Gewürzkrämer und ehrgeizigen Hausmeister gerathen.

Therese und die Freunde prophezeiten mir eine glänzende Zukunft, da die Gräfin Helene allgemein als eben so gütig und wohlwollend, denn als einflußreich gerühmt wurde.

7.

Ich muß hier auf die erste Zeit meines wiener Aufenthaltes und auf eine Bekanntschaft zurückkommen, die ich gleich Anfangs bei Thereſen machte. Der treueste Besucher ihrer Abende war Alexis, ein Freund ihres Bruders Raphael, der mit ihm in Einem Atelier gearbeitet hatte. Wir sind gewohnt, nach alten Traditionen von Michel Angelo bis auf Thorwaldsen, nach ihrer Beschäftigung mit dem Schönen, nach ihrer Arbeit, welche Marmor, Granit und Porphyr bewältigt, uns die Bildhauer als schöne

und kräftige Gestalten zu denken. Desto überraschter war man, wenn einem der Bildhauer Alexis vorgestellt wurde. Die Natur hatte ihn grausam vernachläßigt; er war auffallend klein und bedeutend verwachsen. Der Rücken wölbte sich ziemlich hoch empor, und die Ohren berührten die Schultern. Der Kopf schien wie durch ein Versehen auf diesen mißgestalteten Körper gerathen zu sein und trug durch seine Schönheit nur dazu bei, auf diesen aufmerksam zu machen; eben so wie die Mißgestalt die Schönheit des Kopfes mehr auffallend machte. Unter einer prächtigen Stirn glühten zwei schwarze und geistvolle Augen und herrschte eine schön gebogene Römer-Nase. Ein Ausdruck von Ironie, der immer um die etwas dicken Lippen schwebte, erhöhte noch das Geistreiche des Ausdruckes, der, wenn ein Lächeln hinzu kam, sogar überaus liebenswürdig und einnehmend erscheinen konnte. In Gesellschaft war er schüchtern und hielt sich immer still in einem Winkel. Sprach er aber, so waren seine Worte stolz und scharf. Man mußte schon ziemlich gut bekannt mit ihm sein, um von ihm freundlich angesprochen zu werden. Für Theresen hatte er eine große Neigung, und sie liebte seine Besuche, weil er ihr von dem fernen Bruder sprach, an dem er mit

einer begeiſterten Freundſchaft hing. Er ſchätzte Raphael höher, weil er ſich für den Handel untauglich erwieſen und betrachtete ihn als einen Märtyrer. —

Trotz ſeinem menſchenſcheuen Weſen ſchloß er ſich zur Verwunderung aller, die ihn kannten, bald und ſehr enge an mich an. Oft, wenn wir ſpät in der Nacht von Thereſen gingen, forderte er mich auf, noch einen Spaziergang mit ihm zu machen, und ſtundenlang wanderten wir unter den Bäumen am Joſephs-Canal auf und nieder. Da erfuhr ich denn, was in dieſer ſo ſchlecht eingehüllten Seele vorging. Er hatte einen großen Begriff von ſeinem Talente und träumte von ungeheuren Erfolgen, von Ruhm und Glanz. „Wie Cäſar für ſeinen kahlen Kopf," ſagte er einmal, „ſo brauche ich den Lorber für meinen Buckel. Einen Wald von Lorbern," rief er, „um mich ganz darin zu verſtecken!" Es war ſeine Schwäche, über ſeine Mißgeſtalt zu ſprechen, als hätte er den Gedanken Anderer zuvorkommen wollen. So ſagte er ein anderes Mal: „Je weiter man vom Idealen entfernt iſt, deſto größer iſt der Drang danach, und deſto mächtiger entfaltet ſich der Sinn dafür; ich hoffe darum ſehr Bedeutendes zu leiſten." Er ſprach auch viel von Rom und Italien und der Reiſe, die er demnächſt dahin antreten wollte;

aber man sah ihn niemals Vorbereitungen dazu treffen, obwohl sie ihm bei dem schönen Vermögen, dessen Herr er war, leichter geworden wäre, als den meisten Künstlern. Die Freunde Theresens, die ihn seit längerer Zeit kannten und beobachteten, waren der Meinung, daß er sich Theresens wegen von Wien nicht trennen könne.

Eben um die Zeit, als mich der alte Nikolaus Vogel in seinen Verein aufnahm, lud mich Alexis ein, bei ihm, das ist in seinem Atelier, zu wohnen. „Sie werden Musik machen. Ich werde dabei modelliren und so bei Musik, wie Leonardo da Vinci, unsterbliche Werke schaffen." Der Gedanke gefiel ihm so sehr, daß er dringender wurde, und da mich auch Therese aufmunterte, der Einladung zu folgen, um den guten Alexis nicht so ganz einsam zu lassen, so trug ich meine kleinen Habseligkeiten in das fast am Ende der Vorstadt gelegene Atelier hinüber. Es war das ein ziemlich großes hölzernes Gebäude, das aus einem einzigen Gelaß und einer kleinen Nebenkammer bestand. Rings umher an den Wänden und auf Schränken hingen und standen die Gypsabgüsse von antiken Bruchstücken und ganzen Statuen. Dazwischen die Masken berühmter Menschen. In Schränken und in Winkeln standen in zahlreichen Exemplaren

in Gyps oder in gebranntem Thon Alexis eigene Werke, Basreliefs und Statuen, die er, man wußte nicht, zu welchem Zwecke, vervielfältigen ließ. Man brauchte kein besonderer Kenner zu sein, um gleich einzusehen, daß diese Werke der Vollendung noch ziemlich fern standen. Sonderbarer Weise hatten seine Gestalten sämmtlich eine gewisse Aehnlichkeit mit ihm selbst; ihre Rücken, nackte wie verhüllte, waren zu sehr gekrümmt, die Schultern zu hoch, die Hälse zu kurz. Alexis hatte, wie ich mich oft überzeugen konnte, für diese, obwohl auffallenden Fehler kein Auge, und er begriff nicht, warum manche von diesen Statuen, die er ausgestellt hatte, keinen Anklang gefunden. Nur in der letzten Ausstellung hatte eine Arbeit von ihm großes Aufsehen erregt — es war dies eine Aesop-Büste, die er in einem Anflug von Selbst-Ironie modellirt und mit einem Ausdruck von Humor und Wehmuth ausgestattet hatte. Aber der Erfolg ärgerte ihn, und er zog die Büste nach einigen Tagen zurück und bat sie weder verkauft, wie ihm angeboten war, noch nach seiner Gewohnheit in Gyps vervielfältigen lassen. Selbst aus seinem Atelier war sie verschwunden. Nur eine Arbeit fand ich in seinem Atelier, an der nichts zu tadeln gewesen, und diese war ein Basrelief, welches, man

konnte ſich nicht irren, das Portrait Thereſens darſtellte. Es gab nicht nur ganz und gar die Züge des Originals, es gab auch die ganze Milde wieder, und es war nichts Fremdes an dieſem Bilde, als der Lorbeerkranz, den er Thereſen etwas theatraliſch aufgeſetzt hatte. Ich fragte ihn, wie er dazu gekommen, dieſes Bild und auf dieſe Weiſe zu modelliren, und er antwortete etwas verlegen und wie im halben Scherze: „Reine Speculation! Thereſe muß ja doch früher oder ſpäter eine berühmte Künſtlerin werden, und da will ich ihr Bild im rechten Zeitpunkte gleich bereit haben.“

Aber die Andacht, mit der er oft das Bild betrachtete, und die Gewohnheit, ſich im Arbeiten zu unterbrechen, um wie Begeiſterung ſchöpfend vor das Bild zu treten, ſtraften ihn Lügen, obwohl das Basrelief in der That wie in einem Magazine in zahlreichen Exemplaren da war. Auf ſolche Vervielfältigungen und auf den Ankauf antiker Abgüſſe verwandte er den größten Theil ſeiner Einkünfte. Man kann ſagen, daß er ſonſt keine Ausgaben, keine Bedürfniſſe hatte.

Der kleine blecherne Ofen, der immer geheizt war, um die Thonmodelle zu trocknen, diente ihm zugleich als Küche; derſelbe Topf, in welchem den ganzen Tag hindurch das lehmige Waſſer zum Mo-

delliren ſtand, wurde Abends gebraucht, um Kartoffeln oder ein anderes beſcheidenes Gemüſe zu kochen, und oft wurde die concave Seite der Larve irgend eines berühmten Kopfes als Schlüſſel verwandt. Wie ſonderbar mir auch Anfangs dieſe Künſtlerwirthſchaft erſchien, da ich noch alle aus einem geordneten Haushalt mitgebrachten Vorurtheile hatte, ſo fand ich mich doch bald darein, wohl erkennend, wie ſehr dieſes philoſophiſche Leben zu meinen Umſtänden paßte. Alexis wurde mein Lehrmeiſter in der Genügſamkeit, und ich hatte mein Leben lang Urſache, ihm dafür zu danken, ſelbſt damals, als meine Freunde von meinen neuen ariſtokratiſchen Verbindungen Großes für mich hofften.

Der Contraſt zwiſchen dem Leben im Atelier und den Stunden bei der Gräfin Helene war groß. Sie bewohnte auch im Winter eine Villa am Rennwege, die, obwohl nur aus einem Erdgeſchoſſe beſtehend, doch palaſtartige Pracht entfaltete. Mit zwei Seitenflügeln und einem hohen Gitter bildete ſie vorn einen ſchönen Hof, während zwei andere Flügel rückwärts in den Garten liefen und ein großartiges Gewächshaus, das unmittelbar an den Salon ſtieß, umgränzte. Ja, die ganze Villa hatte etwas von einem Gewächshauſe; in allen Salons und Zimmern

ſtanden ſüdliche Bäume, Blüthen, Blumen aus allen Zonen und wandten ſich Epheu, Lianen und andere Schlingpflanzen von Wand zu Wand. Mitten im Winter hatte man hier ein großes Stück Frühling, zu dem die Lenze aller Länder ihr Schönſtes beiſteuerten. Aus dem Grün der Pflanzen blickten überall ſchöne Bilder und Statuen; im Schatten der Orangen- oder Palmenbäume ſtanden eben ſo geſchmackvolle als bequeme Möbel, und zu dieſer ganzen ſchönen Welt paßte die hohe und edle Geſtalt ihrer Beſitzerin. Durchſchritt ich dieſe duftenden und blühenden Räume, oder ſaß ich zwiſchen Fächerpalmen neben der ſchönen Gräfin am Clavier, ſo war es mir, als wäre ich durch weite, weite Meilen von der Welt getrennt, zu der ich eigentlich gehörte.

Die Liebenswürdigkeit der Gräfin machte, daß ich mich daſelbſt bald heimiſch fühlte und mit dem erſten Schritt in dieſe Salons alle Sorgen, die mich draußen erwarteten, vergaß. Erſt wenn ich ſie verließ, erinnerte ich mich, daß mich dieſe Protection im gewöhnlichen und gemeinen Leben nicht im Geringſten förderte. Aus dem anfänglich unordentlichen Muſiciren wurden nach und nach regelmäßige Muſikſtunden, und ich konnte die ſchöne und glänzende Helene als meine Schülerin betrachten und danach

behandeln. Ihr aber ſchien es nicht im Geringſten in den Sinn zu kommen, daß ein Künſtler, als der ich ihr empfohlen war, auf irgend welche Weiſe ſeine Kunſt zu Broderwerb erniedrigen könne. Als ich ſie einmal bei näherer Bekanntſchaft erſuchte, mir doch in ihrem Kreiſe eine oder die andere Unterrichtsſtunde zu verſchaffen, antwortete ſie faſt mit einem Ausdruck von Bewunderung: „Sie ſind doch ein edler Menſch und wollen als ein Apoſtel der Kunſt ihr immer neue Jünger zuführen!“ — Da ſie aber in ziemlicher Einſamkeit lebte, ſo blieb es bei dieſer Bewunderung, ohne daß ſie etwas zur Förderung meines Apoſtelthums gethan hätte. Vielleicht glaubte ſie, mich in meinem edlen Streben zu unterſtützen, indem ſie mich einer ganzen Schar junger Mädchen ihres Kreiſes vorſtellte, mit denen ſie Chöre zu ſingen pflegte, und indem ſie mir die Leitung dieſes weiblichen Chores anbot. Ich nahm gern an, und die jungen Damen klatſchten vor Freude in die Hände. Nun wurden auch zu dieſen Uebungen gewiſſe Stunden feſtgeſetzt, und da die Damen in der That ſehr eifrig waren und die ſchönen Chöre ſo wie die Sängerinnen ſich in dieſer blühenden Welt ganz vortrefflich ausnahmen und ich von meinen Jüngerinnen förmlich auf Händen getragen

wurde, ſo hatte ich manchen ſehr äſthetiſchen Genuß und verlebte manche angenehme Stunde. Als einmal eine der jungen Damen einen Nonnenchor aus dem ſechszehnten Jahrhundert mitbrachte, den man in der Bibliothek ihres Vaters entdeckt hatte, und ich ſie auf manches Eigenthümliche in dieſen alten Compoſitionen aufmerkſam machte und bei dieſer Gelegenheit manche Namen alter Meiſter nannte, die ſie nie gehört hatten, bat man mich allgemein, Näheres und Weitläufigeres über dieſen Gegenſtand mitzutheilen, und bald kam man auf den Gedanken, daß Geſchichte der Muſik eine ſehr angenehme und nützliche Beſchäftigung wäre. Die unmittelbare Folge war, daß man mich bat, wöchentlich wenigſtens einen Abend der Geſchichte der Muſik zu widmen. Der Abend wurde beſtimmt, und ich hatte nicht nur im Hauſe der Gräfin Helene, ſondern auch im Atelier, wo ich mich für dieſe Stunden vorbereitete, eine Beſchäftigung mehr. Gräfin Helene war mir für alle dieſe Anſtrengungen ſehr dankbar; ſie behandelte mich wie einen Freund, ſie lud mich zu ihren kleinen Diners, und ſo kam es, daß ich manchmal an der ausgeſuchteſten Tafel ſchwelgte, während ich Tages vorher und Tags darauf mit Alexis aus der Maske Napoleon's oder Heinrich's IV. Kartoffeln eſſen mußte. Alexis machte

über dieſe Abnormitäten ſeine ſarkaſtiſchen Bemerkungen und prophezeite mir, daß es durch Wochen noch ſo fortgehen werde, wie es ſchon ſeit Wochen gegangen, und er benutzte ſolche Gelegenheit zu Strafpredigten, daß ich mich auf Leute verließ, die von der eigentlichen Welt und ihren Bedürfniſſen keinen Begriff hätten und die Kunſt als frivoles Vergnügen und Zeitvertreib behandelten. Er forderte mich auf, ſeinem Beiſpiele zu folgen, mich in künſtleriſcher Einſamkeit abzuſchließen und die Zeit abzuwarten, bis ich durch die Gewalt der Kunſtvollendung die Menſchen zwänge, zu mir zu kommen, und meine Bedürfniſſe, um dieſen Zweck zu erreichen, auf das Kleinſte zu reduciren. Seine Strafpredigten wurden ſchärfer und ſarkaſtiſcher, als im Gegentheil in Folge der Einladungen der Gräfin Helene meine Bedürfniſſe nur wuchſen. Ihre kleinen Diners zwangen mich, für Handſchuhe, weiße Cravatten, Glanzſtiefel und bei ſchlechtem Wetter für Fiaker Summen auszugeben, die ich im Laufe vieler Nächte als Tanzmuſikus im Schweiße meines Angeſichtes und auf Koſten meines Schlafes erwarb. Ja, ſelbſt dieſer Erwerb wurde mir geſchmälert, indem mich Gräfin Helene durch ihre Liebenswürdigkeit zwang, Abende bei ihr zu verbringen, die ich durch die Güte des

Directors des Kreuzer-Vereins praktiſcher hätte verwerthen können. Alexis hatte Recht. Gräfin Helene gehörte zu jenen Damen, die wie Marie Antoinette fragen, warum das Volk, wenn es kein Brod hat, nicht Kuchen eſſe. Von Armuth, von erdrückendem Kampfe mit täglicher Noth hatte ſie nicht die geringſte Vorſtellung, und ich fing an einzuſehen, daß ſie mich zu beleidigen fürchten würde, wenn ſie mich anders als mit Liebenswürdigkeit für Zeit und Mühen zu belohnen gedächte.

So ging der Winter vorbei, und dieſe Periode, die für mich ſo erfolgreich zu werden verſprochen, endete mit größerer Noth, indem ich mich für Gräfin Helene und ihre Abende in Schulden geſtürzt hatte. Der Frühling kam heran; Gräfin Helene ſprach von einer bevorſtehenden Reiſe, die jungen Damen bereiteten ſich, aufs Land zu gehen, und unſere Stunden ſollten bald beſchloſſen werden. Mit Bedauern ſprachen ſie über das plötzliche Abbrechen des ſo lehrreichen Unterrichtes, und es ſchien, als ob die ſarkaſtiſchen Bemerkungen Alexis doch Lügen geſtraft werden ſollten. Ich bemerkte, daß die Damen ſich vielerlei ins Ohr zu ſagen hatten, daß Geheimniſſe da waren, in die ich nicht eingeweiht wurde, und daß man offenbar etwas Großes für mich bereitete.

Der Tag des Abſchiedes kam heran. Ich wurde auf gewiſſe Stunden beſtellt und mit vieler Herzlichkeit empfangen. Man ſprach von der Hoffnung eines freudigen Wiederſehens im nächſten Winter, von der Dankbarkeit für den genoſſenen Unterricht und lud mich endlich ein, in einen Neben-Salon zu treten. Da waren auf einen Tiſche zwanzig Bände Muſikalien, ſämmtlich in feinen Maroquin gehüllt und mit meiner Chiffre in Gold verſehen, zu einem Piedeſtal aufgeſtellt, auf welchem eine bronzene Copie der antiken Euterpe ſtand. Rings um das Piedeſtal lagen Börſen, eine Kappe, ein geſticktes Gilet und andere ſehr koſtbare und geſchmackvolle Handarbeiten, mit den Karten der jungen Damen verſehen. Dazu eine kleine Rolle, welche ein Lobes- und Dankgedicht an den Meiſter enthielt. Das Geſicht der jungen Damen glänzte vor Freude und innerer Befriedigung, und ſie baten mich, dieſe Geſchenke als ein Andenken an ſie und als Zeichen ihrer Dankbarkeit anzunehmen. Ich geſtehe, daß ich gerührt war, und daß mir dieſe Geſchenke für den Moment große Freude machten. Aber als ich nach Hauſe ging und mir ein Bedienter mit der ganzen Laſt folgte, wurde ich immer trauriger, und ich konnte nicht mitlachen, als mich Alexis mit großem Gelächter empfing.

Da, ſagte er, iß davon!

Als ich die Noten näher anſah, überzeugte ich mich, daß ich ſie ſämmtlich ſchon beſaß.

8.

Der Sommer kam; es grünte und blühte, aber ich ſah es nicht. Ich war in der Seele traurig. Nicht daß ich den Muth verloren, doch war ich um eine große Hoffnung ärmer, um eine Hoffnung, die mir geſchmeichelt und an die ich mich ſeit dem Eintritt in das Haus der Gräfin Helene ſo ſehr gewöhnt hatte, daß ſie ſo zu ſagen jedem meiner Gedanken zur Seite ging, und von der ſich nun meine Seele nur mit ſchmerzlicher Anſtrengung trennen konnte.

Ich ſah eine Laufbahn vor mir und auf dieſer Laufbahn Thereſen mir aufs innigſte verbunden; ihrer herzlichſten Freundſchaft gewiß, hoffte ich, daß von ſolcher Freundſchaft zur Liebe nur ein kleiner Schritt ſei, ja, daß Thereſe dieſen Schritt ſchon gethan habe. Doch ſprach ich ihr nie von meiner Liebe. Sie hatte ſich ſo große und heilige Pflichten aufgelegt, daß es mir wie eine Sünde geſchienen hätte, ſie zu ſtören. So lange ſie noch in Mühſal arbeitete, trug und duldete, wollte ich ihr nicht von Gefühlen ſprechen, zu denen, wie ich mir in meiner

traurigen Lage ſagte, nur der Glückliche berechtigt iſt. Nur wenn ich ihrem Leben Ruhe und Glück bringen konnte, wollte ich vor ſie hintreten und ſie mir für alle Zeiten verbinden. Damit war es nun aus.

Thereſe lächelte über meine Enttäuſchung, und da mich der Sommer, nachdem Bälle und Soireen aufgehört hatten, wieder in gänzlicher Hülfloſigkeit fand, war ſie es, die für mich ſorgte, — ſie, deren Mühen und Arbeiten zu lindern, ich ſeit ſo langer Zeit aufs ſehnſüchtigſte wünſchte. Jetzt, ſagte ſie, iſt nicht länger zu warten, und Sie müſſen nun einmal in meine Sphäre herabſteigen, vor der ich Sie ſo gern bewahrt hätte.

Durch ihre Vermittlung erhielt ich in einem Hauſe, in welchem ſie der Tochter Muſikſtunden gab, den Unterricht des Sohnes. Es war dieſes Haus, wie mich Thereſe auf dem Wege dahin unterrichtete, ein Parvenu-Haus. Der Vater, ſeit einigen Jahren todt, war ein Trödler geweſen und man erzählte, daß er einſt eine alte Uniform aufkaufte, welche durch und durch mit Banknoten gefüttert war. Seit ſeinem Tode machte ſeine Frau ein großes Haus und gab ihren Kindern, immer mit etwas krämeriſcher Sparſamkeit dabei, eine glänzende Erziehung. The-

reſe ſchärfte mir ein, daß ich die Dame nur als gnädige Frau anreden und von Tochter und Sohn nur als vom Fräulein und vom jungen Herrn ſprechen dürfe. Ich befolgte dieſe Anweiſungen und wurde gnädig angenommen.

Mein Schüler, ein vierzehnjähriger Junge, machte mir viel zu ſchaffen; er trieb ſchon ſeit mehreren Jahren Muſik und bildete ſich ein, einen ausgebildeten Geſchmack zu haben; was ich ihm immer vorlegte, mißfiel ihm; er wollte immer Glänzendes, Brillantes. Nach und nach hörte eigentlich aller Unterricht auf, und ich mußte mich nach dem Wunſche der Mutter und des Sohnes darauf beſchränken, mit dem Jungen gewiſſe Modeſtücke einzuüben, die er bald an einem Geburtstage, bald in einer Soiree, immer aber vor großer Geſellſchaft aufſpielen ſollte. Die Wahl der Muſikſtücke hing meiſt von der Mutter ab, die ſich dabei gewöhnlich nach den Muſikſtücken richtete, welche ſie in vornehmen Häuſern zu hören bekam. Je nach dem Beifalle, den der Junge erntete, wurde ich am Tage nach einem ſolchen Concerte freundlich oder mürriſch behandelt. Wenn er durchfiel, hatte mein Schüler an meiner Unterrichtsweiſe immer viel zu tadeln und brachte er mancherlei über eine „veraltete, pedantiſche“ Schule vor. Ich

ſah, daß hier Gewiſſenhaftigkeit nicht am Platze war und daß es ſich mehr darum handelte, den Jungen zu dreſſiren, als zu bilden, und ich ließ die Dinge gehen, wie ſie gingen. Thereſen bekam ich im Hauſe nur ſelten zu ſehen, da die Unterrichtsſtunden ſo eingetheilt waren, daß ich kam, wenn ſie ging; nur manchmal trafen wir uns auf der Treppe, wo wir kaum Zeit hatten, einander die Hand zu drücken.

Da begab es ſich, daß die Mutter unſerer Schüler im Hauſe eines Hof-Secretärs von Bruder und Schweſter eine Sonate für Clavier und Violine aufführen hörte. Sofort verordnete ſie, daß ihre Kinder eine Sonate für Clavier und Violine einſtudiren ſollten. Ich war mit dieſer Verordnung zufrieden, da ich nun die Stunde mit Thereſen in Einer Stube zubringen konnte. Mehrere Tage arbeiteten wir mit unausgeſetztem Fleiße, da das Concert in der nächſten Zeit dem Publikum vorgeführt werden ſollte. Aber die Arbeit wollte nicht fördern. Bruder und Schweſter waren nicht fähig, gleichen Schritt zu halten, und wir erlebten manche aufregende Scene voll Zank, Thränen und gegenſeitiger Vorwürfe. — Endlich erklärte der Bruder, er wolle ſeine Partie zuerſt einſtudiren, wenn Thereſe die Clavier-Partie übernehme. Bereitwillig ſetzte ſich Thereſe hin und gab

ſich alle Mühe, den Jungen in Tact zu bringen. Aber er war bald mit ihr eben ſo unzufrieden, wie mit ſeiner Schweſter. Er warf ihr vor, daß ſie das Muſikſtück nicht verſtehe, und ſuchte es ihr in einer langen Rede zu erklären. Geduldig und ernſthaft hörte ihm Thereſe zu und bat mich, da ich aufbrauſen wollte, durch einen Blick, ebenfalls ruhig zu bleiben. Dann wurde das Spiel wieder aufgenommen. Der Junge ſtampfte mit dem Fuße, Thereſe ſpielte ihm zu langſam.

Gut, ſagte Thereſe, beruhigen Sie Sich, ich werde ſchneller ſpielen.

Ich gab dem Jungen einen Verweis, hielt aber noch an mich, obwohl er mir mit Brummen antwortete und es längſt in meinen Adern kochte.

Thereſe und der Junge fingen wieder an; nach wenigen Tacten ſtampfte er wieder mit dem Fuße, ſchlug mit dem Bogen aufs Clavier und ſchrie: „Das iſt zu ſchnell! Sie ſpielen es ja wie einen Walzer! Haben Sie denn gar keinen Begriff von Muſik und wollen eine Lehrerin ſein!“

Aber, Adolf! rief ſeine ſanftere Schweſter verweiſend.

Ich meinestheils hätte den Jungen in dem Augenblick erwürgen können; aber ich begnügte mich

auf eine Handbewegung Thereſens mit der Drohung, daß wir ſofort abbrechen würden, wenn er ſich nicht mehr mäßigte. Thereſe mit ihrer himmliſchen Geduld ſaß lächelnd am Clavier und begann mit derſelben Ruhe wie vorhin, als ich, der ich mich vor Beide hinſtellte, um den Tact anzugeben, den Bogen erhob. Nach wenigen Minuten war Adolf wieder aus dem Tacte. Mit einem Schlage auf das Pult wandte er ſich wüthend gegen Thereſe und ſchrie: „Das iſt nicht länger auszuhalten, Sie ſpielen ja wieder zu langſam! Sie ſind eine Gans!“

Schneller als der Blitz fuhr mein Bogen dem Jungen über den Schädel. Ich zitterte vor Aerger und war nicht im Stande, etwas Anderes als: „Du unverſchämter Junge!“ hervorzubringen.

Adolf ſtand einen Augenblick wie erſtarrt. Mit Einem Male aber erhob er ſeine Stimme und ſchrie auf das fürchterlichſte; wie ihn ſeine Schweſter ſchreien hörte, ſtimmte ſie mit ein, und augenblicklich flog die Thür auf, und die Mutter ſtürzte in die Stube.

Um Gottes willen, was geht vor?! rief ſie, meine Kinder, meine Kinder!

Adolf deutete auf mich und ſchrie: „Er hat mich geſchlagen, wegen Thereſen hat er mich geſchlagen, er liebt ſie, er liebt ſie!“

Darauf ſtarrte die Mutter mit großen Augen wechſelweiſe bald mich, bald Thereſen an. Erſt nach einigen Secunden gewann ſie die Sprache wieder, ſtemmte die Hände in die Seiten und rief: „Was! meine Kinder ſchlagen und Liebeleien in meinem Hauſe? Solches Volk wagt es, meine Kinder zu ſchlagen und in meinem Hauſe, vor den Augen meiner Kinder ſich zu lieben?!“

Ich weiß nicht, was ſie weiter vorbrachte; ich erinnere mich nur, daß ich meine Geige unter den einen und Thereſens Hand unter den anderen Arm nahm und unter Geſchrei und Schimpfen aus der Stube, die Treppe hinab und auf die Gaſſe rannte. Dort erſt, als mich Thereſe aufhielt, um ſich den Hut aufzuſetzen, kam ich zu einiger Beſinnung, war aber noch nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen. Schweigend rannte ich mit Thereſen weiter, bis ſie athemlos auf eine Bank des Glacis niederſank. Dort erſt ſahen wir einander an und brachen beide in herzliches Gelächter aus.

Dieſe Scene, ſagte ich noch lachend — mein ganzes Leben vergeſſe ich ſie nicht.

Sie waren zu heftig, ſagte Thereſe, und mögen dem Jungen einen tüchtigen Schlag verſetzt haben.

Meine liebe Freundin, erwiderte ich mit zittern-

der Stimme, konnte ich länger das unverſchämte Weſen dieſes kleinen reichen Menſchen mit anſehen? Er erſchien mir plötzlich als der Vertreter des geſammten hochmüthigen Unverſtandes, deſſen Härte und Rückſichtsloſigkeit ſo gern die Beſten und Edelſten verwundet und der deſto unverſchämter wird, je größere Milde und Geduld man ihm zeigt — wie Sie es zu thun pflegen. O, könnte ich überall und gegen ärgere Feinde Ihr Beſchützer ſein! Könnte ich Sie vor allen den Demüthigungen bewahren, denen Sie Sich mit ſo großer Selbſtverläugnung ausſetzen!

Thereſe ſah mich mit einem dankbaren Blicke an und legte ſchweigend ihre Hand in die meinige. Da fiel mir plötzlich ein, wie der Junge in ſeinem Grimm. „Er liebt ſie!“ ausgerufen und Thereſen ein Geheimniß verrathen, dem ich niemals Worte zu geben gewagt hätte. Ich wurde etwas verlegen und ſagte: Welche ſonderbare Gedanken ſo ein Junge ohne Scheu ausſpricht!

Thereſe errieth, was ich meinte. Sie ſtand auf, nahm meinen Arm und ſagte mit einem lieblichen Lächeln und mit zarteſter Unbefangenheit: Er hat mir nichts verrathen, was ich nicht ſchon wußte.

Ich drückte ihren Arm an mich, ohne auch nur

eines Wortes fähig zu ſein. Schweigend gingen wir lange Zeit über das Glacis, bis ſich nach und nach unſere aufgeregten Gefühle auszuſprechen im Stande waren. Wir vergaßen die Welt und die traurige Gegenwart. Stundenlang wanderten wir auf und nieder, von einer ſchönen Zukunft ſprechend, und der Tag, der ſo ſtürmiſch begonnen hatte, war einer der ſchönſten meines Lebens.

9.

Indeſſen waren wir beide um einen Theil unſerer Einkünfte ärmer. Wir hätten das leicht verſchmerzt, wenn jene Scene ohne weitere Folgen geblieben wäre. Dies war leider nicht der Fall. Madame, die über mich höchſt empört war, erzählte in ihrem Kreiſe, der unglückſeliger Weiſe der Kreis war, in welchem Thereſe beſchäftigt wurde, daß Mademoiſelle, ihre Muſiklehrerin, mit ihrem Muſiklehrer in ihrem Hauſe vor ihren Kindern eine Liebſchaft angefangen und daß ſie deßwegen Beide abſchaffen mußte. Ein dienſtgefälliges Stubenmädchen verſicherte, mehrere Mal geſehen zu haben, wie ich Thereſen auf der Treppe geküßt hätte. Unglückſeliger Weiſe hatte ferner zur ſelben Zeit der Sohn einer Familie, in welcher Thereſe unterrichtete, den „Einfall“, ſich in die

kleine blaſſe Muſiklehrerin zu verlieben, was man natürlich der blaſſen Muſiklehrerin, die man entließ, zum Verbrechen machte. Nach kurzer Zeit war die Redensart, daß man „ſo böſe Streiche" der kleinen Perſon nicht zutrauen möchte, im ganzen Kreiſe gäng und gebe. Man verfehlte auch nicht, ſich bei dieſer Gelegenheit daran zu erinnern, daß Roſa ins Haus kam, und man fand es natürlich, daß eine Perſon, die ſich, wie man ſagte, mit Leuten vom Ballet herumtrieb, ſolcher Streiche fähig ſei. Bald ſtand Thereſe ſo ſchwarz da, daß man es für Pflicht hielt, ihr überall in dieſem Kreiſe ihre Entlaſſung anzukündigen.

Unter ſo traurigen Umſtänden kam wieder der Winter heran. Thereſe verachtete das Gerede und hatte dafür höchſtens ein Achſelzucken. Aber ſorgenvoll für die nächſte Zukunft ging ſie in der Stube auf und nieder. Mir ſchnitt es ins Herz, wie ich ſie ſo traurig ſah, und als ſie ſich ans Clavier ſetzte, um durch heitere Töne die Sorgen für einen Moment zu vertreiben, rief ich verdrießlich aus: Laſſen Sie dieſes unpraktiſche Inſtrument! Ich wollte, Sie ſpielten die Harfe, dann wollte ich meine Geige nehmen und zu Ihnen ſagen: Kommen Sie, wir wollen als ganz gemeine Muſikanten durch die Welt ziehen,

und Sie würden Sich überzeugen, daß wir geringere Sorgen hätten, denn als noble Muſiklehrer in der Reſidenz.

Thereſe hielt im Spiel inne und ſah mich aufmerkſam an. Der Gedanke, ſagte ſie, iſt vielleicht nicht ſo übel, als es ſcheint. Ich würde mich nicht einen Augenblick beſinnen, mit Ihnen, Ferdinand, als Harfeniſtin von Dorf zu Dorf zu wandern, und ſollte man dann noch hundert Mal ſchlechter als jetzt von mir ſprechen. Indeſſen iſt leider auch dieſer Plan des Winters wegen und weil ich nur Clavier und nicht die Harfe ſpiele, unausführbar.

Und es ſtand ein neuer König auf in Aegypten, welcher den Joſeph nicht kannte; das will ſagen: es kam ein neuer Director des Kreuzer-Vereins, welcher ſich um mich nicht kümmerte. Der alte Nikolaus Vogel nahm zärtlichen Abſchied von mir und zog mit ſeiner Tochter in eine Provinzial-Hauptſtadt, wo ſie unter guten Bedingungen als erſte Tänzerin engagirt war. Umſonſt hatte er mich ſeinem Nachfolger aufs beſte empfohlen, ich genoß keines der Privilegien, die ich im vorigen Winter hatte und die ich wegen der Gräfin Helene nicht genug ausbeutete. Auch kam dieſe Dame, deren Protection ich dieſen Winter beſſer und nützlicher verwenden wollte, nicht wieder.

Sie hatte sich in London mit dem Grafen N., dem Gesandtschafts-Secretär, verheirathet. So verschwor sich Alles, diesen Winter so traurig als möglich zu machen.

Ich will bei dieser trüben Zeit, bei der Schilderung von mancherlei Entbehrungen, von manchen Schmerzen, die mir der Anblick Theresens verursachte, nicht länger verweilen. Ohne die Freundschaft Alexis, der sein philosophisch karges Leben mit mir theilte, wäre ich schwerlich ohne öfteren Hunger über diese Zeit hinweggekommen. Denke ich an jene Periode, so sehe ich mich entweder bei Alexis und mit ihm Kartoffeln speisend, oder Noten abschreibend am Nähtische Theresens. Sie hatte damals höchstens zwei Unterrichtsstunden in der Woche, die übrige Zeit saß sie zu Hause und arbeitete Tag und Nacht mit der Nadel. Nie kam ein Wort der Klage über ihre Lippen, nie verrieth sie die geringste Ermüdung. Nur selten gab sie sich ein Fest, indem sie sich für eine Stunde ans Clavier setzte. Bis um Mitternacht saß ich oft bei ihr und suchte ihr die Zeit durch Vorlesen zu vertreiben. Wenn sie mit ihrer Aufgabe, die sie sich für den Tag gestellt, zu Ende war, setzte sie sich zu mir aufs Sopha, und Hand in Hand, schweigend oder plaudernd, ließen wir die Stunden an uns

vorüberziehen. Es waren das die einzigen Lichtblicke des Glückes in jenen traurigen Verhältniſſen. Aber auch dieſe wurden mir manchmal verdunkelt, wenn ich bemerkte, wie Thereſe immer bläſſer und bläſſer wurde und ihre Geſundheit unter den Anſtrengungen und Nachtwachen ſichtlich abnahm.

Als ich einmal — wir waren ſchon wieder dem Frühling nahe — über ihre Bläſſe einige Worte fallen ließ und ſie bat, ihre Arbeiten bloß auf den Tag zu beſchränken, erwiderte ſie: Nun iſt ja bald der Frühling da, der wird Alles ändern; denn das Leben in freier Luft und die Reiſen werden mir gewiß wohlthun.“

Ich ſah ſie fragend an, ſie fragte, ob ich nicht errathe, und da ich in der That nicht finden konnte, worauf ſie anſpielte, ſtand ſie auf, öffnete einen Schrank und nahm eine kleine Harfe hervor und fing mit Fertigkeit zu präludiren an.

Ich war erſtaunt und wußte nicht, was von dieſem Schauſpiele zu halten.

Haben Sie bereits Ihre eigenen Worte vergeſſen? fragte Thereſe. Ich hoffe, Sie erinnern Sich noch, was Sie vor einigen Monaten geſagt haben; denn ich nehme Sie beim Worte und will mit Ihnen

als Harfeniſtin, wie Sie ſagten, von Dorf zu Dorf ziehen.

Da ich noch immer nicht recht zu Wort kommen konnte, ſetzte ſich Thereſe zu mir, legte mir die Hand auf die Schulter und ſagte ernſt: In der That geht es nicht mehr länger; es mußte ein Entſchluß gefaßt werden. Die ewige Arbeit, die Nachtwachen zerſtören mich, wie Sie ſelbſt ausgeſprochen haben, und meine Pflicht iſt, zu leben. An einen Strohhalm muß ich mich anklammern, um nicht unterzugehen; denn was ſollte aus denen werden, die mir anvertraut ſind?

Ich bedeckte mein Geſicht mit beiden Händen, um ihr nicht die Thränen zu zeigen, die mir in die Augen traten. Sanft zog ſie mir die Hände weg und ſagte in vorwurfsvollem Tone: Nicht ſo ſchwach, lieber Freund! Wir bewältigen die harte Nothwendigkeit nur, indem wir ſie auf uns nehmen. — Und um mich zu tröſten, fügte ſie hinzu: In der That hoffe ich, daß mir das Leben auf Reiſen gut thun wird. Bereuen Sie nicht, daß Sie mich damals dazu aufgefordert haben, und machen Sie meine monatelangen geheimen Studien nicht unnütz.

Die Mutter kam dazu, ich ſtürzte ihr entgegen und fragte ſie, ob ſie Thereſens Entſchluß kenne. Traurig zuckte ſie die Achſeln, aber ſagte mit einem

liebevollen Lächeln gegen Thereſe gewandt: Seit Jahren laſſe ich ſie gewähren; von mir hat ſie keinen Befehl und kein Verbot zu gewärtigen; denn ich weiß, daß ſie ihre Entſchlüſſe mit Verſtand und Ueberlegung faßt und daß ſie keine anderen Gründe hat, als die Güte ihres Herzens.

Die Tante erhob Widerſpruch. Offenbar wollte ſie Thereſen, ihre Ernährerin, nicht aus den Augen verlieren. Aber als Grund gab ſie an, daß ſich ein ſolcher Lebenswandel für ein Mädchen aus guter Familie nicht ſchicke. Was werden die Leute ſagen, rief ſie aus, und welchen Gefahren ſetzt ſich ein junges Mädchen aus, wenn es ſo ins Land hineinläuft!

Durch die Welt würde ich meine Thereſe laufen laſſen und allein, rief die Mutter aus — um wie viel mehr unter dem Schutze Ferdinand's! Gehe, mein Kind, ſagte ſie mit Weihe, indem ſie die Arme um Thereſens Nacken ſchlang, gehe, denn wo du gehſt, gehſt du auf guten Wegen. Mögen die Leute ſagen, was ſie wollen, ſie ſehen dir nicht ins Herz. Die dich aber kennen, die wiſſen: du trägſt ein heiliges Kreuz.

Mutter und Tochter umarmten ſich, und überwältigt von einem Gefühle, das mehr Bewunderung

als Mitleid war, drückte ich einen Kuß auf Thereſens Stirn.

Am anderen Morgen erzählte ich Alexis, was zwiſchen mir und Thereſen für den Sommer beſchloſſen war. Ungläubig ſah er mich an und hielt Alles für Scherz. Da ich aber wiederholt verſicherte, daß dem wirklich ſo ſei, ſprang er entſetzt auf und ſtarrte mich mit ſeinen großen glänzenden Augen wahrhaft fürchterlich an. Was! rief er mit ſchriller Stimme, elender Menſch, Sie wollen ſie mir entführen? Eine Harfeniſtin wollen Sie aus ihr machen? Wiſſen Sie nicht, daß ich ſie liebe?

Und wie erſchrocken vor dieſen Worten, ſprang er wieder einige Schritte zurück und rannte im Atelier auf und ab, indem er unverſtändliche Worte und beinahe thieriſche Laute ausſtieß. Mit Einem Male ergriff er einen Stock und ſchlug mit Wuth in ſeine eigenen Statuen von Gyps und Thon, daß Köpfe und Arme in dem weiten Atelier umherflogen. Ich faßte ihn und trug ihn mit Gewalt auf einen Stuhl, wo er tief athmend und erſchöpft ſitzen blieb. Ich ſuchte ihn zu beruhigen, indem ich ihm vorſtellte, wie uns beiden, und beſonders Thereſen, nichts Anderes übrig bleibe.

Nichts Anderes? rief er aus. — Ich will

Ihnen zeigen, daß Thereſen noch etwas Anderes übrig bleibt.

Er lief in die Kammer und kam nach wenigen Minuten angekleidet zurück.

Wiſſen Sie, wo ich hingehe? fragte er, noch immer aufgeregt und zornig lächelnd. — Zu Thereſen gehe ich! fügte er herausfordernd hinzu. — Ich will ihr ſagen, daß ich ſie liebe und um ſie anhalte; ich kann ihr eine geſicherte Gegenwart und eine glänzende Zukunft bieten. —

Ehe ich ihm noch ein Wort erwidern konnte, war er aus dem Atelier verſchwunden; aber ſchon nach einer halben Stunde trat er wieder ein, niedergeſchlagen und aufgegeben. Ohne mich anzuſehen, ſetzte er ſich in einen Winkel und ſtarrte vor ſich hin. Endlich fing er in abgebrochenen Sätzen zu ſprechen an, immer noch ohne den Blick von der Wand, die er anſtarrte, abzuwenden. Ich habe mich vergeſſen, ſagte er — ich habe vergeſſen, daß ich mit meinem Herzen längſt ein Abkommen getroffen habe. — Entſagen ſollſt du, ſollſt entſagen — ich bin ſtark genug, um zuzuſehen — wie Andere lieben — ich weiß es — ich bin nicht da, um zu freien — ich war nicht bei Thereſen — ich weiß nicht, ob ich vor ihrer Thür nur zu mir ſelbſt gekommen bin, oder ob

ich den Muth verloren habe — wenn ihr aber gehet, habe ich in Wien nichts mehr zu ſuchen — ich reiſe nach Rom. — Verſprechen Sie mir, rief er mit erhöhter Stimme und ſtreckte mir die Hand entgegen — verſprechen Sie mir, treu und unausgeſetzt über ſie zu wachen; erlauben Sie Niemandem, einen entweihenden Blick auf ſie zu werfen.

Ich nahm ſeine Hand und drückte ſie innig. Er erwiederte den Druck krampfhaft, und indem er gebrochen zuſammenfiel, ſchluchzte er: Ich habe bis heute nicht gewußt, wie ſehr ich ſie liebe, und ich habe mein Unglück nie gefühlt wie heute!

10.

Es regte ſich noch nichts in den Gaſſen, als wir an einem heiteren Morgen in Begleitung der Mutter durch die Stadt der Nußdorfer Linie entgegenzogen. Links von unſerem Wege lag der Kirchhof, wo wir uns vor beinahe drei Jahren zum erſten Male geſehen. „Hier," ſagte Thereſe ſanft lächelnd, „können wir auf jede Weiſe von unſerem geliebten Meiſter Abſchied nehmen." Sie fuhr mit der Hand durch die Saiten der Harfe, die ich trug, und melancholiſch zitterten die Töne dem Grabe Beethoven's zu.

Wer hätte das damals gedacht! ſeufzte ich.

Nur nicht traurig! ſagte Thereſe.

Oh, ich bin zufrieden! antwortete ich.

Die Mutter ging ſchweigend neben uns bis Nußdorf; ſie wollte noch weiter mit uns wandern, aber Thereſe hielt ſie ſanft zurück.

Ade, und auf Wiederſehen im Herbſt! ſagte Thereſe und ſtreichelte ihr liebevoll die Wangen.

Die Mutter umarmte uns beide und ging ohne ein Wort zurück. Aber alle zehn Schritte wandte ſie ſich wieder um und winkte und grüßte, bis wir ihren Augen verſchwunden waren. Schweigend gingen wir neben einander. Die Wellen der Donau ſchlugen ſanft ans Ufer und rieſelten melodiſch durchs Geſtein; die Bäume am Wege bewegten ſich im Hauche des Morgenwindes, und das Laub flüſterte leiſe, die Vögel ſangen, und von fernen Feldern ſcholl der Ruf des Ackersmannes durch die klare Luft. Thereſe war es, die zuerſt das Schweigen brach und die Wolken von meiner Stirn zu verſcheuchen ſuchte. Sie warf mir meine Traurigkeit vor und nannte es eine Sünde, ſo düſter durch eine ſo ſchöne Welt zu gehen. Sie nahm meine Geige, die ſie trug, und ſuchte den Geſang der Vögel auf den Saiten nachzuahmen. Ihre Wangen rötheten ſich im Hauche der friſchen Luft,

und es war mir, als blühte ſie in friſcher Jugend auf. Dennoch ſchien es mir immer, als müßte ich die zarte Geſtalt auf die Arme nehmen und forttragen. Wenn ich ſie fragte, ob ſie ausruhen wollte, lachte ſie mich aus und lief leicht wie ein Reh vor mir her.

Wir hatten uns vorgenommen, unſer Muſikantenleben erſt einige Meilen weit von Wien zu beginnen, und wir zogen an vielen Dörfern vorbei, ohne uns aufzuhalten. Des Mittags bogen wir vom Wege ab und lagerten uns in einem kleinen Gehölze an einer Quelle, um uns an den Vorräthen, die uns die Mutter mitgegeben hatte, für die weitere Reiſe zu ſtärken. Das Moos auf dem Felsſtein über der Quelle war uns Tiſch und Stuhl zugleich, die Vögel ſangen, durch die Bäume ſahen wir den glänzenden Spiegel der Donau. Thereſe war bei alledem, als machten wir eine luſtige Landpartie.

Mit friſcher Kraft wanderten wir weiter und ſtanden Nachmittags am Eingange eines freundlichen Dorfes. Ich ſah Thereſen an, und ſie verſtand mich. —

Sollen wir hier anfangen?

Ja, antwortete ich, aber wie es machen? Wie benimmt man ſich dabei? —

Ich habe mich das auch schon gefragt, sagte sie, aber geben wir nur darauf los, es wird sich schon finden.

Es fand sich auch in der That. Denn kaum waren wir in das Dorf eingetreten, als es uns aus einem ziemlich großen Hause entgegenschallte: Juchhe, da kommen ja lustige Musikanten! Herein mit ihnen!

Es war eine Hochzeit, der die Musikanten ausgeblieben waren. Einige junge Burschen sprangen aus dem Fenster und führten uns wie im Triumphe in eine große Stube, welche von jungen Burschen und Mädchen überfüllt war, während in einer anstoßenden Stube die älteren Leute beim Schmause saßen. Man wies uns oben an einen Platz und bat uns, nur sogleich anzufangen. Wir stimmten einen Ländler an, und sofort wogte und drehte es sich in der ganzen Stube. Auf den Klang der Musik kamen immer mehr Mädchen und Burschen herangeeilt; man tanzte auch im Hofe vor dem Fenster, an dem wir saßen, und die Kinder tanzten auf der Straße. Je länger wir spielten, desto lebendiger wurde es im Hochzeitshause. Jauchzen und Jodeln erscholl, und ein Bursche nach dem anderen kam, um uns die allgemeine Freude über unsere Ankunft auszudrücken. Bald war es in der Stube zu eng, und man be-

ſchloß, den Tanz im Garten fortzuſetzen. Wir mußten uns an die Spitze ſtellen, und die ganze Geſellſchaft folgte uns mit Sprüngen und Gejodel. Man ſetzte uns unter die Linde und tanzte um uns im Kreiſe. Der alte Schulmeiſter des Ortes nahm mir manchmal das Inſtrument aus der Hand und geigte auf. Auch Thereſe wurde abgelöſ't, indem eine dralle, luſtige Perſon aus der Menge hervorſprang und ſich uns als eine Collegin, als eine ehemalige wandernde Harfeniſtin zu erkennen gab. „Nicht wahr, Mädel," ſagte ſie zu Thereſe, „es iſt ein luſtiges Leben, das Harfeniſtenleben? Hat man's einmal angefangen, kann man's nicht wieder laſſen. Zehn Jahre lang bin ich in Oeſterreich und im Reich und in Dänemark und in Schweden luſtig herumgezogen, bis ich hier einen dummen Streich machte und mich verheirathete." Sie nahm Thereſens Platz ein und griff tüchtig in die Saiten. Dann tanzte ſie, dann kam ſie wieder, und ich war ihr dankbar, daß ſie Thereſen vor Ermüdung bewahrte. Abends ging es wieder in die Stube zurück. Der Schulmeiſter, der mich bereits ins Herz geſchloſſen hatte, machte unſeren Caſſirer und ging zu wiederholten Malen, die Mütze hinhaltend, von einem Burſchen zum anderen und kam immer mit einer reichen Ausbeute, die er jubelnd in meinen Hut

ausschüttete, zurück. Die Braut ließ uns noch ein gutes Nachtessen vorsetzen.

Um Mitternacht brach ich die Musik ab und fragte nach einem Nachtlager. Der gute Schulmeister führte uns in sein Haus und bereitete uns aus Stroh und einigen Decken nach Vermögen ein gutes Lager. Nur ich war verlegen, als ich mich mit Theresen vor demselben Lager allein sah. Sie hüllte sich in ihr Tuch, legte sich hin und sagte mir auf die unbefangendste Weise: Gute Nacht. Ein reines Weib kann muthig sein, denn es ist unnahbar. Es bedarf nicht jenes Schwertes, das in der alten Sage zwischen die Liebenden gelegt wird. Die Reinheit vertheidigt sich mit höheren Waffen, ja, sie bedarf der Vertheidigung nicht.

Am anderen Morgen, als wir aufbrachen und durch das Dorf weiterzogen, riefen uns bekannte Gesichter aus allen Fenstern an. Vor vielen Häusern mußten wir stehen bleiben und zum Abschied aufspielen, was uns mit freundlichen Gaben belohnt wurde. Im nächsten Dorfe traten wir schon mit größerem Muthe vor die Hausthür.

Dieser erste Tag gab uns das Bild des Lebens, das wir nun durch Wochen mit kleinen Abwechselungen bald am rechten, bald am linken Ufer der Donau

fortführten. Wanderungen auf der ſtaubigen Straße oder durch grüne Thäler, Muſik vor den Häuſern, manchmal in den Häuſern und oft in der Schenke vor luſtigen Geſellſchaften, frugale Mahlzeiten und Mittagsruhe im Walde, an einer Quelle unter ſchattigem Linden- oder Nußbaum, Nachtlager in armen Hütten, auf dem Stroh in der Stube oder auf dem Heu unter dem Dache — das ſind die Elemente und Momente, aus denen ſich unſer Leben zuſammenſetzte. Oft, wenn wir wo an einem ſchönen Plätzchen, meiſt in einem Gehölze, ruhten, ſpielten wir uns ſelber, allein von den Vögeln belauſcht, irgend ein claſſiſches Concert auf, um uns von den ewigen Ländlern und Deutſchen zu erholen.

In mir war aller Ehrgeiz erloſchen, und es ſchien mir thöricht, in der Stadt nach Ruhm und Erfolgen zu jagen oder auch nur nach der gewöhnlichſten Nahrung des Leibes, da wir nun ſeit Wochen frei und ſeit Jahren zum erſten Male ſorgenlos in einem ſchönen Lande umherzogen, ohne eine von den Demüthigungen zu erfahren, die wir in unſerem Leben ſo reichlich gekoſtet hatten. Denn was iſt die kleine Beſchämung, wenn den vorüberziehenden Unbekannten aus einem Hauſe entgegengerufen wird, man brauche keine Muſik, im Vergleiche zu den ab-

ſchläglichen Antworten, den hochmüthigen Reden, den unverſtändigen Anforderungen, denen wir beide ausgeſetzt geweſen!

Während dieſes idylliſchen Lebens wurde ich auf einige Zeit von Thereſen getrennt. Wir ſpielten bei einem reichen Gutsbeſitzer, vor den luſtigen Söhnen und Töchtern der ganzen reichen Nachbarſchaft. Thereſe ſtellte die Harfe weg und ſetzte ſich an den Flügel, der im Saale ſtand. Ihr Spiel ſowohl, wie ihr ganzes Weſen fiel der Frau vom Hauſe auf. Sie verlangte, Thereſe ſolle ihr etwas Rechtes ſpielen, und wir führten zuſammen vor der Frau, die ſich als Kennerin zeigte, eine unſerer Sonaten auf. Die Dame war entzückt und rief ein über das andere Mal, dies ſei keine Harfeniſtin, ſondern eine ganz vortreffliche Künſtlerin. Sie erinnerte ſich auch, Thereſen in Wien geſehen zu haben, und wir konnten, auf verſchiedene Fragen und Querfragen, bald nicht umhin, über unſere Lage einige Andeutungen zu geben. Weit entfernt, auf die Harfeniſtin herabzuſehen, drückte die gute Frau nur ihr Bedauern aus, daß ein ſolches Talent und, wie ſie zu verſtehen gab, ein offenbar ſo anſtändiges und wohlerzogenes Geſchöpf zu ſolchem Erwerbsmittel greifen müſſe. Nach einer kurzen Conferenz mit ihrem Manne lud

ſie Thereſen ein, einige Wochen bei ihr auf dem Landgute zu bleiben und ihrer Tochter Unterricht zu ertheilen, bis die Gouvernante, die man erwarte, ankäme.

Thereſe ſah mich mit einem fragenden Blicke an. Wie wehe es mir auch that, mich von ihr zu trennen, ſo glaubte ich ihr doch zur Annahme dieſer Einladung rathen zu müſſen; denn oft ſchien ſie mir zu ermüdet aufs Lager zu ſinken, und ich fürchtete, daß die fortwährenden Reiſen ſie zu ſehr erſchöpfen würden. Die Ruhe in dieſem Landhauſe und bei der guten Frau, die alles Vertrauen einflößte, konnte ihr nur wohl thun.

So blieb ſie, während ich mit meiner Geige in der Umgegend, immer das Landhaus weiter und enger umkreiſend, umherzog. Ich vertiefte mich in die Berge und ſtieg oft hoch hinauf zu den Sennhütten, wo ich den Hirtinnen vorſpielte. Aber einmal in jeder Woche ſtieg ich hinab, um nach der geliebten Schutzbefohlenen zu ſehen, bis die beſtimmte Zeit um war und ich ſie für die weitere Wanderung abholte. Mit Thränen entließ man ſie und reich beſchenkt. Unſere Erſparniſſe, die bereits eine angenehme Höhe erreichten, hatten wir dem Herrn des Hauſes über-

geben, der ſie nach Wien an die Mutter zu beſorgen verſprach.

So wanderten wir weiter über Berge und Thäler. Eines Nachmittags, da wir nach genoſſener Ruhe durch die ſtarke Sommerhitze auf der ſtaubigen Landſtraße hingingen, fuhr eine Poſtkaleſche an uns vorbei, in welcher ein alter Herr neben einer jungen Dame ſaß. Der alte Herr ſah uns mit freundlichen Augen an, und plötzlich ſprang er mit einem lauten Ausrufe des Erſtaunens auf, rief einige Worte aus, die wir nicht verſtanden, und klopfte dem Kutſcher auf die Schulter, daß er halten ſolle. Aber der Wagen war noch im raſchen Fluge, als die junge Dame mit einem einzigen Schwung und Staub aufwirbelnd herausſprang und mit ausgebreiteten Armen auf uns zueilte. Es war Roſa, die ſich jubelnd bald an Thereſens, bald an meinen Hals warf, während der alte Herr Nikolaus Vogel, ſo eilig als er konnte, herbeilief und uns ſchon aus der Ferne beide Hände entgegenſtreckte.

Arme Kinder! arme Kinder! ſchluchzte er und drückte uns herzlich die Hände — iſt es ſo weit gekommen? ſo weit?

Roſa konnte indeß ihrer Umarmungen kein Ende finden. Immer wieder drückte ſie Thereſen

ans Herz, dann auch mich, dann auch den Vater, als ob ſie auch ihn wiedergefunden hätte. —

Schnell, ſchnell, in den Wagen! rief ſie, Ihr müſſet mit uns fahren, wir laſſen Euch nicht wieder fort.

Wir ſtiegen ein, und luſtig ging es auf der Landſtraße weiter — es war ein freudiges Wiederſehen. Wir hielten uns gegenſeitig an den Händen, und des Fragens und Antwortens war kein Ende. Wir erfuhren, daß Roſa nach Linz ging, um daſelbſt zu gaſtiren, und es wurde zugleich feſtgeſetzt, daß wir einen Theil der Reiſe beiſammenblieben. Abends kamen wir unter luſtigem Geplauder und Erzählung unſerer Abenteuer in einem ſchönen Städtchen an, wo Herr Nikolaus Vogel das beſte Gaſthaus zum Nachtquartier wählte. Mich und Thereſen mit unſeren Inſtrumenten ſah man etwas ſonderbar an, indeſſen befahl Herr Vogel, zwei Stuben zu öffnen, und man ſetzte wohl voraus, daß der alte Herr in der Poſtchaiſe die armen Muſikanten aus Wohlthätigkeit aufgenommen habe. Dem Gaſtwirth wie den Gäſten war die Zuſammenſetzung unſerer Geſellſchaft ein Räthſel; und aus unſerer Stube in den Hof blickend, hörte ich auch, wie man ſich beim Poſtillon

erkundigte, und dieſer wahrheitgetreu mittheilte, daß die Muſikanten an der Straße aufgeleſen worden.

Wahrſcheinlich hatten wir es dieſer Mittheilung des Poſtillons und der Neugierde zu danken, daß, als wir Abends auf unſerer Stube bei einem fröhlichen Male ſaßen, der Kellner, während er uns bediente, ſo vor ſich hin und etwas zaghaft die Frage murmelte, ob man nicht geneigt wäre, unten im Saale ein kleines Concert zu geben. Die Herren, die unten verſammelt ſind, meinte der Kellner, Offiziere und die angeſehenſten Edelleute aus der Umgegend, ſeien überzeugt, daß wir reiſende Künſtler von großem Rufe ſein müſſen, und wären ſehr dankbar, wenn wir vor ihnen eine Probe unſerer Kunſt ablegen wollten. Man bekomme hier ſo ſelten etwas Gutes zu hören.

Ehe ich antworten konnte, hatte Thereſe ſchon zugeſagt.

Ich gehe mit! rief Roſa, und tanze den Herren etwas vor.

Da gehe ich auch mit und ſpiele mit auf, ſagte der Alte und beeilte ſich, ſeine Geige auszupacken. Deine Tänze weiß doch nur ich gehörig aufzugeigen. Aber, Kellner, rief Herr Nikolaus Vogel, früher noch eine Flaſche guten Ungariſchen, daß wir uns gehö-

rig begeiſtern, und die Herren ſollen etwas zu hören und zu ſehen bekommen, wie ſie es ſeit lange nicht geſehen und gehört haben.

Herr Nikolaus Vogel verſtand es, als echter Muſiker die Flaſche zu behandeln, und ſie war bald geleert. Dann ſetzten wir uns in Bewegung. Herr Nikolaus und ich mit unſeren Geigen unter dem Arme und Roſa mit Caſtagnetten in den Händen, die ſie ſchon auf der Treppe luſtig klappern ließ. Thereſe hatte ſchon bei unſrer Ankunft im Saale ein Clavier bemerkt und ließ die Harfe im Zimmer zurück. Der Kellner hatte verrathen, daß es auch Tanz geben werde, und wir fanden den großen Saal bereits dazu eingerichtet. Tiſche und Stühle waren bei Seite gerückt und für Roſa in der Mitte des Saales ein großer Spielraum gelaſſen. Die Herren, meiſt dicke und wohlbehäbige Landjunker, mit breiten und rothen Geſichtern, ſchienen Großes zu erwarten und ſaßen mit weit offenen Augen da, die uns neugierig und etwas verlegen betrachteten. Roſa's Seidenkleid und freies Weſen, das ſich um die Edelleute wenig bekümmerte, Thereſens beſcheidenes und edles Auftreten ſchienen ihnen zu imponiren, und ſie legten wenige Sekunden nach unſerem Eintritte ihre großen Meerſchaumpfeifen bei Seite.

Thereſe ſetzte ſich ans Clavier, während Roſa noch Manches im Saale arrangiren und Tiſche und Stühle, ſo wie die adeligen Herren Gäſte von einem Orte auf den andern wandern ließ. Dann ſtellte ſie ſich zu uns, und gab mit ihren Caſtagnetten das Zeichen zum Anfang. Herr Nikolaus Vogel fing einen ſpaniſchen Tanz an, und wir folgten begleitend. Während der erſten einleitenden Takte ſtand Roſa ruhig da, den Kopf leiſe zur Seite geneigt, die Arme ſtraff, den einen Fuß wie ſchreitend etwas vorgeſchoben. Mit Einem Male ſchwebte ſie unhörbar und mit wenigen großen Schritten an das andere Ende des Saales, drehte ſich wirbelnd um, und dann die Caſtagnetten erhebend und einſtimmend in unſere Muſik, ſchritt ſie in rhythmiſchen Schritten bald vorwärts, bald rückwärts. Wie einer fernen Muſik lauſchend, neigte ſie den ſchönen Lockenkopf und ſchien von einer unſichtbaren Macht fortgezogen, ohne daß man unter ihrem langen Kleide eine Bewegung des Fußes gemerkt hätte; dann wieder wie zu ſich ſelbſt kommend, ſchnellte ſie empor, warf den Oberleib zurück, tanzte mit faſt wilden Schritten von einer Ecke des Saales in die andere, ließ Locken und Kleid im Winde nachfliegen, ſchlug die Caſtagnetten bald über dem Kopfe, bald vor, bald hinter ſich zu-

ſammen und erfüllte den Saal mit Ton und Bewegung. So ſehr Eins war ſie mit der Muſik, ſo ſehr ging ihr ganzer Leib in Melodie auf, daß die Muſik verkörpert dort zu ſein ſchien, wo ſie eben ſchritt oder ſich im Kreiſe bewegte. Selbſt als ſie wie ermüdet mitten im Saale, auf einem Knie liegend ausruhte und faſt nur ihre Arme in der Luft bewegte, nur leiſe den Oberleib hin und her wiegte, war es noch, als ob der ganze Saal von ihrem Tanze erfüllt wäre, bis ſie den Kopf langſam auf das Knie und Arme und Caſtagnetten wie erſchlafft zu Boden ſinken ließ, und die Muſik, ihr folgend, plötzlich mit einem ſanft einſchläfernden Tone abbrach.

Es war todtenſtille im Saale. Die Zuſchauer ſaßen ſchweigend und regungslos da, und erwachten erſt wie aus einem Traume, als Roſa plötzlich aufſprang und, ohne ſich weiter um das Publikum zu bekümmern, auf Thereſen und mich zueilte und fragte, ob ſie es jetzt beſſer mache als ehemals. Jetzt erſt brach ein lärmender Applaus los. Die Herren ſprangen auf und eilten mit glänzenden Augen zu Roſa, um ſie mit Complimenten zu überſchütten. Ein dicker alter Edelmann konnte ſich nicht enthalten, ihre Hand zu faſſen und ihr einen weit-

ſchallenden Kuß aufzudrücken. Die junge Dame, ſagte er, mahne ihn an die ſchönſte Zeit ſeiner Jugend, wo er eine große Tänzerin verehrte. Er ſei, verſicherte er, ſeit damals nicht ſo hingeriſſen worden wie heute. Die anderen Herren waren froh, einen Sprecher gefunden zu haben, und beſtätigten alle ſeine Worte mit Kopfnicken und Lächeln. In der That hatte Roſa mit unbeſchreiblicher Anmuth getanzt. Sie hatte ſich, ſeit ſie uns verlaſſen, zu einer vollendeten Künſtlerin ausgebildet; wir waren von dem Schauſpiel eben ſo entzückt wie die Gäſte. Dieſe hatten ſich bereits bedeutend vermehrt, und der Saal war ziemlich gefüllt. Auch vor dem Hauſe hatte ſich viel Volkes verſammelt, und der dicke alte Herr ließ die Fenſter öffnen, damit, wie er ſagte, alle Welt an dem hohen „Kunſtgenuß" Theil nehmen könne. Die Fenſter waren von neugierigen Köpfen ausgefüllt, und zur Thür drängte ſich das Stadt-Publikum ſo gewaltig herein, daß der dicke Wirth, der ſich davor hinſtellte, gegen den ſtarken Andrang nur einen ſchwachen Damm bildete. Kellner und Schenkmädchen waren beſchäftigt, auf Befehl des alten Edelmannes auf Tiſchen und an Wandleuchtern neue und zahlreiche Kerzen aufzuſtecken und dem Saale einen feſtlichen Glanz zu geben.

Nun kam die Reihe an uns. Herr Vogel holte ſeine Bratſche und einen Pack Noten, und wir begannen friſch darauf los, erſt ein kleines Trio, dann ich mit Thereſen ein kurzes Duo abzuſpielen. Das Publikum, das uns dicht gedrängt umſtand, brach abermals in Beifall aus, und der dicke Herr beſchwor uns, doch ja zu bekennen, daß wir große und berühmte Künſtler ſeien.

Ich beſchwöre Sie, rief er mit gefalteten Händen und mit den flehentlichſten Geberden, ich beſchwöre Sie, nennen Sie uns Ihre Namen, daß wir es ſagen können, welche göttliche Künſtler wir in dieſer kleinen Stadt empfangen haben.

Herr Nikolaus Vogel ſtellte ihm ſeine Tochter vor und ſagte mit großem Pathos: Dieſe hier iſt meine Tochter, Roſa Vogel, erſte Tänzerin des —ſchen Theaters, und im nächſten Winter erſte Tänzerin des k. k. Hoftheaters.

Der Name Roſa's war bereits ſehr bekannt, und als ihn der Vater ausſprach, verneigten ſich die Herren auf das verehrungsvollſte, was Roſa mit einem überaus ernſten Geſichte, aber eben ſo komiſchen Knixe erwiederte.

Ich, fuhr Herr Vogel fort, bin nichts als Vater, nach deſſen Geige die Tochter tanzt, oder viel-

mehr der nach dem Tanze der Tochter geigt. Dieſe hier, fuhr Herr Nikolaus Vogel fort, indem er auf mich und Thereſen deutete, ſind zwei ausgezeichnete Künſtler aus der Reſidenz, welche, müde ihrer Stadttriumphe, ſich vorgenommen haben, den Sommer zu Fußreiſen zu benutzen und ſich auf ihren Reiſen für ganz gemeine Muſikanten auszugeben. Um aber durch dieſe Excentricität der Stadt, dem Hof und den Zeitungen, überhaupt der Welt nicht Urſache zu falſchen Auslegungen zu geben, reiſen ſie incognito und unter falſchem Namen, weßhalb ich ſie Ihnen nur als zwei namenloſe, aber ausgezeichnete Genies vorſtellen kann.

Abermals verneigten ſich ſämmtliche Herrn wie auf ein gegebenes Zeichen. Und ſofort ſchickten viele von ihnen um ihre Frauen und Töchter, und unſer Publikum wurde durch die Anweſenheit der Damen noch glänzender. Für dieſe mußten wir aufs Neue beginnen: abermals tanzte Roſa, abermals ſpielten wir, und immer mit gleichem Erfolg. Erſt nach Mitternacht brachen wir ab, um uns auf unſere Stuben zurück zu ziehen. Aber man ließ uns nicht fort, ohne uns für einen längeren Aufenthalt eingeladen zu haben. Herr Nikolaus Vogel entſchuldigte ſich,

da er morgen nach Linz reisen müsse, wo seine Tochter für mehrere Gastrollen engagirt war.

Nach Linz! nach Linz! wir reisen mit! riefen viele Stimmen aus dem Kreise.

Ehe wir den Saal verließen, näherte sich eine Dame, nahm ein Bracelet vom Arme und bat Rosa, es als Andenken an diesen schönen Abend anzunehmen. Ein gleiches Geschenk bot eine andere Dame Theresen an. Unter den begeistertsten Zu- und Nachrufen stiegen wir die Treppe hinan. Nach wenigen Minuten folgte uns der Kellner und überbrachte uns einige freundliche Zeilen des Dankes, welche im Namen der Herren und Damen gezeichnet waren. Dazu legte er eine schöne Rolle Goldes auf den Tisch. Rosa ergriff sie und drückte sie Theresen in die Hand. —

Da, du gute Tochter, rief sie freudig. Nimm und schicke es deiner guten Mutter; das gibt einen sorgenlosen Winter.

Am anderen Morgen erschien abermals der Kellner mit einem Briefchen, welches mich und Theresen, wenn wir nicht ebenfalls nach Linz reisen wollten, nach den Schlössern und Landhäusern der Herren zu Gaste lud.

Meine Kinder, sagte Herr Nikolaus Vogel, in-

dem er unſere Hände faßte, wir werden uns hier trennen. Ihr bleibet hier und graſet die fette Weide ab. Ich würde Euch nicht mehr von mir laſſen, wenn ich nicht mit Roſa zu Anfang des Winters zu Euch nach Wien zurückkehrte. Als Vater einer Koryphäe werde ich Einfluß genug haben, um für Euch beide zu ſorgen und den Leiden, die lange genug gedauert haben, ein Ende zu machen. Es muß doch endlich eine beſſere Zeit kommen! In dieſer freudigen Ausſicht laſſet uns heitern Abſchied nehmen.

Eine Stunde darauf ſtiegen die Freunde in den Wagen. Trotz der Thränen, die ſie im Auge hatte, mußte Roſa doch laut auflachen, als ſie bemerkte, wie ſich eine lange Reihe von ſchwerfälligen Gutsbeſitzers-Kaleſchen und leichten Offizierswagen ihrer Poſtkutſche anſchloß.

Eine herrliche Claque, die ich da mit mir führe! rief ſie aus und klatſchte in die Hände. Der Vater aber wandte ſich um und erſuchte die Herren, wenigſtens eine Meile Weges zwiſchen ihm und ihren Wagen zu laſſen, um den guten Bürgern der Stadt Linz kein Aergerniß zu geben. Man ſah das ein und verſprach, langſam zu folgen. Der Poſtillon ließ die Peitſche knallen, und fort rollte der Wagen unter dem Zuruf der Bevölkerung, welche ſich ver-

ſammelt hatte, um die berühmte Tänzerin bei Tageslicht zu ſehen. Langſam folgten die zahlreichen Wagen ihrer Verehrer.

11.

Von einem Schloſſe zum anderen, von Landgut zu Landgut ziehend, überall von einem Freundeskreiſe gefolgt und überall gaſtlich aufgenommen, verbrachten wir nach jenem rauſchenden Abende eine angenehme und gewinnreiche Zeit von mehreren Wochen. Gegen Ende wurde ſie auf traurige Weiſe durch eine Todesnachricht geſtört. Mein guter Vater ward zu ſeinen Vätern verſammelt. Er ſchied nicht ohne noch ſeines fernen Sohnes zu gedenken, und mit der Todesbotſchaft kam mir zugleich ſein Abſchiedsbrief, der für mich neben den heißeſten Segenswünſchen die heiterſten Hoffnungen ausſprach. Ich erlaubte mir während meines wiener Aufenthaltes eine fromme Täuſchung, indem ich ihm die heiterſten Briefe ſchrieb und ſeinem väterlichen Herzen mit den glänzendſten Ausſichten für meine Zukunft ſchmeichelte, und nun trafen mich ſeine Abſchiedsworte auf einer Fahrt, die etwas beſſer war als eine Bettelfahrt.

Mit meiner Trauer im Herzen war ich nicht

länger geeignet, unter jenen frohen Menſchen frohe Muſik zu machen, und wir brachen auf und wanderten weiter gegen Norden. Thereſe ging als tröſtender Engel neben dem Trauernden und erlaubte nicht, daß wir uns in den Dörfern und Städtchen aufhielten. Sie wußte, wie wenig ich in jener Stimmung taugte, den luſtigen Muſikanten vorzuſtellen. So in ihrer Geſellſchaft immer weiter wandernd, fühlte ich, wie ſehr einſam ich ohne ſie wäre, und ich übertrug ſo zu ſagen auch jenen Theil Liebe, der bisher meinem Vater angehört hatte, auf ſie. Aber je inniger meine Liebe wurde, deſto mehr wurde ich manchmal beſorgt, wenn ich in ihr blaſſes Geſicht ſah, das deutliche Spuren der Ermüdung trug. — Ihr Auge hatte etwas Geiſterhaftes, und ein leiſer Huſten, der ſich oft des Morgens einſtellte, machte mich ſchaudern. Wenn ich dann voll Angſt ihre Hand ergriff, fand ich ſie glühend. Dann tröſtete mich wieder eine blühende Röthe, die von Zeit zu Zeit über ihre Wangen flog. Ach, ich habe es damals noch nicht gewußt, welcher Verrath der Natur ſich hinter dieſen Roſen verbirgt!

Nach wenigen Tagen nahmen wir die Muſik wieder auf, aber es geſchah diesmal, um ſie bald und auf eine traurige Weiſe gänzlich verſtummen

zu laſſen. Wir ſpielten eines Sonntags in der Schenke eines Dorfes, das in herrlicher Gegend am Fuße grüner Hügel, weiter Parks und eines prächtigen Schloſſes lag. Burſchen und Dirnen drehten ſich vor uns, die wir auf der beſcheidnen Bank am Ofen ſaßen, und Alles war guter Dinge. Plötzlich wurde der Tanz unterbrochen, und Alles wandte ſich ehrerbietig der Thür zu. Ein breitſchultriger, rothbäckiger junger Mann in ſtädtiſchen Kleidern trat mit ziemlich dick aufgetragener Vornehmheit in die Stube, grüßte rechts, grüßte links, ſprach einige Bauern gnädig an, und verlangte dann, daß der Tanz ungenirt fortgeſetzt werde. Der junge Mann, durch deſſen Gegenwart die ganze Geſellſchaft eben ſo beglückt als beengt ſchien, war der Sohn des hier regierenden Amtmannes. Auch uns warf er einen gnädigen Blick zu, der aber immer gnädiger wurde und endlich in ein viel zu freundliches Lächeln überging. Er näherte ſich, ſtellte verſchiedene Fragen und ſetzte ſich endlich auf die Ofenbank neben Thereſen. Ich will die Art und Weiſe, wie er ihr auf das allergnädigſte den Hof zu machen begann, nicht ausführlicher beſchreiben. Thereſe brach ſchnell die Muſik ab, benutzte die entſtandene Pauſe, um einige Schritte auf und ab zu gehen und dann ihren Platz

ſo zu ändern, daß ich zwiſchen ſie und den Amtmannsſohn zu ſitzen kam. Dieſe ſchweigende Zurückweiſung genügte ihm nicht. Er ſtand auf und folgte Thereſen. Mir begann das Blut in den Adern zu ſieden; dennoch hielt ich auf die Bitte Thereſens noch an mich. Als er ihr aber ins Ohr zu ziſcheln anfing und, da ſie den Kopf abwandte, um nicht zu hören, ſie am Arme faßte und an ſich zog, ſprang ich auf und wies ihn mit wenigen Worten und einer drohenden Geberde von uns.

Aha, ſagte er, indem er ſich höhniſch vor mir verneigte, Er iſt wohl der Herr Gemahl?

Ja wohl, erwiderte ich ſcharf und machte mich bereit, mit Thereſen die Stube zu verlaſſen.

Iſt er wirklich dein Mann, du holder Zugvogel? fragte er Thereſen.

Thereſe nickte bejahend mit dem Kopfe.

Es iſt nicht wahr! ſchrie er, und ſchlug eine breite Lache auf, du biſt ja ganz roth geworden. Seine Geliebte biſt du! da kannſt du wenigſtens für eine kurze Zeit auch eines Andern Geliebte ſein.

Und wie er dieſes ſprach, ſtellte er ſich vor Thereſen hin, verſperrte ihr den Weg und ſtreckte einen Arm aus, um ſie zu umſchlingen. Aber ich faßte ihn mit beiden Händen am Rock und ſchleuderte ihn

ſo wüthend bei Seite, daß er einige Schritte weit taumelte, das Gleichgewicht verlor und in der Mitte des Saales niederſtürzte. Die verſammelten Gäſte faßte allgemeines Entſetzen; regungslos ſtanden ſie da und ſtarrten bald mich, bald den Gefallenen an. Erſt als ich Thereſens Hand ergriff und ſie durch die Menge der Thür zuführte, ſchrie der Amtmannsſohn wüthend auf: Haltet den Landſtreicher! Laßt ihn nicht fort! und ſtürzte ſich die ganze Zahl der männlichen Gäſte auf mich. Unter Schreien und Schimpfen warfen ſie mich nieder, und im Augenblicke war ich durch die umringende Menge von Thereſen getrennt. Umſonſt war mein Streben, mich loszuringen. Sie ſchleppten mich vor die Schenke und, auf ein Zeichen des jungen Mannes, weiter dem Schloſſe zu. Wir kamen über eine mittelalterliche Zugbrücke durch einen dunkeln Thorweg in einen weiten Hof. Ein dicker alter Mann, der aus dem Fenſter blickte, fragte, was es gebe, und der Jüngling antwortete: Ein Landſtreicher! Ein Gerichtsdiener kam und führte uns weiter in einen anderen Hof, einem alten Nebengebäude entgegen. Er öffnete eine Thür, und die Bauern, die mich nicht einen Augenblick losgelaſſen hatten, ſtießen mich in ein dunkles Gefängniß.

Es bedarf keiner Schilderung meines Gemüths-Zuſtandes. Wie ein Wüthender rannte ich in dem kleinen Behältniß im Kreiſe herum und ſchlug mit beiden Fäuſten an die Thür. Nicht die erfahrene Gewaltthat war es, die mich ſo ſehr empörte. Wo iſt Thereſe, welches wird ihr Schickſal ſein? Dieſe Fragen machten mich wüthend und preßten aus meiner Bruſt unarticulirtes Geſchrei und zugleich Thränen aus meinen Augen. Gegen Abend hörte ich, wie man ſich im Hofe unterhielt, indem man auf meiner Geige, die ich in der Schenke gelaſſen hatte, herumkratzte; bald darauf auch Harfentöne, die von ungeſchickter Hand hervorgebracht waren. Dies verrieth mir, daß Thereſe mein Schickſal theilte, und ein Strom von Thränen brach aus meinen Augen. Ich warf mich auf den Strohſack und wälzte mich wie ein Verzweifelnder. Eine Harfenſaite nach der anderen hörte ich ſpringen, und es war mir jedes Mal, als ob etwas in meinem Inneren riſſe. Ich klopfte an die Wände, um Thereſen, wenn ſie in meiner Nähe war, ein Zeichen zu geben; aber es erfolgte keine Antwort, und es ſchien mir, als wäre ich durch viele Meilen von ihr getrennt.

Spät nach Mitternacht fiel ich, müde von neuem Hin- und Herrinnen, mitten im Gefängniſſe

hin und verſank in dumpfe Gedankenloſigkeit und zuletzt in vollkommene Betäubung, die mir wohlthätig über den Reſt der Nacht vorbeihalf. Gegen Morgen öffnete ſich plötzlich die Thür, und der Gerichtsdiener zeigte mir mit einer Handbewegung, daß ich frei war. Ich ſtürzte hinaus und in den Hof, wo ich, ohne zu wiſſen, warum, den Elenden, der mich hierher gebracht, zu finden hoffte. Aber im Hofe war kein Menſch zu ſehen. Ich ſtellte mich vor die Fenſter und rief herausfordernde Worte hinauf und war bereit, die Treppe hinaufzulaufen, als Thereſe aus einer Thür trat, auf mich zuſtürzte und über den Hof dem Ausgang zueilte. Es war, als triebe ſie unſägliche Angſt, und ſie ließ mir im Thorwege kaum die Zeit, unſere Inſtrumente, die man uns da wiedergab, anzunehmen.

Immer weiter eilte ſie, und erlaubte mir erſt, als wir Schloß und Park ſchon weit hinter uns hatten, ſie zu umarmen und mich des Wiederſehens zu freuen. Schweigend ließ ſie einige Augenblicke den Kopf an meinem Herzen ruhen, dann faßte ſie wieder meinen Arm und ging mit großen Schritten weiter.

12.

Erſt nach einer Stunde raſchen Ganges hörte ſie auf meine wiederholte Bitte und ruhten wir am Abhange eines Hügels im Schatten grüner Tannen aus. Ihr Geſicht, ihr tiefer Athem verrieth noch immer große Aufregung, und ich bemühte mich, indem ich die Hand auf ihre Schulter legte, ſie durch Zureden zu beruhigen. Schweigend und mit niedergeſchlagenen Augen, regungslos, den Blick vor ſich hingerichtet, hörte ſie mich eine Zeit lang an. Plötzlich aber wandte ſie ſich zu mir, ſchlang ihre Arme krampfhaft um meinen Hals und brach in heftiges Schluchzen aus, dem bald zahlreiche Thränen folgten.

Kehren wir zurück! rief ſie, und ſah mich dabei mit den flehentlichſten Blicken an — führe mich wieder zu meiner Mutter! — Ich ertrage dieſes Leben nicht länger!

Mein Kind, meine theure Thereſe, ſagte ich, beruhige dich. — Dein Wille iſt der meine, und um keinen Preis möchte ich dich wieder ſolcher Rohheit ausgeſetzt ſehen, wie geſtern. Schon ſind wir auf dem Rückwege, und in wenigen Tagen werden wir wieder in deiner ſtillen Stube neben deiner Mutter ſitzen.

Aber ihre Thränen floſſen noch immer. Sie

verhüllte das Geſicht mit dem Tuche und ſchluchzte ſchwer und tief. Mit Unruhe betrachtete ich ſie, denn immer ſchwerer hob ſich ihr Buſen, das Schluchzen wurde krampfhaft und verwandelte ſich zuletzt in Huſten und ſchwere Seufzer. Umſonſt ſuchte ich ihr das Tuch wegzuziehen, um ihr ins Geſicht zu ſehen, aber ſie hielt es feſt und wandte ſich ab, als ob ſie etwas vor mir verbergen wollte. Eine böſe Ahnung bemächtigte ſich meiner Seele, ich faßte ihre Hände mit Gewalt, und — allmächtiger Gott! was ſah ich? — Das Tuch war voll Blut, und immer noch quoll es roth von ihren Lippen.

Thereſe! mein Gott, was iſt das? Blut! Blut! rief ich in entſetzlichſter Angſt und warf mich vor ſie hin, ihre Knie umklammernd. Stirb nicht, Thereſe! ſchrie ich wie im Wahnſinn. — Ich bin dein Mörder, ich habe dich zu dieſer Reiſe bewogen, die dich tödtet!

Aber ſchon hatte ſie die Stärke ihrer Seele wieder erlangt; ſchon hatte ſie wieder ein Lächeln, und mit Lächeln legte ſie die Hand auf meine Stirn und ſagte: Nein, mein Freund, die Reiſe iſt an dieſem Unfalle nicht ſchuld; ich habe das ſchon einmal im vorigen Winter erfahren. Auch iſt kein Grund zur Beſorgniß da; ich fühle mich jetzt wieder ganz

wohl und leicht und ſchäme mich meiner vorigen Muthloſigkeit. Gewiß, ich will künftig ſtärker und muthiger ſein.

Je milder ſie ſprach, deſto heftiger wurde der Schmerz in mir! meine Stirn an ihre Knie gelehnt, weinte ich heiße Thränen, bis ich zur Beſinnung kam und mir ſagte, daß es an mir ſei, der armen Kranken Muth und Kraft zu geben, anſtatt mich von ihr tröſten zu laſſen. Ich ſetzte mich zu ihr und drückte ihren Kopf an meine Bruſt, und wie ſie ſo gleich einem Kinde dalag, ſprach ich ihr von unſerer Rückreiſe, von der Freude der Mutter beim Wiederſehen, von der ſchönen Zukunft, die ſich uns aufthat, und von unſerem Zuſammenleben mit Roſa und ihrem Vater. Ich erlaubte ihr nur durch Blicke zu antworten und beizuſtimmen und drückte ihr bei jedem Worte, das ſie ſprechen wollte, die Hand auf die Lippen. Dann ſchwieg auch ich und ließ ſie in den ſanften erquickenden Schlaf verſinken, der über ihren müden Augenlidern ſchwebte. So ſaß ich lange da, die theure Laſt im Arme, und betrachtete ihr ſchlafendes Geſicht, das mit der ruhigen, halbverhüllten melancholiſchen Herbſtwelt, die uns umgab, ſo große Aehnlichkeit hatte. Traurig blickte ich vor mich hin. Die einſame Blume zwiſchen den Stop-

peln auf dem Felde, der Kranich, der klagend über meinem Haupte der Ferne zuzog, das Blatt, das vom Baume fiel — Alles hatte für mich eine ſymboliſche Bedeutung und erfüllte mein Herz mit traurigen Ahnungen.

Sie wurden zum Theil verſcheucht, als Thereſe erwachte und mich mit glänzenden friſchen Augen anſah. Der Schlaf hatte ihr wohl gethan und ihre Wangen geröthet. Gleich als errieth ſie beim erſten Blicke meine traurigen Gedanken, und als wollte ſie mir Beweiſe ihrer wiedererlangten Kraft geben, ſprang ſie auf und verlangte weiter zu wandern. Sie bat mich auch, zu vergeſſen, was ſie vorhin geſagt hatte, und zu thun, wie es mir gut dünke. Wollte ich die Reiſe noch fortſetzen, ſo war ſie bereit, mir zu folgen, wohin und wie lange ich verlangte. Aber ich ſchüttelte den Kopf und zog ſie wieder zu mir nieder. Ich befahl ihr, ſanft weiter zu ruhen, bis ein Wagen käme, der uns mitnehmen könnte. —

Bald kam auch ein kleiner, mit Stroh gefüllter Bauernwagen, deſſen Beſitzer ſich bereit erklärte, uns für eine kleine Summe nach dem nächſten Städtchen zu bringen. Ich bettete Thereſen ſo weich als möglich in das Stroh, und wir fuhren dem Städtchen

zu. Dort bezogen wir eine kleine Stube und verweilten mehrere Tage, welche Thereſe auf meine Bitten im Bette zubrachte. Als ich ſie genugſam geſtärkt glaubte, ſetzten wir die Reiſe in kleinen Abſchnitten fort und erreichten die Donau nach einigen Tagen. Auf einem Schiffe, das nach Wien fuhr, ging es weiter, ohne Ermüdung, da wir wegen der Herbſtnebel jeden Abend anlegten und des Morgens erſt ſpät abfuhren. Die ſchöne Welt der Donau-Ufer mit ihren Städtchen und Dörfern, mit ihren Klöſtern, reichen Gefilden und rauſchenden Wäldern, die milde Herbſtluft ſchienen auf Thereſen einen wohlthätigen Einfluß zu üben. War auch ein Schleier der Wehmuth über ihr ganzes Weſen ausgegoſſen, ſo blühten doch ihre Wangen wie in einem neuen Frühlinge wieder auf. Als ich ſie einmal darauf aufmerkſam machte, deutete ſie auf das rothe Laub der Bäume, die an den Ufern ſtanden. „Dieſe Röthe iſt es," ſagte ſie leiſe. Glücklicher Weiſe betrog dieſe verrätheriſche Röthe auch die Mutter und ſtörte nicht die Freude des Wiederſehens. Die Tante meinte ſogar, das Reiſen ſei Thereſen ſehr wohl bekommen, und wir würden wohl gethan haben, wenn wir noch die letzten Herbſtwochen benutzt hätten.

Leider war die Täuſchung von nicht langer

Dauer. Schon nach wenigen Tagen brach Thereſe zuſammen, und flößte ihre Schwäche auch der Mutter die Beſorgniſſe ein, die mein Inneres ſeit jenem traurigen Morgen zuſammenpreßten. Um mit ihr die Pflege der theuren Kranken zu theilen, miethete ich eine Stube im Hauſe und wurde ſo der beſtändige Zeuge der traurigen Veränderungen, die mit Thereſen vorgingen.

Ich will bei der ſchrecklichen Zeit, die nun begann und den ganzen kommenden Winter ausfüllte, nicht länger verweilen und mit wenigen Worten das Ende ſchildern.

Thereſe nahm erſchreckend ſchnell ab. Jene Röthe, die mit genau umſchriebenen Rändern manchmal über ihre Wangen flog, blieb zuletzt ganz aus, und ihre Wangen wie ihre Augenlider wurden blaß und durchſichtig. Die Augen wurden größer und glänzender, und die langen ſchwarzen Wimpern ſtachen ſchön, aber traurig von den blaſſen Wangen ab. Auch die Hand, immer fein und zart, wurde durchſichtig und zeigte das Gewebe der blauen Adern; in den Fingern ſchien das Blut wie unter Roſenblättern zu fließen. Es war, als ſollte ſie nicht wie andere Menſchen ſterben, vielmehr, als ob ſie ſich nach und nach vergeiſtige und in zarten Aether auflöſe.

Als Rosa, wie sie es versprochen hatte, in Wien ankam, fand sie Theresen bereits so verändert, daß sie gleich beim Eintritt in die Stube ihre Lage klar erkennen mußte. Trotz allen Winken und Zeichen warf sie sich über Theresen hin und brach in Thränen aus. Therese verstand sie und lispelte: „Nicht wahr, meine Rosa, du findest mich sehr verändert?“ Sie erkannte ihre Lage und lächelte oft über unsere Tröstungen, so wie über manche Täuschung, die wir uns erlaubten, um ihr Hoffnung einzuflößen. — Ihr Geist war klarer als je, und sie war es, die zuerst in Rosa's ganzem Wesen und Ausdruck eine große Veränderung bemerkte. Aufs Neue brach Rosa in Weinen aus und sagte uns, daß sie allein nach Wien gekommen sei. Ihren Vater, den alten guten Herrn Nicolaus Vogel, hatte sie einen Monat vorher begraben. Diese Nachricht war uns allen wie ein Zeichen, daß der kleine Kreis, der in vielen Leiden und in manchen Freuden so eng zusammengehalten hatte, bestimmt war, gänzlich zerrissen zu werden.

Rosa, die so ruhig und ernst geworden war, daß man sie kaum wieder erkannte, betrachtete das Versprechen ihres Vaters als das ihrige und verschaffte mir beim Hoftheater, bei dem sie engagirt war, eine fixe und einträgliche Anstellung am Or-

cheſter, und ſo kam es, daß wir uns beide oft mit Schmerzen vom Krankenlager Thereſens losreißen mußten, ſie, um eine halbe Stunde darauf zu tanzen, ich, um mit gebrochenem Herzen luſtige Weiſen aufzuſpielen. Der alte Vogel hatte mir ſeinen Straduarius vermacht, aber ich durfte ihn, wenn Roſa tanzte, nicht brauchen. Sie kannte den Ton dieſer Geige zu gut, und, ſagte ſie — es ſei genug, daß ſie von Thereſen kommend Pirouetten und Sprünge machen müſſe; die Erinnerung an den todten Vater, die durch jeden Ton der Geige geweckt würde, wäre dann mehr als genug, um ſie mitten im Tanze in Thränen ausbrechen zu laſſen.

Gedenke ich jenes Winters, ſo ſehe ich mich nur am Bette Thereſens, ihre Hand in der meinen haltend; auf der andern Seite ſitzt Roſa und ſucht ihren verlorenen kindiſchen Sinn wiederzufinden, um Thereſen aufzuheitern. Die Mutter geht mit einem erſchreckend ruhigen Geſichte, das ſich in Schmerzen zu verſteinern ſcheint, aus und ein, oder ſteht zu Häupten des Bettes und wiſcht mit einem weißen Tuche ihrem Kinde den Todesthau von der Stirn. Der Doctor kommt täglich, und wenn er geht und von Thereſen nicht geſehen werden kann, zuckt er die Achſeln. Eine dunkle Atmoſphäre der Trauer füllt

die Krankenſtube, ſelbſt als ſchon die erſten Strahlen des Frühlings herein dringen.

Da kam der Monat März heran. Längſt hatten wir uns gewöhnt, das leiſe Lispeln Thereſens zu verſtehen. Seit einigen Tagen ſprach ſie gar nicht mehr. Sie ſaß im Bett, den Kopf auf das Knie gelehnt und ſtreckte nur manchmal die Hand aus, um ſie mir, oder Roſa, oder der Mutter zu reichen. Uns war der Frühling herangekommen, ohne daß wir ihn über unſere Schmerzen bemerkt hatten. Thereſe aber ſchlug oft ihre Augen auf, um den hereindringenden Strahlen melancholiſch entgegenzublicken. Mehrere Male mußten wir ſie in einem Lehnſtuhl an das Fenſter tragen, durch das ſie auf die keimende junge Welt des Lenzes hinausſah. Wir mußten bei ihr ſtehen, und ſie gab uns mehr durch ihren Händedruck, als durch ihre leiſe gelispelten Worte zu verſtehen, wie ſehr dieſer Anblick ſie erquickte. Einmal, da die Mutter hinausgegangen war und Roſa und ich bei ihrem Lehnſtuhle an dem Fenſter knieten, athmete ſie tief, drückte uns die Hände und ſagte mit einer lauten Stimme, die uns überraſchte: „Sorget für die Meinen — laſſet ſie in dieſer ſchönen Welt nicht elend ſein.“ Wir küßten ihr die Hände, und ſie ſagte mit etwas matterer Stimme: „Ich bin

ruhig.“ Wir trugen ſie ins Bett zurück. Es war, als ob ſie ein leiſes Fröſteln überkäme, und ſie hüllte ſich in die Decke. Da die Mutter wieder eintrat, ſtreckte ſie ihr die Arme wie zur Umarmung entgegen, erhob ſich im Bette, lispelte ein kaum hörbares „Lebewohl“ und ſank kraftlos zurück. Es war geſchehen!

* * *

Alexis, den die Nachricht von Thereſens Krankheit erreichte, eilte herbei und kam zu ſpät. Er wollte nicht ausgeſchloſſen ſein, als wir die Erbſchaft theilten. Er nahm ihren Bruder zu ſich und führte ihn mit ſich fort nach Italien, wo er, wie er ſagte, ein Künſtler werden ſollte. Roſa wollte der Mutter ihren Verluſt erſetzen und durch deren Gegenwart in ihrem Hauſe die traurige Leere ausfüllen, die der Tod des Vaters zurückließ. Ich übernahm es, für die Tante zu ſorgen, und ich vermag es, Dank der Anſtellung, die mir Roſa verſchaffte. Mein Ehrgeiz und meine Hoffnungen ſind mit Thereſen zu Grabe gegangen. Meine Geſchichte endet mit ihrem Tode. Seit damals verfließen die Tage farblos, und nur wenn ich Roſa beſuche, die jetzt mit der Mutter in der Zurückgezogenheit eines Landhauſes lebt, und

wenn ich mit ihr von alten Zeiten ſpreche, wird ihre Einförmigkeit auf melancholiſche Weiſe unterbrochen. — Ich ſorge für die Tante, und das iſt der Zweck meines Lebens.

Anhang.

Weſt-öſtliche Geſchichten

aus der neueſten Zeit.

Die Frau Conſulin.

1.

Die Geſchichte, die wir in den nachfolgenden Blättern erzählen, ſpielt zu Ende der vierziger Jahre in einer der größten Städte der aſiatiſchen Türkei. Der entfernte Schauplatz, ſo wie das Intereſſe der betheiligten Perſonen ſind Urſache, daß ſie in Europa höchſtens im kleinen Kreiſe der nächſten Anverwandten bekannt worden. Die Namen, die wir gebrauchen, ſind rein erdichtet und die Leſer würden dem Verfaſſer einen Gefallen thun, wenn ſie aus dem Klange derſelben ſelbſt nicht auf die Nationalität der auftretenden Perſonen ſchließen wollten.

In jener berühmten und uralten Stadt, die auf der großen, ins Innere Aſiens führenden Straße und an der Grenze zwiſchen dem blühendſten Lande und der großen Wüſte liegt, war eben die erſte Karavane

dieſes Jahres aus dem mittelländiſchen Hafen angekommen. Das Glockengeläute der Kameele, das in der reinen Luft aus ſo weiter Ferne hörbar iſt, und faſt ſo lieblich klingt, wie die melodiſchen Glocken europäiſcher Dorfkirchen, hatte ſie ſchon angekündigt, als ſie im unendlichen Zug den eine viertel Meile von der Stadt entfernten Berg, durch die Gänge des herrlichen Pinienwaldes, herabſtiegen. Aus allen Häuſern eilte man herbei; denn die Ankunft der erſten Frühlingskaravane iſt ein Feſt für die ganze Stadt. Der Kaufmann erwartet Gewinn bringende Waaren aus Frenkiſtan, die Frau neuen Putz und der Müſſiggänger Neuigkeiten aus der Ferne, an denen die Wintermonate ſo arm ſind. Die Männer, welche Nargileh und Tſhibuk rauchend auf ihren Teppichen vor der Thüre liegen, ziehen ſich in die weite Marmor-gepflaſterte Vorhalle zurück, denn die Kameele, ſo muſterhaft ruhig und ordentlich während der Reiſe, werden, in der Stadt angekommen, — wild und ungezogen, treten Alles nieder und beißen nach rechts und links. Die Neugierigen und Betheiligten verſammeln ſich vor dem großen Hofe der Karavanſerai, oder in den ſäulengetragenen Gallerien die ihn umgeben, und wie das Glockengeläute immer näher kommt, und endlich der Eſel, der unermüdliche,

immer gleichmüthige Führer der Kameelreiſe an der Biegung der Straße erſcheint, erhebt ſich Jauchzen und Jubelgeſchrei. Mit wilden Sprüngen eilen die Schiffe der Wüſte ihrem Hafen zu; neben ihnen, der drohenden Unordnung zuvor zu kommen, keuchen ihre Führer und Treiber, dunkelbraue Araber aus Bagdad und ebenholzſchwarze Aethiopier. In weiten Zwiſchenräumen ſitzen im Sattel der ſtolz blickende Kaufmann aus Arabiſtan, der Perſer mit roth gefärbtem Barte in blauer Tunika und himmelhoher Schaffellmütze, der beſcheiden ausſehende, aber klug und wachſam blickende Armenier, im weiten dunkeln Kaftan.

Trotz der Lebhaftigkeit und Buntheit eines ſolchen Schauſpiels, wandte ſich die Aufmerkſamkeit der Menge doch einem weit einfacheren Anblicke zu, denn er war ein ungewohnter. Auf einem der Kameele ſaß ein junger Europäer in leichtem Reiſerocke und breitkrämpigen Frankenhut. Ueber ſeinen Rücken hing ein ſchönes Doppel-Gewehr aus Lüttich, das ſich des Beifalls der Anweſenden beſonders zu erfreuen hatte. Von orientaliſcher Tracht hatte er nur den Shawl angenommen, der um ſeinen Leib als breiter Gürtel gewunden war, in deſſen Falten zwei zierliche Piſtolen mit geſchnitzten Kolben ſtaken. Mit dem erſten Schritte in den Hof warf ſich ſein Kameel auf die

Knie und der Reisende, dieser Sitte des Thieres noch ungewohnt, wäre über den Kopf desselben hinweg geflogen, wenn ihn nicht ein stämmiger Neger aufgefangen und aufrecht erhalten hätte. Das Publikum lachte über die Ungeschicklichkeit des Franken und knüpfte daran manche freundliche und manche spöttische Betrachtung über Aussehen, Waffen und Kleider des jungen Mannes. Aber es fühlte sich etwas betroffen, als der Fremde über die Bemerkungen lächelnd, sich plötzlich umwandte, und im guten Arabisch nach dem Hause des — — — schen Consuls fragte. Wie um ihre Unart gut zu machen und sich gefällig zu zeigen, antworteten nun alle Anwesenden auf Einmal, indem sie sämmtlich nach Einer Richtung hindeuteten. Der junge Mann verstand kein Wort in dem Lärm, bis ein Greis Stillschweigen gebot und sagte: „So eben habe ich Ibrahim, den Sais des Consuls hier gesehen. Ibrahim! Ibrahim! wo ist er?“ rief er in die Menge! —

„Ibrahim, Ibrahim, wo bist Du?“ scholl es sogleich von hundert Lippen.

Aus dem Gedränge trat ein hoher magerer Araber. „Was willst Du?“ fragte er den Franken.

„Führe mich zum Consul.“

„Wohl, Herr.“

Der Franke vertheilte einige Münze an die Diener der Karavane, übergab sein Gepäck zweien Lastträgern und Ibrahim sein Gewehr, das dieser stolz über den Rücken warf.

Der Ruhm der Stadt, durch deren Gassen der junge Reisende jetzt an der Seite des Arabers wanderte, reicht in die entferntesten biblischen Zeiten zurück; sie spielte eine Rolle unter den Römern, und wurde in der glänzendsten Epoche des Chalifats mit den großartigsten Gebäuden arabischen Stiles angefüllt. Selbst die Privathäuser zeugen noch von der entschwundenen Pracht und tragen jenen Stempel orientalischer Schönheit, die der enttäuschte Reisende in zwanzig andern Städten des Ostens vergebens sucht. Der junge Franke, wie er durch die schönen Gassen wanderte, schien das Gesicht eines Künstlers, das er trug, Lügen zu strafen; denn er ging an den herrlichsten Moskeen, an den prächtigsten Säulengängen, an den eigenthümlichsten Façaden vorüber, ohne sie eines Blickes zu würdigen. Das muß uns um so mehr auffallen, als wir wissen, daß der Zweck seiner Reise kein anderer war als der, die Geschichte arabischer Völker und ihrer Kunst zu studiren. Zur Zeit schienen ihn aber ganz andere Gedanken zu beschäftigen. Vor sich hinbrütend merkte er es kaum,

daß er die Stadt bereits verlaſſen und zwiſchen zerſtreueten Landhäuſern dahinſchritt, und daß ihn Ibrahim fortwährend mit prüfenden Blicken betrachtete. Endlich fuhr er ſich mit der Hand über die Stirne und zu ſeinem Führer gewandt, fragte er:

Du biſt der Diener des Conſuls?

Nein, Herr, antwortete Ibrahim trocken.

Nicht? fragte der Europäer erſtaunt. — Die Leute haben dich doch ſo bezeichnet.

Was wiſſen die Leute! rief Ibrahim und zuckte höhniſch mit der Oberlippe; — es ſind das dumme Leute aus der Stadt! Ich bin ein freier Araber aus der Wüſte, Ibrahim vom Stamme der Beni-Zegri, die niemals gedient haben.

Der Franke ſah wie der Araber ſein Haupt ſtolz zurückwarf. Wie kommt es aber, fragte er weiter, daß dich die dummen Stadtmenſchen des Conſuls Diener genannt haben?

Ich lebe in ſeinem Hauſe, das iſt Alles, antwortete Ibrahim; er iſt ein Freund unſeres Stammes und die Beni-Zegri ſind ſeine Freunde. Wenn er in die Wüſte kommt, übernachtet er in unſern Zelten und wenn Einer vom Stamme in die Stadt kömmt, herbergt er in ſeinem Hauſe. Der Conſul iſt unſer Bundesgenoſſe, er hat uns vor Vernichtung

bewahrt, als wir mit den Beni-Medi im Kriege waren, und der Paſcha und die Druſen ſich von ihnen erkaufen ließen und ihre Partei nahmen. Wir haben dem Conſul drei der herrlichſten Stuten Arabiſtans verſchafft, und um ſie nach unſerer Weiſe zu pflegen und dem Conſul einen Liebesdienſt zu erweiſen, verweile ich nun ſeit dreißig Monaten in ſeinem Hauſe. Effendim, rief der Araber aus, es war nicht leicht dem Conſul die drei Stuten zu liefern. Nur eine war in unſerm Beſitz, die zweite weidete am Frat und mußte geſtohlen werden, und um die dritte führten wir einen vierzehntägigen Krieg, denn ſie gehörte einem mächtigen Scheich, der ſich den Bart ausraufte als er ſie uns abtreten mußte. Sie trägt zwei der kräftigſten Amulette, die ſie vor jeder Krankheit und vor dem böſen Blick bewahren und ihr Stammbaum reicht bis in die Zeiten Omars, das wirſt du gleich an der Korallenſchnur erkennen, die ſie am Halſe trägt. Effendim, du wirſt dich, wenn du ſie ſieheſt, zum höchſten Lobe hingeriſſen fühlen; aber ich beſchwöre dich, unterdrücke jedes Wort des Lobes und ſchweige bei ihrem Anblick. Denn die böſen Geiſter, die die Luft erfüllen, fangen gern ein Wort des Lobes auf und verwandeln es in Fluch. Das Thier athmet es ein als böſen Luftzug, oder weidet es ab,

als ein ſchädlich Kraut, oder findet es als giftigen Pilz an ſeiner Krippe im Hofe. Wenn du alſo meinen Herrn liebſt, ſo ſchweige beim Anblick der Stute. Sie heißt Zaïre, um die wir den Krieg geführt haben. Ein Sprichwort ſagt: Für drei Dinge nimmt der Menſch das Schwert in die Hand: für Weib, Gold und Land. Wenn das Sprichwort nichts vom Pferde ſagt, ſo will es doch verſtanden haben, daß man ſich für ein Pferd wie Zaïre ſo gut ſchlagen kann, wie für ein Weib. Ja, das ganze Sprichwort iſt auf das Pferd anwendbar; man liebt es wie ein Weib, es hat Goldes Werth und verſchafft die Herrſchaft über das Land.

Das Geplauder des Arabers hatte das Gute, daß es den Franken aus dem, ſeinem Führer verdächtigen Hinbrüten herausriß. Es hätte dem Fremden ſeiner localen Färbung wegen ſogar gefallen, wenn nicht im Geſichte des Redners etwas verſteckt geweſen wäre, das ſelbſt, bei den poetiſchſten Redeformen ein unheimliches Mißtrauen einflößte. Der Fremde hielt es doch für ſchicklich, das Geſpräch fortzuſetzen und ſich nach dem Befinden des Conſuls, ſeines Bundesgenoſſen, zu erkundigen.

Allah ſei geprieſen, rief der Araber aus, indem er beide Hände erhob und einen Moment ſtille ſtand,

Allah ſei geprieſen, er befindet ſich wohl. Sein Leib ſteht in Blüthe und ſein Geiſt erhebt ſich zum Himmel. O, dieſes Land iſt der Boden, in dem er gedeihen muß wie eine Palme, denn hier iſt ſeine Heimath. Er iſt ſo gut wie ein Muſelmann, er iſt ein Araber. Er liebt die Wüſte, er liebt die Stämme, er ſpricht unſre Sprache, er kennt das Buch, wie ein Imam und er lebt nach unſern Sitten. Dies Eine hofft meine Seele mit Gewißheit, daß er als ein Gläubiger ſtirbt und in's Paradies des Propheten eingeht. Du triffſt ihn nicht im Hauſe; er iſt auf der Leopardenjagd im Gebirge, aber betrübe darum deine Seele nicht, denn er kehrt vor Sonnenuntergang wieder. Siehſt du dort in der Ferne ſein Haus, es iſt das letzte von allen Häuſern und ſteht am Eingange in die Wüſte; denn er liebt die Wüſte und hat nichts von den Stämmen zu fürchten, die ihn verehren als einen Weiſen; er tauſcht uns unſer Geld aus, er nennt uns die Märkte, wo wir kaufen und verkaufen ſollen und er ſpricht ein gutes Wort für uns beim Paſcha und ſchreibt Briefe an den Vezier in Stambul. Er ſei geſegnet.

Der Franke wußte ſehr wohl, daß es im Orient für unſchicklich gelte, ſich auch nach den Frauen zu erkundigen; doch konnte er nicht umhin, auch die

Worte: Und wie geht es dem Weibe des Conſuls? kurz und ſchnell auszuſtoßen.

Pſchach, rief Ibrahim und begleitete den Ausruf mit einer Handbewegung, die beinahe Mißachtung verrieth, die gehört nicht in dieſes Land.

Der Reiſende erſchrak über Ton und Ausdruck dieſer Worte. Es war ihm, als erzählten ſie eine ganze Geſchichte. Arme Emilie, ſeufzte er unwillkürlich vor ſich hin und verſank wieder in ſein voriges Schweigen. Bilder früherer Zeiten zogen an ſeinem Geiſte vorüber und im Vordergrunde all' dieſer Bilder ein kleines lockenköpfiges Mädchen oder eine kaum aufgeblühte Jungfrau, Emilie und an ihrer Seite all' die liebſten Geſtalten ſeiner Jugend und ſeines Vaterhauſes. Denn die jetzige Frau des ...ſchen Conſuls in der orientaliſchen Stadt war mit ihm in demſelben Hauſe, auf demſelben Hofe, im ſelben Garten, bei denſelben Spielen herangewachſen. Das kleine zarte Geſchöpf, die Tochter eines armen Beamten, war der Liebling ſeiner guten Mutter und immer ſein Schützling geweſen. Sie gehörte gewiſſermaßen mit zu der reichen und angeſehenen Familie ſeines Vaters, des Geheimenrathes von Roſe. Während nun der junge Eduard von Roſe, an der Seite ſeines arabiſchen Führers, zwiſchen Aloen, die am Wege

blühten, am Rande eines Palmenhaines, dem einsam gelegenen Hause, am Eingange der Wüste, entgegenschritt, dachte er an den kleinen Garten des Hauses, das in der Hauptstadt eines nordischen Reiches liegt, an längst verschollene Familienfeste, an Schnee und Weihnachtsbäume und an ein blondes Kind, welches er in wenigen Minuten als Frau eines ihm unbekannten Mannes, so fern von der Heimath, unter so fremdem Himmel, in so veränderten Verhältnissen, wiedersehen sollte.

Sein Herz klopfte, als sie in den großen Vorhof kamen, und sein Schritt schwankte fast, als er seinem Führer folgend, aus dem Vorhof in die große kühle Marmorhalle, und aus der Marmorhalle in den üppig blühenden Garten voll tropischer Gewächse, murmelnder Cascaden und schattiger Lauben trat. Ibrahim deutete nach einer dieser Lauben, in welcher eine zartgeformte, etwas blasse Frau träumend oder in Gedanken vertieft auf einem Divan lag Eduard erkannte sie auf den ersten Blick, er näherte sich leise und ohne noch zu wissen, wie er die Frau Consulin ansprechen sollte, entschlüpfte seinen zitternden Lippen ein leise gehauchtes: Emilie!

Die junge Frau blickte auf, stieß einen Schrei aus, und warf sich mit dem Ausrufe „Eduard,

Eduard!“ in ſeine Arme. Aber plötzlich beſann ſie ſich, ſank auf das Sopha zurück und ein Strom von Thränen entſtürzte ihren Augen. Eduard ergriff ihre Hand, ſetzte ſich ſchweigend zu ihr und betrachtete gerührt die junge Frau, die ſich alle Mühe gab, das krampfhafte Schluchzen zu unterdrücken und ihn unter Thränen mit Lächeln anzublicken.

Beruhige Dich, — Beruhigen Sie ſich, redete er ihr zu, indem er ſich nur ſchwer zurückhielt, ihr mit der Hand über den ſchönen blonden Scheitel zu ſtreichen. Emilie lächelte zu ſeinem Verſuche, ſie mit einem höflichen „Sie“ anzuſprechen, und als ob ſie ihm dieſen Verrath an der traulichen Kinderzeit verweiſen wollte, ſagte ſie kaum vernehmbar: Die ganze alte Zeit, die ganze Heimath kommen mir mit Dir.

Damit war der Bann gebrochen und Emilie fragte und Eduard erzählte. Aus ihren Seufzern, aus ihren Ausrufungen, mit denen ſie ſeine Erzählung, bei jeder Erinnerung an einen Bekannten, an irgend eine geliebte Stelle in der Heimath begleitete, erkannte er bald, daß an dieſem Gemüthe eine tiefe Sehnſucht nach dem Vaterlande und ein ſchmerzliches Bedauern alter Zeiten nagte.

Erſt nach langer Zeit bemerkte ſie, daß Ibrahim noch immer ſo daſtand, wie er, mit dem Doppelge-

wehr in der Hand, gleich einer bewaffneten Wache, bei der Ankunft Eduard's ſtehen geblieben war, und daß ſein Blick düſter und beobachtend auf ihnen ruhte.

Emilie machte ihm ein Zeichen. Der Araber wandte ſich unwillig und ging in's Haus, nicht ohne noch einige Male rückwärts zu blicken. Da haſt Du den Orient, ſagte ſie lächelnd zu Eduard. Der Burſche da hält es für ſeine Pflicht, mich ſo oft ich Beſuch erhalte, zu beobachten, und ſucht den Wächter zu erſetzen, den mir, ihm unbegreiflich, mein Mann nicht geben will. Heute Abend wird er über unſer Wiederſehen treuen Bericht erſtatten.

Es ſcheint ein ſehr anhänglicher Diener, ſagte Eduard.

Fürchterlich anhänglich, antwortete Emilie. Er würde mich, wenn es ſein Herr befiehlt, mit ſo leichtem Herzen erdroſſeln, wie man ein Blatt vom Baume reißt. Er haßt mich eben ſo ſehr, als er ſeinen Herrn vergöttert, und das nur darum, weil ich fränkiſch bleibe und er mir anmerkt, daß mich der Aufenthalt in dieſem Lande unglücklich macht. Seinen Herrn aber verehrt er, wie ihn alle Araber verehren. Denn Pascal iſt leider ganz und gar Orientale geworden. In ſeinem Herzen iſt jede Erinnerung

an die Heimath verwiſcht. Er verachtet, was europäiſch iſt, als unnatürlich und gekünſtelt und ſo hat er auch nicht den geringſten Sinn, nicht das geringſte Mitleid für meine Sehnſucht, wieder heim zu kehren.

Seine Pflicht, ſeine Stellung hält ihn hier wohl feſt, entſchuldigte Eduard.

Nein, nein, das iſt es nicht, erwiderte Emilie mit einiger Heftigkeit. Wollte er nicht die Vortheile bewahren, die ihm der hieſigen Regierung gegenüber ſein Conſulat ſichert, er hätte es längſt aufgegeben, um die letzte Verbindung mit der Heimath abzubrechen. Er hat große Reichthümer in ſeinem Verkehr mit den Arabern und mit den Paſchas geſammelt und wir könnten in Europa ein höchſt behagliches Leben führen; aber daran iſt leider nicht zu denken. Nur im hieſigen Treiben findet mein Mann ſeine Befriedigung, und es wäre ihm unmöglich, den ungeheuren Einfluß aufzugeben, den er auf die ganze Bevölkerung, auf viele Meilen in der Runde ausübt. Er iſt mächtiger als der Paſcha, dem nur die Stadt gehorcht, während die Völker der Wüſte ſeinem Worte lauſchen, wie dem Worte eines Heiligen. Er gilt ihnen für einen Muſelmann, und wenn er ſich als ſolchen noch nicht bekannt hat, ſo unterläßt er es, nach ihrer Meinung, nur aus Klugheit, um das Amt,

das ihm der Chriſtenkönig anvertraut hat, nicht zu verlieren und um ſo den Gläubigen nützlicher ſein zu können. Wie ich aus mancherlei Reden im Hauſe entnehmen konnte, lebt er auch, wenn er ſich in der Wüſte bei ſeinen Freunden befindet, ganz nach ihren profanen und religiöſen Gebräuchen, macht die heiligen Waſchungen und Gebete mit, faſtet mit ihnen und enthält ſich verbotener Speiſe und Getränke.

Emilie brach plötzlich ab, ſie erſchrak über den Ton der Anklage, in dem ſie von ihrem Manne ſprach. Schweigend blickte ſie wieder vor ſich hin und ließ Eduard Zeit, aus ihrem Geſichte jahrelange Leiden herauszuleſen. Er ſeufzte, als ſie wieder begann: Mißdeute es nicht, daß ich ſo von meinem Manne ſpreche. Seit Jahren biſt Du der Erſte, vor dem ich mein Herz ausſchütten kann. Es wäre ein Verbrechen an unſerer glücklichſten Jugendzeit, wenn ich vor Dir etwas verſchwiege, wenn ich mich vor Dir ſtärker oder glücklicher zeigen wollte, als ich bin. Sind wir nicht wie Bruder und Schweſter aufgewachſen? Sind wir nicht —

Hier unterbrach ſich Emilie, und eine liebliche Röthe flog über ihr Geſicht. Eduard ſchlürfte ſchweigend den Kaffee, den Ibrahim mit dem Tſchibuk ge-

bracht hatte, aber an den ſtarken Rauchwolken, die er vor ſich hinblies, hätte man die Aufregung ſeines Gemüthes zu erkennen vermocht. Er rauchte, als ob er ſich berauſchen und allerlei Gedanken, deren manche wie Vorwürfe und Gewiſſensbiſſe geſtaltet waren, verſcheuchen wollte. Deine Schuld, ſagte er ſich, iſt dies ganze Unglück. Ueber todter Wiſſenſchaft, über zerſtreuenden Reiſen haſt du dieſes holden Geſchöpfes, das dir von Kindheit an angetraut war, vergeſſen und haſt es allen den böſen Schickſalen preisgegeben, die ſich eines armen, hülfloſen Mädchens bemächtigen können. Du haſt ſie an einen Mann, den ſie nicht kannte, und in weite fremde Ferne verkaufen laſſen, dieſe arme Blume, die nur im heimiſchen Boden gedeihen konnte.

Er nahm ihren Arm und bat ſie, ihm die Herrlichkeiten ihres Gartens zu zeigen. Es iſt prächtig hier, ſagte er, als ſie im Schatten der Palmen hingingen, an Waſſerbecken vorüber, in denen ſich Lotosblumen wiegten, und an wachſenden Wänden hin, die von den glühenden Blumenkelchen der Aloe bedeckt waren. Das, fügte er lächelnd hinzu, kann Dir unſere ſandige Heimath im Norden doch nicht bieten. Jede Königin Europa's müßte Dich um dieſes Paradies beneiden.

Ach, erwiderte Emilie, mit einem faſt verächtlichen Achſelzucken, jeder Hagebuttenſtrauch daheim iſt mir lieber, und an die kümmerlichen Föhren vor dem Jägerhauſe, unter denen wir ſo oft unſere Milch genoſſen, denke ich unter dieſen Palmen, o, wie oft, mit Sehnſucht zurück. Eduard, Du haſt keine Vorſtellung, wie ſehr man ſelbſt unſere kalten Winter lieben kann. Wenn hier im December die Sonne ſcheint, ſchöner und glühender als bei uns im Juli, denke ich mit Wehmuth an die Zeit zurück, da ich halb erfroren und in Mäntel gehüllt durch die ſchneebedeckten Gaſſen, von Laden zu Laden eilte, um Weihnachtsgeſchenke einzukaufen. Erinnerſt Du Dich noch der Brieftaſche, die ich Dir zum letzten Male ſchenkte, in dem Jahre, ehe Du auf die Univerſität gingſt, um nicht zurückzukommen?

Eduard griff nach der Bruſttaſche, wie um Etwas hervorzulangen, zog aber ſchnell die Hand wieder zurück und ſah Emilien an, ob ſie die Bewegung bemerkt hatte. Gewiß, gewiß, liebe Emilie, antwortete er etwas verlegen; gewiß erinnere ich mich: das kleine braune Ding muß ſich noch unter meinen Sachen finden, die ich von Paris aus nach Hauſe geſchickt habe.

Damit war Emilien Gelegenheit gegeben, ſich

in alte Erinnerungen zu vertiefen, und ſie that es mit ſolcher Lebhaftigkeit, daß Beiden der Nachmittag verging, ehe ſie es bemerkten. Erſt als die Diener in der Nähe des Hauſes unter einer Laube das Abendeſſen vorbereiteten, erwachte Emilie wie aus einem Traume und faſt erſchrocken rief ſie aus: Jetzt muß Pascal bald wiederkommen.

Ihr Jugendfreund that, als ob er das Gefühl, das ſich bei dieſen Worten in ihren Zügen äußerte, nicht bemerkte. Ich bin ſehr begierig, ſagte er, wie mich Herr Pascal aufnehmen wird. Ich meinerſeits hatte von jeher vor ſeinen Leiſtungen auf dem Gebiete orientaliſcher Forſchungen großen Reſpect. So tief iſt noch keiner unſerer Landsleute in den Geiſt und in die Geſchichte des Morgenlandes eingedrungen. Aber nun komme ich als eine Art Rival und werde ihm außerdem als ein unerfahrener Anfänger, und höchſtens als ein grüner Stubengelehrter erſcheinen müſſen. Ich bin darauf gefaßt, daß er mich etwas von der Höhe herab anſehen wird.

Da kannſt Du unbeſorgt ſein, erwiderte Emilie, Du bringſt einen Brief des Königs und des Miniſters, das ſichert Dir jedenfalls eine gute Aufnahme, denn Pascal iſt ein ganz loyaler Unterthan und hält was darauf, ſeine Regierung immer in gutem Humor

zu wiſſen. Und was die Rivalität betrifft, ſo hat er jeden wiſſenſchaftlichen Ehrgeiz, jede Luſt, in Europa, das er verachtet, als Gelehrter zu glänzen, längſt aufgegeben. Ich bin überzeugt, daß er Dich in Deinen Studien hier auf jede mögliche Weiſe unterſtützen wird. Das muß man Pascal nachrühmen, daß er die kleinliche Eiferſucht nicht kennt; — die Eiferſucht des Gelehrten, meine ich, fügte Emilie lächelnd hinzu. Was die andere betrifft, ſo habe ich bis jetzt, in meiner Einſamkeit, noch keine Erfahrungen machen können. Bis jetzt war nur Ibrahim für ihn eiferſüchtig, der es nie verwinden konnte, wenn ich mich vor Beſuchern ohne Schleier zeigte, oder mit durchreiſenden Europäern am ſelben Tiſche aß.

Ibrahim war nicht unter den Dienern, die eben vor dem Hauſe beſchäftigt waren. Er befand ſich in dieſem Augenblicke auf dem Wege, der nach dem Gebirge führte, und auf dem ſein Herr zurückkehren mußte. Die Sonne war im Sinken, als dieſer auf ſeinem Roſſe dahergetrabt kam und mit einiger Ueberraſchung Ibrahim auf ſeinem Wege fand.

Giebt es was Neues im Haus, fragte er?

Ja Herr; es iſt ein Gaſt angekommen.

Was für ein Gaſt?

Ein Franke.

Ein Franke, aus meinem Lande?

Ich glaube, denn er ſpricht die Sprache Deines Weibes.

Aber was treibt Dich, mir entgegen zu kommen und mir die Nachricht, ſo fern vom Hauſe, mitzutheilen?

Ibrahim ſchwieg einen Augenblick, dann ſagte er: Der faule Schäfer, der da ſchläft, iſt ſo ſchuldig wie der Wolf.

Was ſoll das? rief der Conſul, indem er ſeine braune Stirne unter dem weißen Turban zuſammenzog.

O, Herr, fuhr Ibrahim fort, nichts auf Erden gleicht dem Manne ſo wenig, wie das Weib.

Warum? Was ſoll das einfältige Wort?

Hat ſie ihn doch empfangen wie einen Bruder oder Vater! Wem wirft man ſich ſonſt an's Herz? Und er iſt nicht ihr Bruder und nicht ihr Vater.

Es iſt Eduard, murmelte der Conſul vor ſich hin und gab dem Pferde die Sporen, daß es wild ausgriff. Ibrahim lächelte und lief keuchend nebenher. Sein Herr aber hielt einige hundert Schritte von dem Hauſe ſein Pferd an und ließ es nun langſamen, leiſen Schrittes auf dem grasbewachſenen

Rande des Weges weiter gehen. Geräuſchlos ritt er in den Hof ein, ſtieg ab, und ſtellte das Pferd ſelbſt, ohne einen Diener zu rufen, an ſeine Stelle. Dann ging er kaum hörbaren Trittes in's Haus und durch die Halle.

2.

Einige Augenblicke ſtand der Conſul am Eingange des Gartens und betrachtete das luſtwandelnde Paar, ohne ſelbſt bemerkt zu werden. Ein hübſcher Junge, murmelte er. Ganz ſo, wie ſie in den Thee-Geſellſchaften Glück machen. Dann legte er ſein Geſicht in freundliche Falten und trat lächelnd in die Allee.

Mein Mann! rief Emilie faſt erſchrocken.

Herrn Pascal zuckte es um die Lippen. Doch unterbrach er ſein Lächeln nicht und nahm die Begrüßung Eduards freundlich entgegen. Nach kurzem Geſpräche holte Eduard ſeine Empfehlungsſchreiben, die der Conſul mit großer Ehrfurcht erbrach und las. Der Wunſch Sr. Majeſtät, ſagte er, als ſie ſchon am Tiſche beim Nachteſſen ſaßen, Sie in Ihren Arbeiten zu unterſtützen, iſt mir immer Befehl. Doch bedurfte es dieſes Mal keiner Empfehlung. Ich kenne Sie und Ihre Familie ſeit lange. Ihre Fa-

milie aus der Zeit, da ich das letzte Mal zu Hause war, um mich zu verheirathen, Sie aus den Erzählungen meiner lieben Frau, deren liebste Beschäftigung es ist, sich an die Heimat und die zurückgelassenen Freunde zu erinnern. Ich weiß, sagte Herr Pascal auf die gleichgültigste Weise von der Welt, — ich weiß, daß Sie ihr liebster Jugendfreund gewesen, daß Sie sich auf's freundlichste von frühester Zeit an ihrer angenommen, und ich werde mir alle Mühe geben Ihnen die Dankbarkeit zu zeigen, die solche Freundlichkeit verdient.

Herr Pascal versprach seinem Gaste, ihn bei seinen Forschungen auf Wege zu leiten, die, wie er glaubte behaupten zu dürfen, allen Europäern bisher unbekannt oder unzugänglich seien, und schon in den nächsten Tagen zeigte es sich, wie sehr er entschlossen war, Wort zu halten. Es verstand sich von selbst, daß Eduard im Hause wohnen blieb, denn so ist es Sitte in den entfernten Städten des Orients, daß die Vertreter der verschiedenen Staaten ihre Landesangehörigen bei sich beherbergen. Außerdem war ja Eduard gewissermaßen ein Milchbruder der Frau Consulin, ein Mitstrebender in derselben Wissenschaft, in der sich Herr Pascal einen Namen gemacht, und endlich war er vom Könige selbst dringend empfoh-

len. Das Zimmer, das ihm übergeben und von Emilien mit aller orientaliſchen Bequemlichkeit und mit aller occidentaliſchen Sorgfalt eingerichtet wurde, füllte Herr Pascal mit Papieren, welche die höchſt koſtbare Ausbeute jahrelanger Studien enthielten. Umſonſt proteſtirte Eduard; er wollte ſich nicht mit fremden Federn ſchmücken: er wollte nicht das Verdienſt ſo tiefer und gründlicher Arbeiten für ſich und zu ſeinem Ruhme ausbeuten. Conſul Pascal hatte da Material zu einer kleinen Bibliothek aufgehäuft, das ihm bei geringer Mühe einen Namen machen konnte, der ihn unter die erſten Männer ſeines Faches ſtellen mußte. Zu ſolchen Bemerkungen lächelte Herr Pascal nur. Er habe weder Eitelkeit noch Ehrgeiz, meinte er, und ihm liege im Grunde nicht viel daran, ob Europa vom Oriente, den es ſeiner Meinung nach doch nimmer verſtehen, aber ewig verkennen werde, Etwas mehr oder weniger wiſſe. Sie, junger Mann, fuhr er fort, der Sie noch Ehrgeiz und Streben haben, Sie müſſen, wenn Sie klug ſind, dergleichen Gelegenheiten benutzen und es als Gewiſſensſache betrachten, eine Fundgrube, wie ſie meine Arbeiten zu nennen belieben, auszubeuten, da dieſe Arbeiten ſonſt unbenutzt zu Grunde gehen würden.

Mit dieſer Großmuth begnügte ſich der Conſul noch nicht. Nach einigen Tagen ſtellte er Eduard verſchiedenen Scheichs und Imams vor, welche er ihm als die Gelehrten des Landes und in die Geſchichte deſſelben Eingeweihteſten bezeichnete. Das Mißtrauen, mit welchem dieſe den jungen Franken aufnahmen, wußte ſein Gaſtfreund mit wenigen Worten zu heben und ſie wurden mittheilſam, wie ſie es, Herrn Pascal ausgenommen, vielleicht noch nie gegen einen Chriſten geweſen. Ebenſo wußte der Conſul ſeinem Gaſte alle Thore der Paläſte und heiligſten Moskeen zu öffnen, und Eduard, der die arabiſche Baukunſt ſtudiren und Zeichnungen machen ſollte, Zutritt und ſtundenlangen Aufenthalt in denſelben zu verſchaffen. Eduard war gerührt von ſo großer Zuvorkommenheit, die er um ſo mehr anerkannte, als er ſich neben dem großen Wiſſen, das ſein Gaſtfreund zu ſeinem großen Erſtaunen immer mehr und mehr vor ihm erſchloß, ſo recht als Schüler und Anfänger fühlen mußte. Wenn ihm in Geſellſchaft des Herrn Pascal auch nie vollkommen heimiſch wurde, wenn ihm auch manchmal, beſonders auf Spaziergängen, auf denen ſie Emilie begleitete, des Ausdruck ſeines Geſichtes mißfiel und ein gewiſſes Mißtrauen einflößte, ſo ſchrieb er das doch

nur dem Umſtande zu, daß Emilie, ſeine geliebte Jugendfreundin, an der Seite dieſes Mannes nicht glücklich war, und er mußte ſich geſtehen, daß er vor dem Geiſte und der tiefen Gründlichkeit dieſes Gelehrten und vor ſeiner großen Anſpruchsloſigkeit Achtung empfinde.

So vergingen Tage und Wochen. Die Bewohner des Hauſes am Rande der Wüſte ſahen ſich meiſt nur gegen Abend, wenn ſie im Garten bei Tiſche zuſammenkamen, dann bei Sonnenuntergang Spaziergänge in der Umgegend machten und die erſte Hälfte der Nacht auf Polſter gelagert auf dem platten Dache zubrachten. Dieſe Nachtſtunden waren die angenehmſten. Eduard konnte den herrlichen Himmel mit den glänzenden Sternen, die hier der Erde näher ſchienen, mit dem dunkel glühenden Horizonte, der die Wüſte einfaßte, nicht genug bewundern und es war, als ob Emilie mit ſeinen Augen ſähe, denn ſie geſtand es, daß ſie jetzt erſt in der Natur des Landes, von ihm geleitet, Schönheiten entdeckte, die ſie durch ſo viele Jahre gar nicht bemerkt hatte. Ueberhaupt war in der kurzen Zeit eine große Veränderung mit ihr vorgegangen. Sie blühte auf wie eine Blume, die von einem dumpfen Platze auf eine ſonnige Stelle verpflanzt worden.

Ihre blaſſen Wangen rötheten ſich und Eduard erkannte nach und nach das heitere Weſen wieder, das er in ſeiner Jugend geliebt hatte. Der erſte Eindruck, den ſie ihm bei ſeiner Ankunft gemacht, der Gedanke an einen tiefen Kummer in ihrem Herzen, wurde allgemach durch ihre gegenwärtige Heiterkeit und durch die friedliche Stimmung, die im Hauſe herrſchte, verwiſcht. Die Befangenheit, die er ihres Kummers willen, ſowohl ihr als Herrn Pascal gegenüber empfunden, verſchwand und er lächelte über die Entſchlüſſe, die er damals gefaßt hatte, zwiſchen ſich und Emilien eine gewiſſe förmliche Freundſchaft als Schranke aufzuſtellen und alle Vorſicht zu gebrauchen, um ſie, die eines liebenden Herzens bedurfte, zu verhindern, daß ſie ſich ihm, dem Jugendfreunde, nicht mit größerer Leidenſchaft zuwende. Sonderbarerweiſe ſprach ſie jetzt auch weniger von der Heimat, die ungeheure Sehnſucht ſchien befriedigt und hätte Eduard, der ſchöne, liebenswürdige junge Mann, etwas mehr Eitelkeit beſeſſen, hätte er, nur etwas geckenhaft, mehr an die Genugthuung, von einem ſo liebenswerthen Geſchöpfe geliebt zu werden, als an ihr Wohl gedacht, er würde ſich geſagt haben, daß Emilie ihre ganze Heimat, daß ſie Vaterland und Vaterhaus in ihm gefunden habe. Aber unbefangen

plauderte er mit ihr und Herrn Pascal; unbefangen gab er ihr auf Spaziergängen den Arm, während der Gatte daneben, oder in Gedanken vertieft, allein und von dem jungen Paare getrennt, dahergieng.

Wir wissen nicht, ob Herr Pascal zur Zeit die Veränderung in Emiliens Wesen dem wahren Grunde zuschrieb; wir wissen nur, daß es ein anderer Bewohner des Hauses wirklich gethan. Als Herr Pascal eines Tages aus der Stadt heim kehrte, begann Ibrahim, der ihn begleitete, plötzlich also: Hast Du beobachtet, Herr, wie Dein Weib jetzt blüht und heiter ist?

Die Weiber wechseln nach Laune.

Das Weib, sagte Ibrahim, blüht auf am Rande der Sünde, wie ein Baum am Rande der Quelle.

Schweig! befahl der Consul.

Und Ibrahim schwieg, schwor sich aber zu wachen.

Niemand wachte besser als Herr Pascal selbst, und trotz dem Befehl, der Ibrahim's Bemerkungen kurz abschnitt, bestand von diesem Augenblicke an zwischen dem Diener und dem Herrn ein neues, auf Eduard und Emilien bezügliches Einverständniß.

Kein Wort, keine Geberde entging den beiden Lauſchern.

Am Abend deſſelben Tages, da Ibrahim ſeine Bemerkung gemacht hatte, fing Herr Pascal von den Arbeiten Eduards zu ſprechen an und hielt ihm die Nothwendigkeit vor, noch dieſe und jene Stadt des Orients zu beſuchen. Emilie erblaßte bei dem Gedanken an die Abreiſe, ſie erſchrak noch mehr als ſie den Blick bemerkte, welchen ihr Gatte über ihr erblaſſendes Geſicht hinfliegen ließ. Sie ſah bei Seite und da ſtand, als aufwartender Diener, mit verſchränkten Armen, Ibrahim, der aus den Mienen zu erkennen ſchien, was vorging und Emilien mit ſtechendem Auge betrachtete. Es war ihr, als ſäße ſie da zwiſchen zwei ergrimmten Feinden in einem Zauberkreiſe, aus dem ſie ſich nur retten könnte, wenn ſie ſich Eduard in die Arme warf. Sie begann am ganzen Leibe zu zittern, eine namenloſe Angſt ergriff ſie, und mit einer Entſchuldigung ſtand ſie auf, und ſchwankte in eine der dunkelſten Alleen des Gartens. Herr Pascal lächelte auf unausſprechliche Weiſe. Eduard bemerkte es und die Bedeutung der Scene wurde ihm klar. Schnell gefaßt, nahm er das Geſpräch wieder auf, verſichernd, daß er von

dem Geſagten durchdrungen ſei, und ſich nächſtens auf die Reiſe machen werde.

Der Conſul verſtand ihn; aber er erſchrak, ſich eine Blöße gegeben zu haben. Eduard hielt ihn für eiferſüchtig, und er kam ſich lächerlich vor. Daher bemerkte er freundlich, daß ſeine Worte nicht ſo gemeint ſeien, daß vielmehr Eduard in dieſer Stadt noch viel zu thun habe, und daß er ſich die Weiterreiſe am liebſten ſo weit als möglich hinausgeſchoben denke.

Um Eduard noch mehr von möglichen Vermuthungen abzulenken, erſuchte er ihn, doch nachzuſehen, was ſeine Frau habe und ihr für den Abend ſeine Geſellſchaft zu ſchenken, da ihn dringende Geſchäfte nach der Stadt riefen.

Eduard erhob ſich und folgte Emilien. Er fand ſie auf einer Raſenbank ſitzend, das Geſicht in beide Hände gedrückt.

Was haſt Du, Emilie? fragte Eduard ängſtlich.

Biſt Du es, rief ſie erſtaunt, wie nach einer langen Trennung; es war als hätten ihre Gedanken in dieſer kurzen Zeit einen unendlichen Raum durchlaufen. — Biſt Du es? fragte ſie wieder und klammerte beide Arme um ſeinen Nacken.

Ach, Eduard, Du weißt es nicht, welche Angſt ich empfinde, wenn ich Dich mit ihm allein weiß.

Du biſt kindiſch, lächelte Eduard, und, fügte er ernſt hinzu, ich meine, daß Du Deinem Manne Unrecht thuſt. Du biſt nicht glücklich, das habe ich mit Kummer längſt beobachtet, aber Du machſt Dich dadurch noch unglücklicher.

Vielleicht haſt Du Recht, antwortete ſie, aber ich kann nicht anders. — Eduard, ich fürchte mich vor ihm; in ihm gehen Dinge vor, die wir nicht begreifen. Ich will es Dir nur geſtehen, ſeit ich hier in der Einſamkeit mit ihm lebe, habe ich ſeinen Worten, ſeinen Mienen, ſeinem Zorn, ſeiner Freundlichkeit nicht einen Augenblick geglaubt. Bei jeder ſeiner Berührungen erbebe ich bis in's innerſte Herz, das hat er bemerkt, und nähert ſich mir kaum noch — aber dafür haßt er mich auch. Ja, Du wirſt es mir nicht ausreden, er haßt mich. Seit Du hier biſt, iſt mir dieſe Ueberzeugung, ich weiß nicht warum, eher angenehm als entſetzlich, aber was ſoll aus mir werden, wenn Du wieder fortgehſt? Bleibe, Eduard, ich beſchwöre Dich, um Gotteswillen bleibe. Du haſt mich ſchon einmal verlaſſen; ich ſage Dir, was ich Dir nie ſagen ſollte, das ich mich immer als von Dir verlaſſen betrachtet habe. Dir habe ich von

Kindheit an angehört, Du aber biſt in die Welt gegangen und haſt das Kind zu Hauſe den Vormündern überlaſſen, die mich, die Hülfloſe, hieher verhandelten. Ach, wäreſt Du daheim geblieben, es wäre Alles anders geworden. Jetzt rette mich und nimm mich mit Dir, wenn Du nicht bleiben kannſt oder ich vergehe in meiner Angſt.

Liebes Kind, ſtammelte Eduard, ich bin ſein Gaſt. Wiſſe, daß ich es ewig als ein Verbrechen an Dir und mir betrachte, daß ich Dich einſt vergeſſen habe, — aber was kann ich jetzt als ein Ehrenmann gegen Deinen Gatten thun, der mich in ſeinem Hauſe aufgenommen und mit Güte überhäuft hat, ja, der mir nicht das mindeſte Mißtrauen zeigt?

Du haſt Recht, ſagte Emilie mit tonloſer Stimme, und ließ die Arme ſinken. Ich will aushalten ſo lange ich es vermag, aber ich werde darüber zu Grunde gehen.

Noch in derſelben Nacht wußte Herr Pascal, daß ſeine Frau leidenſchaftlich ſprechend und weinend am Halſe Eduards gehangen hatte. Nur die Worte ſelbſt hatte ſein Späher nicht verſtanden.

Von der Abreiſe war in der nächſten Zeit nicht mehr die Rede. Wenn Eduard das Geſpräch darauf

brachte, ſchnitt es Herr Pascal mit gewichtigen Gründen, die für ein längeres Bleiben ſprachen, ab; und wenn Eduard jetzt öfter als vorher mit Emilien allein im Garten umherwandelte, war jedes ihrer Worte noch überzeugender, daß er bleiben müſſe. War er aber allein, ſo erſchien ihm wieder die Pflicht abzureiſen, dringender als je. Schwerlich hätte ihn Emilie länger zurückgehalten, hätte ſie eine Ahnung von der Scene gehabt, die an einem dieſer Abende hinter der Aloehecke, vor welcher ſie mit Eduard ſaß, geſpielt hatte. Da kniete Ibrahim und hielt Eduards Doppelgewehr in der Hand. Er wollte mehrere mal anlegen; aber ſeine Arme zitterten vor Wuth. Endlich faßte er ſich und legte den Lauf leiſe auf ein Cactusblatt und ſchob ihn langſam vor, bis er faſt die Locken Eduards, der eben Emiliens Hand küßte, berührte. In dem Augenblicke fühlte ſich Ibrahim an der Schulter gefaßt. Sein Herr ſtand hinter ihm, machte ihm ein abwehrendes Zeichen, winkte und der Diener folgte. Leiſe ſchlichen die beiden Männer fort, ohne auch nur ein Blatt zu berühren, daß es rauſchen konnte, ohne den Sand auf dem Wege kniſtern zu machen. Im Hauſe angekommen, liſpelte Herr Pascal dem Araber zu: In meinem Hauſe darf dem Gaſte, der mir von meinem Sultan

empfohlen iſt, nichts begegnen. Ich weiß ein anderes Mittel.

Wenige Tage nach dieſem Ereigniß, da Eduard eben aus der Stadt zurückkehrte, fand er im Hofe allerlei Pferdegeſchirr ausgebreitet und Waffen an die Wand gelehnt. Die Diener waren mit Putzen und Ausbeſſern beſchäftigt und das Ganze hatte ein ſo kriegeriſches Ausſehen, als ob ein kleiner Feldzug unternommen werden ſollte.

Was bedeuten dieſe Vorbereitungen? fragte Eduard.

Nichts für einen Franken, antwortete Ibrahim ſpöttiſch.

Herr Pascal, der in der Thüre ſtand, ſagte lächelnd: Ibrahim hält alle Franken für unfähig, einen Leoparden vor den Kopf zu ſchießen.

Alſo eine Leopardenjagd? fragte Eduard.

Ja, erwiderte der Conſul; ſie iſt vielleicht meine einzige Leidenſchaft.

Sie muß höchſt intereſſant ſein, meinte Eduard, und ich möchte wohl etwas der Art mitmachen.

Der Conſul zuckte die Achſeln und ſagte: Halb und halb möchte ich denn doch mit Ibrahim übereinſtimmen; das Vergnügen kann einem Franken in der That ziemlich gefährlich werden, beſonders in

dieſer Jahreszeit, wo die Leoparden ihre Jungen zu vertheidigen haben.

Eduard war von dem Tone, in welchem Herr Pascal die Worte ſprach, etwas beleidigt. Sie werden mir, wenn ich Sie darum bitte, ſagte er, es doch nicht verſagen, und mir erlauben, Sie auf Ihrer Jagd zu begleiten.

Gewiß nicht, verſetzte Herr Pascal verbindlich, wenn es Ihnen Vergnügen macht, bin ich gern bereit. Ich gebe Ihnen mein beſtes Pferd und bitte Sie nur um die Erlaubniß, für Sie als einen Unerfahrenen, einige Sorge tragen zu dürfen. Sie müſſen mir verſprechen, ſich ganz nach meinen Anweiſungen zu benehmen.

Während des ganzen Abends ward die Jagd nicht weiter erwähnt, Herr Pascal mochte ſeine Urſachen haben, darüber vor Emilien zu ſchweigen, und Eduard ahnte, daß ihr die Mittheilung unangenehm wäre. Auch kümmerte er ſich nicht weiter um die Vorbereitungen und überließ alles Ibrahim, der als Leoparden-Jäger berühmt war, und am Beſten wußte, was es für den morgenden Tag zu thun gab.

Mit Sonnenaufgang ſollte aufgebrochen werden. Als Eduard in den Hof trat, waren die Pferde ſchon geſattelt und man führte ihm das ſchönſte der-

ſelben, die gefeierte Stute Zaïre, vor. Mit Freuden ſchwang er ſich auf ihren Rücken und ließ ſie im Hofe umher galoppiren. Nie hatte er ſich auf einem Pferde ſo wohl gefühlt; er merkte, wie es jede ſeiner Abſichten ſchnell verſtand und freuete ſich an dem ſanften und leichten Schritte, der den Reiter rythmiſch, ſo zu ſagen, muſikaliſch, wiegte. Er überhäufte es mit Schmeichelworten und konnte nicht umhin, einige laute Ausrufe, zu ſeinem Preiſe, auszuſtoßen. Er hatte vergeſſen, daß Ibrahim ihn gebeten hatte, jedes Wort des Lobes zu unterdrücken, um nicht die böſen Geiſter herbei zu locken. Grimmig ſtürzte dieſer heran, und gebot ihm mit lauter Stimme, zu ſchweigen. Eduard lachte auf, und es ergab ſich ein Wortwechſel, welchen Herr Pascal umſonſt zu beſchwichtigen ſuchte. Da erſchien Emilie am Fenſter ihres Schlafzimmers, — mit Schrecken ſah ſie Eduard im Sattel und zur Jagd gerüſtet.

Du reiteſt mit? rief ſie mit zitternder Stimme.

Eduard nickte, und ſie verſchwand vom Fenſter, um gleich darauf im leichten Morgenanzuge im Hofe zu erſcheinen. Sie eilte auf Eduard zu, faßte ſeine Hand, und beſchwor ihn, zu Hauſe zu bleiben. Er lächelte und ſuchte ſie zu beruhigen. Aber vergebens.

Ich habe, ſagte ſie aufgeregt, eine ſchlimme

Ahnung; es widerfährt Dir etwas Böſes auf dieſer Jagd. Du kennſt die Gefahren nicht. Ich beſchwöre Dich im Namen Deiner Mutter, bleibe zurück, gehe nicht mit, Eduard; — Du gehſt in Deinen Tod.

Ein krampfhaftes Zittern ergriff ſie und ſie mußte ſich am Sattel feſt halten, um nicht zu ſinken. Eduard redete ihr zu, aber ſie ſchüttelte traurig den Kopf. Traue ihnen nicht, liſpelte ſie.

Eduard runzelte die Stirne, und er konnte eine Geberde des Unwillens nicht unterdrücken. Er hielt es nun ſogar für Pflicht mit zu gehen, um durch eine glückliche Rückkehr Emilie und ihr Mißtrauen zu beſchämen. Herr Pascal, der der Scene ſchweigend und ohne eine Miene zu verziehen, zugeſehen hatte, ſchwang ſich auf's Pferd, und gab ein Zeichen. Sogleich ſaßen alle Diener im Sattel und der Zug ſetzte ſich in Bewegung. Emilie hing krampfhaft an Eduard's Hand. Mit der Linken griff ſie, wie im Traume, nach dem Zügel ſeines Pferdes, um es zurück zu halten. Aber Eduard faßte ihre beiden Hände, machte eine raſche Seitenbewegung, und befreite ſich, nicht ohne ein ſchmerzliches Gefühl, auf etwas heftige Weiſe von der ſüßen Laſt. Emilie ließ los, ſchwere Thränen traten aus ihren

Augen. Wie ſie ſo gebrochen da ſtand, keines Wortes fähig, wie die ſanften Morgenwinde mit ihrem weißen Anzuge ſpielten, war ſie unendlich ſchön aber auch überaus bedauernswürdig anzuſehen. Es gehörte viel Selbſtüberwindung dazu, dem Pferde die Sporen zu geben. Aber Eduard hielt es, wie geſagt, für Pflicht, diesmal hart zu ſein, er rief ihr noch einen guten Morgen zu und ſprengte den Reitern nach, die ſchon weit voraus waren. Erſt auf einem ziemlich fernen Hügel wagte er es, rückwärts zu blicken, und da ſtand Emilie auf der Höhe des Daches, über das Geländer gelehnt, ihm nachſehend.

Anfangs ritt er ſchweigſam und in ſich gekehrt neben Herrn Pascal hin. Er konnte nicht umhin, von Zeit zu Zeit einen forſchenden Seitenblick auf das braune und durchfurchte, aber immer unbewegliche Geſicht ſeines Gaſtfreundes zu werfen. Trotz Allem hatten die Worte Emiliens einigen Eindruck in ihm hinterlaſſen. Sie liebt mich, ſagte er ſich, und ich gebe ſie zum Theil nur aus verletzter Eitelkeit, um mich von ihrem Manne nicht für furchtſam halten zu laſſen, den bitterſten Befürchtungen preis. Aber auch ich liebe ſie, dachte er ſeufzend; und ich bin es ihr ſchuldig, die grauenvollen Gedanken, wo-

mit ſie ihren Mann betrachtet, ſo viel an mir iſt, zu widerlegen.

Was hat Ihnen Emilie vorgejammert, fragte der Conſul kalt.

Weibliche Befürchtungen, antwortete Eduard, Sie ſprach von den Gefahren der Jagd für einen Ungeübten.

Sie hat ein erhitztes Hirn und gibt ſich den ſonderbarſten Vorſtellungen hin. An Ihnen jedoch hängt ſie mit einer rührenden Freundſchaft.

So ſprechend ſprengte Herr Pascal vor, um verſchiedene Befehle an die Diener auszutheilen. In ſeinen Worten, in der Art wie er ſie gedehnt und beziehungsvoll ausſprach, lag nichts, was die Schatten in Eduard's Gemüthe hätte zerſtreuen können. Beſſer wirkte die großartige Natur, die die Jagdgeſellſchaft umgab. Rechts vom Wege dehnte ſich unabſehbar die Wüſte aus mit ihren kleinen Hügelungen, auf denen dort und da tropiſche Diſtelpflanzen ihre Speere, und von dieſen umgeben, glühende Blumen in die Luft ſtreckten. Links erhoben ſich die letzten Ausläufer des nördlichen Gebirges, merkwürdig contaſtirend gegen die ſo nahe liegende gelbe Fläche, zwar hie und da ebenfalls verbranntes und kahles Geſtein hervorſtreckend, im Ganzen aber grün,

von Sträuchern und Stauden bedeckt, von gelben, rothen und weißen Blüthenguirlanden umzogen. In den Thälern und Schluchten, die auf den Weg mündeten, breit bedachte Pinien, manchmal eine dunkle Cypreſſe, und auf den beſonnten Vorſprüngen herrliche Palmenſchäfte, ruhig mit ſtarren rieſigen Blättern daſtehend, oder mit breiten Fächern lieblich auf und niederfächelnd. Eduard wußte nicht, wohin zuerſt die Blicke wenden. Waren ſie vom Schimmer der Wüſte ermüdet, verſenkte er ſie in die grünen Winkel der Thäler, die Ruhe und Erholung athmeten; neu geſtärkt flogen ſie dann wieder über die öde Unendlichkeit hin, bis an den glühenden Horizont.

Nach mehrſtündigem Ritte machte man in einer ſchattigen Bucht, am Fuße eines bebuſchten Plateaus, Halt. Hier oben, ſagte Herr Pascal, ſoll ſich das Lager eines Leoparden befinden. Bevor wir ihn angreifen, wollen wir uns durch ein Frühſtück Kräfte geben.

Die Diener breiteten allerlei Nahrungsmittel auf einem flachen Steine aus. Herr Pascal und Eduard ſaßen dabei, ohne ſie zu berühren. Herr Pascal war nachdenklich; Eduard in der Stille der

Thalſchlucht wieder an die Scene des heutigen Morgens erinnert, voll Unruhe und Traurigkeit.

Eſſen Sie doch, forderte Herr Pascal ſeinen Jagdgenoſſen auf.

Es iſt mir nicht möglich.

Und was verleidet Ihnen die Luſt, wenn ich fragen darf?

Um es offen zu geſtehen, ich denke an Emilie. Ich bin mir keiner Schuld bewußt und darf darum ſo offen ſprechen. Das Kind, verzeihen Sie ich wollte ſagen, Ihre Frau, ſcheint mir ſo unglücklich, von ſo düſtern Phantaſien gepeinigt, ſie ſieht und ahnt überall nur Schrecken und Unglück, ihr Herz iſt, ganz gegen ihren Charakter, voll Argwohn. Vielleicht haben es Ihnen Ihre Geſchäfte, Ihre Studien bis jetzt noch nicht erlaubt, das zu beobachten. Ich bin mit ihr, wie ein Bruder aufgewachſen, und habe vielleicht das Recht, Sie darauf aufmerkſam zu machen.

Herr Pascal antwortete lange nicht, aber fühlend, daß er etwas ſagen müſſe, erwiderte er endlich: Alſo Argwohn? Gegen Wen? — Ich wüßte nicht — wer hat ihr Urſache gegeben? Ich habe ſie nur melancholiſchen Gemüthes gekannt — aber auch dieſe Düſterheit hat ſich ſeit Ihrer Anweſenheit,

Herr von Roſe, etwas aufgeheitert. Wenn jedoch in der That von dem böſen Gifte des Argwohns irgend wie die Rede ſein kann, ſo dürfte dieſes ebenfalls erſt ſeit Ihrer Anweſenheit aufgekommen ſein.

Das klingt wie eine Anklage, Herr Pascal, antwortete Eduard. Ich gebe Ihnen das Wort eines Mannes, daß Sie weder Emilien noch mir einen Vorwurf zu machen haben.

Auf die Worte wandte ſich Herr Pascal mit einer raſchen Bewegung, wie man ſie an ihm nicht gewöhnt war, gegen Eduard, blickte ihn mit funkelnden Augen an, und ſagte mit bleichen, bebenden Lippen: Sie liebt Sie. — Schnell faßte er ſich wieder und fügte nach kurzer Pauſe, noch ehe der überraſchte Eduard antworten konnte, hinzu: Lebten wir in europäiſcher Geſellſchaft, ſo würden es jetzt ſchon Hunderte wiſſen, — in europäiſcher Geſellſchaft ferner, würde ich mich höchſt wahrſcheinlich, Herr von Roſe, mit Ihnen auf Tod und Leben ſchlagen. Allein hier im Orient hält man jeden Duellanten für einen Deli, d. i. für einen Wahnſinnigen, und ich bin ganz der orientaliſchen Anſicht.

Er ſtand auf und gab den Dienern Befehl, daß die Jagd angefangen werde, und zu Eduard ge-

beugt bemerkte er auf's Verbindlichſte: Sie erlauben mir Ihnen Ihren Platz anzuweiſen.

Eduard nickte bejahend mit dem Kopfe und folgte dem Conſul, der mit den Dienern aufwärts dem Plateau entgegenſtieg. Im Steigen wandte ſich dieſer noch ein Mal um. Wie wenig ausgeſetzt auch der Platz ſein mag, auf den ich Sie ſtelle, ſo ſeien Sie doch auf Ihrer Hut, denn der Leopard könnte trotz Allem gerade auf Ihrer Seite aus dem Gebüſche brechen. Alſo halten Sie ſich immer auf ſeinen Empfang bereit.

Sie wanderten eine Strecke weit am Rande des Plateaus hin, bis an eine Stelle, wo ſie von den Dienern mit den Pferden erwartet wurden. Der Conſul und Eduard beſtiegen die ihrigen. Die Diener blieben zu Fuß. Sie zogen wieder weiter, und an einer zweiten Stelle trafen ſie auf eine Schaar Araber, die große, oben flache Stäbe in der Hand hielten und die beſtellt waren, den Leoparden, durch das weite Gebüſch in einem großen Kreiſe vorwärts dringend und auf die Sträuche ſchlagend, aus ſeinem Lager aufzujagen. Unter einer Pinie wies der Conſul ſeinem Jagdgenoſſen den Platz an; ungefähr zwanzig Schritte von ihm begann das Dickicht. Hier, ſagte Herr Pascal, halten Sie unverrückt auf Ihrem

Pferde. Der Leopard wird höchst wahrscheinlich dort, bei jener Cypresse, durchbrechen, so daß Sie seinen Fall werden sehen können. Vermuthlich werde ich dann selber dort sein, und wenn das Glück es will, ihn tödten. Aber wie gesagt, Sie müssen immerhin auf Ihrer Hut bleiben. Uebrigens lasse ich Ibrahim, den besten Leoparden-Jäger des Landes, in Ihrer Nähe.

Herr Pascal ging. Sämmtliche Diener und die bestellten arabischen Treiber folgten. Nur Ibrahim blieb und setzte sich, Datteln kauend, sein Jagdgewehr im Arm, einige Schritte von Eduard entfernt, auf einen Stein nieder. Bald war die Jagdgesellschaft verschwunden und Eduard mit dem Diener in voller Stille und Einsamkeit. Ein Neuling, wie er war, folgte er den Anweisungen seines Gastfreundes auf's Pünktlichste. Unbeweglich hielt er da, das Gewehr in der Hand, immer vorwärts blickend nach dem Dickicht. Aber die Zeit verging und nichts regte sich. Er wandte sich fragend gegen Ibrahim und sah, wie ihn dieser mit einem drohenden Lächeln anblickte. Er glaubte die Ursache dieses Lächelns in seiner kindischen Folgsamkeit zu finden, und erlaubte sich auf seinem Pferde eine erleichterte Bewegung. Erst als er aus weiter Ferne das Schlagen der

Knittel und das Rufen der Treiber hörte, ſtellte er ſich wieder ſteif an ſeinen Poſten. Doch war es ihm diesmal ſchwer, den Blick auf das vor ihm liegende Gebüſch zu heften; unwillkürlich wandte er ihn immer nach der Cypreſſe hin, wo, der Ausſage des Herrn Pascal nach, der Leopard hervorbrechen ſollte, und wo in der That ſchon einige Schützen in derſelben Erwartung bereit ſtanden. Die Treiber mit ihrem Lärmen kamen immer näher; nach ſeinem Gehör konnte Eduard ermeſſen, wie der Kreis enger und enger wurde, und es kam ihm vor, als ob er ſich nach ſeiner Seite hin verengerte. Endlich hörte er das Brüllen des aufgejagten Thieres und gleich darauf ein Knacken und Krachen der Zweige. Schon ſah er, wie ſich die Gipfel der Sträuche bewegten, welche das Thier durchbrach; ſein Pferd Zaire zitterte einen Moment lang am ganzen Körper, dann aber ſtreckte es ſich, und hob es ſich mit dem Vorderleibe, als ob es dem Feinde entgegenſpringen wollte. Eduard hielt es feſt, und es ſchien ſeinen Reiter zu verſtehen, denn ſtramm ſtreckte es die beiden Vorderbeine hart an einander vorwärts und ſtand unbeweglich, wie aus Bronce, immer mit ſeinem Reiter dem Gebüſche entgegen blickend. Da entdeckte Eduard im Dickicht und zwar am Fuße des Geſträuches zwei glühende

Augen, die ihn mit furchtbarem Licht anleuchteten. Er wußte nicht, ob das der Augenblick zum Abfeuern ſei oder ob er warten müſſe bis das Thier ſich mit dem ganzen Körper zeige und dem Schuſſe ein gröſseres Ziel biete. Zaudernd ſah er ſich nach Ibrahim um; der war verſchwunden, und ſchnell wie ein Blitz flog Eduard die Erinnerung an die warnenden Worte Emiliens durch den Kopf. Aber er hatte nicht Zeit darüber zu brüten; ſein Pferd ſtieß ein Wiehern aus, das einem grellen Trompetentone glich und wie eine Mahnung zur raſchen That erſchallte. Noch immer lag der Leopard unbeweglich, wie ſchnell ſich auch die Stimmen der Treiber näherten, nur ſein Schweif ſchlug um ſich und bewegte das Gebüſch hinter ihm. Eduard legte an, ſchoß und fehlte. Noch ſtarrte er ſeinem Schuſſe nach, als ſchon das Thier mit zwei gewaltigen Sätzen auf ihn losſprang. Es war um ihn geſchehen, wenn nicht Zaïre in demſelben Augenblicke, da ſich das Thier erhob, einen Seitenſprung nach Rechts gemacht hätte; dennoch faßte der Leopard Eduard im Vorüberſprunge am linken Arm und riß ihm ſeinen Aermel ſammt einem Stück Fleiſch ab. Damit flog das Thier auf die Erde hin, nach Art der Katzen nicht daran denkend, umzukehren und die entwiſchte Beute noch einmal anzugreifen.

Im Gegentheil ſetzte es eben an zu einem neuen Sprunge, um in das hinter Eduard liegende Gebüſch zu entkommen, als aus eben dieſem Gebüſche ein Schuß erſcholl und es niederſtreckte. Dem Schuſſe folgte Ibrahim mit jubelnd aufgehobenem Gewehre. Aber noch ehe er das Thier betrachtete, trat er an Eduard heran und muſterte ſeine Wunde und das zur Erde ſtrömende Blut. „Es iſt nichts," ſagte er achſelzuckend, und ging durch das Gebüſch der Gruppe zu, bei der ſich ſein Herr befand.

Er iſt todt, rief er dieſem zu.

Wer? fragte Herr Pascal raſch.

Nur der Leopard, antwortete Ibrahim, abermals die Achſel zuckend.

Sie Alle ſammelten ſich jetzt um das verendende Thier. Herr Pascal zeigte keine große Erſchütterung, als er die Wunde Eduards, der vom Pferde geſtiegen war, bemerkte. Er ſagte nur, das ſeien Kleinigkeiten, auf die man bei einer Leopardenjagd gefaßt ſein müſſe; übrigens ſei es merkwürdig, daß der Leopard grade auf Eduards Seite hervorgebrochen ſei. Man habe das ſchon öfter bemerken wollen, daß dieſe Thiere ſich inſtinctmäßig der Seite zukehren, wo die geringere Gefahr ſei. So ſprechend ſchnitt er Eduard den Reſt des Aermels auf, zog

Tücher hervor, und verband ihm die Wunde mit kunstverständiger Hand; das verhinderte jedoch nicht, daß das Blut nach wie vor hervorquoll.

Den todten Leoparden übergab man den Dienern und trat den Rückweg an. Neben Herrn Pascal ritt Ibrahim und erstattete ihm, wie es Eduard schien, mit leiser Stimme Bericht über die Jagdkatastrophe. Auf eine Bemerkung seines Herrn antwortete er vernehmlich: Es stand so geschrieben.

Herr Pascal gesellte sich hierauf zu Eduard, redete ihm freundlich zu und stellte ihm die Wunde sowohl, wie den ganzen Vorfall, als ganz bedeutungslos vor. Aber bald war der Verwundete seiner nicht mehr mächtig genug, um dem Gespräche zu folgen. Der Blutverlust hatte ihn erschöpft; seine Gedanken begannen zu schwärmen, alle Ereignisse des Tages verwirrten sich in seiner Erinnerung. Bald sah er den Leoparden auf dem Hofe Herrn Pascals; bald wieder Emilien, wie sie in dem Augenblick, da der Feind auf ihn losſprang, im Morgenkleide auf ihn zueilte; dann wieder Ibrahim, der hinter ihm im Gebüsche lag und sein Gewehr auf ihn anlegte. Doch stand bei aller Verwirrung seiner Vorstellungen der eine Gedanke in ihm fest, Niemand anklagen zu wollen und Emilien das ganze Ereigniß als einen

Zufall, als eine Folge ſeiner Unerfahrenheit, darzuſtellen. Was ſollte es auch Anderes ſein? Eduard war mit ſeinen Entſchlüſſen kaum zu Ende gekommen, als er plötzlich ſeine letzten Kräfte ſchwinden fühlte, als ihm die Gegenſtände vor ſeinen Augen in ein unentwirrbares Chaos zerrannen und es ihm mit einem Male überaus wohl wurde. Es war ihm, als läge er zu Hauſe auf dem Sopha, umgeben von der zärtlichen Pflege ſeiner Familie. Er lag jedoch in Wirklichkeit bewußtlos auf dem Wege.

3.

Wir werfen einen Schleier über die Stunde, da die Jagdgeſellſchaft heimkehrte, die Diener den bewußtloſen Eduard in den Hof trugen und Emilie eine Leiche zu empfangen glaubte. Während ſeiner Abweſenheit, während der Stunden, die ſie in Angſt und Sorgen um ihn verlebte, war er ihr, wo möglich, noch theurer geworden. Die Zeit, die ſie nicht, nach der Jagdgegend blickend auf dem Dache zubrachte, verweilte ſie auf ſeiner Stube und beſchäftigte ſich mit ſeinen Büchern und allen den Gegenſtänden, die ihm, den ſie nie wieder zu ſehen befürchtete, angehörten. — Welch ein glückliches Gefühl durchzuckte ihr Herz, mitten unter allen Sorgen

und Qualen, als ſie da unter ſeinen Papieren jene Brieftaſche fand, nach der ſie ihn am erſten Tage gefragt hatte. Das kleine Ding war ſchon bedeutend gealtert und abgegriffen. Sie bedeckte es mit ihren Küſſen und ihren Thränen.

Nunmehr ſehen wir ſie durch viele Tage am Bette des Kranken ſitzen. Sie klagt Niemand an, ſie ſpricht nicht über das Ereigniß, ſie erfüllt nur mit ununterbrochener Sorgfalt ihre Pflichten als Krankenwärterin. Eduard wäre vielleicht ſchon im Stande, ſeine Arbeiten wieder aufzunehmen; aber ſie duldet es nicht. Sie kann ſich nicht entſchließen, ihn aus ihrer Pflege zu entlaſſen und wieder mit anderen Menſchen unbewacht, unbeſchützt verkehren zu ſehen. Herr Pascal läßt ſie gewähren; ja, er lächelt ſogar zu ihrem Benehmen und erlaubt ſich von Zeit zu Zeit einen kleinen Scherz darüber. Freilich nimmt ſein Geſicht einen anderen Ausdruck an, wenn er die Krankenſtube verläßt und auf ſeiner eigenen Stube in einem Winkel des Divans auf orientaliſche Weiſe mit untergeſchlagenen Beinen ſitzt und ſtundenlang vor ſich hinſtarrt. Mit Ibrahim verkehrt er gar nicht mehr; wenigſtens ſieht es Niemand, wenn er manchmal flüchtig ein Wort mit ihm wechſelt.

Eduard, Dank der treuen Pflege, ſitzt bereits

im Garten und nimmt wieder an den gemeinſchaftlichen Mahlzeiten Theil; aber an ein Wiederaufnehmen der Arbeit iſt nicht zu denken. So oft er in die Stadt gehen will, klammert ſich Emilie an ihn und es wiederholt ſich mit größerer Heftigkeit die Scene von jenem Morgen. Sie ſieht die Stadt von Mördern bevölkert und iſt überzeugt, daß Eduard nicht zurückkehren wird. Dieſer kann es nicht über ſich bringen, das geliebte Weib ſtundenlangen Aengſten hinzugeben, und bleibt.

Sie ſehen, ſagte eines Tages Herr Pascal bei Tiſche, daß Ihre Angelegenheiten unter dieſen Umſtänden nicht vorwärts ſchreiten, und daß Sie die Zeit, die Ihnen die Regierung geſtattet, fruchtlos verlieren. Zum Unglück ſind die Umſtände der Art, daß Ihnen der Aufenthalt hier im gegenwärtigen Monate nicht viel Nutzen verſchaffen kann. Der Imam, der Ihnen gern beigeſtanden hätte, iſt nach Stambul gereiſ't und kehrt erſt in zwei oder drei Monaten wieder. Bis dahin wird ſich hoffentlich die krankhafte Stimmung unſerer Emilie gelegt haben, und ſo denke ich, daß Sie dieſe Zeit benutzen, um die heiligen Städte zu beſuchen und dann im Herbſte zu uns zurückkehren. An Ihre Rückkehr knüpfe ich noch andere Pläne. Emilie kann unmöglich ſo fort-

leben. Die letzten Monate haben mir das klar dargethan und ich bin feſt entſchloſſen, mit ihr, in Ihrer Geſellſchaft, eine Reiſe nach Europa zu machen.

Eduard ſchienen dieſe Vorſchläge höchſt verſtändig und annehmbar; Emilie jubelte auf, und alle Angſt, die ſie ſeit Wochen fortwährend gefühlt hatte, fiel ihr mit einem Male wie eine gewaltige Laſt vom Herzen. Der Gedanke an die Trennung, wurde durch die Hoffnung auf ein baldiges Wiederſehen und durch die Ausſicht auf die gemeinſchaftliche Reiſe in die Heimath gemildert.

Freilich dauerte die heitere Stimmung nicht lange, denn bald trat dieſer ſelbe Gedanke, je mehr ſich die Zeit des Abſchieds näherte, in den Vordergrund. Dazu geſellte ſich, neu erwacht, das alte Mißtrauen. Der Beſuch der anderen Städte war von Herrn Pascal zu gut eingerichtet, die Reiſe nach Europa ſtellte zu viel Schönes in Ausſicht, ſo daß Emilie, die nicht gewohnt war, von dieſer Seite her Glück zu empfangen, zu zweifeln anfing und von ihrem Zweifel bald die ſchlimmſte Seite als Gewißheit annahm. Sie hielt es für geboten, Eduard auch diesmal zu warnen, obwohl ſie nicht recht wußte, wovor ſie ihn eigentlich warnen ſollte. So ſprach ſie ihm eines Tages, da ſie ihm bei den Reiſevorbereitungen

behülflich war, nur in allgemeinen Ausdrücken von ihren Befürchtungen.

Du biſt ein Kind, ſagte er lächelnd; all' dieſe Gedanken würden in Deinem reinen Sinne nicht aufkommen, wenn nicht Deine Liebe —

Eduard erſchrak über dieſes Wort und hielt inne. Aber Emilie lächelte.

Sprich es nur aus, ſagte ſie. Ja, es iſt meine Liebe, die mich ſo hellſehend macht. Mein grauſames Verhältniß zu Pascal erlaubt es mir, ſo offen zu ſprechen, und ich weiß zu Wem ich ſpreche. Aber ich erkenne auch, was Dir Deine Stellung zu meinem Manne auferlegt.

Eduard wandte ſich raſch nach ihr um, ſchlang ſeinen Arm um ihren Hals und drückte einen langen Kuß auf ihre Stirne.

Emilie rang ſich aus ſeinen Armen los, ſchwankte einige Schritte und an die Wand gelehnt ließ ſie, leiſe ſchluchzend, ihre Thränen fließen. In dieſer Stellung, die ſie nicht veränderte, fand ſie Herr Pascal, der hereintrat und Eduard einen Brief an den Scheich der Beni-Zegri übergab. Dieſen Stamm ſolle Herr von Roſe zuerſt aufſuchen, und dieſer werde ihn mit Sicherheit weiter durch die Wüſte begleiten. Herr Pascal ließ ſich ſehr beredt über die

Art der Wüſtenreiſen aus, gab Eduard allerlei nützliche Anweiſungen und that, immer weiter ſprechend, als ob er die Anweſenheit Emiliens, oder wenigſtens ihre Thränen nicht bemerkte.

Unter ſolchen und ähnlichen Scenen kam der Tag der Abreiſe heran. Es fiel Emilien auf, als ſie durch das Haus ging, um noch Allerlei für Eduard zu beſorgen, daß ſämmtliche Diener, Ibrahim ausgenommen, entfernt waren. Sie erkundigte ſich bei Pascal, welcher ihre Fragen mit Mißmuth aufnahm, aber für die Entſendung jedes Einzelnen eine Urſache anzugeben hatte. Der mußte dahin, der dorthin reiten; Ibrahim war zurückgeblieben, um Eduard zu ſeinem Stamm, den Beni-Zegri zu geleiten. Unmöglich konnte ihm Herr Pascal einen beſſern Führer geben, als den wüſtenkundigen Ibrahim, der ihm außerdem bei ſeinen Brüdern eine gute Aufnahme ſicherte. Das war ſehr einleuchtend, und doch erſchrak Emilie bei dem Gedanken, daß gerade Ibrahim der Begleiter des Freundes ſein ſollte. Aber was ſollte ſie beginnen? Eduard wieder ihre argwöhniſchen Vermuthungen mittheilen? Es blieb ihr nichts übrig, als die verzweifeltſte Verzagtheit, die ſich ihrer ſo ſehr bemächtigte, daß ſie im Momente des Abſchiedes in vollkommene Beſinnungs-

losigkeit versunken war. Wie eine Träumende ging sie im Hofe hin und her, streichelte das Pferd, das Eduard tragen sollte, reichte ihm gedankenlos allerlei Reisegeräthe, drückte ihm endlich die Hand und sah ihm starr nach, als er, von Ibrahim gefolgt, aus dem Hofe ritt. Ohne die Worte Eduards: „Auf Wiedersehen also nach drei Monaten," wäre der Abschied ein ganz stummer gewesen.

Der Hufschlag der Pferde verhallte bald. Außer Herrn Pascal, seiner Frau und dem Pferde Zaire, das gesattelt im Hofe stand, war nunmehr kein lebendes Wesen im Hause. Stille überall. Emilie stand da wie eine Bildsäule; neben ihr ihr Mann, die Arme über einander geschlagen, die Blicke unheimlich glühend auf ihr bleiches Gesicht geheftet. Emilie bemerkte es nicht. Mechanisch wandte sie sich und ging in's Haus; wie eine Nachtwandlerin stieg sie die Treppen hinauf auf das Dach, Herr Pascal folgte ihr, und während sie, die Hände über dem Schooß in einander verschlungen, den Kopf gesenkt, Eduard nachsah, saß Herr Pascal auf dem Geländer, wieder wie unten im Hofe, die Gesichtszüge belauschend, in denen sich ein unendlicher Schmerz ausdrückte. Seine Stirne runzelte sich, seine Lippen zuckten, seine Augenlider waren starr und die Aug-

äpfel traten roth aus ihren Höhlen. Ein Beobachter hätte bemerkt, daß hier ein monatelang unterdrückter Ingrimm auf die Gelegenheit wartete, endlich ſich Luft zu machen. Dieſe Gelegenheit gab ihm Emilie, indem ſie Eduard's Abſchiedsworte: Auf Wiederſehen in drei Monaten, vor ſich hin liſpelte.

Ja, auf Wiederſehen in der Ewigkeit! brach Herr Pascal los, indem er an allen Gliedern erbebte, und ſeine Arme erhob, als ob er Emilie zerſchmettern wollte.

In der Ewigkeit! ſchrie ſie, indem ſie ſich zu ihm wandte und mit Entſetzen ſeine verzerrten Züge erblickte.

Unverſchämtes Weib, ſtotterte Pascal, die Zeit iſt gekommen, Dich und Deinen erbärmlichen Anbeter zu ſtrafen.

In der Ewigkeit? wiederholte Emilie.

Ja, in der Ewigkeit, wenn Ibrahim und die Beni-Zegri ihre Pflicht thun.

Wie in Wahnſinn beugte ſich Emilie über das Geländer, und ſchrie mit gellender Stimme: Eduard, Eduard, rette Dich, ſie ermorden Dich! Aber Eduard konnte ſie nicht mehr hören. Längſt war er, raſch auf ſeinem Araber dahin fliegend, hinter den Hügeln

der Wüſte verſchwunden. Keine Spur mehr war von den beiden Reitern zu entdecken.

Vielleicht, dachte Emilie, mordet ihn Ibrahim ſchon in dieſem Augenblick. Vielleicht — Sie faßte ſich an die Stirne, — dann mit einem Sprunge war ſie auf der Treppe, ſchlug die Thüre hinter ſich zu, die ſie feſt verriegelte, und einen Augenblick darauf ſah ſie Herr Pascal im Hofe, und wieder einen Augenblick darauf auf dem Rücken der berühmteſten Stute des Landes, auf dem Rücken Zaïrens.

Bleibe, bei Deinem Leben, treuloſes Weib, bleibe! ſchrie Herr Pascal, gefangen auf dem Dache, wie er es war, bald wüthend am Geländer ſchüttelnd, bald wieder an der feſt verriegelten Thüre reißend.

Emilie ſah und hörte ihn nicht. Schon flog ſie auf dem vor Freude wiehernden Roß aus dem Hofe in die Wüſte, die Zügel ſchlaff, damit das kluge Thier ſelbſt den Weg der befreundeten Thiere ſuche. Als es Herrn Pascal gelang, die Thüre zu erbrechen und den Hof zu erreichen, war Emilie aus dem Geſichtskreis verſchwunden. Kein Pferd da, ihr zu folgen und wäre eines da geweſen, welches hätte Zaïre erreicht, wenn die edle Stute einmal mit ſolcher Luſt dahinflog? Mit ſeinen Fäuſten ſchlug ſich Herr

Pascal gegen die Stirne und sank kraftlos auf der Schwelle zusammen. ,

4.

Ibrahim ist nie aus der Wüste zu seinem Herrn zurückgekehrt; sein Stamm wußte auch keine Auskunft über den Verlorenen zu geben. Das ist das Gewisse, was wir dieser Geschichte noch hinzufügen können.

Sagenhaft verlautet noch Folgendes:

Auf der schönen Insel Rhodus, im Schatten einer alten Befestigung aus der Johanniter-Zeit, an einem mit Reben bekränzten Hügel, mit der Aussicht auf das griechische Meer, umweht von Pinien, liegt ein kleines Häuschen, und in dem Häuschen wohnt ein europäisches Paar, schön, jung und glücklich.

Jeder europäische Reisende besucht es, und freut sich des Stilllebens, das in diesem Häuschen herrscht. Die Franken im Orient aber behaupten, daß das Paar kein anderes sei, als Eduard und Emilie, und sie fügen hinzu, um dem moralischen Sinn ihres Zuhörers nicht wehe zu thun, daß Emilie von Herrn Pascal geschieden, und Eduards legitime Frau geworden sei.

Der Pantoffel.

An einem ſchönen Sommer-Nachmittage des Jahres 1854 ritten über den ſchmalen Quai, der ſich zwiſchen Bebek und den blauen Waſſern des Bosporus hinzieht, der junge deutſche Baron Eduard v. K. und die noch jüngere Miß Mary G., die Tochter des jüngſt in Konſtantinopel angekommenen engliſchen Generals. Das junge Paar war ſehr ſchweigſam, Miß Mary ſogar verdrießlich, was man an den kleinen Runzeln der ſchönen weißen Stirn, an den etwas ſpöttiſch verzogenen Winkeln des lieblichen Mundes und vor Allem an den kurzen Worten merken konnte, mit denen ſie die Bemerkungen des jungen Barons über die Herrlichkeiten des Bosporus beantwortete. Eduard war ſehr unglücklich. Wie ſehr hatte er ſich auf die Ankunft Mary's gefreut, die er ſchon in London, wo er als Attaché einer deutſchen Geſandtſchaft geweſen, gekannt, vielleicht ſogar geliebt hatte! An Bord des Kriegsdampfers, wo er ſie und ihren Vater vor wenigen Tagen empfangen, war ſie noch ganz das liebenswürdige, heitere Geſchöpf, das in der ganzen höheren Geſellſchaft Londons verzogen wurde, und Eduard war glücklich,

in Konſtantinopel, wo er nun ſchon ſeit längerer Zeit weilte, ihren Cicerone machen zu können. Aber von Stunde zu Stunde nahm ſeit ihrer Ankunft die gewohnte Heiterkeit ab, und ſeit zwei Tagen war ſie ein vollkommen ungezogenes, verdrießliches Weib, ohne daß Eduard die Urſache einer ſo plötzlichen Wandlung hätte errathen können.

Dieſer Punkt, ſagte Eduard, indem er zu halten verſuchte und mit der Hand auf die aſiatiſchen Hügel wies, dieſer Punkt iſt doch gemacht, die düſterſten Gemüther aufzuheitern. Warum ſind Sie ſo mürriſch, Mary? Sehen Sie ſich doch ein wenig um!

Mary zuckte die Achſeln und ritt weiter.

Aber was haben Sie denn? Was fehlt Ihnen? Sprechen Sie ein Wort! bat Eduard, halb mißmuthig, halb gekränkt.

Sie würden mich doch nicht verſtehen! ſagte Mary, ohne ſich umzuſehen. — Ihr Männer ſeit gewohnt, die Dinge zu betrachten, wie ſie ſind, nicht wie ſie ſein ſollen, einen Eindruck dem anderen aufzuopfern und euch von einer alten Anſchauungsweiſe im Augenblicke und ohne Schmerzen zu trennen. Weiß Gott, was Sie ſchon Alles durchgemacht haben und wie ſehr das Geſagte auf Sie paßt! Dazu

ſind Sie ein Diplomat, das heißt, das poeſieloſeſte Geſchöpf auf der weiten Erde; wie ſollten Sie mich verſtehen?

Vielleicht doch! lächelte Eduard; habe ich Sie doch manchmal verſtanden.

Wohl, rief Mary, ich will es Ihnen ſagen: Ich bin enttäuſcht, ſchrecklich enttäuſcht! Gott, wie ſehr bin ich enttäuſcht!

Habe ich mich, fragte Eduard, in dieſen zwei Jahren unſerer Trennung ſo ſehr geändert?

Sie ſind ein eitler Menſch! Wer ſpricht denn von Ihnen? Vom Orient ſpreche ich, den ich mir als die Heimat der Poeſie vorgeſtellt habe. Aber, ach! was finde ich? Schmutzige Gaſſen, ſcheußliche Hunde, elende Häuſer ohne allen Comfort, wo ich Paläſte, Gärten, orientaliſchen Pomp und Luxus erwartet habe. Ich kann nicht ſagen, wie ſehr jeder Frack und pariſer Hut mein Auge beleidigt, und doch wimmelt es in den Gaſſen Pera's von Fracks und pariſer Hüten. Und die Eingeborenen? Sie ſind ſchmutzig, dumm, barbariſch! Nichts iſt wahr an den Türken, als der ewige Tſchibuk; und wenn ſie Opium rauchen, mögen ſie wohl ſchöne Träume haben, aber ſie machen dabei ſo ſtupide Geſichter. Ich begreife nicht, daß man die ganze Welt ſo anlügen kann,

wie es Byron und Lamartine gethan haben. Die Poeſie iſt da, die Menſchen glücklich zu machen, nicht um ihnen die ſchrecklichſten Täuſchungen zu bereiten. Freilich, als Byron und Lamartine ihre Bücher ſchrieben, wußten ſie nicht, daß man ſich einſt mit Hülfe des Dampfes in wenigen Tagen von ihrer ſündhaften Lügenhaftigkeit überzeugen werde. Wo ſind ſie nun, dieſe naiven, patriarchaliſchen, ſchön empfindenden Osmanli's Lamartine's und die prächtigen Ali's von Abydos?

Auch die Suleika's, Fatme's und Leila's ſind eine Fabel, ſagte Eduard — pure Gänſe, die wie Enten watſcheln, einen Maulkorb tragen und keines vernünftigen Wortes fähig ſind.

Glauben Sie, rief Miß Mary, daß ich ſo gütig bin, das Schöne nur in den Reihen der Männer zu ſuchen? Es thut mir eben ſo leid, daß es keine Leila's gibt. Uebrigens glaube ich das nicht ſo unbedingt. Die Poeſie flüchtet ſich überall, wo ſie vor den rauhen Männern flieht, in die Gemüther der Frauen, ihre letzte Zufluchtsſtätte, wie das auch bei uns in England der Fall iſt. Unter den patentirten Officieren, Geſandtſchafts-Secretären, Eiſenbahn-Speculanten und Mancheſtermännern ſind wir

Frauen die einzigen und letzten Repräsentantinnen der Poeſie.

Gewiß, ſagte Eduard zuſtimmend.

Ja, es iſt gewiß, obwohl Sie zu ſpotten ſcheinen. Sie ſind einer der proſaiſchſten Menſchen des Orients und Occidents. Seit zwei Jahren ſind Sie im Orient; ich habe mir Sie während dieſer ganzen Zeit in Turban und weiten, bunten, faltigen Kleidern gedacht, und ſiehe da, Sie tragen einen Quäker und einen ſchwarzen Cylinder auf dem Kopf und anſtatt des vollen Bartes oder des Corſaren-Schnurrbarts auf jeder Backe ein blondes Cotelet, gerade ſo wie alle Anderen. Kommen wir denn hieher, bin ich denn meinem Vater in den orientaliſchen Krieg gefolgt, um euch am Bosporus eben ſo langweilig zu finden, als in Hyde-Park oder auf den Boulevards von Paris? Die Tracht iſt noch das einzige Schöne im Orient, und ſelbſt die habt ihr euch nicht angeeignet.

Sie ſah ſich um. Auf dem Hügel über ihr erſchien ein Arnaute in rother Jacke, deren offene Aermel maleriſch über den Rücken fielen, in goldgeſtickter Weſte und breitem rothem Gürtel, von dem allerlei ſilberne Ketten und Kettchen herabhingen.

Sehen Sie, ſagte Mary, ſo zum mindeſten ſollten Sie Sich kleiden.

You are foolish! ſagte Eduard lächelnd. Obwohl ſie zuſammen Deutſch ſprachen, ſagte er dieſes doch auf Engliſch, weil es nicht ſo hart klingt, wie: Sie ſind närriſch.

In dieſem Augenblicke trat ihnen eine wilde Geſtalt in den Weg; ſie trug einen langen Bart, noch längere Haare, ein Lammsfell auf den Schultern, eine kleine Filzmütze auf dem Kopf und allerlei eiſerne Inſtrumente im Gürtel.

Was iſt das? rief Mary erſchrocken und hielt ihr Pferd an.

Ein Derwiſch, antwortete Eduard.

Ein Derwiſch? das iſt ja herrlich! Ich habe nie einen Derwiſch geſehen. Und was will der Derwiſch?

Er bettelt, wie Sie an der unverſchämt ausgeſtreckten Hand erkennen mögen.

Mit ſichtbarem Vergnügen zog Mary ihre Börſe und gab dem Derwiſch einen Shilling. Er griff ſo haſtig zu, daß er Mary's Hand mitſammt dem Shilling faßte; erſchrocken zog ſie ſie zurück und ſah mit Ekel auf ihren noch vor einer Minute ſo ſchönen gelben Handſchuh, der nun braun war, wie die ſchmutzigen Hände des Heiligen.

Eduard, ſagte ſie mit einer Grimaſſe, befreien Sie mich von dieſem Handſchuh!

Eduard lächelte, zog ihr den Handſchuh ab und warf ihn in den Bosporus. Da werfen wir wieder einen Jugendtraum ins Waſſer, ſagte er mit affectirter Traurigkeit.

Spotten Sie nicht, lieber Eduard, ſagte Mary, weiter reitend und wieder verdrießlich. Sie wiſſen nicht, wie ſehr Sie an meinen Enttäuſchungen betheiligt ſind. Was mich hier im Orient am meiſten ärgert, iſt der Mangel an allen Abenteuern, denen man, nach all den Büchern, alle zehn Schritte begegnen ſollte. Noch habe ich nicht gehört, daß ein einziger Mann unſerer Bekanntſchaft hier ein Abenteuer gehabt hätte, wo es doch Harems, Schwarze, Stumme, ſchöne Tſcherkeſſinnen und eiferſüchtige Türken gibt. Eduard haben Sie ſchon ein Abenteuer gehabt?

Nur Abenteurer haben Abenteuer, antwortete Eduard trocken.

Sie irren Sich, rief Mary gereizt, außerordentliche Ereigniſſe begegnen nur außerordentlichen Menſchen.

Ich bin kein außerordentlicher Menſch, erwiderte Eduard eben ſo trocken, wie vorher.

Master Eduard, Sie sollten es schon wissen, daß eine Engländerin nur außerordentliche Menschen lieben kann.

So sprechend gab Mary ihrem Pferde einen Schlag und galoppirte fort, in ein Seitenthal einbiegend. Schweigend folgte ihr der junge Diplomat. Die Verstimmung, die sichtlich zwischen Beiden herrschte, that ihm weh, und er dachte nach, wie er Mary wieder in gute Laune bringen könnte. Er hätte in dem Augenblick Alles gethan, nur um ihr wieder zu gefallen.

Sie ritten einen Hügel hinan, auf schmalem Wege, der rechts von dichtem Gebüsch, links von einer langen, weißen Mauer, über welcher sich noch eine hölzerne Wand erhob, begränzt war.

Was bedeutet diese Bretterwand auf der Mauer? fragte Mary.

Sie soll die Blicke der Neugierigen abhalten, antwortete Eduard, da man ohne diese Wand von jenem Hügel aus in die Gärten sehen könnte.

Und warum soll man nicht in die Gärten sehen können? fragte Mary wieder.

Nun, weil es die Gärten eines Harems sind.

Eines Harems? fragte Mary, indem sie Halt machte.

Ja, des Harems Abdul Paſcha's, eines ſchrecklich eiferſüchtigen Türken, der die ſchönſten Frauen Konſtantinopels haben ſoll.

Eduard, rief Mary mit ſtrahlenden Augen, Eduard, Sie ſollen ein Abenteuer haben!

Der junge Mann erſchrak. Welcher tolle Gedanke, rief er, fährt Ihnen wieder durch den Kopf! Sie ſind in dieſen zwei Jahren verzweifelt engliſch geworden.

Sagen Sie, was Sie wollen, antwortete ſie lachend, Sie ſollen und müſſen ein Abenteuer haben. Sie werden über dieſe Mauer ſteigen, und wenn Sie die Frauen Abdul Paſcha's im Garten finden, ſo bringen Sie mir einen Schleier, einen Pantoffel oder irgend eine Beute, die ich als Andenken aufbewahren kann.

Eduard ſah ſie erſtaunt an.

Ich ſcherze nicht, fuhr Mary fort, ich verlange es als ein Zeichen Ihrer Freundſchaft, Ihrer Liebe, was Sie wollen, wenn Sie das Wageſtück unternehmen.

Mary, ſagte der junge Mann mit ernſter Miene, bedenken Sie, welchen Scandal das verurſachen würde, bedenken Sie meine Stellung und die Verlegenhei-

ten, die ich meiner Geſandtſchaft bereiten würde. Es iſt nicht die Gefahr, die ...

Pah, Sie haben Furcht! unterbrach ihn Mary.

Und ich ſoll Sie, die mir Ihr Vater anvertraut hat, hier allein laſſen? ſagte Eduard.

Ich, ſagte Mary betonend, ich habe keine Furcht. Hier, hinter den Büſchen, würde ich Sie erwarten.

In ihren Zügen lag ein ſo deutlicher Zweifel an ſeinem Muth, er ſah eine ſo lange Reihe von Sticheleien und vielleicht noch Aergeres vor ſich, daß er ſich entſchloß, für die kleine grillenhafte Perſon, die er von Herzen liebte, eine Dummheit zu begehen. In einer Art von Verzweiflung ſprang er vom Pferde, führte es dicht an die Mauer, ſtreichelte es einen Augenblick, daß es ſtill ſtehe, und ſprang dann auf den Sattel, den oberſten Rand der Mauer mit den Händen faſſend. Die Engländerin klatſchte vor Freude in die Hände. Mit einem Schwunge war er auf der Mauer. Auf dem ſchmalen Rande, den die Bretterwand übrig ließ, ſtellte er ſich mit breiten Beinen auf, drückte, und zwei Planken fielen lärmend in den Garten. Eine Secunde ſpäter verſchwand er durch die Lücke im Garten. Mary ſtieß unwillkürlich einen Schrei aus. Sie vergaß es, ſich

während der Abweſenheit Eduard's im Gebüſche zu verſtecken, und blieb horchend in der Nähe der Mauer. Da hörte ſie plötzlich hülferufende weibliche Stimmen, die von fliehenden, nach allen Seiten ſich zerſtreuenden Frauen zu kommen ſchienen und ſich am Ende an einem Punkte, dem Hauſe zu, das am Abhange des Hügels ſtand, verloren. Dann wurde es ſtill. Mary zitterte am ganzen Leibe, ſie fing an, ſich Vorwürfe zu machen, daß ſie Eduard in ſo augenſcheinliche Gefahr und aus bloßem Muthwillen gezwungen habe. Indeß blieb es geraume Zeit ſtill, und ſie tröſtete ſich wieder, blickte aber doch beſorgt über die Gartenmauer, der Lücke entgegen, aus der ſie Eduard erwartete. Mit Einem Male aber kamen vom Hauſe her die Stimmen wieder zurück, diesmal mit größerem Lärmen und mit männlichen Stimmen gemiſcht. Eduard! Eduard! rief Mary und ritt die Mauer entlang auf und ab, als ob ſie einen Eingang ſuchte; dann wieder ritt ſie dem offenen Felde entgegen, ob ſie nicht einen Franken entdecken und zur Hülfe rufen könnte. Zu ihrem größten Schrecken hörte ſie zu den ſchreienden Stimmen nun auch das Klirren von Waffen. Sie ermorden ihn! ſchrie ſie außer ſich, und ich bin ſeine Mörderin! Gott, warum war er nicht ſo klug, mich reden zu laſſen?

Da bebte es in den Zweigen einer Cypreſſe, welche die Holzwand überragte, und aus dem dichten Gezweige ſprang Eduard auf die Bretterwand. Ein Schuß fiel im Inneren des Gartens, und die Kugel pfiff an Eduard vorbei. Schon ſtand er auf der Mauer. Mary faßte ſein gutes anatoliſches Pferd, das noch an derſelben Stelle ſtand, wo er es gelaſſen, und führte es am Zügel ſchnell dahin, wo er eben von der Mauer ſprang. Schnell fort! rief er und ſchwang ſich in den Sattel.

Wie der Wind ſauſ'ten ſie davon, und als ſich Mary ängſtlich umſah, erblickte ſie auf der Höhe der Mauer drei Schwarze, die ihnen nachdrohten. Mehr aber erſchreckte ſie das Blut, das an Eduard's linker Schulter herabrieſelte.

Um Gottes Willen, Sie ſind verwundet! rief ſie.

Es iſt nichts, Miß! ſagte Eduard ſo trocken und ernſt, daß ſie nicht weiter zu ſprechen wagte; doch bemerkte ſie, daß er die Zügel in der rechten Hand hielt. Die Thränen ſtanden ihr in den Augen, und ſie hätte gern gehalten, um ihn um Verzeihung zu bitten. Aber er ſprengte unaufhaltſam fort, und ſie hatte auch nicht den Muth, ihn aufzuhalten, da ſie nicht wußte, wie weit die Wunde gefährlich war oder nicht.

Die Pferde troffen, als ſie im Hotel zu Pera ankamen. Eduard gab ihr den Arm und führte ſie ſchweigend ins Zimmer. Dort angekommen, wollte Mary nach einem Wundarzte ſchicken und machte ſich bereit, allerlei Verbandzeug aus dem Reiſekoffer zu holen.

Laſſen Sie das, liebe Miß, ſagte Eduard kalt; es war keine ſtoiſche Affectation, als ich Ihnen ſagte, daß es nichts ſei; in wenigen Tagen wird die unbedeutende Wunde von ſelbſt geheilt ſein. Setzen Sie Sich gefälligſt auf den Divan, und ich will Ihnen, um Ihrer kindiſchen Luſt nach Abenteuern zu genügen, und da ich in Ihrem Auftrage gehandelt, von den Vorgängen im Garten getreuen Bericht erſtatten.

Mary that, wie er ſagte; ſie hatte nicht den Muth, ein Wort zu ſprechen, und Eduard begann:

Alſo ich ſprang durch die Bretterwand in den Garten, mitten in ein Blumenbeet. Während dieſer kurzen Reiſe überblickte ich das ganze Terrain der mir von Ihrer Güte angewieſenen Thätigkeit. Auf den Sandpfaden, die den blumen- und gebüſchreichen, aber baumarmen Garten durchziehen, luſtwandelten drei oder vier weiße Frauen mit vielleicht eben ſo vielen ſchwarzen Sclavinnen, jedoch getrennt von

einander, in verſchiedenen Gruppen. Das Krachen der Bretter mochte ſie aufmerkſam gemacht haben; denn im erſten Momente meines Anlaufes waren ſchon ſämmtliche Geſichter gegen mich gewandt. Mein Sprung verſetzte ſie in ſprachloſes Erſtaunen; nur hier und da hörte ich einen leiſen Schrei der Ueberraſchung. Die Stille dauerte einige Sekunden, und es ſchien mir — in ſolchen Momenten denkt man ſchnell —, als hätten die Damen keine Luſt, um Hülfe zu rufen. Aber eine Schwarze gab das Signal; plötzlich kreiſchte ſie auf und eilte kreiſchend den Abhang hinab, dem Hauſe zu. Darauf fingen auch die anderen, wie aus einem Traume erwacht, zu ſchreien und zu laufen an. Aber nicht alle liefen dem Hauſe zu. Eine der Frauen, die ſich im oberſten Theile des Gartens befand, und die an mir hätte vorüberlaufen müſſen, verſteckte ſich, nicht ohne mich erſt gemuſtert zu haben, in einer kleinen Laube. Inſtinktmäßig, ich möchte ſagen: magnetiſch angezogen, ſtürzte ich der Laube zu. Mein Gott, welch ein Anblick! Die herrlichſte Tſcherkeſſin, die je um 60,000 Piaſter nach Stambul verkauft worden, lag auf einem Polſter im Hintergrunde der Laube, ſchleierlos vor mir. Meine Augen tranken den ganzen unbeſchreiblichen Anblick auf einen Zug. Nie

ſind mir ſo vollendete Züge, ſo glühende und ſchmachtende Augen, ſo lange ſeidene Wimpern, eine ſo herrliche Geſtalt vorgekommen.

Mary athmete ſchwer auf. Dieſe Odaliſken ſind Gänſe, die wie Enten watſcheln. Sie haben es ja ſelbſt geſagt.

Ich bitte die Odaliſken und ich bitte Sie um Verzeihung; ich habe geſündigt. Auch danke ich Ihnen, Miß Mary, daß Sie mich zu dieſem Abenteuer gezwungen haben, ohne welches ich den ſchönſten Geſchöpfen der Erde ewig Unrecht gethan und eine ſüße Erfahrung weniger gemacht hätte.

Fahren Sie in Ihrer Erzählung fort, ſagte Mary in etwas gebieteriſchem Tone.

Wohl! Sie lag zitternd vor mir, zitternd und doch lieblich lächelnd. Ich verneigte mich ſo tief vor ihr, wie ich mich nicht vor dem Sultan verneigt habe, und küßte ihre Hand. Wieder lächelte ſie über dieſe ſonderbare Sitte der Franken, aber ſie ließ es gütig geſchehen. Kadine, ſagte ich, du Blume des Harems, du biſt das Licht meiner Augen. — Erlaſſen Sie mir die weitere Erzählung; was ich that und ſagte, that und ſagte ich wie im Rauſche. Ich weiß nur, daß mich Fatme ſelbſt . . .

Fatme heißt ſie? fragte Mary.

Ja, Fatme, wie die ſchöne Tochter des Propheten, die ihr gewiß an Schönheit nachſtand. Ich weiß nur, ſagte ich, daß mich Fatme ſelbſt zu gehen bat, als ſich vom Harem herüber ſchreiende Stimmen hören ließen. Ich gehe nicht! rief ich, wenn du mir nicht ein Andenken mitgibſt. Nimm, ſagte ſie, und ich ergriff dieſen Pantoffel, der ihr vom Fuße gefallen war.

Bei dieſen Worten zog Eduard einen rothſammtnen, mit Gold geſtickten und mit kleinen Perlen beſetzten Pantoffel aus der Bruſttaſche und ſtellte ihn vor Mary auf den Tiſch. Mary ergriff ihn raſch und betrachtete ihn von allen Seiten. Eigentlich eine geſchmackloſe Arbeit, murmelte ſie.

Aber ſehen Sie nur, wie klein! rief Eduard.

Ja, ſo ziemlich! antwortete Mary mit ſpöttiſchem Geſichte, und fügte hinzu: Die Türkinnen gehen ſo einwärts, das entſtellt den ſchönſten Fuß.

Die Türkinnen wohl, aber nicht die Tſcherkeſſinnen, erwiderte Eduard lebhaft.

Mag ſein! fahren Sie fort.

Ich ſprang auf und ſah mich nach einem Ausweg um, aber ſchon kamen zwei Schwarze fluchend und ſchimpfend auf mich los. Zum Glück war der Eine ſo fürchterlich dick, daß er nicht fort konnte

und ich es erſt nur mit Einem zu thun hatte. Er ſprang auf mich zu und packte mich am Arm; aber ich rang mich los und verſetzte ihm einen ſo heftigen Stoß auf die Bruſt, daß er rückwärts zuſammenſtürzte. Bei dieſem Anblicke blieb der andere Schwarze erſchrocken und in gehöriger Entfernung ſtehen, dafür aber ſchrie er deſto heftiger um Hülfe. Ich ſah mich indeſſen aufs Neue um, wie ich entkommen könnte; aber die Mauer war zu hoch zum Erklimmen, und ich hatte nicht, wie draußen, mein Pferd als Fußgeſtell. In meiner Verlegenheit hörte ich hinter mir die Worte: Auf den Baum, auf den Baum! Es war Fatme, die mir dieſen einzigen Ausweg zur Rettung bezeichnete. Ich warf ihr noch einen dankbaren Blick zu und eilte der Cypreſſe entgegen; aber die Cypreſſe ſteht gerade auf dem Wege, der vom Hauſe heraufführt und auf dem ſo eben noch ein dritter Feind, eine Art Kawaß oder Trabant mit einem Gürtel voll Waffen, auf den Schauplatz eilte. Beide hatten wir ſo große Eile, daß wir auf dem ſchmalen Wege heftig auf einander ſtießen und wieder aus einander prallten. Er zog ſeine Handſchar und hieb nach mir, ich parirte ſo, daß er mir die Schulter nur ſtreifte; zugleich faßte ich ſeinen rechten Arm und bog ihn ſo heftig über

die Schulter zurück, daß er vor Schmerz die Waffen fallen ließ. Diesen günstigen Moment benutzte ich, die Cypresse zu erklimmen, und ich beeilte mich um so mehr, die Höhe der Bretterwand zu erreichen, als ich aus dem Laube des Baumes sehen konnte, daß ein neuer Schwarm von Schwarzen und Weißen mit Feuergewehren herbei kam. Diese schickten mir aus weiter Ferne noch eine Kugel nach. Das Uebrige wissen Sie.

Mit diesen Worten stand Eduard auf und ergriff seinen Hut.

Bleiben Sie nicht zum Thee, fragte Mary mit etwas zitternder Stimme.

Ich danke, Miß Mary, antwortete er, ich muß denn doch meine Wunde verbinden lassen. Ich muß Sie auch im Voraus um Vergebung bitten, wenn ich in der nächsten Zeit meine Pflichten als Cicerone etwas vernachlässige. Ich werde schwerlich vor nächstem Freitag ausgehen können.

Warum gerade Freitag?

Ich habe an diesem Tage einen wichtigen Gang zu machen, antwortete Eduard lächelnd.

Eduard! sagte Mary, indem sie zu lächeln versuchte, gestehen Sie, daß Ihre Fatme eine bloße Erfindung ist.

Miß Mary, antwortete er, Sie können Sie nächſten Freitag im Thale der ſüßen Gewäſſer leibhaftig ſelber ſehen.

Das iſt alſo ihr wichtiger Gang! rief ſie zornig. Ich hätte nicht geglaubt, fügte ſie ſpöttiſch lächelnd hinzu, daß Sie in ſo kurzer Zeit Rendezvous zu arrangiren verſtehen. Es iſt das ein neues Talent, das ich an Ihnen entdecke.

Die Umſtände wecken die Talente, ſagte er, die Achſeln zuckend, indem er ſich verneigte und die Thür ergriff. Doch blieb er einen Augenblick ſtehen, ſchien nachzudenken und kehrte wieder an den Tiſch zurück.

Miß Mary, ſagte er in ſchmeichleriſchem Tone, dieſer Pantoffel gehört Ihnen mit Recht, da ich ihn für Sie geholt habe. Indeſſen kann er für ſie keinen Werth haben; im Bazar finden Sie tauſend ſchönere. Mich aber wird ſein Beſitz außerordentlich erfreuen; wollen Sie mir ihn nicht überlaſſen?

Nichts da, Herr Baron! rief ſie, indem ſie aufſprang und den Pantoffel mit einiger Heftigkeit ergriff; der Pantoffel gehört mir und bleibt mein.

Wie Sie wünſchen, antwortete Eduard ruhig. Ich möchte um keinen Preis, fügte er abwehrend hinzu, daß Sie mich für verliebt in Fatme halten.

Er verneigte ſich abermals und ging.

Am anderen Morgen gab Eduard ſämmtlichen Dragomans-Beamten und Dienern der Geſandtſchaft den Auftrag, das Gerücht zu verbreiten, daß ein Franke, ein abenteuernder Spanier, der in den Harem Abdul Paſcha's eingedrungen, an der Wunde, die er bei dieſer Gelegenheit erhalten, geſtorben ſei. Das Gerücht, dachte er, wird dem Paſcha zu Ohren kommen, ſeine Rache wird befriedigt ſein, er wird die Sache nicht weiter verfolgen und ſo jeder Scandal vermieden. Es kam auch, wie er es wünſchte. Zwei Mal täglich erkundigte ſich der Diener Mary's nach Eduard's Befinden; Freitag Abends brachte er ein Billet, das ſo lautete:

„Lieber Freund!

„Ich komme ſo eben aus dem Thale der ſüßen Gewäſſer; ich war glücklich, Sie nicht dort zu finden. Auch Ihre Fatme fand ich nicht; wenigſtens paßte auf keine der türkiſchen Damen Ihre Beſchreibung, und ich habe ſie, trotz allen Schleiern, ganz genau betrachtet. Geſtehen Sie endlich, daß Ihre Fatme eine Dichtung iſt, erfunden, um mich zu quälen oder vielmehr um mich gerecht zu ſtrafen. Wenn das Ihr Zweck war, ſo haben Sie ihn, ich gebe es zu, vollkommen erreicht. Ich habe mich all' dieſe Tage mit Vorwürfen und Eifer-

ſucht aufs ſchrecklichſte geplagt. Kommen Sie, ſobald es Ihre Wunde erlaubt, daß ich es Ihnen ſelbſt ſage, dieſes und Anderes, was Sie wollen. Ihre „Mary.“

Eduard küßte die Unterſchrift. Ich bin kein Ritter Delorges, ſagte er zu ſich ſelbſt, indem er den Frack anzog, und am Ende hat ſie mich nicht in einen Löwengarten, wenn auch unter gräuliche Katzen geſchickt.

Das Wiederſehen nach drei Tagen war glücklicher, als das letzte nach zweijähriger Trennung. Doch war Mary nicht eher ganz ruhig, als bis Eduard ihr die ausdrückliche Verſicherung gab, daß ſeine Fatme in das Reich ihrer Suleika's und Leila's gehöre.

Aber wie kamen Sie zu dem Pantoffel?

Ganz einfach, Mary: eine der fliehenden Kadinen, denn ſie flohen alle, verlor ihn auf der Flucht, und ich habe ihn aufgeleſen.

Eduard, ſagte Mary nach einigem Nachdenken, Sie ſind ein verſtändiger Mann, und Sie werden mich in der Ehe auf das zweckmäßigſte zu maltraitiren wiſſen.

Das hoffe ich, antwortete er, indem er ſie auf die Stirn küßte. Aber zum Andenken daran, daß ich ſo früh anfangen mußte, wollen wir den Pantoffel unter einer Glasglocke aufbewahren und in

Ihrem Boudoir aufstellen. Mit seinen Gold- und Perlenstickereien auf weichem Sammtgrunde ist er ohnehin mehr als jeder europäische Pantoffel das Symbol weiblicher Launen.

Aber wann kehren wir nach Europa zurück? Ich habe die Türkei satt.

Sobald, antwortete Eduard mit diplomatischem Ernst, sobald die Wahrheit des Tanſimats und die Freiheit der Donau-Mündungen gesichert sind.

Offenherzig gestanden, kümmern mich diese Dinge nur sehr wenig, versicherte Mary.

Theure Mary, Sie sind eine echte Engländerin!

Abdallah.

Der Leser erinnert sich noch des schaurigen Ereignisses, das sich im August 1854 auf einer der Donau-Inseln bei Giurgewo zugetragen. Die Baschi-Bozuks, aufgefordert, von ihren Pferden zu steigen und ihre Waffen abzulegen, d. i. sich von ihrem liebsten, fast einzigen Eigenthume zu trennen, um sich in die Reihen der regulären Miliz einfügen zu lassen, weigerten sich, dem Befehle zu gehorchen, wurden umzingelt und zum großen Theile massacrirt: man wollte sie unschädlich machen, nachdem man sie

allem Elend ausgesetzt und zu Räubern gemacht, man wollte sie strafen, nachdem man sie zu Verbrechen gezwungen hatte. Wir, nämlich die kleine Gesellschaft europäischer Reisenden, die den Sommer hindurch den Krieg an der Donau als bloße Zuschauer mitgemacht hatten, wir erfuhren dieses blutige Ereigniß während unseres Aufenthaltes in Bucharest. Neben dem Schauer, den uns diese grausame und ungerechtfertigte That einflößte, berührte sie uns noch gewisser Maßen persönlich, denn es hieß, daß auch Abdallah, der Kurden-Häuptling, unser lieber Freund und Bekannter, auf der Wahlstatt geblieben sei. Unter dem ganzen romantischen Gesindel, das der Osten und Süden zur Vertheidigung des Glaubens auf den Aufruf des Padischah über die Balkan-Halbinsel ausgegossen, war Abdallah gewiß die romantischste Gestalt. In seiner Horde war er der schönste Mann; er ritt das schönste Pferd, trug die schönste Tracht und die schönsten Waffen, und er hatte gewiß unter allen seinen Stammgenossen das schönste Herz und den besten Kopf. Wir lernten ihn in Schumla, im Hause des Dr. A . . aus Frankfurt a. d. O. kennen, unter dessen Veranda wir uns des Abends zu versammeln pflegten. Das Haus des Doctors stand unweit des Hospitals, in einer Ecke

des großen, unbebauten Platzes, in dessen Mitte sich die Zelte eines kleinen Kurden-Lagers erhoben. Abdallah war das Haupt dieses Lagers. Sobald er in der Veranda Licht erblickte, kam er heran, grüßte freundlich und setzte sich mit seinem Tschibuk auf den Boden. Sprachen wir Deutsch oder eine andere europäische Sprache, dann suchte er, schweigend, aus unseren Mienen den Gegenstand unseres Gespräches zu errathen, und er setzte uns bei solchen Gelegenheiten durch seinen Scharfsinn oft in Erstaunen. Interessanter aber war er, wenn er sich mit Hülfe des Doctors, der vortrefflich Arabisch sprach und den Dolmetscher machte, am Gespräche betheiligen konnte. Da kamen Worte und Gedanken zum Vorschein, die wir von einem Kurden-Häuptling nicht erwartet hätten, die des gebildetsten und humansten Menschen würdig gewesen wären und doch immer den Stempel des Ostens trugen. Einmal, als eben vom Kriege die Rede war, sagte er: „Allah wirft die Völker von einem Lande ins andere, wie der Worfler den Weizen von einem Orte der Tenne auf den anderen. Die besten Körner fallen in die ersten Reihen, die Spreu flieht im Winde, das Getreide wird gereinigt: das ist der Krieg.“ Und ein anderes Mal, da von der Verschiedenheit der Religionen gesprochen wurde,

ſagte er: „Alle Religionen ſind Eine und dieſelbe Religion. Sie wird nur auf verſchiedenem Boden, unter verſchiedenen Himmelsſtrichen verſchieden, wie eine Pflanze ſich auch ändert.“ — Weniger als dieſe Anſichten fiel uns ſein Haß gegen die Türken auf, denn dieſen theilen die Kurden mit den Arabern, und er hat ſich bei den erſteren ſeit dem letzten Kriege noch geſteigert. Abdallah verſicherte uns zu wiederholten Malen, daß ihm der Umgang mit den Osmanlis einen wahren Ekel einflöße und daß er jeden Franken dem türkiſchen Moslem vorziehe.

Als wir in Bucharest den Tod Abdallah's erfuhren, rief unſer engliſcher Freund: „Bei Gott, der Orient hat ſeinen größten Philoſophen verloren!“ und Madame de P ..., eine ehemalige Kunſtreiterin aus dem pariſer Hippodrom, welche dem Hauptquartier in Männerkleidung und als türkiſcher Lieutenant folgte, hätte in Abdallah gern den ſchönſten Mann des Orients und Occidents beweint, wenn nicht ihr letzter, erſt zweitägiger Liebhaber und Zeitgenoſſe zugegen geweſen wäre. Doch konnte ſie ſich nicht enthalten, ihre elegiſchen Gefühle in einem ſeufzenden „Pauvre chat!“ zuſammenzufaſſen.

Dieſe Nekrologe waren überflüſſig, denn die Nachricht vom Tode Abdallah's war, wie ich vor

wenigen Tagen hier in Stambul erfuhr, falſch. Abdallah entging dem Blutbade von Giurgewo. Zwar an Stirn und rechtem Arm verwundet, brach er doch, die Lanze in der einen, die Piſtole in der anderen Hand, durch die umzingelnden Reihen der türkiſchen Soldaten und entkam, Dank den Gazellen-Beinen ſeines arabiſchen Schlachtroſſes. Er wurde verfolgt, aber wie ein Pfeil flog er durch die Beſatzungen der Erdwerke von Slobozia und über die neue Brücke nach Ruſtſchuk, in deſſen Häuſer-Labyrinthe er dem Auge ſeiner Verfolger entſchwand. Er rannte durch das Gedränge des Bazars, durch das Stadtthor, über die Zugbrücke, eine Schreckensgeſtalt für alle, die ihn ſahen; denn von ſeiner Stirn, aus ſeiner Armwunde floß das Blut in Strömen und blieb in ſeinem ſchwarzen Barte, an ſeinem weißen Mantel in großen Flecken hangen. Ohne zu wiſſen, wohin, nur durch einen unbeſtimmten Inſtinct geleitet, ſprengte er immer weiter, den Berg hinan, weiter über die Haide, durch das wilde Thal des Ak-Lom, vorbei an den freundlichen Karawanſeraien, im Dunkel der Nacht durch Rasgrad, immer weiter, bis er bei Morgengrauen in den Lagern der Baſchi-Bozuks vor Schumla Halt machte.

Die wilden Geſtalten ſprangen auf von ihren

Teppichen und Matten, umringten ihn in dichten Haufen und bestürmten ihn mit Fragen. Abdallah erzählte ihnen von der Höhe seines Sattels herab, was in Giurgewo vorgefallen, und sie erhoben ein fürchterliches Geschrei, sie nannten Omer Pascha einen Giaur und Moskow, sie lästerten den Padischah und verfluchten den ganzen Stamm Osman's. Aber als Abdallah sie aufforderte, zu Pferde zu steigen, ihre Waffen zu ergreifen, um ihre Brüder zu rächen und von sich selbst ein gleiches Schicksal abzuwehren, da wurden sie schweigsam, und Einzelne schlichen in ihre Zelte zurück. „Wir vermögen nichts gegen den neuen Krieg!" sagten die Einen, und die Anderen riefen: „Es steht so geschrieben!"

„Hunde, Söhne von Hunden!" schrie Abdallah und wandte sein Pferd. Bei einer Fontaine stieg er ab und dachte zum ersten Male an seine Wunden. Er wusch sie mit frischem Wasser, nahm dann das braun- und gelbseidene Tuch aus Bagdad vom Kopfe, zerriß es in zwei Stücke und band das eine um die Stirn, das andere um den Arm. Er hielt in Schumla nur so lange, als nöthig war, um sein Pferd zu füttern und ausruhen zu lassen; dann, mit einigen Lebensmitteln ausgerüstet, ritt er weiter, den Schluchten und Pässen des Balkan zu.

So ging es tagelang durch die wilden Thäler, über die luftigen Berge, die öden Hochebenen, obwohl seine Wunden brannten, das Blut unter den schlechten Verbänden hervorrieselte und seine Kräfte von Stunde zu Stunde abnahmen. Abseits vom Wege, hinter Gebüschen oder Felsen bemerkte er wohl von Zeit zu Zeit Gruppen jener Baschi-Bozuks, die sich längst in die Gebirge zurückgezogen hatten, um sich auf Kosten der armen Dörfer und der vorbeiziehenden Reisenden zu ernähren, aber er verschmähte es, sie um Hülfe anzusprechen oder sie nach den gemachten Erfahrungen zur Rächung ihrer Brüder aufzufordern. Selbst wenn sie an ihn herankamen und ihm Hülfe und Brod und Wasser anboten, wies er sie zurück. So kam er, elend und erschöpft, am südlichen Fuße des Balkan an, in jener Gegend, die im Sommer schöner als die Gärten des alten Schiras in Rosenschimmer prangt, überdeckt von betäubendem Rosenduft. Denn hier fangen die weiten Rosenfelder an, die Millionen und Millionen Blumenköniginnen tragen, deren Blut das berühmte Rosenöl ist. Wie um die Sage des Morgenlandes von der Liebe Bülbüls wahr zu machen, nisten in den Büschen ringsum zahllose Nachtigallen, die zum Dufte dieser schönen Welt ihre Lieder und melodischen Seuf-

zer miſchen. Als Abdallah kam, war es ſchon ſtille in dieſer Gegend; nur hier und da hing noch ein verwelktes Roſenblatt am Zweige, und die Nachtigallen waren verſtummt; Duft und Leben der Roſen waren bereits in die gewaltigen Flaſchen gebannt, die man in der großen Roſenöl-Niederlage von Antoniadi, Kieſer und Comp. zu Stambul ſehen kann. Aber Abdallah hätte auch den herrlichſten Frühling überſehen, ſeine Sinne ſchwanden, und ſchon halb bewußtlos lenkte er ſein Pferd vom Wege ab, einem weißen Schiftlik (Meierei, Wirthſchaft) zu, den er nur noch wie im Nebel ſah.

Als er aus ſeiner Bewußtloſigkeit erwachte, fand er ſich auf einem weichen Lager von Schaffellen, unter der Pflege eines Franken und eines jungen holdſeligen Mädchens. Der Franke, ein alter Pole und Flüchtling vom Jahre Dreißig, hatte ihn bewußtlos an der Schwelle ſeines Hauſes gefunden und ihn barmherzig bei ſich aufgenommen. Abdallah's Wunden waren ſorgfältig verbunden, und er fühlte ſich unter der Obhut des alten Sarmaten mit dem weißen Schnurrbart, und der jungen Sarmatin, ſeiner Tochter mit den großen dunklen Augen, unendlich wohl, obgleich die Wunden heißer brannten als zuvor und ein arges Fieber ſeinen Leib ſchüttelte.

Viele Tage vergingen, und in dieſen vielen Tagen — wir wollen keine Liebesgeſchichte erzählen, darum ſagen wir es kurz — in dieſen vielen Tagen verliebte ſich der Kurden-Häuptling in die ſchöne Polin. Es wird Jedermann ſo leicht, ſich in eine Polin zu verlieben, um wie viel leichter wird es einem heißen Wüſtenſohne, der von europäiſcher „Flirtation“ nichts weiß. Er fragte ſie kurz und gut, ob ſie nicht mit ihm nach Kurdiſtan gehen und ſein Weib werden wollte, und den Vater fragte er nach dem Preiſe, obwohl es in ſeinem Lande Sitte iſt, ſich ſeine Braut zu rauben und nichts zu bezahlen. Natalie lächelte und hatte keine Luſt, ihre Herrſchaft vielleicht mit noch zwei oder drei anderen Frauen zu theilen — um ſo weniger Luſt, als ihr der ſchöne, ſchwarzäugige, blaſſe Abdallah mit der Geiernaſe und mit ſeinen ſchönen Sprüchen in der That ſehr gefiel. Aber es kam ein Ereigniß dazwiſchen, welches das Gefühl der Polin für Abdallah ſchnell und bedeutend ſteigerte.

Obwohl er noch mit verbundener Stirn und verbundenen Armen auf den Schaffellen lag, ſprang er doch eines Morgens, als er in nächſter Nähe des Hauſes Flintenſchüſſe knallen hörte, wie der Löwe von Kurdiſtan vom Lager auf, ergriff ſeine lange

Flinte und ſeinen Yatagan und eilte vors Haus. Im Innern des Hofes an der Hofmauer ſtand zitternd der bulgariſche Diener des Hauſes, unfähig, ſeine Büchſe zur Höhe der übrigens niedrigen Mauer zu erheben; aber ſtramm und ruhig ſtand der alte Pole da, einen Flintenſchuß nach dem anderen über die Mauer ſendend. Von außen flogen die Kugeln pfeifend herein, dicht an den Ohren des Polen vorbei und in die weiße Mauer des Hauſes. Abdallah ſah bald, daß es ſich hier um einen Räuberüberfall handelte; denn vor dem Hofe ſprengten auf ihren Pferden einige der marodirenden Baſchi-Bozuks aus dem Balkan hin und her, während andere über die Mauer zu klimmen trachteten. Dieſen warf ſich Abdallah entgegen. Mit unglaublicher Schnelligkeit hieb er mit ſeinem Yatagan Einen nach dem Andern auf den Kopf, daß ſie blutig zurücktaumelten. Dann ſprang er auf die Mauer, zielte lange und ſchoß einen der Reiter aus dem Sattel. Die Baſchi-Bozuks erhoben ein wildes Geſchrei, dem Abdallah mit kurdiſtaniſchen Flüchen antwortete. Jetzt ſchien es, als ob ihn Einige aus der Bande erkannt hätten, denn ſie ſtutzten einen Augenblick und ſprengten, da Abdallah die Hofthür öffnete und zu ihnen hinausſtürzen wollte, in möglichſter Eile auf und davon.

Ich wäre der Ueberzahl erlegen, ſagte der Pole, indem er Abdallah's Hand ergriff; du haſt uns gerettet!

Wie du mich! antwortete Abdallah.

Dieſes Ereigniß befeſtigte die Freundſchaft zwiſchen den drei Bewohnern des Schiftlik, und als nun Abdallah, gänzlich geheilt, weiter ziehen ſollte, beredete er ſeine Wirthe, ihn bis Stambul zu begleiten. Dies war ihm um ſo leichter, als der Pole ſchon beſchloſſen, den Schiftlik, den er nur in Pacht hatte, vor dem Winter zu verlaſſen. Dieſer Ueberfall der Byſchi-Bozuks war ſchon der dritte geweſen, und der Pole beſorgte mit Recht, daß mit Eintritt der ſchlechten Jahreszeit die Ausfälle der Räuber aus dem nahen Balkan häufiger, die Gegend noch unſicherer werden könnte.

Die letzten Tage des October ſahen den Polen, Natalien und Abdallah in Stambul. Abdallah konnte ſich nicht entſchließen, hier ſeine Freunde zu verlaſſen. Während der ganzen Zeit der Reiſe und ihres Aufenthaltes in Stambul fuhr er fort, Natalien zu beſtürmen. Er bat und drohte, er ſchrie und weinte vor ihr, ein raſender Roland; ſie weinte und jammerte mit ihm, aber die fromme Polin glaubte es von ihrer Religion geboten, Nein zu ſagen.

Eines Tages, da Abdallah durch die Straßen

Stambuls geht, bemerkt er einen Mann in dunkler Tracht, der ſich tief und ehrerbietig vor ihm verneigt, und er erkennt in ihm einen neſtorianiſchen Prieſter aus ſeiner Heimat am Euphrat. Abdallah iſt erfreut, einen Mann aus der fernen Heimat zu ſehen. Auf die Frage, was ihn nach Stambul geführt, antwortet der Neſtorianer nur ausweichend und in ſichtbarer Verlegenheit. Doch weiß Abdallah, bei welchen Gelegenheiten und zu welchen Zwecken ſchon früher oft Neſtorianer und Jeſſiden, die beiden verfolgten Secten am Euphrat, Abgeſandte nach Stambul geſchickt haben, und nach einigen Fragen iſt ihm auch die Sendung Chawal's, ſo hieß der Prieſter, kein Räthſel mehr. Die Neſtorianer haben gehört, daß jetzt für die Chriſten eine gute Zeit gekommen ſei, daß Franzoſen und Engländer den Rajahs Rechte und Sicherheit verſchaffen, und ſie wollen in ihrem entfernten Winkel nicht vergeſſen ſein, wollen der Gunſt der Zeiten theilhaftig werden — was ſie aber vor Allem wollen, iſt Schutz und Sicherheit vor den räuberiſchen Kurden. Zur Hälfte ſagt das der Neſtorianer, zur Hälfte erräth es der Kurde.

Abdallah ſchießt ein Gedanke durch den Kopf. Chawal, ſagt er, der Arm der Franken reicht nicht bis in unſere Berge, und daß uns der Türke keine

Geſetze vorſchreiben kann, haben wir bewieſen.. Wenn ihr Sicherheit haben wollt, könnt ihr ſie nur von den Kurden ſelbſt erlangen, und wenn du thun willſt, um was ich dich bitten werde, ſo ſchwöre ich dir bei Allah und ſeinem Paradieſe, daß ihr ruhig unter uns leben ſollt.

Chawal hört ihn mit Freude und verſpricht ihm, zu thun, was thunlich iſt. Abdallah, der es längſt wußte, daß an Nataliens Widerſtande nur ihre religiöſen Gefühle ſchuld ſeien, will ſie nun durch eben dieſe Gefühle zum Nachgeben bewegen. Einem chriſtlichen Prieſter, hofft er, wird ſie nicht widerſtehen. Er macht vor Chawal kein Hehl aus ſeiner Liebe, und er fordert ihn auf, hinzugehen und der Chriſtin zu ſagen, daß ſie der Schutzengel ihrer chriſtlichen Brüder am Euphrat werden, daß ſie ſich ihren Segen und den Segen Gottes verdienen kann; daß ſie ein gottgefälliges Werk thue, wenn ſie den Bitten Abdallah's nachgebe — daß ihm aber ihre fernere Weigerung ein Beweis des tiefen Abſcheues ſein werde, den die Chriſten vor dem Moslem hegen, und daß ihre ſämmtlichen Brüder am Euphrat die Strafe für dieſen Abſcheu empfinden ſollen.

Chawal that, wie ihm geſagt ward, und er that es, wie es ſcheint, mit prieſterlicher Geſchicklichkeit;

vielleicht war es auch leichter, die Polin zu überreden, als ſich der naive Sohn Kurdiſtans eingebildet. Genug, Natalie gab nach, nachdem Abdallah geſchworen hatte, nie ein zweites Weib in ſein Zelt zu führen und als Häuptling ſeine ganze Macht zum Schutze der Chriſten ſeines Landes anzuwenden.

Ende November ging die ganze Karawane, beſtehend aus dem alten Polen, ſeiner Tochter, Abdallah, Chawal und ihren Dienern, über den Bosporus und verſchwand ſpurlos im Innern Aſiens. Erſt in dieſem Monate März erhielt man hier in Stambul ein Lebenszeichen von den Verſchwundenen. Es kam ein Brief des alten Polen an einen ſeiner Landsleute, welcher Einzelnes über den Kurden-Aufſtand enthielt und dem Schreiber dieſer Zeilen mitgetheilt wurde. Bei dieſer Gelegenheit erfuhr ich die ganze Geſchichte und dazu, daß ſich Natalie im ſchwarzen Zelte ganz wohl befinde, und endlich, daß Abdallah in ſeiner Heimat geneigtere Ohren und Herzen gefunden als in Schumla, daß er als einer der Haupturheber des kurdiſchen Aufſtandes zu betrachten und an der Spitze mehrerer Horden ſtehe. Omer Paſcha hat wohl nicht geglaubt, daß ſich das aus ſeiner That entwickeln, daß der auf der Donau-Inſel ausgeſtreute Same am Euphrat aufgehen werde.